Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP
30
S94
v.16 2

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 066 830 971

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

-7-

Die Ausbreitung des Bolschewismus

April 1919

Süddeutsche Monatshefte

Vierteljährlich M 5.— * Leipzig und München * Einzelheft M 1.80

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

78 / 38

Digitized by Google

DEUTSCHES ERZEUGNIS

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassungen:

München und Nürnberg

Zweigstellen:

Aichach	Freising	Landshut	Rosenheim
Amberg	Fürth	Lindau i. B.	Schrobenhausen
Ansbach	Garmisch	Neustadt a. Aisch	Schwabach
Aschaffenburg	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwandorf
Augsburg	Ingolstadt	Öttingen	Straubing
Bad Kissingen	Kaufbeuren	Partenkirchen	Sulzbach
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Dingolfing	Landsberg a. L.	Regensburg	Weißenburg i. B.
Erlangen			Würzburg

Aktienkapital: M. 51 000 000 **Pfandbrief-Umlauf: M. 510 000 000**
Reservefonds: M. 31 000 000 **Hypotheken-Bestand: M. 520 000 000**

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

Digitized by Google

Jederzeit **prompt lieferbar** durch Photohändler

„Agfa-Extrarapid"-Platten Höchste Empfindlichkeit Größte Klarheit u. Brillanz

„Agfa-Spezial"-Platten Die deutsche Porträtplatte

Höchste Empfindlichkeit — Großer Belichtungsspielraum — Vollendete Tonabstufung
Mit allen Entwicklern bei ausgezeichneter Klarheit kräftige Deckung leicht erzielbar

Agfa-„Chromo-Isolar"-Platten

Hochempfindlich — Farbenempfindlich — Lichthoffrei (Gratisgelbfilter auf Verlangen)

Agfa-„Chromo-Isorapid"-Platten

Extrarapid — Farbenempfindlich — Lichthoffrei

„Agfa-Chromo"-Platten (Extrarapid) — Gelb-grün-empfindlich

„Agfa-Diapositiv" u. „Isolar-Diapositiv"-Platten

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

Digitized by Google

A.P
30
S.G.U
v.1.62

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang April 1919 Heft 7

Seite

Vorbemerkung 1

Die Bolschewiki in Jalta / Von David Eliasberg 2

Die Weltexpansion des Bolschewismus. Versuch einer Prognose / Von Dr. E. Hurwicz 9

Zur Rechtsphilosophie des Bolschewismus / Von Dr. André de Maday, Professor an der Universität Neuchâtel . . 13

Die Sturmzeichen in den Ententestaaten / Von Arbeiter John A. Walk 19

Der Bolschewismus in der Schweiz / Von Dr. Hans Müller, Vizepräsident des Zentralkomitees des Schweizer Grütlivereins 30

Der Einfluß des Bolschewismus auf die Schweiz / Von Ingenieur E. Lavater 34

Der Bolschewismus in den Ländern der Entente / Von Jean Debrit, Herausgeber von „La Feuille" 39

Seite

Ziel und Weg der modernen Arbeiterbewegung / Von Josef Belina, Beamter des Gewerkschaftsbundes in Bern . . 47

Der Cafard / Von einem Schweizer Arzt 59

Zur revolutionären Bewegung in der Schweiz / Von Alfred Demiani . . . 61

Die letzten Tage der Münchner Kommune / Von Hans von Hentig . . . 66

Russischer und Münchner Bolschewismus / Von David Eliasberg 69

Staatsleben in der Natur / Von Professor Dr. Hans von Buttel-Reepen . 72

Bolschewismus und Christentum / Von Paul Nikolaus Cossmann 75

Rundschau:

Reclams „Weltliteratur" / Von Dr. Josef Hofmiller 80

Reden Buddhas / Von Alfred Mensi-Klarbach 82

Schwind und Mörike 85

Briefe über Bücher / Von Dr. Josef Hofmiller 85

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30692 (nur bis 3 Uhr).
Verlagsleitung: München. Karlstraße 6. Fernsprecher 53728 (nur bis 3 Uhr).

Unabhängig! Parteilos!

Das Ausland

Wochenblatt für Internationale Politik
Herausgeber: Dr. jur. D. Aravandinos

Aus dem Inhalt bereits erschienener Nummern:

Antonio Azpeitua von der „A. B. C." Madrid, Der wahre Völkerbund / Paul Birukoff z. Z. Genf (Biograph Tolstois) / Das Rußland von heute / Dr. Nikos Bees z. Z. Be lin, Das Serbo-Kroatische Reich / Cheskel Zwi z. Z. Berlin, Das jüdische Volk auf der Friedenskonferenz / Jean Debrit, Herausgeber der Feuille, Genf, Das Mißtrauen gegen Deutschland / Prof. Ar. Koussidis z. Z. Luzern, Sozialistenkonferenzen und Menschheitsideale / L. Nicol z. Z. Berlin, Paris und Moskau / Außerdem regelmäßig — Briefe aus dem Ausland

Die Presse des Auslandes, eine umfassende Übersicht der Auslandspresse / **Auslandsschau,** Besprechung der wichtigsten Tagesfragen und Ereignisse / Erscheint jeden Sonnabend / Überall zu haben — Preis 20 Pf. Zu beziehen durch alle deutschen Postanstalten unter Postzeitungsliste Nachtrag 6, Bezugspreis vierteljährlich M. 2.80

Verlag „Das Ausland" (Dr. jur. D. Aravandinos)
Berlin W 35, Genthinerstr. 13 J, Amt Lützow 56

Digitized by Google

Da es von München aus nicht möglich war, sich vom Bolschewismus in den anderen, besonders in den westlichen Ländern ein Bild zu machen, ist unser Mitarbeiter Alfred Demiani, der uns in Friedenszeiten aus Spanien berichtete und während des Krieges für uns in der Schweiz und in der Türkei war, wieder für einige Monate in die Schweiz gegangen und ist dort mit Kennern der revolutionären Bewegungen in Verbindung getreten. Von ihm wurde die Mehrzahl der Aufsätze dieses Heftes in persönlichem Verkehr mit den Verfassern verabredet. So stammen, nachdem im ersten Bolschewismus-Heft hauptsächlich von Rußland berichtet wurde, dieses Mal die meisten Beiträge aus der Schweiz. Es konnte sich nur darum handeln, die besten Kenner zu finden. Der Parteistandpunkt der Verfasser durfte keine Rolle spielen, wenn man sich Verständnis und Kenntnis zum Ziel setzte. Denen, die uns zur Erreichung unseres Zieles bereitwilligst ihre Feder zur Verfügung stellten, obwohl sie den von unsern Monatsheften eingenommenen Standpunkt nicht teilen, fühlen wir uns zu besonderem Danke verpflichtet. Der Standpunkt der Verfasser, ihre Nationalität und Partei, ist aber für ihre Beurteilung der Zukunftsaussichten des Bolschewismus so wesentlich, daß wir dieses Mal jedem Beitrag einige Worte über die Persönlichkeit des Verfassers vorausschicken. Um die Urteile richtig zu bewerten, muß der Leser das kennen, was die Astronomen den „persönlichen Fehler" des Beobachters nennen. Hingegen fühlen wir uns nicht weise genug, um den Verfassern ins Wort zu fallen und nicht berechtigt, denjenigen, die wir sprechen lassen, da zu widersprechen, wo wir ihre Ansichten für falsch halten, oder gar unsere Leser mit hohlen Nüssen wie der „Wahrung des redaktionellen Standpunktes" zu speisen. Mögen die Mitarbeiter ihre Sache sagen, wie wir unsere Sache sagen, solange wir überhaupt etwas sagen. Daß wir uns der bolschewistischen Zensur nicht unterwerfen und daher in Zeiten, in welchen die Druckereien von Bolschewisten besetzt sind, schweigen, werden unsere Leser verstehen.

Besondere Beachtung glaubten wir den in der Schweiz herrschenden Auffassungen widmen zu müssen. Es scheint, daß dort alle Parteien weit eher fähig sind als in andern Ländern, den Vorgängen der Zeit gegenüber eine besonnene Haltung einzunehmen[1]).

[1]) So hat, wenn anders die Schweizer Zeitungen gut berichtet sind, der zurzeit in Rußland weilende, als Vertreter des Bolschewismus in der Schweiz bekannte Nationalrat Platten, von dem im folgenden noch die Rede sein wird, zu Landsleuten gesagt: „Eine so miserable Regierung, wie sie jetzt in Rußland besteht, kann sich nicht mehr lange halten; sie wird in sich selbst zusammenstürzen .... Lenin ist ein Fanatiker, seine Gehilfen aber Verbrecher und Mörder."

Digitized by Google

Die Bolschewiki in Jalta.

Wir beginnen mit den Aufzeichnungen eines Russen, der uns noch einmal in das Heimatland des Bolschewismus führt, dieses Mal an die Peripherie des ehemaligen Russischen Reiches. Er war Abiturient eines Gymnasiums, als er zum Militär eingezogen wurde und kam in eine Offiziersschule, der er bei Ausbruch der Revolution noch angehörte.

Trüber Oktobermorgen des Jahres 1917. Ein Kabinett im belagerten Winterpalais zu Petrograd. Kerenskij ist soeben nach einem Vororte abgereist, um Verhandlungen mit den Aufständischen zu führen.

Der gesamte Ministerrat ist versammelt.

Da tritt ein blonder, schlanker „Junker“[1]) auf den Kerenskij vertretenden Minister Kischkin zu und steht stramm, die Hand am Mützenrand: „Herr Minister! Alle Junkerschulen sind bereit, die provisorische Regierung bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen, falls sie klare Befehle erhalten.“ Er erhält aber den von einem bedauernden Achselzucken begleiteten Befehl zur Kapitulation. Der ist übrigens unnötig: durch einen Nebeneingang sind bereits Soldaten und Zivilpersonen in das Palais eingedrungen. Gewehrkolben zertrümmern die kostbaren Trumeaux, Bajonette durchbohren Zaren- und Großfürstenbildnisse. In wenigen Minuten wird der Ministerrat verhaftet und in die Peter-Pauls-Festung abgeführt.

Wohl zu gleicher Stunde ward das Schicksal der Regierungstruppen auch in Moskau und bei uns, in K...., besiegelt. Überall das gleiche Bild: als einzige Stütze der Regierung ein Häuflein Junker, ein Bataillon Kosaken, hin und wieder (wie in Petersburg) ein Frauenbataillon. Als militärischer Leiter — überall sogenannte „Kerenskij-Generäle“ — Herren, die sehr gut eine zwischen rechts und links schwankende Politik zu treiben verstanden, aber zu energischem Auftreten absolut unfähig waren.

Die ....er Junkerschule, der ich zu dieser Zeit angehörte, war zur Verteidigung des Stabes kommandiert worden. Nach sechstägiger Belagerung verließen wir mit einem tschecho-slowakischen Bataillon, das sich übrigens neutral verhielt, die Stadt. In einigen Tagen darauf wurden wir von der neuen ukrainischen Regierung beurlaubt.

Ich faßte den Entschluß, in die Krim zu reisen, wohin, Gerüchten zufolge, der Bolschewismus noch nicht gedrungen war.

Ich hatte mich nicht getäuscht: Nach meiner Ankunft in Jalta hatte ich genau das gleiche Gefühl, wie einst bei einer Durchquerung des Gotthardtunnels, als ich aus einer trüben Regenlandschaft in die blühendste Sonne geriet.

Die Krim war noch der provisorischen Regierung ergeben, die militärische Macht war — in Jalta — in Händen einer tatarischen Dragonereskadron, und, da die tatarische Bevölkerung absolut antibolschewistisch gesonnen war, ließ das elegante Badepublikum sich's gut gehen, dachte an nichts und fühlte sich genau so wohl, wie in den Tagen, als noch Zar Nikolaj II. in Livadia die schönen Sommermonate verbrachte und hin und wieder, von einem glänzenden Gefolge umgeben, in Jalta erschien.

Auch die Anwesenheit der alten Zarin, die mit Nikolaj Nikolajewitsch und anderen Großfürsten ihr Exil im Schlosse Djulber (in der Nähe von Jalta) verbrachte, übte einen gewissen monarchistischen Zauber aus.

Zwar kam mir manchmal das Ganze — ungeachtet der strahlenden Krimsonne

[1]) In Rußland Offizierschüler.

Digitized by Google

— etwas gespensterhaft vor: diese Offiziere mit den Abzeichen von Garderegimentern, deren Mannschaften sich längst, plündernd und sengend, zerstreut hatten; diese reichen Gutsbesitzer, deren Güter an der Wolga schon von den Bauern aufgeteilt waren; diese Petersburger und Moskauer Finanziers, deren Papiere vielleicht gerade jetzt durch irgendein Dekret für ungültig erklärt wurden.

In einer der nächsten Nächte ereignete sich ein Vorfall, der die schöne Stimmung einigermaßen trübte: ein Matrosentrupp plünderte einige der prächtigen Juwelierläden am Kai. Aber da am folgenden Tage eine Abordnung der Matrosen bei der Stadtverwaltung erschien und bat, das Ereignis als ein trauriges Mißverständnis zu betrachten, beruhigte man sich bald wieder. Kein Wölkchen trübte den in grünlichem Schimmer strahlenden Horizont.

In den großen Hotels floß der Champagner, man spielte um unglaubliche Einsätze ganze Nächte hindurch Karten, besuchte die von einer berühmten Petersburger Balletteuse veranstalteten Tanzdivertissements und flirtete am Kai ruhig weiter.

Einige ängstliche Gemüter wurden zwar durch das Erscheinen neuer Kriegsschiffe der Schwarzenmeer-Flotte beunruhigt, die hin und wieder an der Mole anlegten. Manche Offiziere machten auch den Vorschlag, auf jeden Fall eine Weiße Garde zu organisieren. Ernstlich dachte aber kein Mensch daran.

Umsomehr wunderte es mich, eines Abends Anfang Januar 1918 im Vestibül eines der großen Hotels die elegante, aber etwas schmächtige Gestalt eines jungen Offiziers zu erblicken, der, das Gewehr am Fuß, Posten stand.

Ich wurde auf dem Heimwege von ihm eingeholt. Er ging auf mich zu und stellte sich mir als „J..., Offizier der Leibkosakenkompagnie Ihrer Kaiserlichen Majestät, der Zarin" vor. Ein Blick auf seinen rechten Ärmel belehrte mich, daß er im Kriege sechsmal verwundet war[1]). Nach einigen Minuten wurde mir außerdem klar, daß ich es mit einem stark neurastheniſchen, vielleicht auch kranken Menschen zu tun habe.

„Ich stand im Hotel Posten, da dort einige meiner Bekannten wohnen — und man kann ja in solch einer Zeit nie wissen, nicht wahr?" — erklärte er mir.

Einige Zeit gingen wir schweigend nebeneinander.

„Ich habe vor zwei Monaten einen Selbstmordversuch begangen," sagte er plötzlich; „ich bin nun froh, daß die Kugel meiner Lunge nicht viel geschadet hat. Vielleicht läßt sich das Leben im Kampfe gegen diese Hunde doch besser verwerten."

Bald darauf trennten sich unsere Wege. Wie man mir später erzählte, hatte J... zwei seiner Brüder durch die Revolution verloren: der eine tötete sich kurz nach dem Umsturze, der zweite wurde von Soldaten seiner Kompagnie erschossen.

Am 5. Januar liefen zwei Torpedoboote in den Hafen ein. Wie gesagt, war das an sich nichts Außergewöhnliches, aber die Gesichter der Matrosen, die sich in kleinen Trupps auf dem Kai hin und her bewegten, ließen nichts Gutes ahnen. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, die Bewohner des Scholemà-Viertels (eines von dunklen Existenzen bewohnten Stadtteils) seien sämtlich bewaffnet und für die nächsten Tage stände Trauriges in Aussicht.

Im Morgengrauen des 8. Januar wurden wir von Kanonendonner geweckt. In der Nacht hatten Matrosen und Scholemà-Banditen die Dragonerpatrouillen überrumpelt und die Post, sowie die Banken besetzt.

Die gesamte Eskadron, unter Führung des Fürsten Obolenskij, hatte sich in

[1]) In der russischen Armee wurden am Ärmel Tressen, die die Zahl der Verwundungen bezeichneten, getragen.

Digitized by Google

den gebirgigen, meist von Tataren bewohnten Stadtteil Derekoy zurückgezogen und wurde von den Schiffen aus beschossen. Der Artilleriekampf dauerte sechs Tage lang.

Die Bolschewiki erhielten Verstärkung: es liefen noch zwei Torpedoboote und ein kleiner Kreuzer ein, die sich am Bombardement beteiligten.

Da den Dragonern nicht beizukommen war, begann man von den Schiffen aus die Stadt zu beschießen. Hauptsächlich hatte man es auf die luxuriösen Hotels am Kai abgesehen. Eins nach dem andern wurde arg zerschossen, das größte — „Rossija" — in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Bewohner, darunter Ex-Minister Ssasonow, flüchteten in den Keller, aus welchem sie aber verscheucht wurden, als ein Geschoß ein Wasserleitungsrohr beschädigte, und der Keller sich mit Wasser zu füllen begann.

Auch Sanatorien für Lungenkranke wurden nicht geschont.

Gleichzeitig bemächtigte sich die Rote Garde der Stadt. Die von den Bewohnern in den Hotels zurückgelassenen Sachen, — deren Wert in viele Millionen ging —, wurden geraubt.

Um Jalta nicht völliger Vernichtung preiszugeben, verließen die Dragoner ihren letzten Stützpunkt und begaben sich in das gebirgige Innere der Krim, wo sie, inmitten einer ihnen freundlichen tatarischen Bevölkerung, von Felsen umgeben, in völliger Sicherheit waren.

Sämtliche in Jalta wohnenden Offiziere hatten sich schon längst in Zivil gekleidet; wenigen gelang es auch, in die Berge zu entkommen. Wen man aber packte und erkannte, — der wurde auf die Mole abgeführt, vollständig entkleidet und erschossen. Dann band man große Steine an die Füße der Leichen und versenkte sie auf den Meeresgrund. Als später ein Taucher die Leiche eines Offiziers suchen sollte, wurde er beim Anblick der vielen stehenden, nackten, vom Wellenschlage leise hin und her bewegten Toten wahnsinnig.

In Jalta fanden in diesen Schreckenstagen über 70 Offiziere auf diese Weise den Tod.

Ich verbrachte die Tage des Bombardements in der Wohnung eines mir befreundeten jungen Ehepaares. Dorthin war außerdem aus einem Hotel eine Petersburger Familie geflüchtet. In den ersten Tagen blieben wir von Überfällen verschont. Am 5. Tage erschienen vier bis an die Zähne bewaffnete Soldaten.

„Sind Waffen im Hause?"

„Nein." —

„Ja, das sagt ihr Burshui[1]) immer so, aber nachher schießt ihr doch aus den Fenstern auf uns."

„Glaubt ihr, wir würden so wahnsinnig sein, unser Leben unnütz aufs Spiel zu setzen?"

„Na, das würden wir euch auch nicht raten. Wer ist hier Wirt?"

Unser junger Hausherr meldet sich. Zwei Soldaten suchen in seiner Begleitung die Zimmer ab, die übrigen bleiben — die Gewehrläufe auf uns gerichtet — zurück.

Plötzlich ertönt aus einem der Zimmer ein gellender, wutersüllter Schrei. Die Soldaten schleppen mit von Haß verzerrten Gesichtern unsern Wirt auf uns zu. Er war so leichtsinnig gewesen, seine Browningpistole hinter einem Schranke verborgen zu halten.

---

[1]) Schimpfname für Bürger. Aus dem französischen „Burgeois" entstanden.

Digitized by Google

„Hände hoch!"

Wir stehen mit erhobenen Händen an der Wand. Vier Flintenläufe sind auf uns gerichtet. Dann fassen die Soldaten den Entschluß, den Hausherrn und seine Frau auf die Mole abzuführen. Vorher wollen sie noch die übrigen Räume durchsuchen.

Sie verschwinden im Keller und ... kehren in zehn Minuten mit strahlenden Gesichtern zurück: sie sind auf einen Koffer gestoßen, in dem sich etwa 8000 Rubel in bar und viele Schmucksachen befanden. Sie hatten die Taschen gefüllt und verließen nun in gehobener Stimmung das Haus.

Am 16. Januar hörte endlich der Kanonendonner auf; wir konnten aufatmen. Die Stadt bot ein trauriges Bild: die Straßen mit Schutt bedeckt, die Läden demoliert und ausgeplündert, die Fensterscheiben von Kugeln durchbohrt.

An Stelle des eleganten Badepublikums flutete am Kai eine große Menge von Matrosen mit ihren Damen und anderes lichtscheues Gesindel hin und her.

Unsere neuen Machthaber rasten auf mit Maschinengewehren versehenen Automobilen vorbei.

Auch die Badegäste wagten sich nur vereinzelt auf die Straßen. In trauriger Vermummung: eine Gräfin von einer Köchin nicht zu unterscheiden.

Wir wurden nun vom „Jaltaer Arbeiter- und Soldatenrat" regiert, der sogleich Kommissäre ernannte. Lauter sehr bemerkenswerte Persönlichkeiten.

Vor allem der Vorsitzende des Sowjets, Matrose Ignatenko. Lang, hager. Ein grausames, wohl nie von einem Lächeln erhelltes Sträflingsgesicht. Er soll eigenhändig viele Offiziere auf der Mole erschossen haben.

Der populärste und bestgehaßte: Neratow. Mittelgröße, gedrungene Gestalt. Glattrasiertes, blasses Gesicht — halb Zuhälter, halb Clown. Er gab selbst zu, Sohn eines Gendarmerieobersten zu sein.

Dann der einzige, der wenigstens den Lebenslauf eines Revolutionärs hinter sich hatte: Tennenboim. Er sah wie ein kleiner Schuster aus dem jüdischen Osten aus. Hatte Anno 1905 den berühmten „Potjomkin-Aufstand" in Odessa mitgemacht und war dann in Sibirien gewesen.

Der Kommissar für Unterricht — Kobiljanskij. Tuberkulös. Eine riesige Mähne über einem kreideweißen Gesicht. Hatte als Emigrant in Rom gelebt, in sozialistischen Blättern geschrieben, an einem Buche über den heiligen Franz von Assisi gearbeitet. Dann verwies ihn die italienische Regierung des Landes.

Frauen gab es zwei: Selenskaja, eine alte Vettel, die persönlich von einem Kriegsschiffe aus die Beschießung der Stadt geleitet hatte, und Trofimowa, eine 18jährige Gymnasiastin.

Das Verhör der festgenommenen Offiziere leiteten: Enjakow, ein von der Petersburger Presse längst entlarvter schwerreicher Erpresser, und die erwähnte Trofimowa.

Die Segnungen des neuen Regimes ließen nicht lange auf sich warten. Fast jede Nummer der Zeitung, die jetzt den stolzen Namen „Jaltaer Kommune" führte, brachte neue Dekrete und Verordnungen, die ebenso lapidar, wie ungrammatikalisch abgefaßt waren.

Gleich am ersten Tage wurde über die Stadt eine Kontribution von nicht weniger als zwanzig Millionen Rubel verhängt.

Falls diese Summe in bar innerhalb 48 Stunden dem Sowjet nicht ausgezahlt würde, „übernehme dieser keine Verantwortung für etwaige Ausschreitungen seitens des gereizten Proletariats". Als man den Leuten klarmachte, daß solch eine Summe im entferntesten nicht aufzutreiben sei, wurden zwar

Digitized by Google

einige reiche Gutsbesitzer festgenommen, der Termin aber auf einige Tage verschoben. Das wiederholte sich einige Male, und schließlich mußte sich der Sowjet mit 1½ Millionen begnügen.

Dann wurden die Auszahlungen in den Banken auf 60 Rubel pro Woche herabgesetzt und Guthaben über 10 000 Rubel vom Sowjet konfisziert. Doch ließ sich mit Bestechungen manches erreichen.

Ein Dekret verordnete die Sozialisierung aller Güter, Häuser, Hotels, Apotheken usw.

Kommissar Kobiljanskij verkündete der Schuljugend in einem hochtrabenden Dekret, in welchem er Leonardo da Vinci erwähnte, vollste Selbstverwaltung.

Alle Gerichtsbehörden wurden aufgelöst und statt ihrer ein „Revolutions-Tribunal" gegründet. Ich hatte Gelegenheit, einer Verhandlung in diesem merkwürdigen Institute beizuwohnen, nämlich dem Prozesse der Gräfin Tolstoi (die allerdings während der Verhandlung mit „Bürgerin Tolstoi" bezeichnet wurde).

Das Verbrechen dieser 73jährigen, herzkranken Dame bestand darin, daß sie ihren Schmuck (der Millionenwert hatte) nicht gutwillig abgegeben hatte, wie ein Dekret es erheischte. Man hatte die Sachen bei ihr in einem Versteck gefunden und konfisziert.

Das Bild dieser Verhandlung war einzigartig. Sie fand im Stadttheater statt. Da dem Publikum freier Eintritt erlaubt war, nahm der ganze Adel (zwar in unscheinbarster Tracht) das Parkett ein.

Auf der Bühne befanden sich: die Kommissäre Neratow und Ignatenko, die Angeklagte — eine blasse Greisin im Silberhaar —, die vom Sowjet ernannten Geschworenen (5 oder 6 Arbeiter, darunter auch Frauen), und viele stark bewaffnete Matrosen.

Ignatenko war Vorsitzender, Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und Zeuge in einer Person. Er eröffnete die Verhandlung, indem er die „Bürgerin Tolstoi" aller möglichen Verbrechen gegen das leidende Proletariat beschuldigte und strengste Bestrafung beantragte.

Jedermann aus dem Publikum war berechtigt, eine Anklage- oder Verteidigungsrede zu halten. Zur Anklage meldete sich niemand, zur Verteidigung der alte Kammerdiener der Gräfin und ein junger Offizier.

Ersterer repräsentierte mit seinem silberweißen Backenbart den Typus eines würdigen Dieners aus einem alten Adelsneste. Er erzählte, wie gut die Gräfin die Dienerschaft immer behandelt, wieviel sie der Wohltätigkeit geopfert habe.

Der Offizier (natürlich in Zivil) trat gleichfalls in bewegten Worten für die Befreiung der armen alten Frau ein. Tosender, nicht endenwollender Beifall des Publikums, trotz der Wut, die sich auf den Gesichtern der Kommissäre malte.

Dann hatte die Angeklagte das Wort: „Ich bin alt und krank, konnte den Schmuck selbst nicht brauchen, hatte ihn für meinen kleinen Enkel aufbewahrt." Darauf Kommissar Neratow: „Um so schlimmer. Wir werden nicht nur die Bourgeoisie, sondern auch ihr Otterngezücht ausrotten."

Der Spruch der Geschworenen lautete auf ein Jahr Gefängnis. Die Gräfin wurde von Matrosen umringt und in einem Automobil abgeführt.

So folgte eine Woche der andern. Da die „Taurische Republik" (wie der Name der Krim nun lautete) vom übrigen Rußland abgeschnitten war, kamen Zeitungen selten und mit großer Verspätung an. Dafür grassierten die abenteuerlichsten und unwahrscheinlichsten Gerüchte in großer Menge. Schlimme Nachrichten erhielten wir aus Sewastopol: dort hatten die Bolschewiki eine

Digitized by Google

„Bartholomäusnacht" veranstaltet und viele Marineoffiziere und Kaufleute abgeschlachtet.

Jetzt mußten auch wir uns auf eine solche Möglichkeit gefaßt machen. Diese Erwartung einer schrecklichen Nacht raubte den armen Badegästen vollends die Ruhe. Außerdem waren sehr viele — da die Auszahlungen aus den Banken lächerlich gering waren — fast mittellos. Man mußte sich nach Erwerb umsehen. Der Sowjet nützte die Situation aus, und Neratow ermahnte in jeder seiner Reden die Intelligenz „in die Arme der wahren Demokratie zu eilen", d. h. Stellungen in den Sowjetbehörden anzunehmen. Dieser Aufforderung leistete fast niemand Folge. Man zog es vor, schwerste Arbeit zu tun. Einige früher schwerreiche Leute wurden Lohnfuhrwerker, andere Nachtwächter. Man verkaufte Kleider und Schmuck.

Der Adel ist in Rußland von jeher viel demokratischer, viel volkstümlicher als anderswo. Man fand sich in die neue Lage mit größter Würde und Seelenruhe.

Allmählich wurde es Frühling. Mandelbäume und Glyzinien standen in Blüte. Aber niemand dachte an Ausflüge in die herrliche Umgebung. Das Publikum irrte am Kai herum, bildete Gruppen und flüsterte sich Schreckensgerüchte zu.

Wir erhielten die Nachricht vom Brester Frieden. Später vom Vormarsch der deutschen Truppen. In Sewastopol organisierten die nun arbeitslosen Hafenarbeiter einen Aufstand gegen den Sowjet, der aber im Keime erstickt wurde. Auch flüsterte man sich zu, die Tataren hätten die Absicht, von den Bergen herabzusteigen.

Der Sowjet wurde von Tag zu Tag nervöser. Belagerungszustand wurde dann und wann über die Stadt verhängt, am nächsten Tage wieder aufgehoben. Die Rote Garde wurde fast täglich alarmiert und sprengte mit roten Fahnen, die die Aufschriften: „Nieder mit dem Kapitalismus! Tod der Bourgeoisie!" trugen, hoch zu Roß, durch die stillen Straßen.

Inzwischen wurden Charkow und Jekaterinoslaw von deutschen Truppen besetzt, die sich auch der Taurischen Republik zu nähern begannen.

Die Sowjetregierung in Simferopol (der ein Lette namens Jean Miller vorstand) erließ Kundgebungen, in welchen sie zum Schutze der Errungenschaften der Revolution anfeuerte.

Auch bei uns in Jalta wurde eine Mobilmachung aller Soldaten und Offiziere verkündet. Da aber die Soldaten dem Sowjet erklärten, sie verspüren wenig Lust zum Schutze seiner Errungenschaften, und da es unmöglich war, die Offiziere allein in den Kampf zu schicken, wurde die Mobilisierung wieder aufgehoben.

Anfang April wurde der Perekop-Isthmus, der die Krim mit dem Festlande verbindet, gleichfalls besetzt. Deutsche Unterseeboote tauchten an dem südlichen Ufer der Krim auf.

Die Atmosphäre bei uns wurde nun drückend schwül.

Der Belagerungszustand war permanent: niemand durfte sich nach 8 Uhr bei Todesstrafe auf den Straßen zeigen.

Da Jalta der südlichste Punkt der Krim ist, gab es für die Bolschewiki keine Möglichkeit zu entrinnen; der Seeweg stand allerdings offen, aber auch er war — da auf dem Schwarzen Meere deutsche Schiffe patrouillierten — sehr unsicher.

Um sich für die Zukunft zu sichern, erklärte Neratow auf einem Meeting, er

Digitized by Google

sei überhaupt nie Bolschewik gewesen, sondern gehöre keiner Partei an. Auch die übrigen Kommissäre erwogen die Möglichkeit, sich aus dem Staube zu machen.

Am 9. April wurde Simferopol (das sich in etwa 100 Kilometern von Jalta befindet) besetzt. Bei uns landeten zwei Transportdampfer, die die Sowjetleute aufnehmen sollten.

Es war vorauszusehen, daß sie die Stadt nicht verlassen werden, ohne Unheil anzurichten.

Die umliegenden Dörfer fielen zuerst der Rache zum Opfer: ein Blutbad wurde veranstaltet, tatarische Häuser geplündert und zerstört.

Es vergingen noch einige bange Tage.

Am 16. wurde endlich das gesamte Eigentum des Sowjets (das aus geraubten Geldern und Wertsachen bestand) auf den Dampfern verstaut.

Der Belagerungszustand wurde verschärft: wer sich nach 6 Uhr abends auf der Straße zeigte, sollte füsiliert werden.

Beklommenen Herzens verbarrikadierte sich die Bevölkerung in den Häusern.

Ich verbrachte die Hälfte dieser denkwürdigen Nacht mit meinen Freunden auf dem flachen Dache unseres Hauses.

Tiefblauer südlicher Sternenhimmel. Unter uns das Meer. An der Mole konnte man im hellen Mondschein die Silhouetten der unter Dampf stehenden, zur Abfahrt bereiten Schiffe erkennen.

Ab und zu fielen Schüsse.

Dann hörte man das Gejohl betrunkener Matrosen.

Die erwartete „Bartholomäusnacht" blieb auch diesmal aus, aber diese Nacht hatte doch neue Opfer gefordert.

Einige Offiziere waren ermordet worden. Darunter auch J..., der sich mir damals so unvermutet vorgestellt hatte.

Man hatte ihn mit Achselstücken, die den Namenszug der Zarin trugen, angetroffen und auf der Mole erschossen...

Am nächsten Morgen überzeugte mich der erste Blick aus dem Fenster, daß uns Erlösung gekommen war. Die Schiffe waren weg.

Um 3 Uhr trafen die ersten deutschen Vorposten ein, in der Nacht größere Truppenteile.

Nach einigen Tagen wurde eine Gedenkfeier für die unschuldigen Opfer auf der Mole abgehalten. Eine unabsehbare Menschenmenge nahm die Mole ein, die von Rosen und Glyzinien, deren Duft sich mit Weihrauch mengte, überladen war.

Manche starrten ins Wasser: es hieß, man könne an hellen Tagen die Umrisse der Leichen in der klaren Flut unterscheiden. David Eliasberg.

Zufällig ist der Verfasser, der diesen Bericht auf Grund der frischen Eindrücke vor einigen Monaten für uns aufzeichnete, in München gewesen, während man den Versuch machte, den Bolschewismus hier einzuführen. Der Leser findet seine Münchener Eindrücke an einer späteren Stelle dieses Heftes.

Digitized by Google

Die Weltexpansion des Bolschewismus.

Versuch einer Prognose.

Von Dr. E. Hurwicz in Berlin.

Der Verfasser, ein in Berlin lebender Russe, ist u. W. Demokrat; er hat (bei S. Fischer in Berlin) ein Buch „Rußlands politische Seele" herausgegeben und ist unsern Lesern als hervorragender Kenner der russischen Parteiverhältnisse aus dem ersten Bolschewismus-Heft bekannt.

Die künftige Ausbreitung des Bolschewismus in der Welt ist eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, die alle andern weit hinter sich zurückläßt. Diese Frage drängt sich täglich Tausenden, ja Millionen von Menschen auf. Sie wird von ihnen zumeist in rein gefühlsmäßiger Art beantwortet. Und hierbei überwiegt wiederum das Gefühl, als sei der Bolschewismus ein reißender Strom oder doch zumindest eine geistige Welle von übergroßer Ansteckungskraft oder doch endlich eine unabwendbare, eine neue Aera der Menschheit einleitende, sozialistische Reaktion auf den Weltkrieg, die, ob schnell oder langsam, aber jedenfalls sicher die ganze zivilisierte Welt überfluten wird. Gegenüber diesen gefühlsmäßigen Prognosen sei — mit zumindest doch dem gleichen Recht — einmal der Versuch einer verstandesmäßigen Erfassung des Problems hier unternommen. Freilich mehr als um den Versuch einer Prognose kann es sich hierbei nicht handeln. „Der Mensch — sagt einmal der berühmte französische Psychiater Brierre-du-Boismont — ist ein so schwankendes Wesen, daß man auf ihn keinen feststehenden Satz bauen kann." Um wie mehr muß das von einer sozialen Gemeinschaft gelten, wo es sich um eine Mehrheit und Verschiedenheit menschlicher Individuen handelt; um wie mehr noch von einer Prognose über diese Gemeinschaft. Und doch drängt die Zeit; eine Antwort auf jene Frage zu suchen, ist uns allen ein unabweisbares seelisches Bedürfnis geworden; und nicht minder stark und, wie gesagt, berechtigt ist das Verlangen, für diese Antwort objektive, von unseren Wünschen unabhängige Unterlagen zu suchen. Im Mittelpunkt unserer Betrachtung müssen naturgemäß Rußland und Deutschland stehen. Rußland als das Ursprungsland des Bolschewismus. Deutschland als seine eventuelle Durchgangszone. Die ganze Geschichte der Ausbreitung des Bolschewismus in Rußland kann und braucht, gemäß dem Vorwurf unserer Ausführungen, hier nicht wieder aufgerollt zu werden. Aus dieser Geschichte sind vielmehr seine wesentlichen Entwicklungsmomente zu entnehmen, die als Komponenten der Vergleichung, um die es sich hier handelt, oder als Analogien in Betracht kommen. Als solche entscheidenden Momente erscheinen mir: die nationalpsychologische Verankerung des Bolschewismus; seine Ausbreitung entgegen der bestehenden Regierungsgewalt; seine Ausbreitung entgegen der bürgerlichen Gesellschaft.

In erster Beziehung stellt der russische Bolschewismus, wie ich an einer andern Stelle[1]) näher ausgeführt habe, den Orgasmus aller hervorstechenden Eigenarten des russischen Nationalcharakters (und der russischen Geschichte) dar: der Traditionslosigkeit, eines gewissen Hangs zur Anarchie und jener eigentümlichen Zusammenwirkung religiöser, moralischer und künstlerischer Anlagen, die auch in der Politik — im politischen Fanatismus fortwirkt und den sozialen Utopismus aus allen diesen drei Quellen nährt.

[1]) Schmollers Jahrbuch, 1918, S. 375 ff., anläßlich der Besprechung von Hoetzschs „Rußland".

Digitized by Google

Liegt in diesem Faktor ein unzweifelhaftes volkspsychologisches Moment, das zumindest doch in dem Stärkegrad der ganzen Bewegung zum Ausdruck kommt, so handelt es sich bei dem oben erwähnten zweiten Faktor der Ausbreitung des Bolschewismus um einen rein dynamischen Vorgang. Es handelt sich da, wie wir jetzt in rückschauender Betrachtung genau erkennen, um eine unverzeihliche Unterlassungssünde der ersten russischen Regierung[1]), die den ersten Anfängen der bolschewistischen Bewegung nicht durch geeignete gesetzgeberische Maßnahmen vorbeugte und dann bei deren Weiterentwicklung nicht mit dem nötigen militärischen Nachdruck begegnet und dadurch auf sich eine Unterlassungssünde von weltpolitischem Ausmaß geladen hat, deren mildernde Umstände nur in der kurzsichtigen Haltung der verflossenen deutschen Regierung liegen, die der bolschewistischen Propaganda in Rußland in ihren vielversprechenden Anfängen hat jede Hilfe angedeihen lassen.

In diesem Punkte liegt aber auch zweifellos eine Analogie zwischen der russischen und der deutschen Entwicklung vor, die denn auch einer richtigen Voraussage über die letztere zugrunde gelegt worden ist. Bereits im ersten Anfangsstadium der deutschen Revolution warnte Hans Vorst in einem öffentlichen Vortrag über Bolschewismus die deutsche Regierung vor der Wiederholung der kunktatorischen Politik der Kerenski-Regierung, die mit der Ergreifung sozialistischer Maßnahmen zögerte und dadurch das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der revolutionären Massen hervorrief oder, sagen wir lieber, den Bolschewiki ihre Propaganda erleichterte. Diese Prognose hat sich in der Tat bewahrheitet. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der kommunistische Aufstand, den wir jetzt erleben, mit dieser Unterlassung der deutschen Revolutionsregierung zusammenhängt, und letztere hat ihn denn auch, aus dieser Erwägung heraus, mit der Ankündigung der bekannten Sozialisierungsmaßnahmen und Anerkennung der Arbeiterräte als ständige wirtschaftliche Institution, die auch „in der Verfassung verankert" werden soll, eiligst beantwortet.

Schon hier aber sehen wir den Unterschied des herrschenden deutschen Sozialismus von dem russischen. Der Aufruf „An das arbeitende Volk", in dem die Regierung jene Maßnahmen kundgab, schloß mit den Worten „Das ist Sozialismus". Aber es ist klar, daß es sich hier nicht um kommunistischen Sozialismus à la russe, sondern um Staatssozialismus handelt. Die Arbeiterräte ferner wurden als wirtschaftliche, nicht als politische Einrichtung anerkannt. Denken wir uns aber selbst einen Augenblick, daß die Arbeiterräte auch als politische Einrichtung „in der Verfassung verankert" und geregelt werden sollten, so würde damit doch nicht jener psychologische Beigeschmack der Anarchie verbunden sein, der dem russischen Begriff der „Diktatur" anhaftet. Hier würde sich eben die Wirkung nationalpsychologischer Eigentümlichkeiten zeigen. Dem Deutschen ist nur ein Rechtszustand begreiflich, der in strengen Gesetzesparagraphen ausdrückbar und ausführbar ist. Einem so geregelten Kommunismus würde die anarchische Spitze abgebrochen werden. Aber um so schneller würde

[1]) Man spricht hierbei allgemein von der Schuld Kerenskis. Indessen trifft die Verantwortung — wie ich den durchaus zuverlässigen Mitteilungen einer bestens informierten, hochstehenden russischen Persönlichkeit entnehme — nicht in geringerem Grade auch Zeretelli (Zeretelli war ja überhaupt der spiritus rector der Regierung, während Kerenski nach außen hin handelte), während Tscheidze für eine Unterdrückung der Anfänge des Bolschewismus mit Gewalt war. Alle Anregungen in dieser Richtung scheiterten aber an Zeretelli, der in seiner Humanität befangen war und den Ratgebern antwortete: „Beruft Versammlungen ein und sucht die Bolschewiki zu überreden, aber Gewalt — nein!"

Digitized by Google

man sich im Lande überzeugen, daß der dann notwendig eintretende Tiefstand, sowohl im Sinne der Produktion wie der Distribution, nicht auf Mißbräuche des Systems, sondern auf dieses selbst zurückzuführen wäre.

Eine andere, für die eventuelle Weiterentwicklung des Bolschewismus in Deutschland äußerst wichtige nationalpsychologische Eigentümlichkeit liegt in dem Charakter der Bürgerschaft. Während Rußland, das ja überhaupt, wie ich an der genannten Stelle näher begründete, vom Standpunkt einer organischen Entwicklung, in allen Beziehungen „das Land ohne Mitte" darstellt, auch keinen historisch fest erwachsenen und seelisch selbstbewußten Mittelstand besitzt, ist das deutsche Bürgertum aus historischen Gründen sowohl als kraft des dem deutschen Charakter so eigentümlichen Berufsbewußtseins eine soziale Macht, die zu allem Widerstand fähig und bereit ist. Auch Hans Vorst hat, aus der gleichen Erwägung heraus, in seinem bereits erwähnten Vortrage die Prognose aufgestellt, bolschewistische Machtaspirationen würden in Deutschland einen erbitterten Bürgerkrieg zur Folge haben, der sich mit der passiven Resistenz des russischen Bürgertums nicht vergleichen ließe. Auch diese Prognose hat sich bisher, wenn nicht ganz, so doch zum Teil bewahrheitet. Der bürgerliche Gegenstreik, wie wir ihn in einer Reihe deutscher Städte letztens erlebten, steht in der Geschichte der sozialen Bewegungen wohl einzig da und hat auf den Hergang des sozialen Kampfes nur steigernd, dadurch aber auch vielfach sein Ende beschleunigend, gewirkt. Und es ist wohl anzunehmen, daß, sollte der kommunistische Kampf um die Macht noch weiter um sich greifen, das deutsche Bürgertum sich auch zum militärischen Widerstand organisieren ließe. Aber so weit brauchen wir ja nicht zu denken. Jene strategische Unterlassungssünde der russischen Revolutionsregierung, von der oben die Rede war, ist ein dauerndes vestigium terrens für die Deutschen geblieben. Nun waren aber fast alle bisherigen Aufstände und Revolutionen in strategischer Hinsicht — und diese ist ja für das Endresultat ausschlaggebend — Überraschungserfolge. Solange daher jenes warnende Beispiel wirksam und die militärische Bereitschaft der deutschen Regierung wachsam bleibt, werden etwa neu auflebende bolschewistische Versuche an ihr scheitern.

Diese Versuche aber stellen nur teilweise eine direkte Expansion des russischen Bolschewismus in Form von Agitation, Propaganda oder Leitung nach Deutschland dar. Zum weitaus größeren Teil sind sie die Folge der Liquidierung des Krieges, zum Teil wohl geradezu physiologischer Natur. Zu jeder Revolution gehört ein aufgewühlter Geist und diese Aufwühlung wird durch die Unterernährung langsam, aber sicher und stetig bewirkt. Von dem Verhalten der Entente wird es also abhängen, ob diese materielle und geistige Zerrüttung weiter um sich greifen wird. Die Verantwortung der Entente ist hier eine um so größere, als sie auch die Frage des anti-bolschewistischen Grenzschutzes Deutschlands vernachlässigt; und sie wird durch die Erwartung nicht geringer, daß eine etwaige, von Rußland nach Deutschland übergreifende Welle des Bolschewismus auf diese beiden Länder lokalisiert bleiben wird, eine Aussicht, die wir sogleich prüfen werden.

Überhaupt scheint es, daß die Entente den Bolschewismus „dem Selbstbestimmungsrecht der Völker" (oder soll man lieber sagen: „Das Selbstbestimmungsrecht der Völker dem Bolschewismus"?) überlassen will. Es kann nunmehr, auch nach dem Scheitern des Vorschlags der Konferenz auf den Prinzeninseln, als feststehend angenommen werden, daß die Entente, die sich — allerdings mit Recht — auf die Kriegsmüdigkeit ihrer Völker beruft, keine

Digitized by Google

Intervention in Rußland vornehmen und sich lediglich auf eine finanzielle und technische Unterstützung der den Bolschewismus bekämpfenden russischen Randstaaten beschränken wird.

Das Übergreifen des Bolschewismus nach den übrigen, insbesondere nach den Ententeländern muß man aber, entgegen einer weitverbreiteten Ansicht, für unwahrscheinlich halten. Jenes warnende Beispiel der Unterlassung der Kerenski-Regierung steht nicht nur vor den Augen der deutschen Regierung, es steht vor Augen der Regierungen der ganzen Welt. Man kennt jetzt überall genau das anti-bolschewistische Rezept. Man hat es bereits erfolgreich in der Schweiz und in Dänemark (gegen die dort sogenannten Syndikalisten) angewandt und man wird es gegebenenfalls auch in den Ententeländern anwenden. Aber es ist kaum anzunehmen, daß es soweit kommen wird. Denn es fehlen hier die beiden mächtigen Hebel des Bolschewismus: der unglückselige Ausgang des Krieges, der das Vertrauen der Massen zur Regierung erschüttert, und der Hunger. In Frankreich namentlich herrscht jetzt die nationalistische Stimmung vor. Daß diese aber antibolschewistisch wirkt, haben wir kürzlich an dem Beispiele Polens gesehen, wo bei den letzten Wahlen selbst die Sozialdemokraten gegenüber der nationalen Partei in Minderheit blieben. Von England aber, wo kurzsichtige Kontinentalpolitiker die ausgebrochenen Lohnkämpfe für Anfänge des Bolschewismus halten, sagt einer der besten deutschen Kenner des englischen politischen Lebens folgendes: „Die Lage Englands nach dem Triumph dieses Sieges vollendet eine mehr als zweihundertjährige Tradition und hat zugleich die kapitalistische Erschlaffung, die man in England bis vor ein paar Jahren zu bemerken meinte, aber auch die Rentnerbequemlichkeit der lange im Monopolgenuß Ungestörten wie weggefegt. Die Rutenstreiche Lloyd Georges haben gewirkt. Sein Triumph ist groß. Er hat die Plutokratie arg bedrängt und in die Enge getrieben. Er ging bei einer Neuverteilung der staatlichen Lasten bis an die Grenze, die vor dem Kriege den Besitzenden noch erträglich schien. Er wurde so der Abgott des kleinen Mannes. Zugleich aber ging er in seinem Radikalismus niemals so weit, die Fundamente des wirtschaftlichen Lebens zu erschüttern und den Briten das Gefühl der politischen Stetigkeit zu nehmen.“ [1]) Und schließlich: ist der Bolschewismus die soziale Fortsetzung der Kriegspsychose, so hat er am wenigsten in einem Lande Aussichten, das am geringsten vom Kriege betroffen wurde; ein solches Land aber ist Amerika.

Der vorstehende Aufsatz ist Anfang April verfaßt worden. Die Ereignisse, die inzwischen eingetreten sind, auch die, welche sein Erscheinen verzögert haben, haben ihm doch anscheinend recht gegeben. Die bolschewistischen Aufstände sind ebenso in München wie in Berlin und sonst im Reiche überwunden worden. Der ungarische Bolschewismus blieb lokalisiert und scheint jetzt sich seinem Ende zu nähern. Wohl aber ist die oben erwähnte Verantwortung der Entente für Eventualitäten des Bolschewismus in Deutschland durch den von ihr geplanten, nur aus dem Haß heraus verständlichen, darum eben aber nicht einen Funken schöpferischen Geistes enthaltenden Frieden wieder aktuell geworden. Bei der Abwägung dieser Eventualitäten im Zusammenhang mit der Friedensfrage wird man indessen wohl gut tun, die oben betonten Sätze im Auge zu behalten und mit der Ausbreitung des Bolschewismus in den Ententeländern auch für den Fall nicht zu rechnen, daß durch die eventuelle Besetzung Deutschlands die Demobilisierung in diesen Ländern noch weiterhin verzögert wird. Vollends töricht wäre es — was jedoch manche Politiker, wie Dernburg und Eltzbacher, in Erwägung gezogen haben — in der Hoffnung auf diese Ausbreitung im eigenen Lande à l'hongroise die Zügel dem Bolschewismus schießen zu lassen.

[1]) Neue Rundschau, Februar 1919, Politische Chronik von Junius (Prof. S. Saenger).

Digitized by Google

Zur Rechtsphilosophie des Bolschewismus.

Von Dr. André de Maday, Professor an der Universität Neuchâtel.

Indem ich der freundlichen Aufforderung, in die Süddeutschen Monatshefte über Bolschewismus zu schreiben, gerne entspreche, sehe ich mich gezwungen zu betonen, daß ich mich hiermit in keiner Weise mit den durch die Zeitschrift vertretenen politischen Ansichten identifiziere. Mein politisches Glaubensbekenntnis fußt auf den Prinzipien der französischen Revolution, namentlich auf der Erklärung der Menschenrechte und auf der Idee der Brüderlichkeit, es ist mir folglich unmöglich, in eine deutsche Zeitschrift zu schreiben, ohne vorher es offen herauszusagen, daß meine Mitarbeit dem deutschen Geistesleben, nicht aber dem monarchistisch-imperialistischen Deutschland gilt, das die genannten Prinzipien vier Jahre lang mit Wort und Tat bekämpft hat. Ich hoffe, der Herr Redakteur wird mir meine Offenheit verzeihen. Aber soll mein Artikel in dieser Zeitschrift ein wenn auch sehr bescheidener, jedoch aufrichtiger Beitrag zu jenem Verständnis unter den Völkern sein, das notwendigerweise die Grundlage der zukünftigen europäischen Zivilisation ist, so müssen wir — meiner Ansicht nach — unbedingt die Worte Prof. Nicolais beherzigen: „Verständnis kann nur dann Nutzen bringen, wenn es auf Wahrheitsliebe fußt."

Ist der Bolschewismus ein selbständiges politisches System? Wenn ja, wodurch unterscheidet es sich von den anderen politischen Systemen?

Wir können die politischen Systeme der Gegenwart in drei Gruppen einteilen: in konservative, fortschrittliche und revolutionäre. Der Bolschewismus gehört selbstverständlich der letzteren Gruppe an. Als revolutionäre politische Tendenzen unterscheide ich fünf: die Sozialdemokratie, den Agrarsozialismus, den Anarchismus, den Syndikalismus und den Bolschewismus.

Unter Bolschewismus verstehe ich jene politische Tendenz, welche unter dem Einfluß marxistischer Ideen, der Theorien des französischen Syndikalismus, und der russischen revolutionären Tradition, gestützt auf die Erfahrungen der Pariser Kommune, durch Lenin und Trotzki unter dem Drang der Ereignisse zum System ausgearbeitet, im russischen wie neuestens auch im ungarischen Staatsleben zur praktischen Anwendung gelangt ist.

Welchen Platz nimmt nun dieses System unter den übrigen politischen Systemen ein, und wodurch unterscheidet es sich von denselben?

Was die Abschaffung des Kapitalismus und die dadurch bedingte revolutionäre Umwälzung anbelangt, gibt es zwischen Bolschewismus und anderen umstürzlerischen Theorien keinen wesentlichen Unterschied. Dieser kommt erst in Fragen der Taktik und in betreff des zu verwirklichenden Ideals einer neuen Rechtsordnung zum Vorschein. Wir wollen es versuchen, die hauptsächlichsten Merkmale des Bolschewismus, die dieses System von den übrigen revolutionären Theorien unserer Zeit unterscheiden, dadurch zusammenzufassen, daß wir hier die Rechts- und Staatsphilosophie des Bolschewismus in seinen wesentlichsten Punkten untersuchen.

Die bolschewistische Rechtsorganisation stützt sich einesteils auf syndikalistische, anderenteils auf sozialistische Theorien. Gerade in der Verbindung dieser beiden Prinzipien besteht die Eigenheit der bolschewistischen Staatsauffassung. Um sie zu verstehen, müssen wir nun vorerst die Theorien untersuchen, die ihr zur Grundlage dienen.

Der Syndikalismus ist etwa vor fünfzehn Jahren in Frankreich entstanden. Man versteht darunter jene revolutionäre Richtung, die von den französischen Gewerkschaften dem parlamentarischen Sozialismus gegenübergestellt, und von den Führern des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes (Confédération Générale du Travail oder C. G. T.), wie auch von gewissen Politikern, z. B.

Digitized by Google

Gustave Hervé zur Theorie verdichtet, einen Mittelweg zwischen Anarchismus und Sozialismus bildet.

Was den Syndikalismus vom Sozialismus hauptsächlich unterscheidet, ist einesteils die anarchistische, destruktive Taktik (Sabotage!) und andernteils eine Parlaments- und Staatsfeindlichkeit. Es ist kein Zufall, daß die syndikalistische Richtung gerade in Frankreich entstand. Der kritische Geist der Franzosen hat die Schattenseiten des parlamentarischen Systems mit solcher Schärfe hervorgehoben, wie es die Politiker keines anderen Landes getan hatten. Es genügt, als Symptom, an die beiden Bücher des geistreichen Akademikers Emil Faguet: „Le culte de l'incompétence" und „L'horreur des responsabilités" zu erinnern. Der Syndikalismus machte sich nun all die Argumente, mit derer Hilfe von Schöngeistern, Anarchisten und Monarchisten am Parlamentarismus Kritik geübt wurde, zu eigen, um dann dem demokratischen Staat eine neue Gesellschaftsordnung gegenüberzustellen.

Wir können nicht umhin, einen kurzen Dialog, den wir in einem Buche des Theoretikers Eugéne Fournière, der der syndikalistischen Richtung recht nahe stand, lasen, hier wiederzugeben. Die Auffassung, die darin zur Geltung kommt, werden wir in den bolschewistischen Kampfschriften wiederfinden.

„Du wirst Seemann werden, sagt der Wähler zum Deputierten, seinem ‚Vertreter' ... Ich werde Seemann werden, obwohl ich bloß Notar, Professor oder Industrieller bin. — Du wirst Militärfachmann ... Wer hat nicht beim Regiment gedient? Du wirst Finanzmann ... Ich kann rechnen. — Ökonomist ... Wer ist's nicht? — Ingenieur ... Leicht getan. — Agronom ... Man kann es lernen. — Diplomat ... Warum denn nicht? — Pädagoge ... Das ist selbstverständlich. — Und Jurist noch dazu ... Wie du selber, lieber Wähler."

Die siegreiche soziale Revolution soll, nach der Ansicht der Syndikalisten, mit dem Parlamentarismus, der eigentlich nur Dilettantismus sei, aufräumen, und an seiner Stelle ein Organ setzen, das aus Fachleuten gebildet wird. Um nur ein Buch aus der reichen syndikalistischen Literatur herauszugreifen, weisen wir auf den sozialen Roman von Pataud „des Königs der Elektrizität" und von Pouget hin, welcher vor zehn Jahren unter dem Titel „Comment nous ferons la révolution" erschien. Die Autoren heben in ihrem Buche besonders hervor, daß der siegreiche politische Generalstreik vor allem das Parlament sprengt, und eine der Hauptaufgaben der ans Ruder gelangten Revolutionäre soll sein, die Auferstehung des Parlamentes, sollte es selbst aus lauter Sozialisten bestehen, mit allen Mitteln zu vereiteln. Mit dem Siege des Syndikalismus wird es weder Parlamente, noch Regierungen, noch Staaten geben. Statt Parlament — Gewerkschaftsbundkongreß; statt Regierung — Gewerkschaftskomitee; an Stelle des heutigen Staates: Bund der Gewerkschaften („Conféderation Générale du Travail").

Hervé erläuterte dieses Programm, indem er erklärte: Das Arbeitsparlament das durch die Gewerkschaften gebildet wird, hat mit den jetzigen Parlamenten nichts Gemeinschaftliches. In den heutigen Parlamenten sind die Bürger je nach ihren politischen oder religiösen Meinungen vertreten. Von 900 Deputierten und Senatoren in Frankreich sind keine 20 wirkliche Arbeiter oder Bauern. Im Gewerkschaftsbund, das heißt im Parlament der Zukunft, sind ausschließlich die Produzierenden: die Arbeiter usw. nach Berufen vertreten.

Der Syndikalismus will also an Stelle des Parlamentarismus eine Berufs- und Interessenvertretung einführen. Außerdem ist zu betonen, daß der Syndi-

Digitized by Google

kalismus ein anti-etatisches, d. h. jeder staatlichen Organisation feindlich gesinntes Bestreben ist. Gerade durch diese staatsfeindliche Politik des Syndikalismus wird man gewahr, daß der französische Syndikalismus eigentlich anarchistischen Ursprungs ist. (Anarchisten, die es begriffen haben, daß eine rein negative und destruktive Lehre noch kein politisches Programm ist, sind eben Syndikalisten geworden.) Die jüngeren Syndikalisten, die auf Abschaffung des Staates im anarchistischen Sinne Gewicht legten (bei Pataud und Pouget war dies der Fall), verlangten auch die Abschaffung aller obligatorischen, von einer Behörde den Bürgern aufgezwungenen Gesetze. Statt Gesetz soll es nur Vereinbarungen geben zwischen den Gewerkschaften verschiedener Berufe. Wollen wir nun feststellen, welche die Rechtsphilosophie des Syndikalismus ist, so finden wir in der alten ständischen Verfassung dasjenige Rechtssystem, welches mutatis mutandis der Staatstheorie der neuen Richtung am besten entspricht oder ihr wenigstens am nächsten steht. Soll in der syndikalistischen Gesellschaftsordnung auch noch mit der Abschaffung bindender Gesetze ernst gemacht und an ihre Stelle die freie Vereinbarung der verschiedenen Berufsverbände treten, so nähert sich der Syndikalismus dem mittelalterlichen Lehnwesen.

Lenins Bolschewismus hat das syndikalistische Ideal der Berufsvertretung als Gegensatz zum „atomistischen" Parlamentarismus fast restlos angenommen. Die von bolschewistischer Seite herrührenden „Thesen über die sozialistische Revolution" sagen (Art. 12): „Jede Form der Kapitalherrschaft — auch die der parlamentarischen Republik — beruht auf der Isolierung der Massen vom Staatsapparat." Jede bürgerliche Staatsform ist bureaukratisch, die Republik der Arbeiterräte dagegen ist die Selbstverwaltung der Masse. Unter der Sowjetherrschaft werden „die Gewerkschaften, die Fabrikkomitees, die Konsumvereine zu regierenden ökonomisch-politischen Organen". Durch die Errichtung der „Republik der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte" wurde nun tatsächlich eine neue Gesellschaftsordnung ins Leben gerufen, deren politisches und rechtsphilosophisches Ideal den parlamentarischen Traditionen nicht mehr entspricht. Der Unterschied zwischen beiden Systemen kann vom rechtsphilosophischen Standtpunkt aus folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Im parlamentarischen Staat ist jeder Bürger unmittelbares Glied des nationalen Organismus. Der Staat besteht aus der Gesamtheit der einzelnen Individuen. (Das ist der vom Bolschewismus bekämpfte „Atomismus".) Die Gesetzgebung ist das Werkzeug der einzelnen Bürger. Zwischen Parlament und Bürger gibt es prinzipiell kein Vermittlungsorgan. Im Bolschewismus hingegen wird der Staat nicht durch Bürger, sondern durch Organisationen: die Arbeiterräte gebildet. Nicht die Bürger, sondern ihre Berufsverbände sind die Träger der Souveränität.

Die Frage der Souveränität gestattet es uns, nun die zweite Quelle der bolschewistischen Rechtsphilosophie: den marxistischen Sozialismus zu berücksichtigen.

Der Bolschewismus hat die syndikalistische Idee der Berufsvertretung ohne wesentliche Abänderungen übernommen. Hat er aber auch die Staatsfeindlichkeit des Syndikalismus sich zu eigen gemacht? Nein, in dieser Frage ist der Bolschewismus den Spuren des Marxismus gefolgt. Ich sehe schon, wie mancher Laie mich hier unterbrechen und mich darauf aufmerksam machen möchte, daß die Staatsfeindlichkeit des marxistischen Sozialismus doch gar nicht bezweifelt werden könne. Man wird mir zahlreiche Erklärungen, die das

Digitized by Google

„Kommunistische Manifest", das „Elend der Philosophie", „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" usw. enthalten, anführen, um dann mit Engels „Anti-Dühring" zu behaupten, der Sozialismus sei notwendigerweise anti-etatistisch und sein Sieg bedeute „Absterben des Staates". Lenin selbst beruft sich in seinem Buche „Staat und Revolution" wiederholt auf Erklärungen Marxens und Engels in diesem Sinne, um dann den Bolschewismus als eine staatslose Rechtsordnung aufzufassen.

Wenn ich es dennoch wage, den marxistischen Staatssozialismus und die daraus abgeleitete bolschewistische Rechtsauffassung der syndikalistischen Staatsfeindlichkeit gegenüberzustellen, so tue ich es, indem ich mich gerade auf dieselben Quellen berufe, auf die sich Lenin stützt, um das Gegenteil zu behaupten.

Wie kann dieser Widerspruch erklärt werden? Eigentlich recht einfach. Es ist bekannt, daß die sozialen Wissenschaften, im Gegensatz zu den sog. Naturwissenschaften, über keine eigene Terminologie verfügen. Derselbe Ausdruck kann — und wird — durch die einzelnen Autoren in verschiedenem Sinne gebraucht. Das Wort „Staat" bildet hierfür ein Schulbeispiel.

Was verstehen Marx, Engels und Lenin unter dem Begriffe Staat, wenn sie von seinem „Absterben" in der neuen Gesellschaft reden? Sie verstehen darunter die auf Unterdrückung des Proletariats eingerichtete organisierte Macht der bürgerlichen Gesellschaft. Wird der Staat mit der bürgerlichen Klassenherrschaft identifiziert, so ist es ja selbstverständlich, daß dieser Staat mit dem Sieg des Sozialismus oder des Bolschewismus verschwinden muß. In diesem Sinne ist die Behauptung vollständig richtig:

Keine Klassen — keine Unterjochung — kein Staat.

Nun steht aber die Sache so, daß der Sinn, den Marx und Engels dem Worte „Staat" geben, von dem Sinn, den das Wort im täglichen Gebrauch hat, wesentlich abweicht. Emile Vandervelde, der für den Anti-Etatismus besondere Sympathien hat und den Sozialismus so staatslos wie möglich zu gestalten wünscht, ist gezwungen, in seinem Buche: „Le socialisme contre l'Etat" dies selbst anzuerkennen. Die Erklärung hierzu findet sich vielleicht in dem Umstande, daß Marx und Engels sich nicht vollständig von den metaphysischen Definitionen, die Hegel unbekümmert um die soziologische Wirklichkeit aufstellte, freimachen konnten. Noch in den letzten Jahren seines Lebens, in der Einleitung zum „Bürgerkrieg in Frankreich" von Karl Marx (1891), hält es Engels für notwendig, sich mit der aus der Luft gegriffenen Hegelschen Definition des Staates „als Realisation der Idee" oder als „Gottes Reich auf Erden" auseinanderzusetzen.

Für den gewöhnlichen Sprachgebrauch, aber auch für die in den politischen Wissenschaften angewandte Terminologie ist der Begriff der Staaten weder so abstrakt wie es Hegel, noch so eng wie es Marx und Engels aufgefaßt haben. Allgemein versteht man unter dem Begriff „Staat" die höchste (d. h. keiner anderen Macht unterworfene) Macht, die auf einem gegebenen Gebiet herrscht und zur Durchführung ihres Willens gegenüber den Bewohnern des betreffenden Gebietes über Zwangsmittel verfügt. Die obligatorischen Regeln, die durch die höchste Macht für das ihr unterworfene Gebiet festgesetzt und deren Durchführung nötigenfalls durch Zwang garantiert wird, nennt man Gesetze. Die Frage, die uns hier interessiert, ist zu wissen, ob der Bolschewismus den Staat und seine Rechtsmittel, die Gesetze in diesem, dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechenden Sinne anerkennt?

Digitized by Google

Nun ist die Antwort leicht: Wie der Sozialismus, so ist auch der Bolschewismus ein System, in welchem der Staat und die Gesetze weiterbestehen sollen.

Was den Sozialismus anbelangt, so genügt es wohl daran zu erinnern, daß er eine neue, gerechte Organisation und damit auch eine Zentralisation des Wirtschaftslebens bezweckt, die an Stelle der heutigen Anarchie treten soll. Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, diese Organisation und Zentralisation ohne Gesetzesmacht und Zwangsmaßregeln für möglich zu halten. Das Kommunistische Manifest sieht also mit Recht das Ziel des Sozialismus darin, daß die Produktionsmittel in den Händen des Staates vereinigt werden sollen. Die sozialistischen Parteien, die nicht zu befürchten hatten, durch ihre Staatsfreundlichkeit an Popularität zu verlieren, haben sich auch stets als Anhänger eines staatlichen Sozialismus bekannt. Es handelt sich hier keineswegs bloß um die deutschen Parteien, wie dies von anti-etatischer Seite gerne behauptet wird. Die italienische sozialistische Partei hat im Jahre 1906 am Kongreß zu Rom entschieden Stellung genommen gegen den Anti-Etatismus, insofern er eine Bekämpfung der sozialen Gesetzgebung oder eine Negation des sozialistischen Staates bedeutet. Das Programm der englischen Labour Party, das im Jahre 1908 angenommen wurde, verlangt die Sozialisation der Produktionsmittel „unter der Kontrolle des demokratischen Staates", und die Independent Labour Party bezeichnet als ihr Ziel die Errichtung des „sozialistischen Staates".

Der Bolschewismus folgt also dem Beispiele des marxistischen Sozialismus, wenn er eine feste, gesetzgebende Staatsmacht durch die Sowjets errichtet. Daß die bolschewistische Sowjetherrschaft tatsächlich eine solche staatliche, sich auf Gesetze, Gerichte und auf die bewaffnete Macht stützende Rechtsorganisation ist, die im wesentlichen sich durch gar nichts von anderen („bürgerlichen") Staaten unterscheidet, ist allgemein bekannt. Der Unterschied zwischen der parlamentarisch-demokratischen und der bolschewistischen Staatsauffassung ist anderweits zu suchen. Es handelt sich hier um ein drittes Element bolschewistischer Rechtsphilosophie.

Die Rechtsphilosophie des demokratischen Parlamentarismus stützt sich auf das Prinzip der politischen Gleichheit und Freiheit aller Bürger, aber sie anerkennt (unter gewissen Bedingungen wenigstens), die auf Grund des Privateigentums entstandene ökonomische Ungleichheit. Nun, gerade diese ökonomische Ungleichheit wollen die Bolschewisten unbedingt abschaffen und mit ihr sollen auch die Demokratie, der Parlamentarismus und die bürgerlichen Freiheiten verschwinden. Denn eine Rechtsordnung, die die ökonomische Ungleichheit bestehen läßt, ist für die Bolschewiki ohne Wert. „Nur eitel Trug und Lug ist alle Demokratie, die mit allgemeinem Wahlrecht arbeitet, jedoch zu gleicher Zeit die Bureaukratie, die Kirche, die kapitalistische Presse, den Militarismus der Bourgeoisie und die ökonomische Übermacht der herrschenden Klassen aufrechterhält", erklärte unlängst Josef Pogány, einer der ungarischen Volksbeauftragten. Nachdem der Bolschewismus der Demokratie den Vorwurf macht, daß sie nicht aufrichtig sei und nur dazu dient, die Klassenherrschaft der Bourgeoisie zu decken, dreht er den Spieß um und erklärt, an Stelle der bürgerlichen Klassenherrschaft nun seinerseits eine Klassenherrschaft: die proletarische, errichten zu wollen, die jedoch von ihrem bürgerlichen Vorbild dadurch abweichen soll, daß sie sich offen als Klassenherrschaft bekennt. Diese neue Klassenherrschaft wird durch die Diktatur des Proletariats verwirklicht.

Worin besteht nun die Diktatur des Proletariats? Die Verfassung der russischen Arbeiter- und Bauernrepublik, die aus dem Wahlrecht zu den Sowjets

Digitized by Google

alle Kapitalisten, arbeitsfähige Rentenbezieher wie auch alle Kaufleute ausschließt, läßt schon klar durchblicken, um was es sich handelt. Aber man ist ja gar nicht aufs Raten angewiesen: Die schon zitierten „Thesen über die soziale Revolution" sagen es klar und unzweideutig heraus (Art. 11): „Die Bourgeoisie ist hier eine politisch entrechtete Klasse."

Wollen wir das Gesagte nun zusammenfassen, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis:

Der Bolschewismus ist ein selbständiges politisches System. Als solches unterscheidet es sich sowohl vom Sozialismus wie vom Syndikalismus, obwohl es von beiden beeinflußt worden ist. Betrachtet man die verschiedenen revolutionären Systeme vom Standpunkte der Rechtsphilosophie aus, so ist der Unterschied zwischen dem Bolschewismus und den anderen Theorien der folgende.

1. Der Bolschewismus ist mit dem Syndikalismus darin einig, daß er an Stelle der auf allgemeines Wahlrecht gegründeten Demokratie eine Berufsvertretung setzen will. In dieser Hinsicht ist der Bolschewismus dem Sozialismus, der von Haus aus demokratisch ist, entgegengesetzt.

2. Hingegen einig mit dem Sozialismus ist der Bolschewismus, was die tatsächliche Rolle des Staates und der Gesetze anbelangt. Er ist gegen die anarchosyndikalistische Staatslosigkeit. Der Bolschewismus braucht und will einen starken Staat — und hiermit kommen wir zu unserer dritten These.

3. Während die sogenannte bürgerliche Demokratie auf die politische Gleichheit ein großes Stück hält, hingegen die ökonomische Gleichheit vernachlässigt, macht es der Bolschewismus gerade umgekehrt: um die Aufrechterhaltung der ökonomischen Gleichheit gegenüber jedweder Opposition zu sichern, verzichtet er auf die politische Gleichheit. Als Klassenstaat setzt sich der Bolschewismus natürlich nicht nur mit der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch mit dem Sozialismus, der stets die Abschaffung aller Klassenunterschiede proklamiert hat, in Gegensatz.

Sollte dem Bolschewismus in unserer heutigen Gesellschaft der Sieg beschieden sein, so würde dies durch die Verallgemeinerung der Arbeiter- und Bauernräte eine Annäherung an Einrichtungen sein, die Europa schon unter der ständischen Verfassung gekannt hat. Anderenteils würde die Errichtung einer Klassenherrschaft eine Rückkehr zu jenem ancien régime bilden, für dessen Abschaffung Arbeiter wie Bürger großer revolutionärer Epochen ihr Gut und Blut geopfert haben.

Ist hiermit der Bolschewismus ein Rückschritt der Zivilisation? eine reaktionäre Bewegung? Für mich persönlich würde ich unbedingt mit „ja" antworten, da ich die demokratische Republik, die den Respekt der Menschenrechte sichert, unbedingt für die beste Staatsform halte. Aber ich weiß es nicht, ob mein Urteil frei von subjektiven Elementen ist. Ich erinnere mich einer Formel des Fortschrittes, die von Goethe zuerst erfaßt, und vom französischen Soziologen De La Grasserie präziser formuliert wurde. Nach dieser Formel entspricht der vom Fortschritt zurückgelegte Weg einer Spirale. Die Menschheit kommt oft zu ihrem Ausgangspunkte zurück, aber nie mehr unter denselben Bedingungen, und nie mehr auf derselben Stufe der Entwicklung wie ehemals. In diesem Sinne könnte der Rechtsphilosoph, falls er selbst kein Demokrat ist, auch den Bolschewismus als ein Element des Fortschrittes betrachten

Digitized by Google

Die Sturmzeichen in den Ententestaaten.

Von John A. Walk.

Die vorliegenden Ausführungen dürften besonderes Interesse beanspruchen, da der z. Zt. in Bern lebende Verfasser (Leite) dem gebildeten Arbeiterstande (Schriftsetzer) angehört und Gelegenheit gehabt hat, die sozialen Verhältnisse nicht nur in verschiedenen europäischen Ländern, sondern auch in Nordamerika aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seine Richtung dürfte etwa der unserer Unabhängigen Sozialdemokratie entsprechen.

Der europäische Krieg hat den Bolschewismus geboren. Das trifft zu nicht nur für Rußland und die jetzt zusammengebrochenen Zentralstaaten, sondern auch für die siegreichen Ententestaaten.

Zwei allgemeine große Gesichtspunkte kommen bei dem Umsichgreifen des Bolschewismus in Betracht.

Der Krieg hat in erster Linie die Volksmassen in allen Ländern (nicht nur in den kriegführenden, sondern selbst auch in den neutralen) aus ihrem gewöhnlichen Leben hinausgetrieben, hat sie mitgerissen, sie für eine größere Idee, die der Gesamtheit zu begeistern vermocht. Die früher so unbeweglichen arbeitenden Massen in Stadt und Land wurden somit in Bewegung gebracht, mußten ihr Leib und Gut für das Allgemeinwohl, wie man sagte, in die Schanze schlagen.

Diesem Leben und diesen Gefühlen und Überzeugungen der kämpfenden Millionenmassen entsprach nun das Leben und Treiben der eigentlichen Kriegführenden und Kriegshetzer auf keinen Fall. Derweil die Kämpfer zu Haufen zusammengeschossen und verkrüppelt oder tot die Schlachtfelder mit ihrem Blut tränkten, entwickelte sich hinter ihrem Rücken ein Leben, das auch nicht das geringste mit ihren Opfern zu tun hatte. Zu Hause verschärfte sich die Klassenscheidung. Riesige, schier unglaubliche Kriegsgewinne heimsten die Unternehmer ein, und ihnen an der Seite standen und profitierten, wenn nicht noch mehr, die Schieber, Wucherer und Spekulanten. Die Frauen wurden aus dem Hause in die Arbeit dieser Herren des Krieges getrieben, die Kinder hungerten und darbten, denn die Lebensmittelpreise stiegen in einem fort, so daß selbst die höchsten Löhne nebst Kriegszuschlägen und Teuerungszulagen nie mit ihnen wetteifern konnten. Die Sterblichkeit erhöhte sich überall, Diebstähle und Räubertum wurde zu einer alltäglichen Erscheinung. Ein Haß, eine Empörung sammelte sich in den untersten Schichten der Bevölkerung gegen ihre Klassenfeinde oben an, die nur den Weg suchten, um zum Ausdruck zu kommen.

Das war die materielle Grundlage des revolutionären Sturmes in allen Staaten. Aber damit war ihr siegreiches Vordringen, ihre Kraft und ihre Ziele, wie dieses Anstürmen im Bolschewismus zum Ausdruck kommt, noch nicht gegeben. Käme nur dieser Gesichtspunkt in Betracht, so müßte sich die Empörung der Massen in zersplitterten Aktionen ohne einheitliche Ziele verpaffen, müßte von Anfang an in sich selbst zusammenbrechen.

Daß dieses nicht geschehen sollte, dafür sorgten von Kriegsbeginn an die Gruppen und Teile der Arbeiterbewegung in allen Ländern, die mit Karl Liebknecht den betörten Massen zuriefen: Senkt die Waffen vor euren Brüdern jenseits der Schützengräben, kehrt sie gegen eure eigentlichen Feinde im Innern des Landes! Und das ist der zweite Faktor, das eigentliche Rückgrat des Bolschewismus. Die durch den Krieg geschaffenen Bedingungen waren nur der geeignet vorbereitete Boden, der den Samen der sozialen Umwälzung, der so-

Digitized by Google

zialen Revolution, der von den gegen den Krieg kämpfenden eigenen Volksgenossen ausgestreut wurde, üppig in die Halme schießen ließ.

Was in dieser Hinsicht Lenin und die Bolschewiki für Rußland bedeutet haben, waren Liebknecht, Luxemburg, Mehring und Zetkin für Deutschland und Friedrich Adler für Österreich. In den Ententestaaten, besonders in England und Amerika, Serbien, Rumänien und Italien, treten geschlossene Parteien gegen den Krieg auf, geschlossen fallen sie einem rücksichtslosen Verfolgungswahn ihrer Regierungen anheim und, man muß sagen, ebenso geschlossen verteidigen sie den russischen Bolschewismus und führen ihre eigenen Volksgenossen in den Kampf.

In Frankreich und in Belgien war das nicht der Fall, und die Gründe dieser Erscheinung liegen für jedermann auf der Hand. Hier ist auch von einer Bewegung, die zum Ziel eine allgemeine revolutionäre Umwälzung hätte, weniger als in den andern Ententestaaten zu spüren.

In Frankreich fanden sich zwar auch einzelne Bürger, die ihre Stimme von Anfang an gegen den Krieg erhoben, aber sie wurden von dem chauvinistischen Teil der Bevölkerung und der Regierung nur allzu schnell mundtot gemacht. Erst nach der Zimmerwalder Konferenz und vollends nach der Kienthaler begann ein systematischerer Kampf mit klar vorgezeichnetem Weg und klar umrissenen Zielen. Das „Komitee für Verteidigung des internationalen Sozialismus", zu dessen hervorragendstem Vertreter Loriot nachher wurde, sammelte und schulte alle die, die sich über die Kriegsziele der Ententestaaten klar geworden waren und über sie hinausschauten.

Besonders scharf wurde der Kampf nach dem Sieg der Bolschewiki in Rußland. Vorbehaltlos stellte sich das „Komitee für Verteidigung des internationalen Sozialismus" auf den Boden des Bolschewismus und trotz aller Verfolgungen und Verbote der Clemenceau-Regierung gewann es immer mehr Anhänger unter den Arbeitern und Kleinbauern. Diese Stellungnahme zwang auch die gewesene Minderheit der französischen sozialistischen Partei, deren ausgesprochener Führer der Enkel Karl Marx', Jean Longuet, war, immer mehr nach links abzurücken und klarere Positionen zu beziehen. Mit Hilfe der äußersten Linken wurde dann Ende vorigen Jahres die Minderheit zur Mehrheit in der Partei. Das Organ der früheren Minderheit, der Pariser „Populaire", hatte von Anfang an den Bolschewismus in Schutz genommen, und seitdem diese Minderheit zur Mehrheit geworden ist, nimmt dieselbe Stellung unumwunden auch das Zentralorgan der Partei, die „Humanité", ein.

Das Verhalten der französischen Arbeiterschaft zur eigenen Regierung und zu dem Bolschewismus, der Diktatur des Proletariats, kommt am unverhülltesten zum Ausdruck in einem Artikel des „Populaire" vom 26. Februar 1919. Daniel Renoult schreibt da unter dem Titel „Diktatur und Demokratie" u. a. das Folgende:

„Demokraten! Jawohl, wir sind es und nicht nur im etymologischen Sinne des Wortes. Denn die wahre Volksregierung, die vom Volke selbst getragen ist, kann nicht eher zustandekommen, als durch den endgültigen Sieg des Sozialismus, der allein die Beseitigung aller politischen Vorherrschaft in der Gesellschaft durchführen wird. Wir Sozialisten des Westens, Sozialisten Frankreichs, wir sind Demokraten, weil die unvollkommene Demokratie, die in diesem Teile Europas und in unserem Lande existiert, nur durch den ununterbrochenen Kampf des unteren Volkes errichtet worden ist, und weil der Sozialismus daran nicht wenig beigetragen hat und weil wir, um eben unsere Ideen noch

Digitized by Google

mehr in das Volk hinauszutragen und unsere Macht vermehren zu können, diese Demokratie bis zu dem Augenblicke noch brauchen, da die Stunde des revolutionären Kampfes geschlagen hat.

Aber obgleich wir diese legale demokratische Tätigkeit entfalten, obgleich wir während des innern und äußern Friedens die methodische Zusammenfassung der Arbeiterklasse und die progressive Gewalt durch das allgemeine Wahlrecht anstreben, müssen wir dennoch unterstreichen, daß diese Tätigkeit nur einen vorbereitenden Charakter für eine revolutionäre Aktion hat, um eben die politische und wirtschaftliche Expropriation der Bourgeoisie zu bewerkstelligen.

Und immer haben wir wiederholt, daß an dem Tage, da die sozialistische Partei so stark sein wird, daß sie im ernsten Ringen die ganze Macht an sich zu reißen vermag, es ihre Pflicht ist, um ihr Programm zu verwirklichen und um den letzten Widerstand der ihrer Vorrechte beraubten bürgerlichen Klasse zu brechen, die Diktatur des Proletariats zu verwirklichen."

Und über die russische Revolution schreibt Renoult dann weiter: „Wir betrachten die russische Revolution in ihrer Gesamtheit. Wir lieben sie und wir dienen ihr mit all unsern Kräften, weil sie die größte Macht für die Befreiung der Arbeiterklasse repräsentiert, die je auf der Welt entfaltet worden ist.

Aber ist damit gesagt, daß wir die russische Revolution verallgemeinern oder einfach auf Frankreich zu übertragen beabsichtigen; daß wir alle ihre Methoden nachahmen oder ihr ganzes Vorgehen kopieren wollen? Daß wir bemüht sind, alle Institutionen, die aus bestimmten politischen und sozialen Umständen hervorgegangen sind, auf Frankreich anzuwenden? Nie und nimmer!

Wir begnügen uns zu erklären, daß, als das Arbeiter- und Bauernvolk Rußlands die Macht übernahm, es vor der absoluten Notwendigkeit der Einführung der Diktatur stand, wollte es die soziale Umwälzung bewerkstelligen. Bei andern historischen Umständen konnte es vielleicht mit dem Mittel der politischen Nationalversammlung sein Ziel erreichen, wie es etwa die Bourgeoisie in der französischen Revolution gemacht hatte. Die Umstände haben es anders bestimmt und das Volk hat die Diktatur gegen die Versammlung der ‚Girondisten' eingeführt, durch das Mittel der Sowiets, der speziell russischen revolutionären Organismen, die im Jahre 1905 erstanden waren.

Diese Diktatur wird nur durch die Dauer des konterrevolutionären Widerstandes selbst verlängert, der von der internationalen Bourgeoisie unterhalten wird. Die Sozialisten Rußlands sind dafür, sie zu beschränken. Nur diesen Bourgeois ist es zu verdanken, daß sie verwirklicht worden ist, denn sie wollten nicht, daß die russische Revolution zu einer sozialen Revolution werde, die das Regime des Eigentums und der Arbeit einer Umwandlung unterwirft."

Inwieweit in Frankreich dieser Kampf praktische Formen angenommen hat, ist schwer zu beurteilen. Die Zensur vertilgt alles, was irgendwie auf diese Frage Aufschluß geben könnte. Aber doch nicht ganz. So wurden nach den übereinstimmenden Berichten des „Populaire", der „Humanité" und der „Victoire" in der Versammlung, die am 26. Januar 1919 im Pariser Gewerkschaftshause zugunsten einer schleunigen Demobilisierung abgehalten wurde, auf Vorschlag aus Mitte der versammelten zweitausend Arbeiter Lenin und Trotzki mit Begeisterung zu Ehrenpräsidenten gewählt, mit der ausdrücklichen Betonung, daß diese beiden die würdigsten und machtvollsten Träger des proletarischen Befreiungskampfes seien. Und während Loriot frei und frank zugunsten des revolutionären Kampfes sprach, konnte der Sozialist Renaudel gar nicht zum Wort kommen: die Arbeitermassen betrachteten ihn als Verräter des Sozialismus.

Digitized by Google

Auch die amerikanische Presse gibt ein Bild aus Frankreich, das alles andere als von Ruhe und Loyalität der arbeitenden Massen zeugt. So wurde folgendes Kabelgramm in Amerika verbreitet (wir entnehmen es dem „International Labour News Service" vom 22. Januar 1919): „Die französische Arbeiterschaft wird mit jedem Tage widerspenstiger. Durch die Zurückweisung ihrer sehr mäßigen Forderungen ist sie in eine extreme Stellung hineingedrängt worden. Die französische Regierung hat Angst, die Munitionsindustrie zu schließen, weil damit Arbeitslosigkeit entstehen müßte, und deshalb werden Tanks und Zehnzollkartätschen mechanisch weiterfabriziert. Die Regierung fürchtet, die Armee zu demobilisieren, weil sie über den Geisteszustand der Truppen nicht genau unterrichtet ist. Nur über ihre eigene Unfähigkeit, die Industrie auf den Friedensfuß zurückzuführen, ist sie gewiß".

Und das Organ der Torontoer organisierten Arbeiter, der „Canadian Forward", schreibt über Frankreich das Folgende: „Jouhaux, der bekannte konservative Sekretär der Confédération Générale du Travail — obgleich er radikal genug ist zu sagen, daß Gompers nicht mehr unsere Generation vertreten könne — kommt jetzt selten mehr zum Worte in einer Arbeiterversammlung. Albert Thomas, obgleich er noch immer Mitglied der sozialistischen Partei ist und obgleich man ihn im Auslande als den Vertreter der Partei zitiert, wagt monatelang nicht in Arbeiterversammlungen zu sprechen. Die Arbeiter verlangen nach radikaleren Führern. Jedermann, der seit dem Waffenstillstand französische Arbeiterversammlungen besucht hat, weiß, daß der Geisteszustand der Massen durch und durch revolutionär ist. Die Polizei weigert sich, Arbeitern Straßendemonstrationen zu erlauben, und dennoch schließt jede Arbeiterversammlung mit einer spontan arrangierten Demonstration und jeden Sonntag füllen sich die Krankenhäuser mit Arbeitern, denen der Polizeistock die Köpfe blutig geschlagen hat. Die Revolution hängt in der Luft!"

Dieses Bild wird wohl der Wahrheit entsprechen. Jawohl, die Revolution hängt in der Luft trotz des Sieges der „Befreier"!

In England haben die beiden sozialistischen Parteien, die Independent Labour Party und die British Socialist Party, vom ersten Tage an gegen den Krieg gearbeitet. Zuerst äußerte sich dieser Kampf gegen den obligatorischen Militärdienst, dann für die Militärdienst-Weigerer und nachher besonders gegen die Intervention in Rußland. Die Presse der Partei wurde unterdrückt, die neuerschienenen Blätter zum Verschicken ins Ausland nicht zugelassen. Tausende und Abertausende von Mitgliedern wanderten ins Gefängnis. Obgleich die Arbeiterpartei, die politische Vertreterin der englischen Trade-Unions, offiziell die Politik der englischen Regierung unterstützte, wuchs der rebellische Geist der Mitglieder mit jedem Tag mehr und mehr. In den Fabriken und Werkstätten entstanden besondere Kampforganisationen, die von den sogenannten „Shop stewards", den Vertrauensmännern der arbeitenden Massen, die immer noch in ihrer Mitte schafften, getragen wurden. Mehr als einmal während des Krieges brachen wuchtige Streiks aus, besonders in der Munitionsindustrie, die die Minister auf die Knie zwangen.

In dieser Hinsicht ist der Clyde-Bezirk in Schottland der bekannteste. Und das kam nicht von ungefähr. In Glasgow, dem Zentralpunkt dieses Bezirkes, wirkte schon vor dem Kriege der nachher so bekannt gewordene Propagandist der British Socialist Party, John McLean. Er hatte eine Abendschule gegründet und aus dieser gingen Dutzende jener feurigen und unermüdlichen Propagandisten des revolutionären Sozialismus hervor, die im

Digitized by Google

Januar 1919 ganz Schottland an der Schnur hatten und das wirtschaftliche Leben in seinen tiefsten Tiefen erschütterten. McLean und seine Schüler bekannten sich von Anfang an offen und unerschrocken als englische Bolschewisten. Als das erstemal John McLean zu dreijährigem Zuchthaus verurteilt wurde, wußte man noch nichts vom Bolschewismus. Aber als er dann befreit wurde und die Russen ihre November-Revolution hinter dem Rücken hatten, eignete er sich uneingeschränkt die Losungen der Bolschewisten an und versuchte sie mit allen Mitteln unter die Arbeitermassen zu bringen. Diese Überzeugung und Tätigkeit McLeans kommt voll zum Ausdruck in seinem zweiten Prozeß, wo er, nach übereinstimmenden Berichten der englischen Presse, beschuldigt wurde, daß er die sofortige Absetzung der Behörden, Enteignung der Fabriken und des Grund und Bodens und die Diktatur des Proletariats propagiert habe. Er wurde zum Konsul der Bolschewiki in England gestempelt.

Diese Agitation McLeans und seiner Anhänger sowie der beiden sozialistischen Parteien hatte den Erfolg, daß neue gewerkschaftliche Formen entstanden, die über den Kopf der alten Trade-Unions und ihrer Führer die Arbeitermassen in den Kampf führten und diesem Kampf neuen Inhalt gaben. Zum erstenmal findet man eine gute Übersicht über diese neue Strömung in der englischen Arbeiterschaft in dem Stockholmer „Politiken" vom Februar 1918. Der jetzige Kommissar des Äußern der Moskauer Sowjetregierung, Tschitscherin, kam damals aus dem englischen Gefängnis durch Stockholm nach Rußland gereist und der „Politiken" veröffentlichte einen Artikel aus seiner Feder. Tschitscherin stand die ganze Zeit in naher Verbindung mit der neuen Bewegung, kannte sie gut und schrieb kurz: „Am wichtigsten für die Neuorganisation der Arbeiterbewegung ist der Kampf um die Anerkennung der sogenannten Werkstättenvertrauensmänner, der ‚Shop stewards'. Sowohl die Regierung als die Führer der alten Gewerkschaften suchen diesen Vertretern die anspruchslose Rolle von untergeordneten Organen der alten Trade Unions anzuweisen. Dagegen streben die ‚Shop stewards' danach, zu führenden Organen zu werden und bei der weiteren Entwicklung der Dinge die Verwaltung der gesamten Produktion in die Hände zu bekommen."

Tschitscherin hatte nicht nur recht, als er feststellte, daß „die russische Novemberrevolution auf die Arbeiterschaft in England einen großen Eindruck ausgeübt" habe, er behielt recht auch mit der Behauptung, daß die Bewegung der Shop stewards eine große Bedeutung für die Zukunft habe.

Was die englische Arbeiterschaft ist und wie sie denkt, bewies sie besonders scharf in den Januarstreiks ds. Js. Sie stehen aber in engem Zusammenhang mit der großen Streikwelle zu Beginn des vorigen Jahres, nur ist der revolutionäre Charakter diesmal weit mehr ausgeprägt. Der Streik der Londoner Polizisten vom Sommer 1918, der einen großen Widerhall bei den „Dienern der Ordnung" in allen Städten Englands fand, dann die Soldatenunruhen vom Ende des vorigen Jahres leiteten eigentlich diese Bewegung ein und ließen größere Dinge, die da kommen sollten, vorausahnen.

Der Waffenstillstand, die Verzögerung des Friedens, die Zurückhaltung der Armee in Nordrußland und auf dem Balkan und im Süden einerseits und die immer steigende Arbeitslosigkeit und Teuerung anderseits löste sich in den grandiosesten revolutionären Streiks aus, die England je gesehen hat.

Das Zentrum dieser Bewegung war auch diesmal Schottland, wo die Anerkennung der 40-Stunden-Woche erkämpft werden sollte. Der Aufmarsch begann mit einem Sturm auf das Rathaus von Glasgow und obwohl die 10000 Mann

Digitized by Google

große Militärmacht, die Glasgow besetzt hielt, alles tat, um den Streik niederzuknüppeln und die Arbeiter vor das Messer zu bekommen, hielten sich die Streikenden dennoch standhaft.

Der „Manchester Guardian" vom 8. Februar ds. Js. faßte die Ziele der Bewegung in den Worten zusammen, daß „die Bewegung der Werkstättenvertrauensmänner ein Mittel ist, durch das die Gewerkschaften dahin tendieren, die Kontrolle in ihre Hände zu bekommen und eine gewisse Selbstbeherrschung der Industrie zustande zu bringen".

Der Londoner „Daily News" schrieb darüber am 11. Februar u. a. das Folgende: „Und jetzt weiter der Streik der Glasgower Maschinisten und Werftarbeiter. Keine ‚Mißverständnisse', keine Unklarheit der Ziele, kein Mangel an Führern und Organisationen. Unter der dünnen Oberfläche des Zentralkomitees der Maschinisten hat sich während des Krieges eine der vollkommensten Organisationen, die wir je gesehen haben, für Streiks entwickelt. Er wird nicht von Männern getragen, die noch ein paar Stunden weniger wöchentlicher Arbeit oder ein paar Schilling mehr Lohn abtrotzen wollen. Er wird auch nicht von irgendwelchen Ausländern, Russen oder unseren Feinden inspiriert. Seine bewegende Kraft ist eine Armee junger Männer, die alle Schottländer sind, fähige, intelligente, das Produkt der neuen schottischen Erziehung und des kühnen schottischen Intellekts. Sie sind meistenteils gelernte Arbeiter, die die Fähigkeit haben, einen hohen Lohn zu verdienen, und sie wenden sich in Clyde an die am meisten intelligente Arbeiterklasse der Welt. Sie reden ununterbrochen, bei Tag und Nacht, sieben Tage in der Woche, in Versammlungen, an den Toren der Werke früh und zur Mittagszeit, und abends in den die Werke umgebenden Hallen. Sie predigen mit einer so enormen Energie, daß diese Versammlungen teilweise einem Kreuzzuge gleichen. Ihre Predigt ist einfach genug. Sie ist die älteste Predigt der Welt und wird vielleicht bis zum Jüngsten Gericht wiederholt werden. ‚Sie tragen Purpur und reiche Stoffe, wir sind gezwungen, in Lumpen herumzulaufen'; das hat schon John Ball gepredigt, als er im Mittelalter die englischen Bauern aufhetzte. ‚Sie wohnen in schönen Häusern, derweil wir dem Wind und Regen auf dem Felde ausgesetzt sind; aber nur unserer Arbeit verdanken sie ihre Reichtümer.' Heute ist es der ‚Profitmacher' mit vielen krassen und sehr erkenntlichen Beispielen; die ungeheure Ungleichheit, wie wir sie in dem Leben eines ‚Millionärs' und dem eines Kindes der Glasgower Spelunken veranschaulicht finden; der Gegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, wogegen wir uns wenden. So die heutige Weltordnung betrachtend, findet man auch den Ausweg in eine ‚bessere Welt'. Das kann man keineswegs ‚Bolschewismus' nennen; nicht einer von tausend, die tagtäglich diesen Ausdruck gebrauchen, kennt die Grundidee, die in dem ‚Bolschewismus' steckt. Gewöhnlich versteht man darunter nur den allgemeinen Aufstand und die Hinrichtungen in Rußland und unangenehme Unruhen bei uns. Aber er ist eine Religion, die den ‚Kapitalismus' und jeden ‚falschen Reichtum' verdammt; ein Glaube, über dessen Aufrichtigkeit man nicht zu zweifeln braucht, daß nur die Verkürzung oder Vernichtung des Profits und des Kapitalzinses und ein direkter Angriff auf die großen Grundbesitzer und Millionäre die Arbeiterklasse fähig machen kann, eine neue Welt zu gründen, wo das heutige Elend und die Not verschwunden sein werden. Jetzt ist das zu einer ‚revolutionären Forderung' geworden und Glasgow ist das Sturmzentrum in England. Von ihren Bulletins, durch ihre mutige gemeinsame Tat, durch das Ersetzen der verhafteten Führer durch andere kann

Digitized by Google

man eine Ahnung haben, wie vollkommen dieser Glaube die höhere leitende Gruppe der Streikorganisation in seinem Bann hält."

Und selbst das kriegshetzerische Wochenblatt der englischen Sozialpatrioten mit Hyndman an der Spitze, die „Justice", schrieb am 6. Februar das Folgende:

„Es ist unnütz, den Ernst der Lage verheimlichen zu wollen. Das Land befindet sich im Zustande einer Anarchie der Tat. Das Parlament ist eben versammelt. Die Regierung mit einigen hundert männlichen und weiblichen ‚Experten' amüsiert sich in Paris. Sie tritt mit keiner bestimmten Politik vor das Land. ‚Sich treiben lassen' ist die Parole des Tages. Und das ist nicht das schlimmste. Durch ganz England zieht ein Geist der Abneigung — des Mißtrauens und Widerwillens gegen unsere gewählten und erkorenen Herrscher. Das beschränkt sich keineswegs nur auf die Arbeiterklasse. Dieselbe Meinung wird von Tausenden von Soldaten und Matrosen geteilt, die langsam in die Heimat zurückströmen. Die Revolten in den Kasernen und die Vernichtung aller militärischen Disziplin ist viel ernster und viel verbreiteter, als dem gewöhnlichen Engländer zu erfahren erlaubt ist."

Dieser Konstatierung fügen wir noch das Urteil des bekannten englischen Schriftstellers C. T. Raymond zu, das er in der Wochenschrift „Everyman" Ende des vorigen Jahres veröffentlichte. „Anderseits sind die Wahrscheinlichkeiten einer gewaltsamen Erhebung im ganzen größer," so schrieb Raymond. „..... Die Arbeiterschaft ist organisiert, die Intelligenz im ganzen der herrschenden Klasse entfremdet, von der sie lange keinen Vorteil hatte, die Masse der Bevölkerung zugleich militärisch gedrillt und antimilitaristisch gesinnt."

Und diese Sachlage fühlte man jetzt in England weit oben in den herrschenden Schichten. Wir erinnern nur an die Rede des Munitionsministers Winston Churchill auf dem Bankett in den Munitionswerken von Claridges, wo er sich als halber Sozialist hinstellte, indem er die Durchführung des Sozialismus als durchaus möglich schilderte. Oder sehen Sie die Verhandlungen des Lordhauses vom 4. März an, wo die edlen Lords Klage führten, daß das Vertrauen der Arbeiter zum Parlament ganz vernichtet sei und sie für sich nur Hilfe in außerparlamentarischen Aktionen sehen und suchen.

Mit Recht muß man somit England als das am meisten vom Bolschewismus verseuchte Land unter den Ententeländern betrachten.

Das bestätigen auch die Vorgänge in den englischen Kolonien. In den freien Dominions, die dem Mutterlande sehr zugetan sind, in Kanada, Australien, Neuseeland und auch Südafrika, ist die Flut der revolutionären Welle eigentlich noch höher als zu Hause.

In Kanada hat das Volk die Regierung schon gezwungen, die Truppen aus Rußland zurückzuziehen. Es fanden nämlich über ganz Kanada Massenprotestversammlungen statt und Kongresse von Trade-Unions haben einstimmig diese Forderung aufgestellt. Der Gewerkschaftskongreß von der Provinz Alberta bekundete mit Begeisterung z. B., wie der „Non Partisan" schreibt, daß die eingeborenen Kanadier sich in einem vollen Einverständnis mit italienischen, russischen und serbischen Arbeitern befinden, was die Frage des Krieges nnd die der weiteren Forderungen betrifft. Das offizielle Organ des Winnipeger Gewerkschaftskartells, „The Western Labour News", verkündet selbst keck, daß es die neuen Zensurvorschriften der kanadischen Regierung, die eine Diskussion über die Friedensbedingungen verbieten, nicht beachten werde. Nach

Digitized by Google

dieser Stimmung im Lande nimmt es gar nicht mehr wunder, wenn die Kanadier den gesetzlichen Sechsstundentag verlangen, und die kanadischen Truppen den Gehorsam verweigern. So hat eine Abteilung, die am 22. Dezember 1918 Vancouver verlassen mußte, um nach Sibirien eingeschifft zu werden, revoltiert, und die kanadischen Truppen haben in den englischen Lagern alles zertrümmert, als sie nicht zeitig genug nach Hause transportiert werden konnten.

In Australien hat die Arbeiterschaft, die Mehrheit der Bevölkerung im allgemeinen, den Krieg verabscheut, und immer mehr zog dort in die alten Trade-Unions ein neuer Geist ein, nämlich der des „Industrialismus", „one Big Union", wie es drüben heißt. Die Arbeiterschaft verwarf zweimal kurz nacheinander in der Volksabstimmung die Einführung des obligatorischen Militärdienstes und aus Australien stammt das nachher in England so bekannt gewordene Wort: die Konskription des Reichtums. Schon 1916 verlangte eine Gewerkschaftskonferenz, die am 10. Mai in Melbourne tagte, daß der Staat von den Privatpersonen alles aneignen solle, was einen Mehrertrag über den Soldatenlohn ausmache. Dieser Antrag wurde damals mit 258018 gegen nur 753 Stimmen angenommen. Die russische Novemberrevolution wird in Australien wie ein Heiligtum unter der Arbeiterschaft betrachtet und in dem Jahresbericht der Arbeiterpartei, wie die Londoner „Times" vom 8. Februar berichten, ist folgendes zu finden: „Die Sympathien aller Gerechtdenkenden müssen auf seiten der Russen sein, die im Kampfe für die Beseitigung vom Joche des Kapitalismus ihre ganze Kraft einsetzten; in der allernächsten Zukunft muß dafür gesorgt werden, daß die vom Volke selbst verwalteten Unternehmungen, die vielleicht ganz Europa umfassen werden, vermehrt und befestigt werden."

Auch Neuseeland und Südafrika sind diesem Zuge der Zeit gefolgt. Wir erinnern nur, daß in Südafrika die Arbeiter eine Arbeitswoche von nur fünf Tagen zu je acht Stunden verlangen und die 44-Stunden-Woche teilweise schon gesichert ist.

Die zwei großen Kolonien des englischen Weltreiches, die nicht von Englischsprechenden bevölkert sind: Indien und Ägypten zeigen weniger eine revolutionäre Bewegung, die auf eine soziale Umgestaltung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse hintendierten. Aber die großen Textilarbeiterstreiks in Bombay im Februar dieses Jahres zeigen, daß auch hier eine neue, nicht nationalistisch gefärbte revolutionäre Bewegung im Begriffe ist zu entstehen. Besonders auffallend war dabei, daß, nach dem Bericht der Londoner „Times", die Streikenden keine wirtschaftlichen Forderungen aufgestellt hatten und dennoch wurden alle Textilfabriken stillgelegt und daran waren 120000 Arbeiter beteiligt. In Amerika, speziell in der nordamerikanischen Union, ist zur Trägerin des Bolschewismus die gesamte sozialistisch gesinnte Arbeiterschaft und selbst ein Teil der Gebildeten geworden. Die beiden sozialistischen Parteien, die Socialist Party und die Socialist Labour Party, waren von Anfang an gegen den Krieg. Aber besonders viel machte von sich reden die zweite Gewerkschaftsorganisation der Vereinigten Staaten, die besonders viel Anhänger unter den ungelernten Fabrik-, Land- und Waldarbeitern hat, die Industrial Workers of the World — die Industriearbeiter der Welt.

Unter den Gebildeten heben wir besonders den Professor Scott Nearing hervor, der zuerst nur ein radikaler wissenschaftlicher Nationalökonom und Historiker war; er wurde deshalb von der Universität auf höhern Befehl entfernt und näherte sich dann durch seinen Pazifismus der sozialistischen Partei. Seit der

Digitized by Google

Teilnahme Amerikas an dem Krieg war er schriftstellerisch wie rednerisch einer der besten Propagandisten der Partei. Hierzu gehört auch jene Gruppe von Intellektuellen, die sich früher um The Masses, dann, als diese verboten wurden, um The Liberator zusammenfanden. Zu dieser Gruppe gehört auch John Reed, der von sich sagt, er sei der, durch den Trotzki den Sieg der sozialen Revolution der Welt verkündete, als die Kerenskischen Truppen bei Petersburg im November 1917 geschlagen wurden. Dieser John Reed hat selbst den Umschwung in Rußland miterlebt, hat ihn dann beschrieben und in zahlreichen Vorträgen und Artikeln verteidigt. Als unlängst eine Untersuchungskommission von der Washingtoner Regierung eingesetzt wurde, um den bolschewistischen Umtrieben in Amerika auf die Spur zu kommen und des Geldes und der Agenten habhaft zu werden, konnte sie nur einen Agenten feststellen und der war der geborene Amerikaner John Reed. Zwar wurde eine ganze Anzahl „Bolschewiki" verhaftet und nach der Ellis-Insel verbracht, meistens Schweden, Finnen und Norweger, aber das sind nur Zufallssünder.

Wie weit durch die blinde Unterdrückungswut der Washingtoner Regierung die untersten Schichten der Bevölkerung aufgebracht sind, zeigt besonders klar das Beispiel von Seattle am Stillen Ozean. (Die letzten Nachrichten besagen, daß in den Maschen des „Spionage-Gesetzes" rund 2000 Menschen als rein politische Häftlinge in den Gefängnissen des freien Amerikas schmachten, darunter der ganze Vorstand der sozialistischen Partei mit je 20 Jahren Zuchthaus und der bekannteste Führer der amerikanischen sozialistisch gesinnten Arbeiterschaft Eugen V. Debs mit 10 Jahren.) Mitte Januar dieses Jahres brach in den Seattler Schiffswerften ein unbedeutender Streik aus, der dann in einem Nu die ganze Stadt in ein revolutionäres Nest verwandelte. Anfangs spottete die bürgerliche Welt, als unter den Arbeitern die Frage des Sympathiestreiks erwogen wurde, aber bald mußte das ganze Bürgertum konstatieren, daß Seattles industrielles Leben so vollständig paralisiert wurde, daß sich die ältesten Leute nicht etwas Ähnlichen erinnern konnten. Was ist da geschehen? Was für Veränderungen sind unter der Arbeiterschaft vor sich gegangen, daß so etwas in Amerika möglich war? Die „Neuyorker Volkszeitung" gibt auf diese Frage die folgende Antwort:

„Die Geschäftsleute und Industriellen der Stadt Seattle hatten nämlich eine Kleinigkeit übersehen: daß sie mit einer neuen Arbeiterbewegung zu rechnen haben, die mit der der früheren Jahre nur den Namen gemein hat. Alle im Streik befindlichen Unionleute sind Mitglieder der „American Federation of Labour"; ihre Organisationen sind gutstehende Zweige des A. F. of L.-Verbandes und Samuel Gompers ist ihr höchster Gewerkschaftsbeamter. Und doch ist ihr Unionismus so himmelweit von dem der anderen verschieden, daß sie mit einander nur den rein äußerlichen Berührungspunkt besitzen, zur gleichen Zentralorganisation zu gehören.

Der Unionismus an der Pacificküste, ganz speziell aber in Seattle und im Staate Washington, sah innerhalb der letzten paar Jahre eine Veränderung mit sich vorgehen, die einer Revolution gleichkommt. Der Geist des „Pure and Simpletums" ist von ihm gewichen, der Klassenkampfgeist wurde bewußt entwickelt und das Solidaritätsgefühl systematisch anerzogen.

Diese A.F. of L.-Leute standen seit Jahren in allen Kämpfen Seite an Seite mit ihren „Industrial Workers of the World"-Klassengenossen, mit denen sie — in Zeiten wirtschaftlichen Friedens — lebhafte Kämpfe ausfochten. Sie waren es, die zuerst die Idee eines Mooney-Generalstreiks propagierten und

Digitized by Google

auch die Initiative für die National Mooney-Konferenz ergriffen, die sich schließlich einmütig für einen solchen Streik am 4. Juli aussprach.

Als sich anläßlich eines an sich unbedeutenden Streiks vor etwa zwei Jahren die nur zu bekannte Tatsache herausstellte, daß die bürgerliche Presse in allen Kämpfen zwischen Arbeit und Kapital stets die Seite des Unternehmertums vertritt, beschloß der Zentralkörper, der organisierten Arbeiterschaft eine eigene Tageszeitung zu schaffen. Die „großen" Blätter höhnten —, und heute ist der „Daily Seattle Union-Record" eines der verbreitetsten Tageblätter der Nordwestküste."

Was hier im kleinen, in einer Stadt vor sich gegangen ist, kann man zwar nicht als ganzes auf ganz Amerika übertragen. Aber ein neuer Geist ist während des Krieges auch in Amerika erstanden, ein Geist der Rebellion und des straffern Zusammenschlusses der Arbeitenden gegen die ungekrönten Könige der Industriewelt und des bürgerlichen käuflichen Politikanertums. Nicht nur der Transport der ausgewiesenen Seattler hat das bewiesen, sondern auch jener furchtbare Sturm, der sich in der Textilindustrie Neuenglands und Neujerseys und der Bekleidungsbranche Neuyorks entlud. Auch die Revolte der amerikanischen Soldaten in London zeigt diesen Geist.

Über die Entwicklung in den drei kleinern Staaten des Ententebundes, in Italien, Serbien und Rumänien, können wir uns außerordentlich kurz fassen. Serbien müssen wir von vornherein ausscheiden, weil dort zwar die sozialdemokratische Partei vollständig auf dem Boden des Bolschewismus steht, wie aus einer Zuschrift an den Pariser „Populaire" von dem Redakteur des „Radnitschke Nowine", R. Nowakowitsch, hervorgeht, aber zur Verwirklichung dieser Theorie ist in Serbien unseres Wissens noch kein Schritt getan.

In Italien steht wie die politische so die gewerkschaftliche Bewegung auf dem Boden des revolutionären Klassenkampfes. Und das ist für die italienischen Proletarier keine schöne Phrase, sondern eine in vollem Sinne des Wortes blutige Wirklichkeit. Es hat sich wohl kein Volk so mutig gegen seine Kriegshetzer gewehrt und alle Verfolgungen auf sich genommen, wie das die Italiener getan haben. Nur ein Teil des Kampfes ist in die Öffentlichkeit gedrungen und dazu der geringste und unbedeutendste, während die Zensur alles andere unbarmherzig ausgemerzt hat; aber selbst dieser Teil ist groß genug, um alle Achtung vor dem italienischen Proletariat und seinen Führern herauszufordern. Die Italiener waren es, die die Abhaltung der Zimmerwalder und Kienthaler Konferenzen angeregt haben und sie durchführen halfen. Und die neueste Bewegung zugunsten des Achtstundentages, der Sozialisierung, der Zurückberufung der Ententetruppen aus Rußland, die Nichtbeteiligung an der Berner internationalen Konferenz, das genügt, um den Einfluß der russischen Welt auf die Gemüter zu kennzeichnen.

Die rumänischen Arbeiter vertrat und vertritt wohl dem Geiste nach jetzt der gegenwärtige Präsident der ukrainischen Sowjetrepublik, Rakowsky, und damit ist wohl die Stimmung der arbeitenden Massen in Rumänien genügend gekennzeichnet.

Es fragt sich zum Schluß: Wird sich der revolutionäre Geist in den Ententestaaten weiter entwickeln? Werden die Sturmzeichen zum Sturm anwachsen? Wir können auf diese Frage nach der gegenwärtigen Situation im politischen und wirtschaftlichen Leben der Ententevölker nur im bejahenden Sinne antworten. Selbstverständlich kann die Dauer der Entwicklung, die Reifezeit nicht bestimmt werden. Aber daß die Welle der revolutionären Umwälzung nicht mit diesen Zeichen abgeschlossen ist, geht aus allem hervor, was gegenwärtig die Sieger treiben.

Digitized by Google

Erstens schon den Herd der Rebellion, das Sowjetrußland, zu bewältigen, kann man wohl mit Sicherheit sagen, wird den Clemenceaus, Lloyd Georges und Wilsons nicht möglich sein. Und damit wird das Beispiel weiter auf die Gemüter der Ausgebeuteten wirken und den Willen noch mehr stärken, diesem Beispiel zu folgen.

Zweitens werden die Regierungen auch die wirtschaftlichen Forderungen ihrer Arbeiterschaft nicht befriedigen können. Die Einführung des Achtstundentages beruhigt niemanden mehr — die Forderung des Sechsstundentages (Bergarbeiter in England, kanadische Arbeiter im allgemeinen) ist schon zur Tagesfrage geworden. Und allüberall wird außerdem die Frage der Verstaatlichung der zum Lebensunterhalt notwendigen Industrien aufgenommen und in den Vordergrund gerückt. Nicht nur Eisenbahn und andere zum Transport gehörenden Zweige, nicht nur Bergwerke kommen da in Frage, sondern alle größeren Industriezweige. Außerdem verlangen die Arbeiter das Mitspracherecht in den Verwaltungen dieser nationalisierten Betriebe (Arbeiterräte). Das fordern die amerikanischen Eisenbahner, die verlangen, daß die Eisenbahnen als Genossenschaft unter Staatsaufsicht geführt werden. Dieselbe Forderung haben die englischen Bergleute erhoben. Werden die Regierungen, die bis jetzt gerade die Interessen dieser Unternehmer vertraten oder direkt von ihnen abhängig waren, diesen Forderungen ihrer Arbeiter nachkommen? Wir können uns das nicht ohne eine allgemeine Umwälzung vorstellen.

Und drittens kommt für die Ententestaaten noch eine Frage in Betracht, um die die führenden Staatsmänner nicht mehr herum können. Und die lautet: Wie steht es mit der Einlösung der Kriegsversprechungen? Die Staatsmänner führten die Völker in die Schlachten mit dem Versprechen, daß nach der Zerschmetterung des preußisch-österreichischen Reaktionsherdes der Militarismus vernichtet, eine Vereinigung aller Nationen etabliert, die volle Freiheit der Völker, über sich selbst zu verfügen, proklamiert und das arbeitende Volk befreit werde. Und diese Versprechungen müssen jetzt eingelöst werden. Aber können sie von diesen Staatsmännern eingelöst werden, ja, wollen überhaupt diese Staatsmänner ihre Versprechungen einlösen? Die bisherigen Tatsachen sprechen eine entgegengesetzte Sprache. England z. B., das ja bei sich den obligatorischen Militärdienst nur während des Krieges eingeführt hat, hat jetzt eben durch ein Gesetz diesen Militärdienst beibehalten, um eine stehende Armee von 950 000 Mann zu haben. Gegen dieses Gesetz stimmte im Unterhaus geschlossen die Arbeiterpartei. Von einer Vereinigung aller Nationen kann wohl bei den Friedensverhandlungen überhaupt nicht die Rede sein. Nicht nur Deutschland und Deutsch-Österreich wird ausgeschlossen, sondern auch das Sowjetrußland. Und das Selbstbestimmungsrecht der Völker? Eine Phrase, nichts mehr, wenn in Ägypten die ausgesprochenen Führer des Volkes aus dem Lande nach Malta deportiert werden, wenn in Indien ein spezielles Pressegesetz zur Erwürgung jedweder nationalen Regungen erlassen und das Land dabei in einem wirtschaftlichen Zustand gehalten wird, der jeder Beschreibung spottet. Wir erwähnen nur, daß im Jahre 1918 sechs Millionen Menschen in Indien an der Grippe gestorben sind.

Mit geballter Faust steht das Volk nun ein, was aus dem vergossenen Blute seiner Söhne gemacht wird. Ein neuer eiserner Ring wird um die Menschheit von den Siegern geschmiedet. Erwürgt muß es werden, von neuem in ein blutiges Ringen hineingehetzt werden, wenn es nicht vorher aufsteht und nach russischem Beispiel mit dem ganzen Maulheldentum aufräumt und eine Welt der wahren Freiheit an Stelle der Blutsauger und ihres Trosses setzt.

Digitized by Google

Der Bolschewismus in der Schweiz.

Der Verfasser, Privatdozent für Sozialpolitik an der Universität Zürich, ist Vizepräsident des Zentralkomitees des Schweizerischen Grütlivereins. Die Grütlianer, bei denen er eine führende Stellung einnimmt, bilden den gemäßigten Flügel der Schweizer Sozialisten. Diese älteste Arbeitervereinigung Europas wurde 1838 durch Dr. Niederer ins Leben gerufen und baute sich auf den Prinzipien von Pestalozzi und Mazzini auf.

Daß der Bolschewismus heute in dem politischen Leben der Schweiz ein Machtfaktor ist, mit dem ernsthaft gerechnet werden muß, ist seit dem außerordentlichen Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie vom 2. Februar d. J. in Bern offenkundig geworden. Er brachte den Sieg der extremsten Richtung in der Partei, jener, die offen ihre Ideenübereinstimmung und Solidarität mit den politisch-sozialen Grundsätzen und Handlungen der heute an der Spitze der russischen Sowjetrepublik stehenden Männer einbekennt. Damit ist für die Schweiz eine innerpolitische Situation geschaffen, wie sie kritischer kaum gedacht werden kann. Der Bestand der modernen, seit Einführung der Bundesverfassung von 1848 bestehenden Eidgenossenschaft erscheint durch eine Revolution bedroht, und zwar nicht durch eine politische Revolution, wie sie im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrfach in fast allen schweizerischen Kantonen vorgekommen und der Durchführung der Grundsätze der reinen Demokratie vorausgegangen ist, sondern durch eine soziale, eine bolschewistische Revolution, die sich das Ziel setzt, an die Stelle der Selbstregierung des Volkes in seiner Gesamtheit, die Herrschaft einer Klasse, die Diktatur des Proletariats, aufzurichten. Noch steht es dahin, ob sie über die Demokratie, über die aus dem Volkswillen geborene Rechtsordnung siegen wird, aber es dürfte kaum mehr zu bezweifeln sein, daß diese die Probe, ob sie stärker als der Bolschewismus ist, zu bestehen haben wird.

Wie konnte es kommen, daß auch für das demokratische Staatswesen der Schweiz der Bolschewismus sich zu einer ernsthaften Gefahr auszuwachsen vermochte?

Die Antwort auf diese Frage lautet: es hat sowohl die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Eidgenossenschaft, als auch die sozialpädagogische Kraft der schweizerischen sozialdemokratischen Partei versagt. Erstere stand zu sehr im Dienst der Interessen der in der Eidgenossenschaft bisher herrschenden bürgerlichen, bäuerlichen und bureaukratischen Kreise, letztere hingegen war viel zu sehr zu einer Wahlmaschine und Ämtereroberungsanstalt entartet, als daß sie noch imstande gewesen wäre, die breiten Massen des schweizerischen Proletariats zu erziehen und für eine umfassende soziale Organisationsarbeit fähig zu machen. Vom Staat sozialpolitisch, von ihrer eigenen Partei geistig und moralisch vernachlässigt, ist die Arbeiterklasse der Schweiz heute zu einer stark gärenden Masse geworden, die in ihren wirtschaftlichen und sittlichen Nöten sich selbst zu helfen sucht und deshalb denen Gehör schenkt, welche ihr den Weg der Revolution weisen.

Wollte man den Beweis für diese These führen, so müßte man die Geschichte der schweizerischen Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht nur während der Kriegsjahre, sondern während der letzten zwei oder drei Jahrzehnte schreiben, ferner auch noch die Geschichte der schweizerischen Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung seit 30 Jahren hinzufügen. In den zahllosen Fehlern, Begehungs- und Unterlassungssünden, die auf diesem Gebiet vorgekommen sind, liegt die Erklärung dafür, daß auch in der Schweiz heute der Bolschewismus drohend sein Haupt erheben und an den Fundamenten unseres Gemeinwesens rütteln kann. Gewiß hat die allgemeine ökonomische und politische Zerrüttung der ganzen Kulturmenschheit durch den Weltkrieg das übrige ebenfalls dazu bei-

Digitized by Google

getragen, daß der soziale Boden der Schweiz ins Schwanken gekommen ist, aber ungesund, widerspruchsvoll, und auf die Dauer unhaltbar waren die Zustände hier schon vor dem Kriege geworden. Dieser hat ihre Unzulänglichkeit mehr nur enthüllt, als direkt verursacht, mehr nur die soziale Krisis beschleunigt, als selbst heraufbeschworen.

Auf den ersten Blick scheint es fast unverständlich, wie in einem demokratischen Staatswesen, wo man schon seit Jahrzehnten alle Schichten seiner Bevölkerung gleichmäßig und ohne Bevorrechtung der einen gegenüber den anderen zur Teilnahme an der Gesetzgebung heranzieht, in dem sich auch sozial die Klassengegensätze viel weniger zugespitzt hatten als z. B. in Deutschland, England und anderen Ländern, eine so starke soziale Spannung entstehen konnte, daß ein nicht unerheblicher Bruchteil der Arbeiterklasse sein Heil heute im Bolschewismus erblickt und völlig blind für die Gefahren zu sein vermag, die er damit nicht nur für die bürgerlichen Klassen, sondern auch für sich selbst heraufbeschwört. Der schweizerische Arbeiter ist von Haus aus alles andere als ein Revolutionär. Seine ganze bisherige Geschichte läßt ihn vielmehr als von nüchterner Denkweise, patriotischer Gesinnung und politischer Besonnenheit beherrscht erscheinen. Ausbrüche leidenschaftlicher Erregtheit und revolutionärer Empörung verzeichnete die Geschichte des schweizerischen Proletariats eigentlich niemals. Mochten sich auch gelegentlich bei einzelnen lokalen Streiks die Gemüter stark erhitzen, zu revolutionären Bewegungen und Massenaktionen ist es bis zum Landesgeneralstreik im November l. J. in der Schweiz niemals gekommen. Gegen den politischen Illusionismus, dem die Arbeitermassen um so leichter zum Opfer fallen, je ferner ihnen die Träger und Vertreter der Staatsgewalt stehen, ist der schweizerische Arbeiter, der seine Regierung in den Kantonen mit wählen hilft, gefeit. Wenn trotzdem heute in die Köpfe vieler Arbeiter der unrealistische Glaube an die soziale Wunder wirkende Kraft der Revolution eingedrungen ist, wenn das auch in ihnen steckende stolze Bewußtsein, gleichberechtigte Glieder eines freien Staatswesens und Landes mit ruhmreicher Vergangenheit zu sein, von dem „Klassenbewußtsein", einem sozial unterdrückten und wirtschaftlich ausgebeuteten Volksteil anzugehören, oftmals völlig überwuchert wird, so haben diese Erscheinungen ihren Grund in einer Veränderung der Volksseele. Unter dem Einfluß der furchtbaren Kriegsereignisse ist sie erkrankt, und es sind in ihr Keime zur Entwicklung gelangt, die unter anderen Verhältnissen kaum aufgegangen wären, jedenfalls nicht zu einer so starken Störung des psychischen Gleichgewichts geführt hätten. Symptomatisch hierfür ist vor allem die Tatsache, daß der noch bis vor wenigen Jahren vaterlandsliebende, militärischen Übungen mit Freude obliegende und auf seine Nationalität und politischen Rechte stolze schweizerische Arbeiter sich in das Schlepptau einer antimilitärischen, antinationalen, die Demokratie verächtlich behandelnden Agitation hat nehmen lassen. Bis noch vor zehn Jahren war die „Schnörrewagnerei" des deutschen sozialdemokratischen Agitators, die fanatische Verbissenheit und revolutionäre Ekstase des russischen marxistischen Doktrinärs dem typischen Schweizer Arbeiter in tiefster Seele zuwider. Heute klatscht er auf den sozialdemokratischen Parteitagen den mit russischem Akzent vorgetragenen radikalen Tiraden hysterischer Jüdinnen Beifall, und es konnte der deutsche Agitator Münzenberg einer der einflußreichsten und populärsten Führer innerhalb der schweizerischen sozialdemokratischen Partei werden. Die russischen Revolutionäre Lenin, Bronski und andere, die sich während der ersten Kriegsjahre hier aufhielten, fanden gerade unter den jüngeren Arbeiterführern schweizerischer Herkunft die gelehrigsten Schüler.

Digitized by Google

Alle diese Erscheinungen sind nur begreiflich unter der Annahme, daß die Psyche vieler schweizerischer Proletarier sich gewandelt habe. Letztere haben sich nationaler und selbst sittlicher Denkweise stark entfremdet, stehen heute innerlich ihrem Volk und Staat unverbunden, ja feindselig gegenüber, sind entwurzelt worden und dadurch zum Spielball fremder Einflüsse herabgesunken. Diese Leute haben nicht nur alles Vertrauen zum „Klassenstaat" trotz seiner rein demokratischen Verfassung verloren, sondern auch das zu ihrer Partei und ihren Führern. Sie glauben nicht mehr an den ehrlichen Willen der heute noch im Staate maßgebenden Volkskreise und leitenden Personen, etwas für die Befreiung des arbeitenden Volkes zu tun; sie glauben auch nicht an die Fähigkeit der sozialdemokratischen Partei, etwas Erhebliches zu ihrem Besten auszurichten. Ihre eigenen Führer sind ihnen verdächtig geworden, und sie argwöhnen, daß sie es nur darauf abgesehen hätten, sich im Staat fette Ämter zu verschaffen. Charakteristisch für diesen inneren moralischen Auflösungsprozeß, der selbst in der Sozialdemokratie der Schweiz Platz gegriffen hat, ist das Erscheinen einer „wilden" Parteipresse neben der offiziellen, in der namentlich das Mißtrauen und der Haß gegen die in der Partei regierenden Kreise und Instanzen zum offenen Ausdruck kommt. Im Laufe der letzten Jahre sind mehrere solche Blätter, die von kleinen Zirkeln revolutionärer Arbeiter herausgegeben wurden, erschienen. Im Spätherbst 1917 kam in Zürich „Die Forderung, Organ für sozialistische Endzielpolitik" heraus, die unverblümt den Kampf gegen „die sozialdemokratische Partei-Bourgeoisie" aufnahm. In einer ihrer Nummern stand u. a. folgendes zu lesen: „In der sozialistischen Partei haben sich im Laufe der Zeit ganze Bourgeoisnester angesiedelt wie Läuse im Hundepelz. Wir meinen damit nicht die paar Idealisten, die aus reichen Familien stammen und ihren sozialen Ideen oft große Opfer bringen. Diese Sorte Bourgeois ist so wenig zahlreich, daß man sich mit ihr so wenig zu befassen braucht, wie die Naturgeschichte mit den weißen Raben. Nein, die eigentliche Partei-Bourgeoisie, die wie Ungeziefer am Körper der proletarischen Kampfpartei haftet, und ihr die revolutionäre Aktionskraft lähmt, besteht vielmehr aus Leuten, die erst durch die Partei zur wirtschaftlichen Lage eines Bourgeois emporgehoben wurden, und aus Leuten, die sich der Partei des Proletariats überhaupt nur deshalb angeschlossen haben, um nicht selbst ins Proletariat zu versinken. Beide Kategorien sind bekannt als die sog. Streber, Pöstlijäger, Amtliakkumulatoren usw. Es sind die Genossen, denen eine glückliche Wahl, und wäre sie an sich noch so unbedeutend, mehr gilt als alle Revolutionen der Geschichte. Es sind jene, denen der Sozialismus nur ein Mittel zum Zweck der wahltechnischen Gewinnung der Volksmehrheit ist, die aber ungläubig lächeln, wenn man ihnen sagt, daß die Gewinnung der Mehrheit bloß ein Mittel sei zur Verwirklichung des Sozialismus. Jene Genossen, die es für eine Wolff- und Havas-Ente hielten, als in den Zeitungen stand, Lenin habe in Rußland für alle Staatsangestellten ein gleiches Gehalt eingeführt, so daß der Ministerpräsident nicht mehr verdient als ein Weichenwärter, der Stadtpräsident nicht mehr als sein Weibel oder sein Bureaufräulein. Und doch ist gerade das der Sozialismus!

Der Sozialismus bringt die wirtschaftliche Gleichheit und deshalb ist jeder ein Feind des Sozialismus, der aus der bestehenden Ungleichheit Vorteile zieht, jeder, der über dem gesellschaftlichen Durchschnitt verdient. Wer wollte bestreiten, daß es in der sozialdemokratischen Partei eine Menge solcher Existenzen gibt? Und es wird sehr begreiflich, daß diese Leute, die von der Verwirklichung des Sozialismus nur Nachteile hätten, mit aller Kraft gegen die

Digitized by Google

soziale Revolution und für Aufrechterhaltung der kapitalistischen Gesellschaft wirken .....

Genossen solcher Art haben wir zu Dutzenden, zu Hunderten. Das siegreiche Proletariat hat in Rußland alle Gerichte abgeschafft und sie durch einfache Schiedsgerichte von Bauern und Arbeitern ersetzt. Der Genosse Parteipräsident Gschwend, von Beruf Bezirksrichter, ein Genosse Kaufmann, von Beruf Bezirksanwalt, ein Genosse Farbstein, von Beruf Advokat, sie alle werden Gott danken, daß die Diktatur des Proletariats erst in Rußland, und noch nicht in der Schweiz besteht. Läge Zürich in Rußland: den drei Genossen bliebe ja nichts übrig, als eine Stelle beim Abfuhrwesen zu suchen, falls sie nicht lieber bei Genosse Pflüger um eine bescheidene Unterstützung aus der Armenkasse vorsprechen würden. Aber der Genosse Pflüger würde sie wahrscheinlich recht unfreundlich empfangen, denn auch ihn träfe die Diktatur des Proletariats wie ein harter Schicksalsschlag: er, der kürzlich dem armen Genossen Dätwyler sein Einkommen als Präsident der Friedensarmee vorwarf, erhält bekanntlich aus dem Zürcher Armenbudget ein Einkommen von 9000 Fr., das ihm, falls er Armenpfleger von Petersburg oder Moskau wäre, nun ebenfalls um gut die Hälfte reduziert worden wäre.

Wie gesagt, unsere Parteibourgeoisie ist zahlreich. Wir haben in unseren Reihen Hunderte von Genossen, die wirtschaftlich Bourgeois sind oder es mit Energie werden wollen, Genossen, die schon infolge ihrer Einkommenverhältnisse, ihres Berufes erbitterte Feinde jeder wirklich sozialistisch-revolutionären Tat sein müssen. Und da diese Leute in allen Vorständen sitzen, so üben sie auf die Bewegung einen unheilvollen Einfluß aus .....

Diese Parteibourgeoisie muß abgeschafft werden ..... Das Gros unserer Vertreter ist ganz unfähig, uns in einen wirklich revolutionären Kampf zu führen, weil es zu viel verdient. Man kann doch niemand zumuten, sein Leben für die soziale Revolution zu riskieren, bloß damit er im Falle des Sieges dann sein halbes Einkommen und sein ganzes Vermögen verliert!"

Diese Äußerungen, die gewiß in mehr als einer Hinsicht interessant sind, zeigen deutlich, wie wenig vertrauensvoll das Verhältnis zwischen Führern und Geführten in der sozialdemokratischen Partei geworden ist und wie von den letzteren vielfach der Sozialismus verstanden wird. Es klafft in der Tat eine breite Kluft zwischen den Anschauungen und Interessen der sozialdemokratischen „Parteibourgeoisie" und den Ideen, die unter dem Einfluß einer revolutionären Agitation bei den Massen sich Bahn gebrochen haben. Nachdem man ihnen jahrelang erklärt hat, daß nur von einer Revolution der Sieg des Sozialismus zu erwarten, wollen sie diese einmal gemacht haben, und da die Führer sich weigern, das Signal dazu zu geben, so wenden sich die Massen nun denen zu, die erklären, nicht bei Worten stehen zu bleiben, sondern bei erster Gelegenheit zur Tat übergehen zu wollen.

Tatsächlich fanden im November 1917 und im Sommer 1918 in Zürich und Basel schwere Ruhestörungen putschartigen Charakters statt. Unter dem Druck der bolschewistischen Strömung in breiten Arbeiterschichten wurde ferner seit dem Sommer 1918 an der Vorbereitung des Landesgeneralstreiks gearbeitet, der im November l. J. gleichzeitig mit der Revolution in Deutschland erklärt wurde und unzweifelhaft den Zweck verfolgte, die oberste Behörde, den Bundesrat zu überrumpeln, zu erschrecken und zur Abdankung zu zwingen. An dem Umstand, daß das Militär ablehnte, zu meutern, mit den Revolutionären gemeinsame Sache zu machen und Soldatenräte einzusetzen, scheiterte der Plan, den Landesgeneralstreik zu einer Revolution sich auswachsen zu lassen und die

Digitized by Google

Diktatur des Proletariats zu proklamieren. Nach nur dreitägiger Dauer mußten die Führer den Landesgeneralstreik bedingungslos für abgebrochen erklären. Die Entrüstung und Empörung über diesen „Verrat" war bei denen, welche die Revolution schon in nächster Nähe geglaubt hatten, ungeheuer. Sie haben indessen die Hoffnung auf ein späteres Gelingen ihrer Pläne nicht aufgegeben. Mit Hochdruck wird an der Revolutionierung der Armee gearbeitet; es werden sozialdemokratische Soldatenvereine gegründet, Verbindungen mit der russischen Revolutionsregierung angeknüpft und die Massen auf eine demnächstige Aktion vorbereitet und zu bewaffnen versucht. Gegen diese Strömung kommen die alten Führer der Partei, so weit sie überhaupt wagen, ihr ernstlich Widerstand zu leisten, nicht mehr auf. Rücksichtslos werden sie, wie der seit mehr als 50 Jahren der Arbeitersache dienende Hermann Greulich, kaltgestellt. In der Presse wurde jüngst ein Schreiben des Vorstands des sozialdemokratischen Kreisvereins Zürich 7 an Greulich mitgeteilt, in dem er aufgefordert wurde, als Mitglied des Großen Stadtrats zurückzutreten mit der Begründung, daß die Welt nun einmal der Jugend gehöre. Diejenigen Führer und Mitglieder in der sozialdemokratischen Partei, die letztere auf dem Boden von Verfassung und Gesetz zurückhalten möchten, sind einflußlos geworden und werden nicht mehr ernst genommen. Dafür schlagen die Herzen begeistert dem Manne entgegen, der in der Debatte über den Landesgeneralstreik im Nationalrat es gewagt hatte, sich offen als Bolschewiki und Anhänger ihrer Weltanschauung zu bekennen: Fritz Platten. Er ist zurzeit der populärste Mann in seiner Partei, weil sie von ihm hofft und glaubt, er sei bereit, sich an die Spitze einer kommunistischen Revolution zu stellen und im geeigneten Augenblick das Signal dazu zu geben. Er steht auch in enger persönlicher Fühlung mit den leitenden Männern der russischen Sowjetrepublik. Ob er berufen sein wird, in der Schweiz noch einmal eine große geschichtliche Rolle zu spielen, mag dahingestellt bleiben, aber ohne Zweifel befähigen ihn manche Eigenschaften dazu. Er ist ein glänzender Redner, der den Massen seine Ideen, von deren Richtigkeit er jedenfalls auch ehrlich überzeugt ist, zu suggerieren versteht, seinem Temperament nach ein rücksichtsloser Mann der Tat, der auch den Mut hat, seine Haut zu Markte zu tragen. Sollte wirklich in absehbarer Zeit bei uns die bolschewistische Revolution ausbrechen, so wird sicherlich Fritz Platten an ihrer Spitze stehen.

Zürich. Dr. Hans Müller.

Der Einfluß des Bolschewismus auf die Schweiz.

Der Verfasser, Welschschweizer, hat als Ingenieur lange in Rußland gelebt und beabsichtigt, auch wieder dorthin zurückzukehren, ist also selbst „Rußlandschweizer". Er beschäftigt sich mit antibolschewistischer Propaganda in der Schweizer Arbeiterschaft und hat eine diesem Zweck dienende Schrift „Bolschewismus" (Verlag: A. Vogel, Winterthur) erscheinen lassen. Seinen politischen Anschauungen nach dürfte er dem Schweizerischen Freisinn nahestehen.

Der russische Bolschewismus hat seinen Einfluß auf uns Schweizer in doppelter Hinsicht geltend gemacht; einerseits durch die Vernichtung schweizerischen Eigentums und schweizerischer Arbeitswerte in Rußland, und andrerseits durch Wirkung seiner Propaganda unter unserer einheimischen sozialdemokratischen Partei.

Über die Zahl der bei Ausbruch der Revolution in Rußland befindlich gewesenen Schweizer lassen sich keine genauen Angaben ermitteln. Es dürften aber an die 3—4000 gewesen sein. Den größten Teil der Schweizer-Kolonie bildeten die Lehrer und Erzieherinnen, die teils in Privathäusern, teils in

Digitized by Google

Schulen Sprachunterricht erteilten. Die meisten von ihnen wurden schon in den ersten Wochen des bolschewistischen Regimes brotlos, da entweder ihre Arbeitgeber selber aller ihrer Einkünfte beraubt worden waren, oder weil die Desorganisation der Schulen sie aus ihrem Wirkungskreis vertrieben hatte.

Ebenfalls bedeutend ist die Zahl schweizerischer Landwirte, welche in den weiten Gebieten Rußlands ein Tätigkeitsfeld gesucht hatten, das sie unter den engeren heimatlichen Verhältnissen nicht fanden. Diese Leute haben infolge der bolschewistischen Umtriebe all ihr Hab und Gut eingebüßt. Einige erzählen uns in drastischer Weise, wie die Bauern, durch die so viel versprechenden Manifeste Lenins berauscht, sich auf den Gütern alles holten, was zu holen war; wie sie an einzelnen Orten die landwirtschaftlichen Maschinen auseinandernahmen und deren Teile untereinander verteilten; oder, wo nicht genügend Kühe im Stall vorgefunden wurden, wie man die lebendigen Kühe mit dem Beile zerhackte, damit jeder der begeisterten Räuber wenigstens ein Stück Kuh mit nach Hause nehmen konnte.

Auch die in Rußland ansässigen Kaufleute, Ingenieure, Techniker aller Arten mußten dem bolschewistischen Wahnsinn viele Opfer bringen. Einer dem Verfasser nahestehenden Schweizer-Firma Südrußlands wurde im Dezember 1917 eine sofort in bar zu entrichtende Kontribution von 100000 Rubel auferlegt. Da sich der leitende Prokurist zuerst weigerte, die Summe zu bezahlen, wurde er arretiert unter Androhung, daß falls das Geld nicht innerhalb 48 Stunden bezahlt sei, er und sein ganzes Personal unverzüglich zu Zwangsarbeiten auf der untersten Sohle des benachbarten Kohlenbergwerkes verurteilt werden würde. Nach erfolgter Bezahlung reichte der Firmabesitzer durch Vermittlung des zuständigen schweizerischen Konsulates eine Klage bei der betreffenden bolschewistischen Behörde ein. Das Konsulat erhielt aber den Bescheid, daß diese Behörde eine autonome Gewalt ausübe, daß sie die russische Regierung nicht mehr anerkenne und daher auch die Reklamationen des Konsulates als des Vertreters der Schweizerischen Gesandtschaft in Rußland nicht berücksichtigen könne. Einen schweren Schaden erlitten die schweizerischen Exporteure infolge der Beschlagnahme der im Zollager Guttujeff in Petersburg liegenden Waren durch die Petersburger Kommune im März 1918. Es handelt sich um beinahe die Gesamtheit des über Schweden und Finnland im Sommer 1917 eingeführten Materials, welches sich infolge der Verkehrsstockungen bis zum Winter in Petersburg ansammelte. Alle Anstrengungen der Gesandtschaft, um das darunter befindliche Schweizer-Material (im Werte von mehreren Millionen Franken) zu befreien, waren erfolglos. Den einzelnen Interessenten schlugen schließlich die Petersburger Machthaber vor, ihnen ihre eigene Ware gegen hohe Bezahlung auszuliefern, so z. B. Maschinenteile für 6 Rubel pro Bruttokilogramm. Ein Moskauer Fabrikant, der sich entschloß, seine 64 kg schwere Kiste für diesen Preis aus dem Zollager auszukaufen, mußte hierzu eine dreigliedrige Delegation seines Fabrikkomitees nach Petersburg entsenden, welche in dreiwöchentlicher Arbeit, an Erfüllung aller Formalitäten, an allerlei Bestechungsgeldern und an Unterhaltspesen rund 12000 Rubel, d. h. den zehnfachen Wert des Kisteninhalts verauslagen mußte.

Wer nur sein Eigentum in Rußland verlor, kann sich noch glücklich schätzen. Wie viele unserer Landsleute zeitweilig verhaftet, und wie viele hingerichtet oder ermordet wurden, wird man erst annähernd erfahren können, wenn es unserer Gesandtschaft einmal gelingt, die Verbindung mit der russischen Provinz einerseits und mit der Schweiz andrerseits in zuverlässiger Weise wieder herzustellen. Im allgemeinen wurden die Ausländer in den Städten, nament-

Digitized by Google

lich da, wo Konsulate zu ihrem Schutze vorhanden waren, etwas weniger bedroht als in der Provinz. Immerhin wurde z. B. letzten Sommer ein Schweizer, naher Verwandter eines früheren Konsuls, in Moskau verhaftet und zu zehntägiger Zwangsarbeit (Kasernenreinigen) verurteilt, weil man bei einer Haussuchung einige Flaschen Wein bei ihm vorgefunden hatte, welche übrigens von der betreffenden Mannschaft prompt und gewissenhaft ausgetrunken wurden. In Petersburg wurde ein Graubündner Schokoladenfabrikant verhaftet, weil er als 63jähriger Mann einem Aufgebot der Roten Garde nicht Folge geleistet hatte. Man schleppte ihn deswegen vor ein revolutionäres Tribunal, dessen einer Richter ein früherer Arbeiter seiner Fabrik war, den er vor Jahren entlassen hatte. Als Rache hierfür ließ ihn das Tribunal sofort erschießen.

Klagen über derartige Vorkommnisse treffen im Bolschewistenreich seit November 1917 täglich auf den schweizerischen Konsulaten in solcher Zahl ein, daß letztere die Hilfe der Schweizer-Kolonie gerne annahmen, welche zur Unterstützung ihrer Behörden besondere Komitees gründete. In einzelnen Fällen zeigte es sich sonderbarerweise, daß die bolschewistischen Kommissariate diesen Komitees mehr Gehör schenkten als den offiziellen Vertretern unserer Regierung, da es doch den Diktatoren hie und da gefällt, sich äußerlich einen demokratischen Anstrich zu geben. Die ersten Bemühungen dieser Komitees zielten dahin, die Rückkehr möglichst vieler Landsleute aus dem ungastlichen Lande zu ermöglichen. Nach langen Formalitäten und allerlei Schwierigkeiten konnten bisher zwei solche Transporte angeordnet werden, mit welchen im ganzen ca. 1200 Personen nach der Schweiz zurückkehrten. Das Zustandebringen eines dritten, für letzten Dezember vorgesehenen Schweizer-Zuges scheiterte daran, daß die Regierung der Volkskommissäre sich bis auf weiteres weigert, irgendeinem Schweizer-Bürger die Ausreisebewilligung zu erteilen.[1]) Viele kamen, wie der Schreibende, einzeln über die russische Grenze ohne, oder mit einem teuer erkauften, Paßvisum und treffen heute noch fast täglich nach mehr oder weniger beschwerlicher Reise in der Schweiz ein.

Groß war das Entsetzen der Zurückgekehrten, als sie im letzten November erfuhren, daß die ganze sozialdemokratische Presse die schweizerischen Arbeitermassen durch aufsehenerregende Aufrufe dazu veranlassen wollte, den Jahrestag der bolschewistischen Revolution durch eine Feier zu verherrlichen. Wie war es denn möglich, daß unsere Mitbürger in der Heimat über die tatsächlichen Verhältnisse in Rußland so schlecht unterrichtet waren? — Vielleicht infolge folgender Umstände:

Die Schweiz war von jeher für alle politischen Vertriebenen aller Länder ein gastfreundliches Asyl. So verbrachten Uljanow — Lenin, Bronstein — Trotzky, Apfelbaum — Sinovieff und viele andere der heutigen Diktatoren Monate, wenn nicht Jahre in der Schweiz. Sie traten da zum Teil in lebhafte Beziehungen mit unseren sozialdemokratischen Führern und übten offenbar auf dieselben einen starken Einfluß aus. So wurde erst vor einiger Zeit festgestellt, daß Lenin noch vor Ausbruch der russischen Revolution vom März 1917 an einige Gesinnungsgenossen in der Schweiz eine in 28 Thesen eingeteilte genaue Instruktion über den bei uns vorzunehmenden Umsturz richtete. Man findet darin alle Prinzipien, mit denen er später in Rußland in bekannter Weise so traurige Experimente vornahm, jedoch unter sorgfältiger Anpassung an die schweizerischen Verhältnisse.

[1]) Der dritte Zug ist inzwischen in Basel angekommen, brachte aber nur 360 Leute mit. Die Zurückgebliebenen können sich nicht entschließen, ihr Hab und Gut in Rußland zu verlassen und mittel- und arbeitslos den heimatlichen Wohltätigkeitseinrichtungen zulast zu fallen.

Digitized by Google

Es ist klar, daß unsere von russischen Agitatoren aufgewiegelten Sozialistenführer die russische Revolution mit entsprechendem Interesse verfolgten. Verschiedene von ihnen unternahmen Studienreisen nach Rußland, so wie Grimm, der sich im Frühjahr 1917 in Petersburg zum Friedens-Diplomaten aufspielen wollte und jene unglücklichen, von der Entente abgefangenen Depeschen mit Bundesrat Hofmann wechselte, die zum Rücktritt des letztern führten. Später fuhr auch Nationalrat Genosse Platten nach Petersburg und hatte sogar die Ehre, neben Lenin im Automobil zu sitzen, als letzterer von einem Sozialrevolutionär angeschossen wurde. Um die Verbindungen besser aufrechtzuerhalten, und um in der zentralgelegenen Schweiz einen intensiven Propagandaherd zu gründen, delegierte die Leninsche Regierung im Frühjahr 1918 einen Gesandten nach der Schweiz. Genosse Berzin und sein ganzes Gesandtschaftspersonal wurden in der Schweiz nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie sich bei uns jeder revolutionären Propaganda enthalten sollten. Dies hat sie aber keineswegs verhindert, während ihres ganzen Aufenthaltes dafür zu sorgen, daß die gesamte Schweizer-Presse und alle Arbeiterorganisationen über die angeblichen Wohltaten des Bolschewismus gehörig unterrichtet wurden. Sie gründeten dafür u. a. eine Zeitungsagentur in Bern und publizierten ein täglich erscheinendes Zeitungblatt. Unsere einheimischen Bolschewisten richteten außerdem den Verlag übersetzter russischer Schriften ein. Erst als die Wirkung dieser Propagandaarbeit so stark geworden war, daß in Zürich das „Volksrecht" einen revolutionären Putsch in mehr oder weniger offenen Worten auf den 7. November ankündete, da ergriff der Bundesrat die energischen Maßnahmen, die uns vor weiterem Unheil schützten. Berzin und seine Genossen wurden schleunigst per Auto über die Landesgrenze geführt und zur Wehr gegen die revolutionären Treibereien wurden in Zürich und an anderen Orten Truppen konzentriert.

Unsere ahnungslosen Sozialdemokraten nahmen es der Bundesregierung sehr übel, daß sie angeblich gegen die Arbeitermassen Truppen aufmarschieren ließ, und sie protestierten dagegen in einem Landesstreik, der erst nachträglich mit allerlei sozialen Forderungen in Zusammenhang gebracht wurde. Nach drei Tagen war der Streik beigelegt, aber nach fünf Monaten sind die Gemüter darüber noch nicht beruhigt. Innerhalb der Sozialdemokratie hat sich seither, wenn noch nicht offiziell, so doch praktisch ein tiefer Riß gebildet. Einige ihrer bedeutendsten Führer sind nach dem Streik von der Narkose erwacht, in welche das im Laufe des Sommers langsam eingeimpfte russische Gift die Partei versetzt hatte. Sie haben dann die ganze Gefahr des Bolschewismus eingesehen und warnen ihre Parteigenossen energisch davor.

Eine andere Fraktion dagegen, welche durch die Genossen Platten, Schneider, Nobs usw. geleitet wird und deren Hauptorgan das Zürcher „Volksrecht" ist, suchen ihr Heil im gewaltsamen Umsturz. Spartakus ist ihr Vorbild.

Die zurückgekehrten Rußlandschweizer sind im allgemeinen mit den schweizerischen politischen Verhältnissen nicht genügend vertraut, um entschieden für die eine oder andere einheimische Partei einzutreten. Ihnen erwächst aber jedenfalls die Pflicht, ihre Landsleute darüber aufzuklären, was der Bolschewismus in Rußland für Früchte gezeitigt hat. Einige von ihnen haben sich in Wort und Schrift, in Zeitungsartikeln, Broschüren und in öffentlichen Vorträgen an diese Aufgabe herangemacht.

Es handelt sich hauptsächlich darum, auf den Gegensatz hinzuweisen, der zwischen den Versprechungen der Bolschewisten und den tatsächlich durchgeführten Maßnahmen besteht. Fast auf allen Gebieten läßt sich nachweisen, daß die russischen Machthaber in der ersten Zeit ihrer Regierung dem Volke die unein-

Digitized by Google

geschränkte Macht überließen, welche zur Anarchie führen mußte, um dann später Verwaltungsmaßnahmen einzuführen, welche oft das Gegenteil forderten von dem, was früher proklamiert wurde. Erwähnen wir nur zwei Beispiele: Die frühere Allmacht der Fabrikkomitees in bezug auf Bestimmung der Löhne war eine der für die Arbeiter fühlbarsten Segnungen des neuen Regimes; wurden doch von diesen Komitees die Löhne unbegrenzt hinaufgesetzt, ohne die geringste Rücksicht auf die damit verbundene Vernichtung der Rentabilität des Unternehmens. Heute haben bekanntlich die Fabrikkomitees über die Löhne nichts mehr zu bestimmen, da dieselben von den entsprechenden staatlichen Behörden, wie „Centrotextil", „Centrometall" usw. in Zusammenhang mit den zu erzielenden Verkaufspreisen, festgesetzt werden. Im ersten allrussischen Kongreß der Räte der Volkswirtschaft wurde beschlossen, daß zwei Drittel der Verwaltungsmitglieder jeder verstaatlichten Fabrik vom Rate der Volkswirtschaft ernannt werden, und daß nur noch ein Drittel der Verwaltung von der Arbeiterschaft gewählt werden darf. Mit anderen Worten haben die Arbeiter auf die Verwaltung der Werke beinahe die ganze, ihnen früher so freigebig überlassene Macht eingebüßt.

Einen ähnlichen Vorgang beobachten wir in der Armee. Das Argument, das den Bolschewisten am meisten Gönner unter den Soldaten verschaffte, war die Wählbarkeit der Offiziere durch die Soldaten. Kaum war aber durch Einführung dieser und anderer desorganisatorischen Maßnahmen die ganze russische Armee zugrunde gerichtet, so schaffte Trotzky die Offizierswahlen durch ein entsprechendes Dekret ab. Wegen dieser Änderung seiner Taktik angefeindet, mußte er sich verschiedentlich in öffentlichen Reden darüber aussprechen. Am 28. März 1918 führte er in einer Rede in Moskau folgenden Satz an, der seine Gedanken ausgezeichnet charakterisiert: „Unter dem jetzigen Regime in der Armee, ich sage es Ihnen offen, erscheint das Wahlprinzip politisch zwecklos, technisch aber unzweckmäßig und in dem Dekrete ist es bereits faktisch aufgehoben."

Das Bemerkenswerteste ist vielleicht der letzte Teil dieses Satzes: er enthält die ganze Verachtung des Diktators für die Kritik seiner Untergebenen. Trotzky hat nun einmal im Dekret verfügt, daß alles, was er vorher verkündet hatte, faktisch nichts wert ist, und damit wird eben jede Diskussion überflüssig.

Das sind die Hauptpunkte, die wir unseren westlichen Bolschewisten recht deutlich ausführen sollen. Vielleicht werden einige daraus ersehen, daß die ganze soziale Frage nicht in dem gewaltsamen Umsturz liegt, der augenblicklich allein ihr ganzes Ziel bildet. Wenn sie es sonst aus der Geschichte nicht wissen, so sollen sie es wenigstens dem russischen Beispiele entnehmen, daß die Einrichtung einer sozialen Ordnung nach erfolgtem Umsturz so schwierig ist, daß meistens gerade das Gegenteil erreicht wird, von dem, was man sich ursprünglich als Ziel gesetzt hatte.

Die große Mehrheit unserer Bevölkerung sieht ja ein, daß bei uns kein eigentlicher dringender Grund für einen Umsturz vorhanden ist. Es erwacht zwar vielfach die Einsicht darüber, daß in unserer Demokratie eine gewisse Minderheit mit ihrer sozialen Lage sehr unzufrieden ist, und daß zur weiteren friedlichen Existenz des Staates ein größeres Verständnis seitens der Mehrheit für diese sozialen Unzulänglichkeiten entstehen muß. Aber die entsprechenden Reformen können und sollen im Rahmen unserer verfassungsmäßigen Mittel eingeführt werden und dafür ist auch die große Mehrheit unseres Volkes zu haben. Gegen die Nachahmung russischer Vorbilder müssen wir uns jedoch mit allen Mitteln wehren. Hoffentlich werden unsere näheren Nachbarn nicht ihrerseits durch endgültige Einführung bolschewistischer Zustände bei sich unsere revolutionären Elemente von neuem veranlassen, in gleicher Weise bei uns Brotlosigkeit und Elend herbeizurufen!

Winterthur, März 1919. Ingenieur E. Lavater.

Digitized by Google

Der Bolschewismus in den Ländern der Entente.

Der Verfasser, Sohn des ehemaligen hervorragenden Chefredakteurs des „Journal de Genève", gründete im November 1917 „La Feuille", die er als Journal d'idées et d'avant garde ne se ratachant à aucun parti bezeichnete. Das Blatt hat sich in kurzer Zeit eine einzigartige Stellung in der Schweizer Presse erworben und ist augenblicklich eines der am meisten gehaßten und am meisten gelesenen Blätter des Landes. Die revolutionären Anschauungen Debrits sind die jenes Kreises von Intellektuellen, den der jetzt aus der Schweiz ausgewiesene Herausgeber der Monatsschrift „Demain", Henri Guilbeaux, um sich versammelte. Debrit gehörte zu dieser Gruppe, wie auch Romain Rolland. — Sein Aufsatz ging uns in französischer Sprache zu und wurde hier ins Deutsche übersetzt.

I. Was darunter zu verstehen ist.

Für die Mehrzahl der Menschen hat Bolschewismus nur diese Bedeutung: ein Chaos in Waffen, das plündert und mordet; eine blutige Tyrannei der von einigen skrupellosen Anführern geleiteten Menge, die sich von ihren Vorgängerinnen in der Geschichte nur unterscheidet durch die Formel zu der sie sich bekennt: Diktatur des Proletariats, und den Namen ihrer leitenden Organe: Sowjets (Räte). Der Bolschewismus wird so etwas ausgesprochen Slavisches, sogar Mongolisches, was ihn nur noch verhaßter macht: ein asiatisches Schreckgespenst.

Wenn wir von dem Bolschewismus in den Ländern der Entente sprechen wollen, müssen wir zuerst Ordnung in dieses Chaos der Ideen bringen. Wir unterscheiden zunächst zwischen Theorie und Praxis: überlegter Praxis und zufälliger, oft von ihren Urhebern selbst unvorhergesehener Praxis. Das Wort Bolschewisten bedeutet im Russischen eigentlich nur „Vertreter der Majorität", sie sind nichts anderes als Marxisten oder, was dasselbe ist, Sozialisten; denn seit 60 Jahren kann der Marxismus oder Kollektivismus das einzige anerkannte Dogma der orthodoxen Sozialisten aller Länder genannt werden. Nur die etwas verächtlich als Revisionisten bezeichneten sind bei einer evolutionistischen Verwandlung der Gesellschaft durch allmählich aufeinander folgende Lösungen der verschiedenen sozialen Fragen stehen geblieben. Der reine Sozialist kennt nur eine soziale Frage, die alle anderen in sich schließt: den Kampf zwischen Arbeit und Kapital, der sein Ende finden muß dadurch, daß das letztere in den Besitz der ersteren übergeht durch eine gewaltsame Besitzergreifung, einen allgemeinen, gleichzeitigen Handstreich, der alle Reichtümer in die Hand der Gesamtheit bringen muß, zwecks einer Neuverteilung, an der nur die teilhaben sollen, die durch ihre Hände oder ihres Geistes Arbeit beitragen, diesen Reichtum zu schaffen. All das kann und muß gemacht werden durch das Mittel der Diktatur. Ist erst einmal die neue Ordnung eingeführt, so kann man zur Demokratie übergehen, d. h. die Macht der Gesamtheit des Volkes übergeben. Dies lehren alle „Kollektivisten" seit einem halben Jahrhundert. Dies wiederholen wörtlich die Bolschewisten, die sich übrigens „Kommunisten" nennen, indem sie ein altes, seit 1848 gebrauchtes Wort wieder aufnehmen, das ein „Kollektivist" selbst wieder eingeführt hatte als neuer, kühner und wissenschaftlicher. Sozialismus, Kollektivismus, Bolschewismus, Marxismus, Kommunismus: fünf verschiedene Worte, um die gleiche Sache zu bezeichnen, nur verschieden betont und unterstrichen. Aber es ist klar, daß die Idee und die Lehre allein nicht genügen, um eine Revolution hervorzurufen. Man braucht dazu die unwiderstehliche Kraft der Massen. Nun ist aber bei diesen meistens die Idee weder der Leitstern noch die bestimmende Ursache, sondern im Gegenteil das materielle Elend, der

Digitized by Google

Zorn über die Verweigerung geringfügiger Verbesserungen, die Enttäuschung über ein versprochenes, sich nicht verwirklichendes Wohlleben, eine, durch die Politik der Machtinhaber erlittene Niederlage, die diese automatisch in ihrem Einfluß und ihrer Macht erschüttert und dadurch dem fortgesetzten Druck der Massen ermöglicht, das Götzenbild durch einen Stoß ins Schwanken zu bringen, dessen Stärke die Hoffnung verzehnfacht. In diesem Sinn konnte Poincaré sagen, der Bolschewismus bedrohe nicht die Entente, da er eine Krankheit der Besiegten sei. Wir sahen in der Tat, daß die Niederlage zur Revolution mithilft, aber sie ist nicht der einzige Antrieb dazu, wie wir gleichfalls gesehen haben.

Der Kopf, der Arm: der eine denkend, der andere muskulös; nur ihr Zusammenarbeiten, ihre Unterordnung erzeugt eine Bewegung. In welchem Maß ist dieses doppelte Grundelement des Bolschewismus augenblicklich bei den sogenannten „Siegern" vorhanden?

II. Frankreich.

Der französische Sozialismus gruppiert sich auf den ersten Blick anders als z. B. der deutsche. Die Kammerfraktion ist einig geblieben, „geeinigt"; ebenso die Partei. Dies hindert nicht, daß sich gegnerische Bestrebungen genau so stark geltend machen wie östlich des Rheins, und an dem Tag, an dem ernste Entscheidungen zu treffen wären, könnte leicht der alte Knochenbau der Partei in Stücke gehen. Es ist dies dieselbe latente Erscheinung wie z. B. in Österreich.

Die französischen Rechts-Sozialisten — die berühmte Gruppe der 43 und ihre Getreuen in der Partei — sind seit Kriegsbeginn regierungsfromm und ihre Haltung in Kreditfragen und anderen unterscheidet sich wenig von der der deutschen Mehrheitssozialisten. Doch während diese durch die Revolutionsflut im November in die Richtung der sofortigen Sozialisierung getrieben wurden, darf man nicht darauf rechnen, daß ihre französischen Gesinnungsgenossen der dritten Republik ernste Schwierigkeiten irgend welcher Art machen. Diese Mehrheitssozialisten sind übrigens schon zur Minderheit geworden. Die jetzige Mehrheit setzt sich zusammen aus den früheren Minderheitssozialisten, deren Führer Longuet, Hauptschriftleiter des „Populaire" ist, und aus den „Centristen", den alten Getreuen von Renaudel, die sich jedoch infolge ihrer Reise nach Rußland in ihrer Entwicklung Mondet und Cachin angeschlossen haben. Nach Rußland geschickt, um die Russen für den Krieg zu bekehren, kamen sie selbst bekehrt zurück für den Frieden und für die Revolution. Cachin hat Renaudel ersetzt in der Leitung der „Humanité", des offiziellen Parteiorgans. Weder Longuet noch gar Cachin nennen sich Bolschewisten, weil diese Bezeichnung unweigerlich in einer französischen Seele das Bild all der Ausschreitungen wachriefe, zu denen der Bürgerkrieg jetzt die Sowjets mit fortreißt, wie einstens die Jakobiner. Aber, wie Clémenceau die Männer von 1793 entschuldigt, verteidigten jene die Männer von 1919, indem sie die Mehrzahl der Ausschreitungen auf Rechnung des offenen Krieges setzen, den die Entente seit zwei Jahren gegen das Rußland der Sowjets führt, und auf Rechnung der nichtaufgehobenen Blokade, die dadurch Hungersnot, Habsucht, Geiz und Unordnung hervorrufe, endlich auf die konterrevolutionären Anschläge, in die die Entente die Gegenparteien von Lenin zu verwickeln verstand, und die das „Gesetz gegen die Verdächtigen" und die „Septembermassenmorde", mit einem Wort, die Schreckensherrschaft hervorgerufen haben, genau wie in Frankreich zwischen Mirabeau und Bonaparte. In der Verteidigung der, wie sie glauben,

Digitized by Google

zu Unrecht Angegriffenen haben sich die um Longuet und Cachin befreundet mit der kühnen Realisierung des Marxismus in Rußland, ihres eigenen Marxismus, und die Diktatur des Proletariats schreckt sie nicht.

Sehen wir weiter nach links, so finden wir Politiker, die sich nicht wesentlich von ihnen unterscheiden, weder theoretisch noch methodisch, aber die durch Jugend und Temperament auffallen. Es sind dies die Mitarbeiter am „Journal du Peuple", Paul Faure, Dunois, der auch für die „Humanité" schreibt, Verfeuil, Frossard, Sekretär der Partei. Als neulich Frossard seinen Genossen über sein Mandat in Bern Rechenschaft ablegte, rief er aus: „Ich werde nie zugeben, daß die Diktatur des Proletariats demokratischen Praktiken zuliebe preisgegeben werde."

Noch weiter links bilden die drei Abgeordneten, „Pilger" von Kienthal-Brizon und seine „Vague" — Blanc, Baffin-Dugens und Loriot — den Kern der Zimmerwalder Partei. In diesem Schweizerdorf haben sie von der ersten Stunde an unter den Auspizien Lenins gearbeitet und ihr Bolschewismus festigt sich und bekennt sich frei ohne jeden Rückhalt.

Von Cachin bis Loriot würde sich sicher der Generalstab der Volksbeauftragten bilden an dem Tag oder besser gesagt an dem großen Abend, an dem durch die Revolution das Zeitalter des Proletariats für Frankreich anbräche. Es ist sogar nicht unmöglich, daß welche von denen, die in nichts an der Bewegung teilgenommen haben, die sogar gesucht haben sie zu hemmen, wenn der Erfolg da ist, die ganze Orthodoxie ihrer kollektivistischen Überzeugung wieder finden, um ihren Teil an der Macht zu erhalten, wie das anderwärts vorgekommen ist.

Noch andere werden vielleicht zu Ehren kommen, die bisher nur die Arbeit hatten: die Sekretäre der syndikalistischen Organisationen. Sie sind die Vertrauensmänner der Arbeitermassen, von denen sie das Werk machen lassen werden am Tage der Revolution. Sprechen wir nicht von der C. C. T. und ihrem Führer Jouhaux, vom Beginn des Krieges an hat ihn Malvy gebändigt. Aber wenn das „comité central" derart zahm geworden ist, so ist dies nicht der Fall bei gewissen Verbänden, die von ihm abhängen. Einer der stärksten ist jener der Hüttenarbeiter mit ihrem Sekretär, dem bekannten Merrheim; 1917 sah das zur Revolution bereite Volk in ihm seinen Führer. Merrheim enttäuschte diese Hoffnungen; er stand vor der Wahl, entweder die Verantwortung zu übernehmen, alles auf das Spiel zu setzen, die Bewegung zu entfesseln oder im Gegenteil sie zu brechen. Er zog letzteres vor, blieb aber nichtsdestoweniger der volkstümlichste und gefürchtetste Repräsentant der Arbeiterklasse, die in Frankreich wie überall, weit entfernt von ihren Führern geleitet zu werden (wie die Mehrzahl der Bürgerlichen annimmt), im Gegenteil diese vorwärts treibt und ihnen den Degen in die Seite stößt.

Neben Merrheim, weniger stark hervortretend als er, erwähnen wir Bouderon, den Mann der Böttcher, dessen größte Kühnheit war, daß auch er nach Kienthal ging; Bidegarray, den Führer der Eisenbahner. Aber, obwohl nur Repräsentanten eines einzigen Bahnnetzes, sind doch manche seiner Genossen nicht weniger mächtig; davon zeugt jener Midol, welcher mit einer Bewegung alle Züge der P. L. M. während einer Minute anhielt und den gesamten Betrieb aller Bahnhöfe während einer Viertelstunde stillegte und der, nachdem er für diese Tat festgenommen war, nach fünf Tagen wieder in Freiheit gesetzt werden mußte durch Clemenceau, der ihn so gern vor ein Kriegsgericht gestellt hätte. Bei dem letzten nationalen Ausschuß der C. C. T. erschienen noch an erster

Digitized by Google

Stelle Savoie für das Nahrungsmittelgewerbe, Bartuel für die Bergleute und Tomasi für das Verkehrswesen. Vergessen wir nicht über diesem Proletariat der reinen Handarbeiter das geistige Proletariat. Die Mehrzahl ist natürlich nicht organisiert. Nennen wir die sozialistischen, revolutionären Studenten Frankreichs, deren Aufruf an alle Studenten der Welt vom 9. Februar datiert, und besonders den Volksschullehrerverein Frankreichs — Loriot ist einer derselben, Foullo ist Vorsitzender — die der Menschheit als Aufklärer und Führer dienen und in der Organisation der kommenden Gesellschaft eine Rolle ersten Ranges spielen würden, nämlich die junge Generation ihr anzupassen. Eisenbahner, Bergarbeiter, Hüttenarbeiter, Telephon-, Post- und Telegraphenangestellte haben in besonderer Weise von sich reden gemacht in der letzten Zeit. Sie erheben eine Reihe Forderungen, die bis zum 1. Mai angenommen sein müssen. Die Eisenbahner verlangen, wie ihre englischen Kameraden, die Sozialisierung der privaten Bahnnetze, die Bergarbeiter vom Pas de Calais beschließen, sich dem britischen „Dreibund" anzufügen, um ihre Forderungen, im Falle der Ablehnung, ihre Beschlüsse zu vereinigen. (Daß an ihrer Spitze Basly steht, ist bezeichnend. Denn war Basly nicht der „Mann der Kompagnien", war nicht er es, der 1907 von dem Premierminister Clemenceau die Sendung von Truppen verlangte?)

Damit überschreiten wir den Kanal.

III. In England.

Das englische Volk ist von allen Völkern der Welt dasjenige, welches am wenigsten verallgemeinert und am wenigsten theoretisiert. Es hat seine politischen Freiheiten erreicht, ohne von einem Programm auszugehen und kein „Gesellschaftsvertrag" ist der Ursprung seiner Revolutionen. Die Arbeiterbewegung ist dort, wie jede andere, eine rein praktische. Darum besitzen diese Inseln die mächtigste Organisation der Arbeitnehmer, die es auf der Welt gibt, und dabei wenig oder keine Sozialisten, noch weniger Bolschewisten. Dennoch sind Leute wie Ramsay-Macdonald und das Ehepaar Snowden für die Diktatur des Proletariats. Aber der reine Kommunismus wird ihrer individualistischen Natur immer widerstreben. Übrigens sind alle drei bei den allgemeinen Wahlen unterlegen, obwohl die Abstimmung die Zahl der Abgeordneten der Partei um 50 Prozent erhöht und die Gesamtzahl ihrer Stimmen auf die Hälfte der Stimmen der Koalition gebracht hatte. Der Mittelpartei, vertreten durch den früheren Minister Henderson, ist es nicht besser ergangen in der Person ihrer Führer. Was die Rechte betrifft, so ist sie mit der Regierung gegangen und ihre Vertreter, die Minister Thorne, Barnes usw. zählen nicht mehr zu den Vertretern der Arbeiterklasse. Dies sind die dortigen Albert Thomas.

Dennoch ist von diesem Land aus die erste Gegnerschaft gegen die militärischen Expeditionen gegen die Sowjets ausgegangen, die Lloyd George gezwungen hat seinen Vorschlag einer Panrussischen Konferenz zu machen, der in Paris so empört hat. Nur dort begegnet man bürgerlichen Zeitungen, die wie die „Daily-News" und der „Manchester-Guardian", eine gewisse Sympathie für die so sehr angegriffenen Bolschewisten zeigen, sie gelegentlich verteidigen und russische Schriften veröffentlichen, in denen die aufbauende Tätigkeit Lenins unparteiisch beleuchtet wird. Im Augenblick, wo er Resultate sieht, legt der Engländer die Waffen nieder.

Außerdem ist England, obwohl es nicht im geringsten den Bolschewismus verbreitet, bereits, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, das Land der Sowjets. Lassen wir die Armee beiseite, bei welcher gelegentlich Soldatenausschüsse

Digitized by Google

den Befehlen widerstanden, demonstriert und Genugtuung erhalten haben. Aber schon sehen die ehemals so mächtigen Führer der Gewerkschaftsverbände ihr Ansehen auf Kosten der Betriebsräte verblassen: Vertrauensmänner der Arbeiter, ohne deren Bestätigung jeglicher Vertrag mit den Syndikaten null und nichtig ist. Churchill als Munitionsminister weigerte sich noch, sie anzuerkennen, sie bei dem Ausstand der Metallhüttenarbeiter im Mai 1917 zu empfangen. Lloyd George war klüger und machte dies Versehen wieder gut, und dies allein beendigte die Arbeitseinstellung. Ohne Zweifel sind diese Leute keine politischen Revolutionäre, aber ihre Ansprüche fallen aus dem Rahmen der vor dem Kriege geforderten Reformen heraus: Außer Lohnerhöhungen, der Beibehaltung der Kriegslöhnungen, Herabsetzung der Arbeitsstundenzahl (auf sechs Stunden in den Bergwerken), fordern sie die Verstaatlichung; Verstaatlichung ist, wenn man will, noch nicht Bolschewismus, aber sie ist Staatssozialismus. Führt man diesen Sozialismus in allen Zweigen der Industrie und des Handels durch, so hat man den Kommunismus. So sind sie denn Kommunisten, obgleich noch ohne die Macht anzustreben, diese Parteisekretäre, die da heißen Thomas, von den Eisenbahnern, Brownlie, von den Mechanikern, Bone, von den Docks- und Transportarbeitern, Smilie, von den Bergwerkern und zugleich Präsident der gefürchteten, im Dezember 1915 zwischen Bergwerk-, Eisenbahn- und Transportarbeitern gebildeten „Triple-Alliance".

Die Regierung weiß sehr gut, daß, wenn sie sich widersetzt, wenn sie die von ihr selbst in diesen verschiedenen nationalen Gebieten eingesetzte Kriegskontrolle fallen läßt, wenn sie den Aktionären ihre Bewegungsfreiheit wiedergibt, dies den Generalstreik bedeutet, und dann weiß niemand, wie weit das Volk geht. Daher hat sie von sich aus die Initiative ergriffen, um die auf den 22. März festgesetzte Umwälzung zu vermeiden. Sie hat die Verstaatlichung der Bergwerke versprochen, deren Leitung sie seit dem Herbste 1917 hatte. Sie bereitet sich auf die der Eisenbahnen vor, die Churchill schon im letzten Dezember seinen Wählern von Dundee versprochen hatte. Sie schlägt dem Unterhaus ein Verkehrsministerium vor, das alle diese neuen Staatsaufgaben zentralisieren wird.

Aber wenn der Staat bürgerlich bleibt, ist er ein Arbeitgeber wie alle anderen, oft schlimmer als die Kapitalisten. Andere Länder wissen es aus Erfahrung, und diese Erfahrung wird auch der englische Arbeiter machen. Man muß sich daher bei ihm auf Enttäuschungen gefaßt machen, die ihn unvermeidlich zur Eroberung der Macht treiben werden, damit schließlich der Arbeitgeber Staat *unter* ihm regiert, *für* ihn, und nicht *über* und *gegen* ihn. Die Verstaatlichung wird daher in Großbritannien wie anderswo eine sichere Stufe zur Diktatur des Proletariats sein: eine allmähliche Entwicklung, deren Verlauf sich nach dem Stand der inneren Wirtschaftslage oder nach den Schwankungen der imperialistischen oder äußeren Politik regeln wird. Ein Aufstand der Kolonien, eine böse Schlappe bei irgendeiner vielleicht nicht allzufernen militärischen Expedition können die normale Wirkung der sozialen Entwicklungsgesetze beschleunigen. Das Nichtvorhandensein einer sozialistischen Presse macht natürlich diese unterirdische Arbeit in den Massen weniger bemerkbar. Der „*Herald*", für den die Mittel bei einer der letzten großen Kundgebungen in der Albert Hall bewilligt wurden, hat gerade erst zu erscheinen begonnen. Die Publikationen wie der „Dreadnought des Arbeiters" (rein bolschewistisch) haben bisher nur eine untergeordnete Bedeutung. Aber untergeordnet ist, wie gesagt, die Theorie überhaupt im vereinigten Königreich. Nach ihr kann man die Lage nicht beurteilen.

Digitized by Google

IV. Belgien und Italien.

Als reiner Industriestaat und zwar Großindustriestaat müßte Belgien an erster Stelle der großen proletarischen Bewegung gegen das Bollwerk der alten schwankenden Gesellschaft stehen. Die Umstände hindern es, diese führende Rolle zu spielen. Ganz beschäftigt mit der Erinnerung an die deutsche Besetzung, der Wiederherstellung seines Arbeitsmaterials, dem Zusammenschluß aller Arbeitenden, und unter dem Einfluß von Führern, die in der Verbannung mehr die nationalen Leidenschaften als den Klassengeist nährten, widmet der belgische Arbeiter seine Versammlungen der Prüfung der Gebietszurückforderungen seiner Regierung und der Möglichkeit, seinen Platz in der Internationale wieder einzunehmen, ohne dabei den Deutschen begegnen zu müssen. Das Programm des sozialen Kampfes, welches die sozialistische Partei Ende Dezember in Brüssel ausgearbeitet hat, beschränkt sich auf den Achtstundentag und die Anerkennung der Syndikate. Das ist bescheiden. Was den Syndikalismus betrifft, so macht er wenig von sich reden, und wenn es in Belgien zu Streiks kommt, so verschweigt sie die Zensur. Darf man daraus, daß ein Attentatsversuch gegen König Albert in Löwen überhaupt möglich war, schon auf die weitere Möglichkeit des Ausbruchs eines Vulkans schließen? Dies ist schwer zu sagen.

Im Gegensatz dazu finden wir den italienischen Sozialismus als den einzigen aller kriegführenden Mächte, der ohne Abschwächung sein internationalistisches Dogma bewahrt, den Krieg ständig bekämpft und die Kriegskredite abgelehnt hat. Wenn nach Caporetto ein Teil der Parlamentarier, darunter Turatti selbst, angesichts des „überfallenen Vaterlandes" gezögert hat, so hatte die entschlossene Haltung der Mehrheit die Einigkeit bald wieder hergestellt. Im „Avanti" trug Serati den Sieg davon über Madigliano. Indem die Partei so die radikale Richtung wiederfand, hatte sie es leichter als alle anderen nach dem Waffenstillstand eine klare Haltung einzunehmen. In den ersten Märztagen erklärte Labriola in der Kammer die Solidarität des italienischen Proletariats mit den Arbeiterrepubliken Ost- und Mitteleuropas. Am 7. ruft Turatti, Italien sei bereit zum Rätesystem. Einstweilen tritt die sozialistische Partei offiziell am 20. März in Mailand nach einer flammenden Rede Lazzares zu ihm über. Sie verwirft die zweite Internationale, die sie schon in Bern boykotiert hatte, und trennt sich von ihr, um zur dritten überzugehen, zu deren Tagung in Moskau Morgari als Abgesandter geschickt wird.

Parallel mit dieser Bewegung vervielfältigt der Syndikalismus der Halbinsel die extremen Demonstrationen. Mitte Januar waren in den meisten größeren Städten gleichzeitig organisierte Kundgebungen auf Verlangen des Kongresses von Bologna. In Mailand jauchzt man damals schon der sozialistischen Republik und der Diktatur des Proletariats zu. Ab Februar folgt Streik auf Streik: Metallarbeiter in Ligurien und in Turin, Matrosen in Genua, Knopfmacher in Bergamo und Brescia, Buchdrucker in Rom, Eisenbahner in Triest, Bergarbeiter in Libyola. In Genua beeilt sich die Handelskammer mit Aragona, Genossenschaftssekretär der C. G. L. über die 48 Stundenwoche in Verhandlung zu treten. Livorno erlebt einen Generalstreik, Neapel die Verherrlichung der russischen Revolution. Es ist unmöglich alles aufzuzählen. Der Bolschewismus ist überall, bringt überall durch. Wenn die Regierung den Wahnsinn hätte, gegen die Jugoslaven zum Angriff zu schreiten, könnte der Boden leicht mit einem Schlag unter ihren Füßen weichen.

Digitized by Google

V. In den Vereinigten Staaten.

Amerika, dieses Land, wo das Kapital die größte Freiheit hat, die Arbeit auszubeuten, wo das Geld die einzige soziale Macht ist, wo der Staat nur im äußersten Fall sich einmischt, scheint der beste revolutionäre Nährboden. Was es bis jetzt behindert hat, ist, daß die Arbeiterklasse in nationale Syndikate organisiert, Vorrechte genießt, und geneigt ist, fortschrittliche Ideen als fremden Import zu verachten. In der Tat rekrutierten diese bis jetzt ihre Anhänger nur aus den Reihen der Auswanderer. Gompers, Sekretär der großen amerikanischen Arbeitsföderation, will nicht von Politik sprechen hören in den Syndikaten, die er vertritt, und die Mehrzahl, wenn nicht die Gesamtheit seiner Schar teilt seine Abneigung. Die amerikanischen Syndikate haben dennoch eine Kriegspolitik gehabt, aber sie bestand nur darin, die Regierung ohne Vorbehalt zu stürzen und das Ententeproletariat, das in ihren Augen noch zu wenig patriotisch und kriegerisch war, abzukanzeln.

Gompers hat nichtsdestoweniger, auf dem wirtschaftlichen Boden wenigstens, den Einfluß der radikalen Ideen der alten Welt erfahren. Die Kriegsmaßnahmen der Regierung haben, indem sie den amerikanischen Kapitalismus der Staatskontrolle unterwarfen, indem sie Monopole gründeten an die zu Friedenszeiten kein Politiker zu denken gewagt hätte, dem Verstaatlichungsgedanken mächtig Vorschub geleistet; das ist der Grund, warum der amerikanische Verband des Syndikats in seiner Forderungs-Denkschrift das Prinzip aufstellt: „alles, was von öffentlichem Nutzen ist, muß staatlicher Besitz und vom Staat kontrolliert sein". Die Sozialisierung muß sich ausdehnen „auf die Häfen, die Docks und auf alles, was dem Handel und der Industrie dient", die Handelsmarine inbegriffen.

Aber dies ist erst der nichtrevolutionäre Flügel des amerikanischen Proletariats, dem man etwas nach links die sozialdemokratische Vereinigung anreihen kann, deren Führer Russel, Wollin, Slobodin im Moment des Berner Kongresses in Europa erschienen, — ohne nach Bern zu gehen. Die Besorgnis der Regierung liegt in anderer Richtung, sie richtet sich auf die sozialistische Partei, deren einer Führer Debs, Mitglied des Kongresses, am vergangenen 15. Juni verhaftet wurde, infolge einer Rede in Canton (Ohio), in der er behauptet hatte, „das Kriegsziel der Alliierten sei Plünderung"; er wurde verurteilt nach dem „Gesetz für Spionage", das Gelegenheit zu den unwillkürlichsten Auslegungen gab.

Sieben Monate später wurde sein Kollege Berger in den Chicagoer Prozeß verwickelt, in dem die fünf sozialistischen Hauptführer verurteilt wurden, Führer der radikalsten Vereinigung der Partei: der Vereinigung der „Industriearbeiter der Welt". Germer, Parteisekretär, Kruse, Tucker und Engdahl, Redakteure der „Sozialistischen Jugend". — Engdahl leitet auch den „Sozialist von Chicago". Andere Verurteilungen trafen zur gleichen Zeit Tom Mooney, Emma Goldmann und ihre Mitarbeiter und andere Mitglieder des „Arbeiters der Welt", dessen Organisationssekretär William Haywood ist. Glücklicher als sie konnte Max Castmann fortfahren seine Rundschau „Befreier" zu leiten, welche die „Masse" ersetzt, die verboten worden war und in der er mehr und mehr seine Schwenkung zum Bolschewismus betont.

Alle diese Absägungen haben nicht genügt, um die Bewegung zu ersticken, nicht einmal sie zu hemmen. Sogar bei den dissidenten Syndikalisten, darunter den Arbeiter-Sektionen von Groß-New-York, führt man die sozialistische Politik ein durch Gründung der „Arbeiterpartei". Seit kurzem gibt es eine Gruppe

Digitized by Google

der „Revolutionären Syndikalisten", die wie die vorhergehenden, einen erbitterten Feldzug gegen Gompers führt. Unter den Streiks, die bei jeder Gelegenheit ausbrechen, sei der Konflikt der Dockarbeiter des New-Yorker Hafens erwähnt, der im Januar das telegraphische Eingreifen Wilsons und die Vermittlung der Regierung nötig machte; aber nur um zwei Monate später umso stärker auszubrechen. Andere haben einen rein umstürzlerischen Charakter, wie in Seattle, dem großen Nordhafen am Stillen Ozean, wo Anfang Februar der in den Schiffswerften begonnene Streik sich aus Solidaritätsgefühl auch in den anderen Verbänden ausdehnte, 70000 Menschen umfassend, die Miene machten sich des Rathauses zu bemächtigen. Jedes Leben und jeder Verkehr war aufgehalten, man mußte Truppen herbeiholen und die Polizei mit Maschinengewehren ausrüsten . . . . .

Vereinzelte Vorkommnisse! wird man sagen. Doch nicht. Hier der beim Verkehrsminister in Washington beglaubigte M. Lamar, welcher behauptet, unter den beschlagnahmten Korrespondenzen — denn das schwarze Kabinett arbeitet mit Schwung in Amerika und überlebt den Krieg — die Beweise eines Komplottes gefunden zu haben, dessen Kern die „Vereinigung der Industriearbeiter der Welt" ist und das, Anarchisten, Sozialisten und Radikale umfassend, sich bereit hält, den Versuch des Sturzes der bürgerlichen Macht und der Errichtung der bolschewistischen Republik zu unternehmen. Für den Anfang schlägt er die Unterdrückung von 800 Zeitungen vor, was uns zunächst einen Begriff von der Ausdehnung der Propaganda gibt. Welche Neigung auch die Polizeiorgane in Amerika, wie anderswo, haben mögen, derlei Geschichten zu vergrößern, um die Unterdrückung besser zu rechtfertigen, man kann doch nicht leugnen, daß selbst in dem kriegführenden Land, das am wenigsten unter dem Krieg gelitten hat, das sogar gut abschneidend aus der Prüfung hervorgeht, nachdem es sich eine überwiegende Weltstellung auf allen Gebieten geschaffen hat, — dieser „Aussatz", von dem Herr Pichon spricht, Verheerungen verursacht . . . . oder Fortschritte macht, das kommt auf den Gesichtspunkt an, so daß die augenblicklichen Machthaber erschauern. Wenn selbst England, wenn selbst Amerika verseucht sind, was soll aus dem Kontinent werden!

* * *

Die Leiter der Entente hatten ihren Völkern gesagt: Helft uns den Krieg gewinnen und alle anderen Dinge fallen Euch von selber zu. Dies Gascogner Versprechen konnte und kann nicht gehalten werden, die verblutenden Völker fangen an das zu merken. Und mehr und mehr ziehen sie die Konsequenzen daraus. Nein, Herr Poincaré! der Bolschewismus ist nicht nur eine Krankheit der besiegten Nationen. Es ist eine Krankheit jeder betrogenen Nation, die merkt, daß man sie zum besten gehalten hat.

Der Bolschewismus ist und bleibt von nun an eine Weltbewegung. Er wird alle Mittel in Bewegung setzen und seine Anstrengungen wiederholen, das ist sicher. Ob er Erfolg haben wird? Darauf kann nur eine Macht antworten und die ist bis jetzt stumm geblieben: die Armee. Die Armee in allen Ländern der Entente wahrt ihr Geheimnis, man weiß nur eines, aber das ist schon bezeichnend, sie will nicht an antibolschewistischen Unternehmungen teilnehmen. Wird sich diese dunkelgefühlte Solidarität so verstärken, daß sie auf die Seite der Revolution übertritt, an dem Tag, an welchem der Aufstand im Lande selbst ausbricht? Das ist das Geheimnis von morgen.

Genf. Jean Debrit.

Digitized by Google

Ziel und Weg der modernen Arbeiterbewegung.

Der Verfasser, Tscheche, ist im Sekretariat des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes beschäftigt. Er gilt als einer der gewandtesten Volksredner und Verfechter der sozialistischen Gedanken. Seine politische Stellung dürfte, wie die von John A. Walk, etwa der der Unabhängigen Sozialdemokraten entsprechen.

Geehrter Herr Demiani!

Sie haben mich ersucht, Ihnen meine Auffassung über die Stellung der schweizerischen Arbeiterschaft zum Bolschewismus mitzuteilen. Ich bin dazu um so lieber bereit, wenn ich mir vergegenwärtige, wie gering die Aufklärung über die Ziele und die Taktik unserer Bewegung bei den Bürgerlichen ist. Man findet da oft genug Auffassungen, die alles eher denn ein richtiges Bild unserer Bestrebungen geben, so daß man schlechterdings darauf schließen muß, daß die Leute einfach gar nicht über die tatsächlichen Verhältnisse orientiert sind. Und doch werden heute die bürgerlichen Kreise durch die revolutionären Ereignisse der letzten Zeit dazu gezwungen, sich mit all diesen Fragen zu beschäftigen. Sie werden auch darauf bedacht sein müssen, mit den Sozialdemokraten zusammenzuarbeiten, da diese das Heft in den Händen haben und es voraussichtlich so schnell nicht verlieren werden. Wie kann aber eine ersprießliche Zusammenarbeit zustande kommen, wenn man sich gegenseitig gar nicht kennt, alle Bestrebungen nur in ihrem Zerrbild wiedergibt? Deshalb freut es mich, daß sich der ernste Wille wenigstens bei dem einzelnen kundgibt, zu verstehen, was wir wollen, und gerne komme ich Ihrem Wunsche nach.

Ich sprach vorhin davon, daß man vielfach in bürgerlichen Kreisen nur ein Zerrbild davon gebe, was wir als Sozialdemokraten anstreben. Sie hatten die Güte, mir das Bolschewismus-Heft der „Süddeutschen Monatshefte" zu vermitteln. Ich habe es mit Interesse durchgesehen und — meine Auffassung bestätigt gefunden. Ich will nicht rechten mit den Verfassern der verschiedenen Artikel, die über alle möglichen Greueltaten der Bolschewiki berichten. Ich kann die Tatsachen nicht aus eigener Anschauung widerlegen und deshalb kann und will ich nicht andere Behauptungen aufstellen. Ich hätte nur gewünscht, daß diese Leute auch in die Schützengräben und auf die Schlachtfelder gegangen wären, um mit der gleichen Gewissenhaftigkeit die „Errungenschaften" des Krieges aufzuzeichnen, sie hätten dort gewiß der Greuel nicht weniger gefunden, ohne daß man dafür die Bolschewiki verantwortlich machen könnte.

Aber ich fand darin einen Artikel, der offenbar die wissenschaftliche Grundlage des Kampfes gegen den Bolschewismus und Marxismus liefern soll. Und hier muß ich schon verschiedenes richtigstellen, ehe ich auf unsere besonderen Schweizer Verhältnisse zu reden komme, um auch meinen grundsätzlichen Standpunkt in der Frage zu markieren. Ich meine den Artikel von Fritz Gerlich: „Der Bolschewismus als Konsequenz des Marxismus."

Was wollen denn eigentlich die Sozialdemokraten? Gerlich will konsequent sein und konstruiert folgenden Gedankengang: Sie bekennen sich zum System des Materialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung. Das heißt Reduktion des menschlichen Lebens auf die Materie Mensch. Kultur ist für ihn wertlos, denn er — der Arbeiter versteht nichts von ihr und daher hat sie keine Daseinsberechtigung für ihn. Und überdies ist proletarisches Sein reine Körperlichkeit, die Kultur aber eine Schöpfung des Willens und des Geistes. Der Proletarier kann deshalb nicht kulturfördernd wirken und seine Herrschaft bedeutet Vernichtung aller Kultur, ist kulturzerstörend.

Das scheint alles sehr einfach. Es hat auch noch die Logik für sich und ich will durchaus nicht annehmen, der Verfasser habe etwas geschrieben, was

Digitized by Google

er selbst nicht glaubt. Und gerade deshalb scheint er mir ein Typus zu sein, der Typus des Bürgerlichen, der sich bemüht, die sozialistische Weltanschauung zu verstehen, ohne es zu können, weil ihm eben alle Voraussetzungen dazu fehlen. Da ist vor allem die materialistische Geschichtsauffassung. Sie hat mit Materialismus im vulgären Sinne des Wortes aber auch nicht das geringste zu tun. Der bekannte marxistische Theoretiker Hermann Gorter hat in einer vortrefflichen Schrift das Wesen des historischen Materialismus auseinandergesetzt und ich verweise Sie, falls Sie sich näher informieren wollen, auf die Schrift selbst. Sie ist im Verlag von Dietz in Stuttgart als 4. Band der sog. „Kleinen Bibliothek" erschienen. Gorter sagt dort auf Seite 15:

„Der historische Materialismus ist die Lehre, die erklärt, daß das gesellschaftliche Sein den Geist bestimmt, das Denken in bestimmte Bahnen zwingt und über das Wollen und Handeln von Personen und Klassen entscheidet ... Der historische Materialismus fragt: Woher kommt es, daß zu einer bestimmten Zeit so und so gedacht wird? Er sucht die Entwicklung des Denkens zu erklären."

Allein es fällt niemand ein, der die Lehre vom historischen Materialismus verstanden hat, zu sagen, daß nun nur die wirtschaftlichen Verhältnisse maßgebend seien für alles historische Geschehen und daß der menschliche Geist überhaupt nichts mehr zu sagen hätte. Es war niemand anders als Engels selbst, der sich dieser einseitigen Auffassung entgegenstellte und in seiner ebenfalls bei Dietz erschienenen Schrift: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie" erklärt:

„Die Menschen machen ihre Geschichte, wie diese auch immer ausfalle, indem jeder seine eigenen, bewußt gewollten Zwecke verfolgt und die Resultate dieser vielen in verschiedenen Richtungen agierenden Willen und ihrer mannigfachen Einwirkung auf die Außenwelt ist eben die Geschichte. Es kommt also darauf an, was die vielen einzelnen wollen. Es fragt sich nur, welche treibenden Kräfte hinter diesen Beweggründen stehen, welche geschichtlichen Ursachen es sind, die sich in den Köpfen der Handelnden zu solchen Beweggründen umformen ... Alles, was die Menschen in Bewegung setzt, muß durch ihren Kopf hindurch; aber welche Gestalt es in diesem Kopf annimmt, hängt sehr von den Umständen ab."

Und in verschiedenen seiner Briefe, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, sprach sich Engels mit äußerster Schärfe gegen eine einseitige Interpretierung des Gedankens des historischen Materialismus aus.

„Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaues — politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate — Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt usw. — Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zum Dogmensystem, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung all dieser Momente, worin schließlich durch die unendliche Menge von Zufälligkeiten ... als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt."

Sie sehen, daß Marx und Engels keineswegs die einseitigen Doktrinäre waren, als die man sie gerne hinstellen möchte, sondern daß sie durchaus einen gesunden

Digitized by Google

Sinn für die Wirklichkeit hatten. Wenn heute einige ihrer Epigonen, denen die Fähigkeit für dialektisches, d. h. alle Zusammenhänge berücksichtigendes Denken abgeht, den richtigen Kern ihrer Lehre nicht erfassen konnten, so wird man schließlich die Schuld daran nicht den beiden Altmeistern des Marxismus geben können und wollen. Aber sie sahen eben tiefer als jene, die nur die äußeren Geschehnisse in Betracht ziehen, ohne sich um die eigentlich treibenden Kräfte allzusehr zu bekümmern. Und ich meine, daß doch eben die heutige Revolutionsperiode ein glänzendes Beispiel für die Richtigkeit unserer Anschauungen bietet. Der Umschwung von der Monarchie zur Republik hat sich in Deutschland ohne große Hindernisse vollzogen. Hat etwa der Wille der bisher bürgerlich denkenden Elemente die Neuordnung herbeigeführt? Mit nichten! Sie werden selbst zugeben müssen, daß die Leute nicht über Nacht von Monarchisten zu Republikanern geworden sind, sondern daß der Umsturz durch eine Reihe von wirtschaftlichen Tatsachen gründlich vorbereitet wurde, so gründlich, daß er allen ganz selbstverständlich erschien. Das ist es ja auch, wenn wir sagen, Revolutionen könnten nicht *gemacht* werden, sondern es müsse die wirtschaftliche Vorbedingung für ihr Gelingen zuerst vorhanden sein.

Wir haben schon darüber gesprochen, warum sich denn heute die Menschen der verschiedenen Gesellschaftsklassen so wenig verstehen. Sie haben diese Tatsache bedauert und gefunden, daß man sich doch als Mitmenschen achten könne, ohne auf die verschiedene Klassenzugehörigkeit zu sehen. Aber man kann den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen und man kann die vielleicht unangenehmen Wirkungen nicht beseitigen, ohne die Ursachen entfernt zu haben. Solange es Klassenunterschiede gibt, solange wird es auch zwischen den einzelnen Angehörigen der verschiedenen Klassen Reibungen geben, aus dem einfachen Grunde, weil niemand aus seiner Haut herauskann. Der Bürgerliche fühlt sich immer über den Arbeiter erhaben, wenn er sich schon die größte Mühe gibt, es nicht zu tun — und um wieviel mehr tut es der „Patrizier", der kulturell so hoch- und feinentwickelte Sprößling einer alten besitzenden Familie! Umgekehrt aber wird sich der Arbeiter nie heimisch fühlen können in der Gesellschaft von Menschen, von denen er weiß, daß sie ihn nicht als ihresgleichen betrachten, obwohl sich ja letzten Endes ihre ganze Kultur nur dadurch ermöglichen ließ, daß Tausende und Abertausende von Proletariern in überlanger Arbeitsfron verkümmerten. *Hier haben Sie ein Stück materialistischer Geschichtsauffassung*, wie es sich vor unseren Augen abspielt. Das Denken des einzelnen wird beeinflußt durch seine wirtschaftliche Lage und solange Sie wirtschaftliche Unterschiede anerkennen wollen, so lange müssen Sie sich auch damit abfinden, daß man sich gegenseitig nicht versteht. Sie verstehen aber, daß dies mit „Reduktion des menschlichen Lebens auf die Materie Mensch" nichts zu tun hat.

Gewiß, der Arbeiter ist heute kulturell tiefer als der Bourgeois. Ich meine nicht den einzelnen, es gibt natürlich auch Arbeiter, die kulturell höher stehen als irgendein sogenannter „Intellektueller". Doch wir wollen ja nicht die Einzelpersonen, sondern die Gesamtheit zum Objekt unserer Betrachtung machen und da gebe ich zu: Das Proletariat hat noch ein großes Arbeitsfeld vor sich, um sein Kulturniveau zu heben. Hierin sind wir einig, doch wenn wir weitergehen, so hebt die Verschiedenartigkeit des Denkens an. Sie — Sie verzeihen, wenn ich direkt zu Ihnen spreche, wo ich den Typus des Bürgerlichen meine — Sie erklären also den Arbeiter schlechtweg für unfähig, sich kulturell zu betätigen. Gerlich kleidet diese Auffassung in die dürren Worte: „Für den klassenbewußten — *nicht zu verwechseln mit dem in der sozialen Schichtung aufstrebenden* — Proletarier ist die Kultur an sich wertlos." Betrachten Sie

Digitized by Google

den von mir unterstrichenen Zwischensatz: er sagt deutlich, daß der Verfasser jeden Arbeiter, der sich zu einer gewissen Kulturhöhe emporschwingt, eigentlich als außerhalb seiner Klasse tretend wertet. Und da sage ich nein. Nicht der Arbeiter ist schuld daran, daß er sich kulturell nicht so betätigen kann, wie er es gerne möchte, sondern die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Wie wollen Sie verlangen, daß der Geist nach zehn- und vielfach sogar elfstündiger Arbeitszeit, deren Intensität durch den Stand der technischen Entwicklung ihren höchsten Grad erreichte nnd so den Arbeiter geradezu auspumpte, noch imstande sei, die Produkte der Kunst und Wissenschaft in sich aufzunehmen und zu verarbeiten? Er ist froh, wenn er nach Hause gehen und so der dringend bedürftigen Ruhe pflegen kann, um am andern Tag wieder arbeitsfähig zu sein.

Doch Sie werden mir sagen, daß er auch bei kürzerer Arbeitszeit nicht mehr geleistet hätte in bezug auf seine kulturelle Fortentwicklung, daß er die freie Zeit höchstens zum Trinken und in den Kneipen herumsitzen verwende. Ich gebe Ihnen auch hier — freilich bedingt — zu, daß Sie bis zu einem gewissen Grade recht haben. Allein es fällt mir nicht ein, dem Arbeiter die Schuld zuzuschieben, sondern ich mache auch hier die Verhältnisse dafür verantwortlich. Man muß selbst in einer Fabrik gearbeitet haben, um den verderblichen Einfluß zu erfassen, den die eintönige, maschinelle Arbeit ausübt. Da ist alles grau, nirgends ein Ausweg aus der Fron. Stellen Sie sich doch einmal das Bewußtsein vor, tagaus, tagein in die Fabrik zu müssen, ohne irgendeinen Lichtblick auf Erlösung! Eine Woche vergeht, eine andere kommt, nichts verändert den gleichmäßigen Trott. Der Lohn reicht immer gerade für die notwendigsten Bedürfnisse, kaum verdient, ist er vielfach schon wieder nicht mehr Besitz dessen, der ihn erworben hat, weil man das letztemal nicht auskommen konnte. Glauben Sie nicht, daß dieses Gefühl des Nichtherauskönnens einen geradezu niederschmetternden Einfluß auf die ganze Energie haben muß? Wir konnten es ja oft genug während unserer Agitation erfahren, daß die Leute so abgestumpft waren, daß sie nicht einmal die Notwendigkeit des Zusammenschlusses zum Zwecke ihrer wirtschaftlichen Besserstellung einsahen. „Es nützt ja doch nichts" — das war die Antwort, die man uns gab. Um wieviel weniger mußte den Leuten daran liegen, geistig heraufzukommen, da sie nicht einmal das ihnen Nächstliegende begriffen! Und wer die Schuld daran trug, das war die gutbürgerliche Gesellschaft; wer sich nach Kräften bemühte, diesen Zustand zu erhalten, das war das Unternehmertum, weil es sich — nicht zu Unrecht — von der Dummheit der Arbeiter seinen Gewinn versprach.

Es hat aber auch einsichtige Bürgerliche gegeben, die alle diese verderblichen Einflüsse der überlangen Arbeit einsahen und sich bemühten, sie zu beseitigen. Ich verweise Sie auf die äußerst verdienstvollen Bestrebungen von Professor Dr. Abbe, der in den Zeißwerken in Jena die Probe aufs Exempel machte und die denkbar besten Resultate erzielte. Übrigens hat gerade jetzt der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, Professor Dr. Stephan Bauer in Basel, eine Broschüre herausgegeben „Der Weg zum Achtstundentag", in der er an Hand der einfachen Tatsachen unter Benutzung von Berichten der Unternehmer feststellt, daß sich überall dort, wo eine Verkürzung der Arbeitszeit durchgeführt wurde, sogleich das kulturelle Niveau gehoben hat und die Nüchternheit der Arbeiter zunahm. Also auch hier wieder der Beweis dafür, wie sehr der Mensch in seiner ganzen Entwicklung abhängig ist von den wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen zu leben er gezwungen ist.

Darum aber verlangen wir, daß das Übel an der Wurzel beseitigt werde. In der Erkenntnis, daß alle Ausbeutung in dem Privateigentum an den zur

Digitized by Google

gewerbsmäßigen Warenproduktion notwendigen Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — liegt, fordern wir seine Aufhebung. Was wird die Folge sein? Statt der heutigen Profitwirtschaft, die planlos die Waren herstellen läßt, ohne auf den Bedarf Rücksicht zu nehmen, einzig, auf ihren Gewinn bedacht, werden wir zurückkehren zur Bedarfswirtschaft des Mittelalters. Allein nicht mehr zu jener primitiven Zunftwirtschaft der damaligen Zeit, sondern zu einer Produktion, die alle uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel der Technik voll und ganz ausnützt. Wie viele technische Neuerungen gehen heute der Menschheit verloren, weil man die Auffassung hat, es würde nicht „rentieren", sie einzuführen! Das Gebot der gegenseitigen Konkurrenz läßt den einzelnen Unternehmer, und möge er es persönlich noch so gut mit seinen Arbeitern meinen, nicht dazu gelangen, wesentliche Verbesserungen im Produktionsprozeß vorzunehmen, wenn sie über seine Kapitalkraft hinausgehen. Ganz anders die Gesellschaft, die selbst produziert, und dies nicht vom Gesichtspunkte ihres Gewinnes aus, sondern einzig im Interesse des möglichsten Wohlergehens aller ihrer Mitglieder. Sie wird jede technische Neuerung ausnützen können, wenn sie nur geeignet ist, den Menschen bei seiner Arbeit zu entlasten. Denn nicht darum lebt der Mensch, um zu produzieren, sondern er produziert doch, um zu leben! Das wird und muß der Grundsatz einer sozialistischen Gesellschaft sein.

Die Hauptverbesserung in der Produktion kann aber erreicht werden durch die Zusammenlegung der vielen unrationellen Kleinbetriebe, in denen heute im Verhältnis zu den erreichten Resultaten eine ungeheure Kraftverschwendung getrieben wird. Volkswirtschaftlich bedeutet dies selbstredend eine Schädigung; daß sie geduldet wird, ist nur erklärlich aus dem privaten Profitinteresse der heutigen Gesellschaft. Laut einer von Karl Kautsky ausgearbeiteten Statistik („Am Tage nach der sozialen Revolution", Verlag Vorwärts, Berlin) könnte die gleiche Warenmenge, die in vielen Kleinbetrieben der deutschen Textilindustrie in zehnstündiger Arbeitszeit hergestellt wurde, in Großbetrieben von nur je 500 Arbeitern in fünf Stunden produziert werden, ohne daß der einzelne Arbeiter mehr belastet würde. Zählen wir noch hinzu den allgemeinen Arbeitszwang, so sehen wir bei Berücksichtigung nur dieser drei angeführten Faktoren, der Anwendung der technischen Neuerungen, der Zusammenlegung der Betriebe und des allgemeinen Arbeitszwanges, daß eine wesentliche Verkürzung der Arbeitszeit gegenüber den heutigen Verhältnissen erreicht werden kann.

Neben dieser Arbeitszeitverkürzung steht eine grundsätzlich andere Form der Arbeitsentschädigung. Da alle für alle produzieren, ist der gegenseitige Austausch überflüssig. Ein jeder arbeitet die zur Deckung des Bedarfs nötige Zeit, die durch ein Wirtschaftsparlament nach dem jeweiligen Bedarf und Stand der Technik festgesetzt wird, für die Allgemeinheit, die dann die selbstverständliche Pflicht übernimmt, ihn mit allem zu versorgen, was er zu seinem Lebensunterhalt — in engerem und weiterem Sinne, also auch die kulturellen Güter inbegriffen — braucht. Das Geld, entstanden als Wertmesser in der privaten Eigentumswirtschaft, ein Tauschobjekt von allgemein gültigem Wert, verschwindet, weil es seine volkswirtschaftliche Aufgabe erfüllt hat. Ohne Einschränkung erhält ein jeder, was er braucht — ohne Rationierung, ohne Karten, ohne Geld. Er braucht sich nur auszuweisen, daß er die vorgeschriebene Arbeit geleistet hat, um alles zu erhalten. Sie werden einwenden, daß bei einer solchen Freiheit eine übergroße Verschwendung getrieben wird. Allein wer hat ein Interesse daran, mehr aufzustapeln als er eben braucht? Er kann nicht mehr als essen, und da er von seinem Überschuß nichts verkaufen kann, wie es heute der Fall

Digitized by Google

ist, so wird er sich gar bald bescheiden lernen mit dem, was er braucht. Die Geschichte bietet hier dem, der sie benützen will, der Beispiele genug, die das erhärten. Wir kennen die Zeit der Naturalwirtschaft, in der trotz bestehender Hörigkeit die Ausbeutung eine viel kleinere war als heutzutage, weil sie, wie man sagte, durch die Magenwände des Ritters begrenzt war. Sie begann da, wo das Geld in der Wirtschaft seine Rolle zu spielen anfing, weil erst dieses die Thesaurierung konstanter Werte ermöglichte. Auch die Befürchtung, daß zu wenig gearbeitet würde, ist unstichhaltig, da die Leute ein gesunder und besserer Egoismus als heute zur Arbeit treiben wird. Sie wissen, daß sich die Arbeit nach dem Bedarf richtet, daß je intesiver sie arbeiten, um so kürzer auch die Arbeitszeit sein wird. Im gemeinsamen Interesse liegt sodann eine gewisse Kontrolle über die Arbeitsleistung, weil der Nichtstuer alle anderen schädigt. Und aus einem Hauptgrund, der heute fehlt, wird die Arbeitslust geweckt und gesteigert — die Leute wissen, daß sie für sich arbeiten, während heute vermehrte Arbeit nur vermehrte Ausbeutung schafft.

Naturnotwendig verschwinden alle sozialen Krankheiten, die heute am Volkskörper zehren — Alkoholismus, Eigentumsvergehen und wie sie alle heißen mögen, weil sie direkt oder indirekt ihre Erklärung in der heutigen Wirtschaftsordnung finden. Die ganze moralische Auffassung wird eine andere und bessere, weil sie eben bedingt wird durch die wirtschaftlichen Verhältnisse. Es ist nicht so, wie uns bürgerliche Ästheten gerne sagen, daß man zuerst die Menschen bessern müsse, bevor derart weitgehende wirtschaftliche Veränderungen durchgeführt werden können, die an das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen so große Ansprüche stellen. Gerade das Gegenteil ist nötig: man muß dem Arbeiter Gelegenheit geben, die Verantwortlichkeit in sich aufkommen zu lassen durch die praktische Tat, weil sie ihm sonst ein abstrakter, wesensfremder Begriff sein wird und muß.

Daß diese Veränderungen sich nicht von einem Tag auf den anderen ergeben werden, ist selbstverständlich; denn die Jahrhunderte alten Sünden der alten Gesellschaft lassen sich nicht so schnell beseitigen. Im Verlaufe einiger Generationen wird aber gewiß ein sehr großer Wandel eintreten.

Doch Sie werden mir sicher mit dem Einwand kommen, daß man bei den bisherigen Sozialisierungsbestrebungen sehr wenig von jenem idealen Zug gemerkt habe, den ich vorhin skizzierte. Ich kann Ihnen da bis zu einem gewissen Grade zustimmen; aber Sie vergessen eines — daß wir nahezu fünf Jahre eines mörderischen Krieges hinter uns haben, in dem die Aufstachelung fast aller Instinkte — und nicht gerade der besten — des Menschen sozusagen zur obersten patriotischen Pflicht geworden war. Die Soldaten verrohten und mußten verrohen in den Schützengräben, durch das jahrelange Herumziehen sind sie der Arbeit völlig entfremdet. Die ganze nationale Wirtschaft ist durch einen Raubbau auf einer Höhe gehalten worden, die mit den vorhandenen Kräften in keinem Verhältnis stand. Dadurch wurden alle bestehenden Güter völlig aufgezehrt; die Lebensmittel, die Rohstoffe sind verschwunden, die Gesundheit der Bevölkerung ist untergraben. Gerade aus dieser künstlichen Hochspannung ist ja der plötzliche Zusammenbruch des scheinbar so stolz und unerschütterlich dastehenden Reiches erklärlich.

Und nun machen sich die Bürgerlichen die Sache außerordentlich leicht. Sie sehen die Arbeitsscheu, sie sehen die schlechte moralische Verfassung des Volkes, sie sehen den Mangel an Lebensmitteln und Rohstoffen aller Art und rufen im seligen Bewußtsein ihrer Unschuld an all diesen Verhältnissen: da habt ihr die Früchte des Sozialismus! Daß man aber bei einer solchen Art der Auffassung zu recht einseitigen Resultaten kommen muß, werden Sie auch zu-

Digitized by Google

geben müssen. Das Problem für die Bürgerlichen — wenn Sie es objektiv beurteilen wollen — liegt vielmehr so, daß sie sich fragen müssen, wie sie aus dem heutigen Schlammassel herauskommen würden. Das Proletariat hat zum übergroßen Teile, ich erinnere Sie hier vorab an die letzte Entwicklung der Ereignisse in Ungarn, seine heutige Macht der Unfähigkeit der bürgerlichen Regierungen zu verdanken, die gar nicht wußten, wie sie den verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleise bringen sollten und darum einen neuen Fuhrmann herbeiholten. Diesen als Dank für seine Bemühungen, zu retten, was unter den gegebenen Verhältnissen noch zu retten ist, für die Sünden seiner Vorgänger haftbar zu machen, mag wohl bequem sein, ob es aber auch gerecht ist, das zu beurteilen, können wir ruhig der Geschichte überlassen.

Das ist eben der Fluch, den wir Sozialisten heute mit uns herumtragen müssen: daß wir den Sozialismus nicht in einer Blüte, sondern in einer Zeit des völligen Niederganges der nationalen und internationalen Produktion durchführen sollen. Der Sozialismus erfordert zu seiner Verwirklichung die zur vollkommenen Entwicklung gediehene kapitalistische Gesellschaft, die im Vollbesitz ihres Reichtums und ihrer wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeit steht. Das war ja auch die theoretische Grundlage des marxistischen Sozialismus, aus der er seine Siegesgewißheit schöpfte, daß die Entwicklung des Kapitalismus durch seine ökonomischen Widersprüche deshalb zum Sozialismus führen müsse, weil nur dieser imstande sei, durch eine planmäßige Leitung der Produktion und deren Verteilung den ganzen Reichtum der Bedürfnisbefriedigung, den die kapitalistische Entwicklung bereits ermöglichte, auch wirklich für die ganze Gesellschaft zu realisieren. Wir hofften den Reichtum verteilen zu können, nicht aber die Erbschaft einer zerrütteten Produktion und die Abzahlung von Milliardenschulden übernehmen zu müssen; wir hofften die neue Wirtschaft mit einer fortgeschritteneren und nicht einer durch fünf Kriegsjahre degenerierten Menschheit organisieren zu können! Das ist der fundamentale Unterschied zwischen dem, was wir ersehnten und was die rauhe Wirklichkeit uns gebracht hat und deshalb sollen sich die Bürgerlichen nicht so sehr entrüsten über das, was die Folge ihrer eigenen Politik und der von ihnen veranlaßten wirtschaftlichen Mißverhältnisse ist.

Doch es erhebt sich die Frage, wie wir zum Sozialismus gelangen können. Und da gehen die Meinungen weit auseinander. Sagen die einen, der Sozialismus dürfe sich nur aufbauen auf der Demokratie, auf dem unbestrittenen Willen der Mehrheit über die Minderheit, so erklären die anderen, die heutige Zeit sei reif für den Sozialismus und deshalb müsse unbeschadet der Stärke unserer Organisationen überall die Herrschaft des Proletariats aufgerichtet werden. (Wobei ich noch schnell ein Mißverständnis Gerlichs berichtigen will, der aus diesem Schlagwort von der Herrschaft des Proletariates die Auffassung herauskonstruiert hat, als ob nun die Arbeiterschaft einfach die Macht an sich reißen und die Bürgerlichen in Zukunft so unterdrücken wolle, wie man es ihr gegenüber bisher getan hat. Das ist durchaus falsch, wie Sie vielleicht schon meinen früheren Ausführungen entnehmen konnten. Wenn wir die „Herrschaft“ ausüben wollen, so nicht nur in unserem speziell proletarischen, sondern vorab im allgemein menschlichen Interesse. Wir wollen nicht herrschen, sondern die Vorrechte der bisher Herrschenden beseitigen und allen die gleichen Menschenrechte einräumen.)

Sie wollen nun wissen, wie ich mich zu dieser Frage verhalte. Ich bin Marxist und als solcher tendiere ich auf die Aufhebung der heutigen Gesellschaftsordnung, ihre Umwandlung in eine sozialistische. Das ist das Prinzip;

Digitized by Google

wie ich dieses Prinzip aber verwirkliche, das hängt nicht in erster Linie von mir ab, sondern von den Kampfbedingungen, unter denen ich zu arbeiten habe. Ein jeder Feldherr weiß, daß die Kampfbedingungen nicht in allen Kriegen die gleichen sind. Man braucht keine Kriegsschiffe auf dem Festland und man transportiert keine überschweren Geschütze ins Hochgebirge. Jedes Kampfgebiet erfordert seine besondere Strategie, seine besondere Kampftechnik und seine besondere Anwendung der zu gebrauchenden Waffen. Was aber zutrifft auf den militärischen Krieg, muß in ungleich höherem Maße für den sozialen Kampf gelten, der ja mit unendlich differenzierteren Verhältnissen zu rechnen hat als jener. Man wird auch hier nicht mit den gleichen Waffen überall durchkommen, sondern muß sie je nach den Bedingungen wechseln.

Will man heute deshalb die Taktik der russischen Kommunisten, den „Bolschewismus" beurteilen, so muß man es tun in Würdigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich in Rußland vorfinden. Tut man das nicht, so kommt man naturnotwendig zu einem falschen Schluß. Wie liegen nun die Verhältnisse in Rußland? Nicht umsonst trug es den Beinamen des „Kolosses auf tönernen Füßen". Es war eine Riesenmacht, die sich da im Osten Europas erhob, doch fehlte ihr die Möglichkeit, diese äußere Macht auch zur Geltung zu bringen. Dieses Rußland erinnert stark an das gewaltige deutsche Kaiserreich des Mittelalters, das ebenfalls trotz seiner ungeheuren Ausdehnung eben doch keine Macht darstellte. Die Gründe waren die gleichen, wie sie heute Rußland infolge seiner wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit kennzeichnen: der Mangel an Verbindungsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Landesteilen und der Zentralgewalt des Reiches. So war jede Provinz mehr oder weniger auf sich selber angewiesen und wurde zur eigentlichen Trägerin der Macht, ohne daß dadurch jene straffe staatliche Bindung hergestellt worden wäre, wie wir sie in Westeuropa kennen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande sind ganz mittelalterliche; die breite Masse der Bauern lebt in einem Hörigenverhältnis zum Großgrundbesitzer, nimmt nicht den geringsten Anteil am öffentlichen Leben, sondern läßt apathisch alle Not über sich ergehen. Sie, die den größten Teil der Bevölkerung ausmacht, kann auf diese Weise leicht durch ein paar Verwaltungsbeamte im Zaume gehalten werden, die politische Herrschaft ruht unbestritten in den Händen der privilegierten Kaste der Großgrundbesitzer.

Indessen schlagen aber die Wellen des Industrialismus mächtig an das agrarische Rußland. Es entstehen Fabriken; mit westeuropäischem Kapital gegründet, von westeuropäischen Technikern organisiert, wachsen die hochkapitalistischen Gebilde wie Oasen hervor, gleichsam Fremdkörper im ganzen bisherigen Wirtschaftsleben. Und was wir überall mit der Ausbreitung der modernen Industrie sehen, das zeigt sich auch hier: es entsteht ein klassenbewußtes Proletariat. Wie seine westeuropäischen Kameraden bekennt auch der russische Fabrikarbeiter, der ja unter dem gleichen Joch leidet wie sie, sich zum Sozialismus. Im Gegensatz zum Bauern, zum „Muschik", *empfindet* er die Unterdrückung und ist bestrebt, sie abzuwerfen.

In diesem Kampfe kommen ihm nun eine Reihe von Faktoren zu Hilfe. Der Krieg reißt die Bauern aus ihrer gewohnten Arbeit, setzt sie all den Entbehrungen der Kriegsjahre aus, bringt sie in Berührung mit Leuten anderer Gesinnung als der bisher gewohnten. Sie werden unzufrieden mit ihrem Geschick, vorab damit, daß man sie in den Krieg hetzt, ohne daß sie eigentlich wissen warum. Die Bourgeoisie ist zu schwach dieser ungeheuren Masse der Unzufriedenen gegenüber, sie wird durch die Ereignisse weggewischt. Empor steigt die Avantgarde im bisher geführten Klassenkampf — das *Proletariat* und ergreift die sich ihm willig bietende Gewalt.

Digitized by Google

Es ist vorab eine Minderheit, das ist unbestritten. Und nun erhebt sich die Frage: hat es das Recht, die Macht auszuüben, oder nicht? Es gibt Leute, die diese Frage verneinen im Namen der Demokratie; ich bejahe sie und dies im Namen des Sozialismus und der Demokratie.

Ich sprach Ihnen schon davon, das Ziel des Sozialismus sei die völlige Aufhebung jeglicher Art der Unterdrückung. Und hier kommen die Gegner der Bolschewiki und sagen: Einverstanden. Doch eben weil dem so ist, deshalb ist eine Diktatur des Proletariates, solange es in Minderheit ist, unsozialistisch, da sie eine Mehrheit des Volkes unterdrückt. Ist dem aber so? Für den Augenblick gewiß, die Bolschewiki wenden oftmals schroffste Gewalt an, um bei der Herrschaft zu bleiben, sie unterdrücken beträchtliche Teile des Volkes und hindern sie daran, ihre Wünsche durchzusetzen.

Es scheint mir nun aber zur Beurteilung der Frage der Umstand nicht nebensächlich zu sein, warum sie das tun. Geschieht es aus irgendwelchen egoistischen Motiven, die dem allgemein menschlichen Interesse widerstreben? Mit nichten! Sie wollen ja jede Unterdrückung aufheben, weil sie aber wissen, daß alle jene, die gegen sie kämpfen, so oder anders diesem ihrem Ziele entgegenarbeiten, haben sie die Pflicht, sich gegen sie zu wehren. Gleichzeitig erwächst ihnen selbstverständlich die Aufgabe, die breite Masse des Volkes zu belehren, zu überzeugen, daß ihre Herrschaft eine solche des Volkes ist und deshalb seinen Interessen am besten entspricht. Aber was wirkt so überzeugend wie die lebendige Tat? Wie lange haben wir den indifferenten Arbeitern vorgepredigt, daß wir den Achtstundentag einführen wollen, wenn wir an der Macht sind, daß es aber hierfür einer starken Organisation bedarf. Wie viele Tausende sind uns aber gleichwohl ferngeblieben, weil sie sich von der Wirkung dieser Maßnahme gar keinen Begriff machen konnten? Der Kapitalismus hat eben das Selbstbewußtsein und die Menschenwürde großer Teile der Arbeiterschaft so ertötet, daß sie sich ihrer Ausbeutung und elenden Lage gar nicht bewußt sind. Sie sind viel zu apathisch, zu stumpfsinnig, um die Bedeutung unserer Ziele zu erfassen und deshalb ist es notwendig, sie ihnen ad oculos vorzudemonstrieren, ja, sie nötigenfalls zu ihrer Annahme zu zwingen. Es klingt paradox — jemand zur Annahme des Guten zu zwingen. Und doch ist es so, ist so nicht durch unsere Schuld, sondern nur als Ausfluß der bisherigen gesellschaftlichen Zustände, wo man bewußt darauf ausging, den Arbeiter trotz seiner elenden Lage zur Zufriedenheit zu erziehen. Diese Tatsachen gelten für unsere Verhältnisse, um wieviel mehr also für das absolutistische Rußland, das wir noch gestern hatten!

Daß sich die Sowjetregierung auf die Dauer nicht auf eine Minderheit stützen kann, das weiß sie so gut wie alle ihre weisen Ratgeber und Richter. Ihre Aufgabe besteht eben darin, durch ihre Taten die Mehrheit des Volkes auf ihre Seite zu bringen und daß ihr dies mit jedem Tag ihrer Herrschaft mehr gelingt, daran besteht für mich kein Zweifel. Läßt man sie von außen in Ruhe, gibt man ihr die Möglichkeit, die Verhältnisse im Inneren des Landes ungestört zu ordnen, so wird aus der Diktatur des Proletariates in Rußland in absehbarer Zeit eine wahrhaft sozialistische und demokratische Volksgemeinschaft erstehen, wie sie gewiß auch das Ziel der Bolschewiki ist. Als Zwischenstufe aber zu diesem Ziel und als taktische Maßnahme ist die Diktatur notwendig, weil sie gerechtfertigt wird und Aussicht auf Erfolg bietet unter den Verhältnissen, wie wir sie in Rußland vorfinden.

Meine Vorbehalte sind etwas lang ausgefallen. Doch auch so konnte ich alle die wichtigen Probleme nur streifen, die zu einer restlosen Verständlichmachung eigentlich viel gründlicher behandelt werden sollten.

Digitized by Google

Nun zu unseren speziellen Schweizer Verhältnissen. Um es vorweg zu sagen: An eine Diktatur des Proletariates unter den heute bestehenden Verhältnissen glaube ich nicht. Daß ich diese Auffassung nicht aus irgendwelchen moralischen Gründen habe, muß ich wohl nicht wiederholen, tue ich es, so deshalb, weil ich durchaus kein Begehr darnach trage, vom Standpunkte des Bürgerlichen besser zu scheinen als ich bin.

Eine wesentliche Vorbedingung der revolutionären Bewegungen im Auslande war der Krieg, der unmittelbare Anlaß zu ihrer Auslösung die militärische Niederlage. Das beweisen wohl widerspruchslos die bisherigen Verhältnisse — Deutschland und das gewesene Österreich-Ungarn haben die Revolution, während es in Frankreich, Großbritannien und Italien erst brodelt. Die Bevölkerung war ungeheueren Leiden ausgesetzt, die Blüte der Nationen starb auf den Schlachtfeldern, im Hinterland hielten Hungersnot und Entbehrungen aller Art ihren ungehinderten Einzug. Dadurch wurde in den Leuten eine ungeheure Erbitterung gegen das bisherige Regime wachgerufen, die ihren Ausweg in dem Umsturz fand. Diese Vorbedingung fehlt bei uns in der Schweiz. Wohl hat auch die Schweizer Bevölkerung unter der Teuerung und dem teilweise herrschenden Mangel gelitten, doch lange nicht in dem Maße, wie dies in den kriegführenden Ländern der Fall war. Wir haben auch genug Arbeiter, die sehr schlecht bezahlt werden, so schlecht, daß man sich fragen muß, wie sie überhaupt leben können. Sie erinnern sich vielleicht, daß Sie mir einmal sagten, in der Schweiz gebe es keine eigentlichen Proletarier, wobei Sie unter diesem Begriff die Allerärmsten unter den Armen verstanden. Nun, wir haben auch solche „Proletarier", sogar in Ihrem Sinne. Ich hatte erst letzter Tage Gelegenheit, eine amtliche Statistik, ausgearbeitet im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Zürich, zu sehen, in der über die Löhne der kantonalzürcherischen Textilarbeiter berichtet wurde. Es ist darin festgestellt, daß etwa 70 Prozent all dieser Arbeiter Löhne beziehen, die zwischen 30 und 50 Centimes pro Stunde schwanken, wobei dann noch Teuerungszulagen von zirka 10 Prozent bezahlt werden. Sie geben zu, daß man mit diesem Lohn noch lange kein Mittelständler ist, auch bei Schweizer Verhältnissen nicht. Gleichwohl sind diese Leute bisher unseren Organisationen geradezu ablehnend gegenübergestanden und es bedurfte einer enormen Aufklärungsarbeit, sie wenigstens teilweise in unsere Reihen zu bringen. Es ist nämlich nicht nur die Notlage allein, die den Menschen revolutionär macht. Er muß schon eine gewisse kulturelle Höhe erreicht, es gelernt haben, bestimmte Ansprüche ans Leben zu stellen, um die übergroße Not zu fühlen und sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Wer aber durch jahrzehntelange Unterdrückung völlig abgestumpft ist, in dem muß vor allem das Selbstbewußtsein geweckt werden, sein eigener Antrieb wird ihn nur in Ausnahmefällen, dann nämlich, wenn er durch die allgemeinen Ereignisse mitgerissen wird, zum Revolutionär machen. Auch diese Vorbedingung fehlt bei uns zum übergroßen Teile.

Ein weiterer Faktor ist der Umstand, daß in der Schweiz die Kriegslasten sehr ungleich verteilt sind. Wer fast ausschließlich unter ihnen zu leiden hatte, waren die Arbeiter, wogegen andere Kreise, vorab die der Bauern und Industriellen, sogar hohen Gewinn aus den Verhältnissen zogen. Die Landwirtschaft hatte noch nie so goldene Zeiten wie in der Kriegszeit. Professor Dr. Laur, der Leiter des Bauernverbandes, berichtet selbst in einer Rentabilitätsberechnung für das Jahr 1917: „Das höhere Einkommen (der Bauern) ist nur zu einem kleineren Teile in einem höheren Verbrauch wieder fortgegangen.

Digitized by Google

Die Hauptsache blieb als Vermögensersparnis. Die zunehmende Teuerung bewirkte ein Anwachsen des Verbrauchs, das sich aber der Einkommensvermehrung gegenüber sehr bescheiden ausnimmt. Um so mehr hat die Ersparnis zugenommen." Die durchschnittliche Ersparnis, die 1917 erzielt wurde, berechnet Laur auf 3600 Franken pro Familie. Das zeigt sich auch in den Berichten der landwirtschaftlichen Ersparniskassen, die über einen gewaltigen Geldzufluß klagen, für den sie gar keine Verwendung haben, so daß ihre eigenen Zinserträge zurückgehen. Nicht nur konnten die früher drückend empfundenen Hypothekarverschuldungen abgelöst, sondern sogar noch Gelderspärnisse gemacht werden. Daß unter solchen Umständen die Bauern wenig revolutionären Geist in sich verspüren, ist verständlich, erscheint ihnen doch der Sozialismus immer noch als der abschreckende Popanz des allgemeinen Teilens, wobei sie dann ihrer Auffassung nach um den sauer erworbenen Ertrag ihrer Arbeit kämen. Sie werden sich unter diesen Umständen einer Machtergreifung durch das Proletariat widersetzen und das nötigenfalls mit Gewalt.

In einem solchen Kampf aber muß die schweizerische Arbeiterschaft den kürzeren ziehen. Wohl sind in der Landwirtschaft nur 27 Prozent der gesamten Bevölkerung beschäftigt, die Zahl der unselbständig Erwerbenden (in Industrie und Gewerbe) ist ungleich größer. Allein mit Ausnahme der größeren Stadtgebiete handelt es sich doch überwiegend um landwirtschaftliche Verhältnisse, wo die Bauern dominieren. Die Kantone Bern, Waadt, Aargau, Luzern, Tessin, Freiburg, Wallis, Graubünden, um nur die größten und wichtigsten zu nennen, weisen zum Teil sehr große Minoritäten, zum Teil sogar eine Mehrheit landwirtschaftlicher Bevölkerung auf. Die Arbeiterschaft auf dem Lande steht vielerorts unter dem starken Einfluß der Bauernsame, wie uns die Organisationsverhältnisse, wie sie auf Ende 1917 bestanden, am besten beweisen. Im Kanton Bern beispielsweise waren von 117000 unselbständig Erwerbenden nur 33000, im Kanton Zürich von 141000 nur 35000 organisiert. Es sind also starke gegnerische Kräfte vorhanden, die nicht nur über ein zahlenmäßiges Übergewicht verfügen, sondern auch weit wirksamere Kampfmittel besitzen, als sie uns zu Gebote stehen. In Rußland eine durch den Krieg zermürbte und geschwächte Bourgeoisie, während sie bei uns im Gegensatz hierzu eine wesentliche Stärkung erfuhr — das sind wirtschaftliche Verhältnisse, die sich nicht mit den gleichen Mitteln bekämpfen lassen. Kommt noch in Anrechnung eine fast ungeschwächte Staatsgewalt, die sich in einem eventuellen Bürgerkrieg nicht auf alle zwar, indessen auf sehr große Teile der Militärmacht stützen kann, während es bekanntlich in den bisher revolutionierten Ländern gerade die Soldaten waren, die das Signal zur Empörung gaben, weil bei ihnen der Haß gegen den Krieg seine äußerste Grenze erreicht hatte. Zum Überfluß sind die dem Bürgertum ergebenen Elemente ausgerüstet mit allen Waffen, die ja bekanntlich zur Kriegführung unerläßlich sind, während die Arbeiterschaft nahezu mit leeren Händen dastehen müßte. Die Chancen im offenen revolutionären Kampf sind also durchaus auf seiten der Herrschenden und es wäre nur unter ganz gewaltigen Opfern möglich — wenn es überhaupt möglich ist, was ich bezweifeln möchte — die politische Macht an sich zu reißen.

Und was dann? Wir wollen ja nicht die politische Macht um ihrer selbst, sondern vorab um der wirtschaftlichen willen. Erst diese schafft die Gewähr für eine Befreiung der Arbeiterschaft. Haben wir schon bisher der Schwierigkeiten genug gesehen, so türmen sie sich bei der Besprechung dieser Frage erst recht. Wohl kein Land ist in seiner ganzen Wirtschaft vom Ausland so ab-

Digitized by Google

hängig wie gerade die Schweiz. Es fehlen die für die Industrie unerläßlichen Rohprodukte, es fehlt aber auch das Absatzgebiet für die in der Großindustrie hergestellten Fertigfabrikate und es mangelt am Ende aller Enden noch an den notwendigen Lebensmitteln. Überall muß das Ausland einspringen, soll unsere Wirtschaft in geregelten Bahnen bleiben. Daß unter solchen Umständen die Regierung eines Landes, dem die revolutionäre Bewegung nicht in den Kram paßt, leichtes Spiel hat, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Sie kann einfach jede Zufuhr sperren und damit auf völlig unblutige Weise die Revolution erdrosseln. Bedeuten aber die vorstehenden Ausführungen, daß deshalb die schweizerische Arbeiterschaft zur Untätigkeit verurteilt, daß sie außerstande sei, für eine wirtschaftliche Besserstellung einzutreten? Wer diese Frage bejahen wollte, müßte blind sein für alles bisherige Geschehen. Es wurden wesentliche Zugeständnisse abgetrotzt und werden auch in Zukunft abgetrotzt werden können, wenn wir alle Kampfpositionen, die sich uns bieten, voll und ganz ausnützen. Daß vielleicht manchmal schärfere Pressionsmittel angewendet werden müssen, als dies bisher der Fall gewesen ist, mag ohne weiteres zugestanden werden. Die Arbeiterschaft hat durchaus die Erfolge des Generalstreiks vom November 1918 noch nicht vergessen und wird auch in Zukunft bereit sein, diese Waffe zur Anwendung zu bringen, wenn die Herrschenden den Zug der Zeit nicht verstehen sollten. Übrigens werden ja selbstverständlich unsere Kampfpositionen immer stark beeinflußt durch die Gestaltung der Verhältnisse des Auslandes. So steht die schweizerische Gewerkschaftsbewegung momentan mitten im Kampf um den Achtstundentag und es ist nach dem Stand der bisherigen Unterhandlungen zu erwarten, daß dieses lange Jahre verfochtene Postulat nunmehr ohne offenen Kampf verwirklicht werden kann. Daß hierbei die gesetzliche Einführung der achtstündigen Maximalarbeitszeit im Auslande neben dem entschlossenen Willen der inländischen Arbeiterschaft, für ihre Forderung eventuell auch in den Kampf zu treten, in starkem Maße mitbestimmend war, sieht jeder ohne weiteres ein.

So wird es aber auch sein bei der Eroberung der politischen und wirtschaftlichen Macht. Es wird dazu kommen, und ich erhoffe es in absehbarer Zeit zu erleben, daß es dazu kommt — daß die Verhältnisse soweit gereift sind, daß auch wir Schweizer Proletarier an die Verwirklichung des Sozialismus herantreten können. Dies wird dann der Fall sein, wenn auch die Arbeiterschaft der Ententestaaten dazu gelangt, die Herrschaft der bisherigen Gewalthaber durch eine solche des Proletariates zu ersetzen. Schon mehren sich die Sturmeszeichen und es steht durchaus nicht alles so fest, wie es scheint. Der Geschichte ehernes Muß schreitet unaufhaltsam vorwärts, eine geschichtliche Epoche hat ihre Zeit erfüllt. Sie ging zugrunde an den Widersprüchen, die sie in sich selbst barg, weil sie nicht aufgebaut war auf dem Wohl der Gesamtheit, sondern abstellte auf die Bevorzugung des einzelnen zum Nachteil von Tausenden seiner Mitmenschen, nicht die wirtschaftlichen und die damit eng verbundenen geistigen Interessen der Allgemeinheit, sondern den Gewinn weniger Auserwählter in den Vordergrund stellte.

Ich weiß nicht, ob ich Sie habe von der Richtigkeit meiner Anschauungen überzeugen können. Ich glaube es nicht, wenn ich mich schon bemühte, die Verhältnisse objektiv darzulegen. Auf alle Fälle wird aber die Aussprache nicht geschadet, sondern im Interesse des gegenseitigen Verständnisses nur genützt haben.

Bern. Mit freundlichen Grüßen der Ihre Belina.

Digitized by Google

Der *Cafard*.

Ein Schweizer Arzt schreibt uns:

Es ist wohl kein Zufall, daß man sich in unsern Tagen allerorts mit Psychologie beschäftigt. Es scheint wie eine Reaktion zu sein gegen die einseitige materialistische Orientierung. Jetzt nach viereinhalb Jahren Kriegszeit spüren die Leute, daß es auch eine menschliche Seele gibt, die durch die Erfahrungen der Kriegszeit stark gelitten hat. Es geht uns hier wie bei Erkrankungen anderer Körperorgane; erst wenn diese erkrankt sind, spürt man sie und wird auf sie aufmerksam. Die großen Männer vernachlässigten die Bedeutung der Seele nie. Hindenburg sagte schon 1915, daß dasjenige Volk den Endsieg erringen werde, das die stärksten Nerven habe. Auch in den andern kriegführenden Staaten wurde den Nerven, oder sagen wir der Seele, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Es dürfte vielleicht deutsche Leser interessieren, wie sich die Franzosen zu diesem Problem gestellt haben. Es ist besonders interessant, französische Urteile und Beobachtungen darüber zu hören, weil einerseits die Franzosen als ein „nervöses" Volk gelten und anderseits die Psychologie in Wissenschaft und Kunst bei ihnen stets in hohem Maße gepflegt wurde. Der psychologische Roman entstand ja in Frankreich, Taine führte die Psychologie in die Historie ein und Forscher wie Emile Durkheim, Le Bon, Tarde u. a. studierten die Zusammenhänge von Psychologie, Soziologie und Politik. Im Frühjahr 1918 haben zwei französische Militärärzte, Louis Huot und Paul Voivenel ihre Studien unter dem Titel: *Le Cafard*[1]) veröffentlicht. Voivenel, der sich schon lange einen Namen gemacht hat durch seine psychologischen Studien, war 1917 mit einer wertvollen Arbeit über den Mut hervorgetreten.

Mit der Bezeichnung *Cafard* belegt der französische Soldat alle möglichen nervösen Störungen — Gereiztheit, Grübeln, Niedergeschlagenheit, trübe Stimmung —, die sich bei ihm im Kriegsleben einstellten. Der Name wurde erst im Jahre 1916 allgemein bräuchlich. Es mußten also erst zwei Kriegsjahre dahingehen, bis die Zermürbung der Nerven offensichtlich wurde. Als schädigende Einflüsse des Kriegslebens nennen die Verfasser in erster Linie die Eintönigkeit des Schützengrabendaseins, die unterbrochen wird durch immer wiederkehrende kleine und große nervöse Schocks, und die Unsicherheit der Zukunft. Für den Arzt ist der *Cafard* ein eigenartiger psychischer Komplex, der charakterisiert ist durch trüben Stimmungshintergrund, auf dem sich Sorgen um die Familie abzeichnen, Willenlosigkeit, gestörter Schlaf, Mangel an Appetit, Abmagerung. Die Symptome wechseln je nach dem Temperament. Ein französischer Militärarzt hat dies in treffender Weise ausgedrückt: «*On a le cafard quand on s'embête, et suivant son tempérament on pleure, on rouspète, ou on fait des coneries.*» Der *Cafard* ist also eine durch ein bestimmtes soziales Milieu bedingte Psychoneurose ähnlich wie die sogenannte „Stacheldrahtkrankheit" der Kriegsgefangenen[2]).

Bei jungen Soldaten und Kriegsfreiwilligen geht der *Cafard* oft mit Erschöpfungserscheinungen einher, der alte Troupier wird zum «*grognard*», zum ewigen Nörgler, Schimpfer und Kritiker. Der *Cafard* ergreift nicht nur den einzelnen, sondern er kann epidemienartig ganze Armeen überziehen. Die Ver-

[1]) Huot & Voivenel, Paris. B. Grasset. — [2]) A. L. Vischer, Die Stacheldrahtkrankheit, Zürich 1918.

Digitized by Google

fasser berichten von einer solchen Epidemie, von der im Frühsommer 1917 die französische Armee ergriffen wurde. Der individuelle und kollektive *Cafard* kann aber erfolgreich bekämpft werden. In erster Linie durch Erholungsurlaub, Ruhepausen und regelmäßige Nahrung. Generalissimus Pétain war äußerst glücklich in seinen Maßnahmen. Besonders hervorgehoben wird ein Armeebefehl, den er bald nach Übernahme des Kommandos im Juni 1917 erließ. Diese Kundgebung, „die allen wissenschaftlichen Desiderata zur Prophylaxe und Therapie des *Cafard* wunderbar entsprach", regelte in einer Weise, die für den letzten Soldaten verständlich war, die Fragen des Urlaubs, der Ruhe und der Ernährung. Jeder Soldat erhielt von da an jährlich drei Urlaube von zehn Tagen. Im *Bulletin des Armées* wurde immer wieder auf alle möglichen Verbesserungen der Kriegsküche hingewiesen. Besondere Aufmerksamkeit wurde auch den Ruhequartieren gewidmet. Dem einzelnen gelang es dann um so eher, Herr des *Cafard* zu werden nach der Vorschrift einer französischen Soldatenzeitung:

«*Priser du tabac, repriser ses chaussettes et mépriser le cafard . . . . .*
Regarder passer les trains de troupes se rendant au front.
Ne jamais croire aux dates fixées par les civils pour la fin de la guerre . . . . .
Bien se persuader que la guerre finira à la fin des hostilités . . . . .»

Von der Soldatenmentalität ausgehend decken die Verfasser noch einige Zusammenhänge auf mit dem Geistesleben des französischen Volkes überhaupt. Die Franzosen schwankten je und je zwischen Hinträumen, Selbstbetrachtung und energischer Handlung. In den letzten Jahren vor dem Krieg war deutlich zu erkennen, wie sich die Jugend vom sterilen Skeptizismus losriß, sich einerseits der Religion zuwandte, anderseits ihren Körper durch Sport stählte. Anstatt Analyse Handlung. Unbewußt vollzog sich ein Abwehrprozeß der Gesellschaft, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlte. Die Verfasser suchen auch den Geist des deutschen Heeres psychologisch zu erfassen. «*L'organisation allemande semble de prime abord bien construite pour conquérir le monde, et, chose inattendue, elle paraît devoir diminuer ou éloigner le cafard du soldat. En effet, l'homme habitué à ne pas compter sur la personalité fait rarement appel à la volonté; c'est-à-dire qu'il vit sur ses intérêts énergétiques sans emprunter au capital. Heureux quand il est soumis, ses nerfs se calfeutrent dans la monotonie. Son imagination et sa sensibilité saignent moins aux tranchées. . . . . Il lutte automatiquement avec le minimum de déperdition nerveuse . . . . si bien qu'il pourra ‚tenir' au delà des résistances moyennes . . . . tant que sa résistance sera automatique . . . .; mais le jour où il faudra puiser à son capital nerveux, le jour où il faudra compter avec son énergie consciente, avec sa volonté, avec son raisonnement . . . . , ce jour-là, cet organisme habitué à tout, sauf à vouloir, s'effondrera plus complètement que tout autre.*»

Wir sagten zu Beginn, daß die Franzosen als ein nervöses Volk gelten. Das dürfte richtig sein. Jedenfalls hatten sie den Vorteil, daß sie deshalb auch in erhöhtem Maße die Gefahren der Nervosität zu erkennen und zu bekämpfen vermochten. Diese Gefahren bestehen noch weiter; denn die durch den Krieg zermürbten Leute sind viel mehr als Gesunde geistiger Infektion zugänglich. Unter diesem Winkel müssen wir die Ereignisse der Übergangszeit betrachten. Wir sehen keine religiösen Epidemien, dafür ist unsere Gesellschaft zu sehr rationalisiert, um so mehr begegnen wir politischen und sozialen Bewegungen, die den Charakter einer geistigen Epidemie tragen.

Digitized by Google

Zur revolutionären Bewegung in der Schweiz.

Ein oberflächlicher Beurteiler der Zustände in der Schweiz könnte meinen, daß in dem Lande, das seit Generationen als klassisches Asyl für politische Flüchtlinge gilt, auch die Ideen, die hier in sicherer Geborgenheit heranreifen konnten, um eines Tages die Welt aus den Angeln zu heben, eine besonders bereitwillige Aufnahme finden müßten. Gerade das Gegenteil ist der Fall: die seit dem Zusammenbruch des zaristischen Rußlands mit der Unwiderstehlichkeit der Naturgewalt von Osten nach Westen rollende blutige Woge wurde aufgehalten, als sie über die Schweizer Grenzen hinüberfluten wollte. Die russischen Studenten und Studentinnen, der Schrecken der Zimmervermieterinnen von Zürich und Genf, haben es fertiggebracht drei Kaiserreiche in Flammen aufgehen zu lassen, doch in der ältesten Demokratie von Europa, wo manche von ihnen beinah Heimatsrecht zu besitzen glaubten, schien die werbende Kraft ihrer Theorien zu versagen. Der Schweizer hat im allgemeinen keine zu hohe Wertschätzung für Leute mit leerem Geldbeutel; drum waren diese östlichen Gäste seit jeher mehr geduldet als willkommen, und ihrem geheimnisvollen Treiben schaute man mit leisem Mißtrauen und ohne allzugroßes Wohlwollen zu.

Lenin hätte die Absicht gehabt, wenn nicht Deutschland so freundlich gewesen wäre, ihn im richtigen Moment auf das eigentliche Feld seiner Tätigkeit zu befördern, seiner Dankbarkeit für die Gastfreundschaft der Schweiz dadurch Ausdruck zu geben, daß er ihr die Segnungen der von ihm geplanten sozialen Neuordnung zuteil werden lassen wollte. Bezeichnend dafür, daß er sich seiner Sache doch nicht ganz sicher fühlte, ist, daß er in seinen hierzu für die Schweiz bereits ausgearbeiteten Instruktionen die Bestimmung aufnahm: „Die Einbürgerung der Ausländer in der Schweiz soll obligatorisch und unentgeltlich sein. Jeder Ausländer, der drei Monate in der Schweiz zugebracht hat, ist als Schweizer Bürger aufzunehmen." Er wußte nur zu gut, daß es einer starken Durchsetzung mit ausländischen Elementen bedurft hätte, um sich im Schweizer Proletariat ein gefügiges Werkzeug zu schaffen.

Sicher ist nirgends die arbeitende Bevölkerung seit Jahren schon so intensiv und beinah ungehindert bearbeitet worden, wie in der Schweiz; wenn trotzdem Tendenzen, die man augenblicklich als bolschewistisch zu bezeichnen pflegt, vorläufig nur in sehr bedingtem Maße sich durchsetzen konnten, so muß dies doch wohl darauf zurückzuführen sein, daß gerade hier die Vorbedingungen für eine Infektion wenig günstig waren.

In der Tat fehlt in der Schweiz, und dies ist meines Erachtens das Wesentliche, die primäre Voraussetzung für jene ungesunde, gewitterschwüle Atmosphäre nervöser Überreizung und Abspannung, bei der eine Entladung elementarer Kräfte geradezu unvermeidlich scheint, und die wohl sämtlichen am Krieg beteiligten Völkern gemeinsam ist, wenigstens ganz sicher denen des europäischen Kontinents, den zerbrochenen und um alle Hoffnungen betrogenen natürlich in verstärktem Maße. Die Schweiz war nicht im Krieg, und wenn auch zugegeben werden soll, daß der langwierige Grenzwachdienst Mißhelligkeiten mancher Art: Störungen des bürgerlichen Lebens, Entbehrungen, Erbitterungen und Enttäuschungen mit sich gebracht hat, so ist es denn doch ganz sicher immerhin noch etwas anderes, als in den Ländern, wo die Nerven der Männer jahrelang im Schützengraben oder im Gefangenenlager zermürbt wurden, wo die gesamte Bevölkung, auch Frauen und Kinder, durch die Schrecken und Leiden des Krieges, durch feindliche Besatzung, Elend und Hunger Namen-

Digitized by Google

loses erduldeten. Wenn trotzdem auch in der Schweiz versucht wird, durch eine zielbewußte Agitation eine ähnliche Gemütsverfassung herbeizuführen, so fehlt doch vorläufig noch durchaus die für eine Massensuggestion unerläßliche Selbstverständlichkeit des Gedankens. Es gibt keinen „Cafard" in der Schweiz.

Hierzu kommen die Besonderheiten der sozialen Lage der Schweizer Arbeiterschaft und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung neben den anderen Klassen der Bevölkerung. Es gibt in der Schweiz keine Großstädte im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Einwohnerzahl der größten Orte des Landes: Zürich, Basel, Bern und Genf, zusammengezählt ergibt noch keineswegs eine Million. Das bäuerliche Element überwiegt neben dem bürgerlichen, und zwar ist es durchschnittlich ein recht wohlhabender Bauernstand, dessen wirtschaftliche Verhältnisse sich während des Krieges sicher nicht verschlechtert haben. Doch auch das Niveau, auf dem der größte Teil der industriellen Arbeiter lebt, erhebt sich wohl ganz wesentlich über das eines Proletariats im landläufigen Sinne. Der Arbeiter in der Schweiz, soweit er gebürtiger Schweizer ist, ist in der Regel Qualitätsarbeiter. Für die niedrigsten und dabei weniger einträglichen Handlangerdienste hat man sich mit der Zeit Hilfstrupps von ausländischen Kulis herangebildet. Auf diese Weise fanden in Friedenszeiten Scharen von Italienern, die sicher je eher, je lieber zurückkehren werden, ihren Unterhalt in der Schweiz, und während des Krieges hielt man sich an die Deserteure und Refraktäre, manchmal auch an die Internierten, die sich oft notgedrungen für jeden Preis und zu jeder Leistung zur Verfügung stellen mußten.

Bei dem nüchternen und praktischen Sinn des Schweizers, bei der ihm angeborenen Achtung vor dem Besitz und seinem sicheren Instinkt für den Gelderwerb, wird es wohl kaum ein zweites Volk geben, das in seiner überwiegenden Mehrheit so bürgerlich-kapitalistisch denkt wie gerade dieses. Der Gedanke, aus blindem Haß gegen eine besitzende Klasse vorhandene Werte sinnlos zu zerstören, wird wohl nur schwer in einem Schweizer Hirn Platz greifen; denn die Vorstellung liegt wohl vielen nicht allzufern, daß es doch schließlich nicht unbedingt unmöglich sein könnte, dieser besitzenden Klasse mit der Zeit selbst einmal anzugehören. Das ist kein Material für Bolschewisten und Spartakisten; das sind keine Sklaven, die der Gedanke, hundertjährige Fesseln von sich zu werfen, der Besinnung beraubt, und es wäre ja geradezu der helle Wahnsinn, hier Methoden für angemessen zu halten, die bei den in Schmutz und Stumpfsinn vegetierenden russischen Volksmassen allenfalls verständlich sein mögen.

Es kann kaum überraschen, wenn demzufolge der Bolschewismus als eine von außen kommende, für Schweizer Verhältnisse keinesfalls zu rechtfertigende Bewegung im großen und ganzen abgelehnt wird. Namentlich die Berichte der aus Rußland zurückkehrenden Schweizer haben in dieser Richtung aufklärend gewirkt und nicht gerade für eine Nachahmung der dortigen Zustände Stimmung gemacht. Weniger selbstverständlich könnte es sein, wenn es nicht leider augenblicklich nur zu bezeichnend wäre, daß hierbei das Odium der öffentlichen Meinung weniger auf Rußland als auf Deutschland fällt.

Der Landesstreik im November vorigen Jahres stand in unmittelbarem Zusammenhang mit den Vorgängen in Deutschland. Zwei Vertreter der extremsten Richtung in der sozialistischen Partei, die Nationalräte Grimm und Platten, sind deutscher Abkunft und standen den Vorgängen in Rußland und Deutschland nicht fern; namentlich der letztere galt direkt als Agent Lenins. Ebenso war einer der unbequemsten Agitatoren in Zürich, der jetzt ausgewiesene einstige Refraktär Münzenberg, Deutscher.

Digitized by Google

Hierzu kommen mehr oder weniger nachweisliche Gerüchte über geheime Beziehungen der früheren kaiserlichen deutschen Diplomatie zu den bolschewistischen Parteiführern. Der Rücktransport von Lenin und Genossen nach Rußland im Frühjahr 1917 ist ja zum mindesten Tatsache. Der Freie Verlag in Bern veröffentlichte vor kurzem eine Broschüre: „Die Deutsch-Bolschewistische Verschwörung"; sie enthält 70 Dokumente über die Beziehungen der Bolschewiki zur deutschen Heeresleitung, Großindustrie und Finanz und wird von einem amerikanischen Komitee (Commitee on public information United States of America) herausgegeben. Festzustellen, ob es sich hier um authentische Urkunden handelt oder um eine der vielen tendenziösen Fälschungen, halte ich mich nicht für zuständig; ich beschränke mich darauf hinzuweisen und zugleich mit Bedauern einen weiteren Beitrag zu der systematischen Vergiftung der öffentlichen Meinung zu konstatieren.[1]) Diese Ideenverbindung zwischen Bolschewismus und, wenn ich so sagen darf, „Bochismus" trägt ganz sicher nicht dazu bei, ersteren populär zu machen; aber leider wird sie namentlich dazu ausgenutzt, um ein neues und scheinbar recht überzeugendes Argument zur Stimmungsmache gegen jeden deutschen Einfluß schlechthin beizubringen. In besonderem Maße gilt dies natürlich von der welschen Schweiz und mag nicht zum wenigsten für die auffallende Zurückhaltung der dortigen Arbeiter während des letzten Generalstreiks bestimmend gewesen sein, so daß die Westkantone den Ruhm für sich beanspruchen zu können glauben, in diesen kritischen Tagen das Vaterland gerettet zu haben. Die seitdem im Gange befindliche Bewegung führte zur Gründung einer Liga zur Bekämpfung des Bolschewismus in diesem Teile der Schweiz; mehr als 70 000 Arbeiter geben hierzu ihre Unterschrift, und man macht Stimmung für eine Verschärfung des Gesetzes über die Naturalisierung von Ausländern und namentlich über die Zulassung von Naturalisierten zum Staatsdienst, eine Maßnahme, die sich ziemlich unverhohlen gegen die Person des dort sehr unpopulären Platten richtet.

Der Landesstreik vom 11. bis 14. November 1918, ein seit den Novemberunruhen von 1917 und Begründung des Oltener Aktionskomitees kaum ganz überraschend kommendes Ereignis, war ein Mißerfolg, und zwar hauptsächlich deshalb, weil das Militär die Erwartungen der Demonstranten nicht erfüllte: es blieb in der Hand seiner Führer. Ein merkwürdiger, fast paradoxer Gegensatz zwischen dieser kleinen eidgenössischen Miliz, auf die man früher in Berlin mit mitleidigem Wohlwollen herabzublicken pflegte, und den einst vorbildlichen kaiserlichen Armeen, die in disziplinlose Horden sich auflösen. Jedenfalls scheint der Bundesrat über Truppen zu verfügen, auf die er sich unbedingt verlassen kann, namentlich ist dies wohl bei solchen der Fall, wo das bäuerliche Element überwiegt, also insbesondere bei der Kavallerie.

Nationalrat Grimm stellt denn auch gelegentlich in der „Berner Tagwacht" ziemlich melancholisch fest, daß die derzeitigen Verhältnisse in der Schweiz für eine Revolution und Massenaktionen nicht günstig seien. Selbst wenn man Teile der bewaffneten Macht für sich gewinnen könnte, so haben sie keine Munition. Die Notpatronen, die sonst jeder Schweizer Infanterist mit nach Hause bekam, werden nicht mehr ausgegeben. Wie leicht hatte man es da doch in den kriegführenden Ländern, wo die zurückflutenden Fronttruppen mit allem nötigen mehr als reichlich versehen waren. Er schließt mit folgenden Sätzen: „Wer über die Größe des revolutionären Geschehens im Auslande den Blick

[1]) Durch eine offizielle deutsche Veröffentlichung wurde inzwischen diese Veröffentlichung als durchweg gefälscht nachgewiesen. D. Schr.

Digitized by Google

für die objektiven Verhältnisse im eigenen Lande nicht verloren hat, wer die Gedankenspielerei zurückweist und den proletarischen Interessen ehrlich und mit dem Gefühl der Verantwortung beschwert, dienen will, muß die geheime und offene Propaganda des Putschismus, des bewaffneten Aufstandes und des Staatsstreiches mit aller Entschiedenheit und Deutlichkeit ablehnen. Nicht deswegen, weil solche Methoden prinzipiell verwerflich wären, wohl aber aus dem Grunde, weil sie unter den gegenwärtigen Bedingungen und Kräfteverhältnissen aussichtslos sind und das Proletariat der sicheren Niederlage entgegenführen, einer Niederlage, die in diesem Falle das Gegenteil der Voraussetzungen künftiger Erfolge ist."

Die revolutionäre Propaganda weiß sehr wohl, daß an dieser Stelle eingesetzt werden muß, um für künftige Fälle besser vorbereitet zu sein. Die „Neue Zürcher Zeitung" brachte am 19. und 21. Februar ds. Js. zwei beachtenswerte Artikel: „Revolutionspropaganda in der Armee" und „Bolschewismus und Armee". Man erfährt hier von dem Bestehen einer „Sozialdemokratischen Soldaten-Organisation Luzern" und eines „Leitfadens für die sozialdemokratische Soldatenorganisation in der Schweiz". Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten der hier vorgesehenen Maßnahmen, die auf nicht mehr und nicht weniger hinzielen, als die Gehorsamsverweigerung der Wehrmänner im entscheidenden Augenblick, näher einzugehen. Interessant dürfte nur sein, daß unter der sehr harmlos klingenden Bezeichnung von Vertrauensmännern die Einrichtung von Soldatenräten vorgesehen ist, und daß unter anderem folgende Grundsätze aufgestellt werden: „a) Ablehnung der bürgerlichen Vaterlandsverteidigung. b) Die Armee soll von einer Schutztruppe der kapitalistischen Gesellschaft in eine solche des arbeitenden Volkes umgeändert werden. c) Dieser Zweck erfordert die sozialrevolutionäre Aufklärungsarbeit in der Armee."

Es ist nicht anzunehmen, daß der Landesstreik ein letzter Versuch bleiben wird, seine Bedeutung ist wohl vielmehr die einer nicht hinreichend vorbereiteten Generalprobe gewesen. Namentlich in Zürich, wo die Lage immer mehr sich zuspitzt und vielleicht noch am ehesten mit anderen mitteleuropäischen Industriezentren zu vergleichende Zustände herrschen, scheinen neue gewalttätige Auseinandersetzungen kaum noch vermeidlich. Den Ausschlag wird vielleicht der Lauf der Dinge in den vorläufig noch nicht revolutionierten Ententestaaten geben. Sollte hier, und viele Anzeichen sprechen dafür, durch die Kurzsichtigkeit der Regierungen, ihre Unfähigkeit und mehr noch ihren mangelnden guten Willen, gesicherte und allgemeinen befriedigende Zustände herbeizuführen, allmählich der Optimismus der Siegesstimmung einer umso tieferen Enttäuschung und Verbitterung der auch hier in erster Linie ruhebedürftigen Massen weichen, so würde wohl die vorläufig bis zum Rhein vorgedrungene Bewegung in dieser Linie auch mit Waffengewalt nicht mehr aufzuhalten sein; das gleiche würde jedenfalls für Italien gelten. Eine sehr starke Rückwirkung auf die nunmehr vollkommen eingekreiste Schweiz würde unvermeidlich sein; namentlich aber würden jedenfalls die welschen Kantone auf eine von Westen kommende Anregung in ganz anderer Weise reagieren als auf die bisherige aus dem Osten.

In der sozialdemokratischen Partei haben am 2. Februar ds. Js. auf einem außerordentlichen Parteitag, der die Beteiligung an dem internationalen Sozialistenkongreß in Bern ablehnte, die radikalen Elemente unter Platten (Zürich) und Schneider (Basel) scheinbar die Oberhand gewonnen. Bestätigt wurde dies noch in besonderer Weise durch einen Protest des „Volksrechts", des Organs Plattens, gegen die im allgemeinen ablehnende Stellungnahme des Kongresses

Digitized by Google

zum Bolschewismus. Da es sich aber bei diesen Vorgängen vielmehr um eine Überrumpelung der gemäßigten Elemente gehandelt zu haben scheint, so ist die Frage einer Spaltung der Partei hiermit in ein akutes Stadium eingetreten; es würde dies um so bemerkenswerter sein, als bereits einflußreiche Sondergruppen der Arbeitervereinigungen, die „Grütlianer", die „Religiös-Sozialen" und die „Christlich-Sozialen" sich mit ziemlicher Entschiedenheit gegen den Bolschewismus ausgesprochen haben.

Das Bewußtsein der drohenden Gefahr hat Anlaß zu Sicherheitsmaßnahmen gegeben, die sich nicht immer mit den Traditionen des Landes in Einklang bringen lassen. Die einschneidendste dieser Neuerungen ist wohl die Aufhebung des Asylrechtes gewesen. Doch auch sonst fehlt es nicht an bisher unbekannten Polizei- und Zensurbestimmungen. Auch die kühnste Phantasie hätte es sich wohl früher nicht träumen lassen, daß eine Druckerei für russische Propagandaschriften, der Promachos-Verlag in Bern, durch die Bundesbehörden aufgehoben werden würde, nunmehr aber die gleichen Broschüren in Berlin im Aktions-Verlag erscheinen durften.

Es fehlt natürlich sehr begreiflicherweise nicht an Schweizern, denen es bei dieser Umwandlung ihrer Heimat in einen Polizeistaat nicht ganz wohl zumute ist. So klagt Ragaz in der Zeitschrift „Neue Wege", dem Organ der Religiös-Sozialen, (November 1918): „Leid, bitter leid tut es uns auch um die Schweiz. Nachdem sie diese Jahre her nach außen hin ihr Existenzrecht reichlich verscherzt, tut sie es nun auch nach innen hin. Denn wenn die Schweiz in allem, was Freiheit heißt, hintennach kommt, wenn sie gar, wie dieser Tage ein hervorragender Zeitgenosse sagte, eine Hochburg der Reaktion wird, dann wüßte ich nicht mehr, was ihre Existenz noch für Wert hätte."

Auch die Schicksalsstunde der Schweiz wird schlagen, vielleicht noch ehe das Jahr des Unheils 1919 zur Neige geht. In dem sozialen Schlußkampfe eines unseligen Krieges, der aus dem Kapitalismus geboren, diesen zugleich schmählich ad absurdum geführt hat, wird es ihr kaum vergönnt sein, die Rolle des neutralen Zuschauers weiter durchzuführen; doch wenn nicht alle Zeichen trügen, könnte es immerhin möglich sein, sollten nicht auswärtige Einflüsse die Oberhand gewinnen, daß hier die unvermeidliche Auseinandersetzung mit weniger Erbitterung und verständigerer Mäßigung als andernorts vor sich geht.

Die durchschnittlich auf einer hohen Bildungsstufe stehende Arbeiterschaft ist wohl nicht allzusehr zu Gewalttätigkeiten aufgelegt; ihr gegenüber stehen aber, im Gegensatz zu dem Bild kläglicher Zerrissenheit und Direktionslosigkeit der entsprechenden Klassen heute in Deutschland, zielbewußte, wohlorganisierte bürgerliche Parteien, die viel zu gut politisch geschult sind, um nicht zu wissen, daß gegebenenfalls eine nachgebende und entgegenkommende Haltung zweckdienlicher sein kann, als ein starrköpfisches Festhalten an einer nicht mehr lebensfähigen Überlieferung.

Darüber aber sind wohl beide, Arbeiter wie Bürger, einig, daß sie es ablehnen, das auf solider demokratischer Grundlage festgefügte und für die meisten seiner Insassen recht wohnliche Schweizerhaus von fremdländischen Phantasten und Desesperados anzünden oder in die Luft sprengen zu lassen.

Z. Zt. Genf. Alfred Demiani.

Digitized by Google

Die letzten Tage der Münchner Kommune.

Von Hans von Hentig.

Der Verfasser, von Haus aus Gelehrter, hat, trotzdem er Kavallerieoffizier ist, auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen eine infanteristische Kampftruppe geführt, auf dem Balkan, in Rußland, im Orient, dreimal im Westen, und ist, wie Tausende von Offizieren, mit seinen Leuten stets in herzlichem Einvernehmen gestanden. Er hat über seine Kriegserlebnisse in einem Buch „Mein Krieg" berichtet, das kürzlich im Verlag von August Kuhn in Berlin erschienen ist. Während der Münchner Bolschewistenherrschaft hat er bei der Erhebung der Münchner Jugend (darunter nicht wenige junge Arbeiter) — einer großen Unvorsichtigkeit, die aber wahrscheinlich manchen Bürgern und sicher vielen Soldaten das Leben gerettet hat — ohne Verabredung und Auftrag die Maschinengewehre geführt.

1. Mai 1919. Schneegestöber wandert über den Odeonsplatz. Wir haben jetzt 4 Maschinengewehre, dazu wenig Munition, eine einzige Ölkanne und keine Reserveteile. Auf dem Schloß flattert wie ein Fetzen blauer Himmel und ein Stückchen Schneetreiben die bayerische Fahne; unter ihr, noch da, aber weit unter ihr, das Rot der Revolution. Wir frieren. Es gibt eine wilde Schießerei die Ludwigstraße hinunter. Wie immer bei solchen populären Veranstaltungen sind wir selbst dabei viel gefährdeter als der fliegende Holländer eines sagenhaften roten Automobils.

In einem Sanitätswagen wird vom Armeemuseum her Eglhofer, der Oberkommandierende der Roten Armee, angefahren. Der Wagen wird angehalten. Man will den Mann erschlagen, erschießen, aufhängen. Ich lege mich unter Verlust von dreiviertel meiner Autorität ins Mittel. Wenige Minuten später kommt das unsinnige Gerücht, die Sanitätsmannschaften seien falsch gewesen, Eglhofer sei entflohen. Ein paar von meinen Freiwilligen schimpfen vor sich hin, ein alter Soldat bedroht mich wegen meiner „damischen" Weichtuerei.

Mein M.-G. steht schlecht. Ich sehe mich um und finde, daß das Eckfenster Odeonsplatz-Briennerstraße günstig wäre. Die Wohnung, einem Grafen M. gehörig, ist leer, ein mit der Aufsicht betrauter Herr weigert sich mit großem Geschrei, uns die Wohnung zu öffnen. Schließlich gibt er jammernd und alle Verantwortung ablehnend nach. Ein Herr, der, durch die scharfe Diskussion angelockt, mit uns hinaufgekommen, versucht ihn durch die wiederholte Versicherung zu beruhigen, wir, „diese braven jungen Leute", würden gewiß nichts stehlen. Da das Fenster doch nicht so günstig ist, wie erwartet, rücken wir nach einer Weile wieder ab. Der Herr mit der Aufsicht ist mit einem Male höchst liebenswürdig. Er versteht jetzt vollkommen die Notwendigkeit, Maschinengewehre in Häusern — bei andern — aufzustellen. Er sei ja selbst Hauptmann.

Jemand ruft: Blauweiße Fahnen heraus. Truppen kommen! Wirklich erscheinen in kleinen Gruppen etwa 30 Mann mit Stahlhelmen, die mit Glück und Schneid bis in die Stadtmitte gelangt sind. Sie wissen nicht recht, was sie hier sollen. Sie seien aus Regensburg, sagen sie. Einige bayerische Fahnen sind zu sehen. Andere hängen weiße Bettücher hinaus, um der Entwicklung nicht zu sehr voranzueilen. Denn es heißt jetzt, vom Stachus her rücken Rote Truppen mit Artillerie an.

Ein Unteroffizier vom Leibregiment (d. h. was sich so nennt) kommt und erklärt, sie seien neutral und trügen schwarzgelbe Armbinde. Diese Binde kann nicht erst in der letzten halben Stunde genäht sein. Ich bemerke, jetzt sei keine Zeit mehr für bewaffnete Neutralität: Schwarzgelb wird nicht mehr gesehen.

Am Wittelsbacherplatz stehen in dichten Mauern die Menschenmengen und warten darauf, daß sich etwas ereignet; sie wollen Verwundete und Tote sehen.

Digitized by Google

weglaufen, wenn es knallt und Hurra rufen, wenn es nicht mehr gefährlich ist. Zahlreiche gesunde und kräftige Männer warten hier auf Ereignisse. Ich und einige andere Herren sind uns einig, daß es Menschenleben zu schonen gilt und daß dazu das beste Mittel sei, den Andersdenkenden vor ein überwältigend starkes Bild allgemeinen Stimmungsumschlages zu stellen. Ich wende mich an die Menge und erkläre jeden erwachsenen Mann für einen Feigling, der sich jetzt nicht für rot oder weiß entscheide. Auch dem Kommunisten, der nicht mit der Waffe in der Hand uns entgegentrete, werde nichts geschehen, ja ich würde Respekt vor jedem haben, der jetzt, wo die Saison vorbei sei, seiner Überzeugung treu bliebe. Die erwachsenen kräftigen Männer grinsen nur in verlegener Zustimmung. Sie sind vom Krieg her offenbar gewöhnt, die Dinge mehr als Zuschauer zu genießen. Ein paar Jungens binden sich zögernd gegenseitig schmutzige Taschentücher um den Oberarm. Die Menge steht stumm und rührt sich nicht. Nur eine ärmlich aussehende Frau in Trauer sagt wie aus einem Grabe heraus, klanglos und weithin hörbar in der Stille: Recht hat er.

Hilferufe und Schnellfeuer vom Stachus. Ich nehme zwei Maschinengewehre, frage schnell meine Freiwilligen, ob sie wirklich schon einmal mit dem Maschinengewehr geschossen haben und ziehe los. Bis zum Wittelsbacherbrunnen geht es durch die knospenden Büsche der Anlagen ganz glatt. Dort liegen hinter den mythologischen Stieren ein paar Leute der Regensburger Kompagnie. Auch ein Geschütz schlägt vier- fünfmal kräftig gegen die Barrikade in der Bayerstraße, die man mehr ahnt als sieht. Wir setzen zwei, drei Gurte auf den Platz, von dem kräftig geantwortet wird. Dann mache ich mit Freiwilligen einen Sprung, zuerst hinter zwei Häuserecken, von denen der Granit abgeschossen nach allen Seiten spritzt. Unser nächstes Ziel ist das Goethedenkmal. Der Klassiker lächelt unbefangen seinen Idealismus den tapfer kämpfenden Kommunisten entgegen und gibt uns gute Deckung. Nur der Sandstein der Deutschen Bank fliegt uns von hinten um die Ohren. Hinter einem Holzkasten am Rande der Anlagen, einem mehr optischen als effektiven Schutz, schöpfen wir Atem. Dann geht es in einem Zuge durch bis zum Nornenbrunnen. Jetzt bemerke ich erst, daß in dem Personal meiner Freiwilligen eine Veränderung eingetreten ist. Die meisten sind nicht mehr zu sehen. Dafür sind auf einmal zwei Soldaten bei mir, ein kleiner Regensburger mit einem Rausch von Unternehmungslust, ein älterer Soldat, dessen Leidenschaft des Schießens den alten Maschinengewehr-Mann verrät. Ein älterer gutaussehender Herr mit einem Infanteriegewehr und großer Trefffsicherheit ist irgendwoher vom Himmel geschneit und ein kleiner, etwa zwölfjähriger Junge läuft trotz aller Mahnungen im Kugelregen hin und her, bringt Wasser, Munition, falsche Meldungen usw. Einige Zivilisten sind mit uns hinter den Brunnen geklemmt. Sie haben keine Waffe, sind ebenso unvorsichtig wie neugierig und stellen die merkwürdigsten Fragen.

Einer erhält gleich zu Anfang einen schweren Lungenschuß. Ein Sanitätsmann, der ihm zu Hilfe kommt, ist ebenfalls, aber unbedeutend, getroffen. Eine Krankenschwester kommt mit der größten Schneid durch das Feuer zu Hilfe. Wir begrüßen sie mit einem Bravo. Eifersüchtig, aber unerschüttert durch zahlreiche Treffer in den Sockel, sieht die linke Norne, die mich deckt, geradeaus.

Neben der protestantischen Kirche steht ein rotes Geschütz. Da dichte Zuschauerhaufen es umlagern und auch mit weißen Tüchern gewinkt wird, schießen wir nicht. Ein ziemlich schmieriger Junge kommt atemlos, von seinen eigenen Dachschützen beschossen, und sagt, er sei Abgesandter der Roten Armee. Sie wolle mich als Regierung anerkennen. Zur Bekräftigung dieser friedlichen

Digitized by Google

Entschlüsse feuert das fremde Geschütz unter Hissen eines roten Lappens; ein Schuß geht vor das Denkmal, ein zweiter weit hinter uns in ein Hausdach. Jetzt eröffnen auch wir das Feuer und bald ist die Sonnenstraße gesäubert.

Der Kiosk auf dem Platz brennt. Kinder und gutgekleidete Erwachsene stürzen sich auf das Häuschen, das im heftigsten Feuer auch vom Bahnhof her und von allen Dächern der Sonnenstraße liegt. Zahlreiche Personen werden dabei verwundet. Immer neue Plünderer kommen.

Es wird Abend. Die Rote Armee mit Ausnahme einiger passionierter Dachschützen scheint zum Essen gegangen zu sein. Von unseren Truppen ist nichts mehr zu sehen. Nur noch ein Maschinengewehr steht vergessen mit ein paar Leuten hinter einer Treppe des Justizpalastes. Ich schicke die Regensburger Soldaten, die bei mir sind, zurück, damit sie im Dunkeln nicht abgeschnitten werden und Unangenehmes erleben. Keiner weiß, was eigentlich los ist. Mich ekeln die Plünderer vor meinen Augen, seit sieben Stunden habe ich nichts gegessen als ein Stück Brot. Ich gebe mein Maschinengewehr einigen Soldaten zum Zurücktragen und gehe — jetzt aufrecht, langsam und unbeschossen — über den Platz nach Hause.

Überall auf dem Heimweg sitzen die Menschen in den Kneipen und trinken Bier. Sie haben rote Gesichter vom Zusehen und vom Erzählen und fuchteln vor Begeisterung mit den Armen. Ich friere und habe Hunger.

2. Mai nachmittags. Die Stadt ist im großen ganzen im Besitz der Regierungstruppen. Vor der Pionierkaserne am Oberwiesenfeld steht ein Haufen Jugendlicher und ein paar liederlich aussehende Soldaten. Ein Sanitätsauto jagt in einer Staubwolke heran, auf dem Motor ein Soldat mit einer roten Fahne. Im Nu ist die ganze Kaserne bewaffnet und empfängt einen Regierungskraftwagen mit heftigem Feuer. Zahlreiche Leute fallen. Das ganze Viertel zieht die blauweißen Fahnen wieder ein. Von allen Dächern knallt es plötzlich wieder. Man ruft sich zu, daß 5000 bewaffnete Russen aus dem Lager Puchheim anmarschieren, daß die Nürnberger Rote Armee mit der Bahn angekommen ist und so weiter.

Zwei Stunden später schlägt eine einzige Haubitzgranate in die Kaserne. Sofort kommen in dichten Scharen Zivilisten und zerlumpte Soldaten aus den Häusern und ergeben sich mit hochgehobenen Händen. Die Fensterläden werden wieder geöffnet, mit Operngläsern, rauchend sehen die Familienväter zum Fenster hinaus und erklären ihren Kindern, wie man mit einer Kanone schießt und wieviel passieren kann, wenn so ein Ding losgeht.

Sonntag, den 4. Mai. Über den Odeonsplatz promeniert eine festlich gekleidete Menge mit Frauen, Kindern und Hunden. Sicher halten die Truppen die Stadt. In der Feldherrnhalle, die am 1. Mai so leer, ach so leer war, spielt dicht umdrängt eine Militärkapelle. Jubelndes Hoch ertönt. Frauen winken mit Taschentüchern. Alte Herren haben Tränen in den Augen. Eine Feldküche mit zwei Feldgrauen. Dann ein Wagen mit militärischem Heu und einem Stangenreiter. Schließlich sogar ein Zahlmeister in Uniform, mit Eisernem Kreuz, Riesensporen und einem Verpflegungsunteroffizier. Er sieht sich verlegen nach der Persönlichkeit um, der die Ovationen wohl gelten mögen ... Immer noch jubelt die Menge. Sie stürzt nach dem Straßenrande, um besser zu sehen: Eine richtige Patrouille von vier Mann mit Stahlhelm. Gewehrmündung nach oben. Mit geschlossenem Kragen und geradezu im Gleichschritt ... Von 15000 Mann mit Geschützen und Minenwerfern gesichert: Hoch, Hoch, Hoch!

Dies war für mich der bitterste Augenblick der Münchner Kommune.

Digitized by Google

Russischer und Münchner Bolschewismus.

Von David Eliasberg.

Der Verfasser, dessen Erlebnisse in der Krim oben (Seite 2ff.) mitgeteilt sind, also ein Russe der die Revolution und den Bolschewismus in Rußland miterlebt hat, war während der Münchner Räterepublik vom April 1919 zum Besuch von Verwandten hier und hat auf unser Ersuchen seine Eindrücke von Ähnlichkeiten und Unterschieden des dort und hier Erlebten aufgezeichnet.

Es erscheint unnötig, das russische Gepräge der Münchner Räteherrschaft besonders zu betonen[1]).

Die Einwohner der Stadt München vollführten unter russischer Regie das historische Schauspiel nach bekannten Mustern. Die gelenkigen Gliederpuppen wirkten stilvoll: das Proletariat war „in revolutionärem Feuer entbrannt", Adel und Bürgerschaft „gegenrevolutionär", die Mehrheitssozialisten „irregeleitet".

Man fühlte sich beinahe versucht, der marxistischen Einteilung sämtlicher Erdbewohner in Proletarier und Bourgeois Glauben zu schenken.

Die ungemein leicht verständliche Sprache der Artillerie klang am Stachus genau so wie in Kiew oder Moskau.

Und doch stimmt das Schema der Herren Lenin und Trotzkij nicht.

Ich will von den ökonomischen und politischen Unterschieden der Milieus absehen. Es wäre auch frivol, zu behaupten, die Münchner Ereignisse hätten, im Vergleich mit den russischen, verhältnismäßig wenig Opfer gefordert. An dieser Stelle will ich nur auf den Unterschied in der Volkspsychologie hindeuten.

Für den Münchner waren die Aprilereignisse eben nur „Ereignisse". Nicht daß er sich als objektiver Zuschauer gefühlt hätte — jeder Bürger empfand wohl den Bolschewismus als den Zusammenbruch einer festgefügten Weltordnung (— von der Angst um Leben und Beutel nicht zu reden —); jeder Proletarier kämpfte wohlbewußt für *seine* Sache, für die Sache des Proletariats. Und doch sah man — auf beiden Seiten — oft fröhliche Gesichter; an hellen Frühlingstagen waren der Bürger und der Proletarier auf Kleidung und Unterhaltung bedacht; von der Maske des Todes, die in Rußland auf den Straßen und auf den Gesichtern der Passanten lastet, war nichts zu merken. Kurz — für den Russen bedeutet der Bolschewismus ein seelisches Erlebnis von ungemein größerer Tragweite.

Im Seelenleben der Russen ist während der Bolschewikiherrschaft eine bedeutsame Veränderung vor sich gegangen: eine Hemmung ist abhanden gekommen, nämlich die Hemmung, die man als Ehrgefühl bezeichnet.

Jeder Russe — gleich ob Bolschewik oder Gegenrevolutionär — fühlt sich entehrt. Für den Bolschewik bedeutet diese Entehrung eine Befreiung, die Befreiung von allen moralischen und religiösen Fesseln. Es ist die vollkommene, ideale, echt-russische Freiheit, das Karamasowsche: „Alles ist erlaubt!"

„Nichts ist für den russischen Menschen verlockender als das Recht auf Ehrlosigkeit!" (Dostojewskij, „Dämonen".)

Auch der Bürger ist entehrt.

---

[1]) In welchem Maße diese Nachahmung sklavisch war, läßt sich unter anderem aus der Verordnung der Münchener Räteregierung ersehen, die Wohnungsmiete nicht dem Hausbesitzer, sondern dem *Hauskomitee* auszuzahlen.

Das „Hauskomitee", eine in Deutschland unbekannte Institution, ist in Rußland die seit der Revolution aufgekommene Vereinigung sämtlicher Einwohner jedes Hauses, welche den Zweck hat: 1. die Lebensmittelverteilung zu reglen, 2. sich mit Behörden zu verständigen, 3. Plünderungen und Überfällen entgegenzutreten.

Digitized by Google

Der eine macht von dieser Befreiung ungefähr den gleichen Gebrauch wie der Bolschewik: nie (auch nicht während des Krieges) gab es soviel Schieber, soviel Hyänen des Schlachtfeldes wie in Rußland zur Zeit des Sowjetregime. In Moskau und in Petersburg kann man jetzt so eigentlich den blühendsten Kapitalismus feststellen, — nur daß das Kapital in andere, unwürdige Hände gelangt ist.

Der andere geht zum Don, um im Kampf gegen die Bolschewiki seine Ehre zurückzuerobern.

Nur wenn man sich diesen Standpunkt vergegenwärtigt hat, lassen sich alle russischen Erscheinungen leicht erklären: die heldenhafte Opferfreudigkeit der Offiziere, der eigentlichen Märtyrer Rußlands, die in einem endlosen Kampfe ihre Schmach mit Blut tilgen; der wahnsinnige Vernichtungstrieb des Pöbels; die Verzweiflung der Intelligenz. Auch der Luxus und die Vergnügungssucht derjenigen, für die das Wort: enrichissez-vous! als Losung gilt, wird verständlich.

Diese seelische Katastrophe ist nicht die Folge der langen Dauer der Gewaltherrschaft: sie vollzog sich schon in der Kerenskij-Zeit.

Kennzeichnend ist, daß auch der Bolschewik unsere Zeit nicht als das Zeitalter der Volksbefreiung freudig begrüßt, sondern sie für eine schwere und verhängnisvolle hält. In dieser Intensivität des Erlebens liegt zweifellos etwas unbewußt Mystisches. Man hüte sich aber, den Bolschewismus mit irgendwelchen religiösen Strömungen in Verbindung zu bringen: die großen Volksmassen in Rußland sind jetzt religionsfeindlich, ja atheistisch zu nennen. Die Intellektuellen allerdings suchen in der Religion Heilung ihrer Wunden.

Wie gesagt, war in München von einer derart starken psychischen Umwälzung nichts zu merken. Die Gründe dieses Unterschiedes sind ohne weiteres klar: die Verschiedenheit des deutschen und des russischen Nationalcharakters ist in diesem Falle ausschlaggebend.

Ausgesprochen „russisch" mutete hingegen die Haltung der Münchener Sozialdemokratie und einiger Kreise der Intelligenz an: eben weil sie vom Intellekt und nicht von der Volksseele bestimmt wurde. Die gleiche Haltlosigkeit, die gleiche Ablehnung — bei allem Widerwillen gegen den Bolschewismus — energischen militärischen Vorgehens, aus Angst vor reaktionären Hintergedanken.

Inwiefern diese Angst hier begründet war — darüber maße ich mir kein Urteil an. In Rußland hat dieses Schwanken und Zaudern seitens der Sozialdemokratie jedenfalls zu ihrer vollkommenen Impotenz, ja zu ihrem moralischen Krach geführt.

Können aber die russischen antibolschewistischen Armeen als reaktionär bezeichnet werden?

Diese Frage, die von einer entscheidenden Wichtigkeit ist, erfordert eine höchst vorsichtige Beantwortung. Besonders sind Verallgemeinerungen gefährlich. Jeder von den vielen Freiwilligen-Verbänden, die auf Rußlands Boden kämpfen, hat ein eigenes politisches Antlitz; die politische Differenzierung ist (obwohl der Haß gegen den Bolschewismus die allgemeine Basis abgibt) sehr vorgeschritten.

Die „Armee der Nationalversammlung", die zwischen Ural und Wolga operiert und in letzter Zeit bedeutende Erfolge zu verzeichnen hat, ist nicht nur demokratisch gesinnt, sondern wurde sogar bis zum Herbst vorigen Jahres von der sogenannten Ufa-Regierung geleitet, die aus Mehrheitssozialisten bestand. Da diese Regierung aber energische militärische Operationen durchzuführen gänzlich ungeeignet war, wurde die militärische und auch die politische Leitung dem hervorragend fähigen und energischen Admiral Koltschak übergeben, dessen Ge-

Digitized by Google

sinnung gleichfalls nichts weniger als reaktionär ist. Unter seiner Leitung unternahmen die Truppen die Offensive, die (den letzten Nachrichten nach) zu einer ernsten Gefährdung der bolschewistischen Ostfront geführt hat.

Auch die Süd-Ost-Armee des Generals Denikin ist entschieden demokratisch gesinnt. Es kam sogar seinerzeit zu ernsten Reibungen mit der mehr rechts stehenden früheren Hetman-Regierung. Ausgesprochen zaristisch und reaktionär ist hingegen die politische Färbung der strategisch ziemlich unbedeutenden Nord- und Südarmee, von denen die erste im Pleskau-, die zweite im Astrachan-Gebiet operiert.

Nach einem Zusammenbruche der Bolschewiki sind krasse Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien unausbleiblich: gewisse reaktionäre und sozialistische Kreise sind von den traurigen Ereignissen gänzlich unbelehrt geblieben. Das junge, allein lebensfähige Rußland, das eben die Mission des Wiederaufbaus zu erfüllen haben wird, ist jedoch, allem Anscheine nach von jeglichem politischen Nihilismus, reaktionärer oder radikaler Färbung, gründlich geheilt.

Kehren wir aber zu den deutsch-russischen Parallelen zurück.

Ich glaube einen sehr bedeutsamen Unterschied in der Haltung der Intelligenz beobachtet zu haben.

Ich spreche hier nicht von den jungen Dichtern und Künstlern, die, in München genau so wie in Rußland, in die Bahn des Bolschewismus eingelenkt sind. Die Erörterung der höchst interessanten Frage, ob und in welchem Maße der Expressionismus mit dem Bolschewismus (von dem er besonders begünstigt wird) metaphysisch zusammenhängt, würde aus dem Rahmen dieser Betrachtung fallen.

Kennzeichnend ist aber Folgendes: eine nicht unbedeutende Anzahl wissenschaftlicher Theoretiker Deutschlands ist, von ökonomischen oder politischen Theorien ausgehend, zu einer prinzipiellen Anerkennung des Bolschewismus gelangt.

Jeden Einzelnen von ihnen hinderte es aber nicht, persönlich die Knechtung seitens der Räteherrschaft in starkem Maße zu empfinden und ihr auch höchst energisch entgegenzutreten.

In Rußland bietet sich das entgegengesetzte Bild: im Gefolge der Sowjetregierung befinden sich ja auch einige Männer der Wissenschaft. Sie sind aber entweder rein impulsiv oder aus unlauteren materiellen Gründen hineingeraten. Von ernsten, ehrlichen Theoretikern, die, ohne politisch zu wirken, auf rein wissenschaftlichem Wege zur Approbation der kommunistischen Idee gekommen seien, ist mir auch nicht einer bekannt.

Was die Psychologie des Proletariats betrifft, so glaube ich, daß der Haß mehr dem Bürger als Ausbeuter und Gegenrevolutionär, und nicht (wie in Rußland) dem Träger einer bourgeoisen Weltanschauung galt.

Das beruht darauf, daß seit dem Positivismus der sechziger Jahre alles Bürgerliche bei der russischen Intelligenz als etwas ungemein Schmähliches, überhaupt Indiskutables verschrien war. Allerdings kennt Rußland den Typus des Patriziers, des Schöpfers einer bürgerlichen Kultur, nicht. Wie dem auch sei — die revolutionäre Intelligenz brachte es fertig, auch dem Proletarier das Schreckgespenst des materialistischen und kulturfeindlichen Bürgertums an die Wand zu malen. —

Ich weiß nicht, ob die Mehrheitssozialisten, die „irregeleiteten Brüder", bei den Münchener Spartakisten besonders verhaßt waren. In Rußland werden sie bei weitem mehr als die reaktionären und zaristischen Parteien von den Bolschewiki befehdet.

Digitized by Google

Als sich an den Kommandanten von Moskau, den Soldaten Muralow, ein gewesener Offizier mit der Bitte um eine Anstellung bei der Roten Armee wandte, wurde sie ihm sogleich gewährt. Auf die Bemerkung des Offiziers: „Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß ich Monarchist bin," entgegnete Muralow: „Das macht nichts, wenn Sie nur nicht Mehrheitssozialist sind."

In München haben sich, genau so wie in Rußland, Juden in starkem Maße am Bolschewismus beteiligt.

Ich möchte hier auf die wenig beachtete Tatsache hinweisen, daß russische Juden auch in der antibolschewistischen Bewegung eine große Rolle spielen; und zwar treten sie dort als aktive Kämpfer auf, während die jüdischen bolschewistischen Führer in den meisten Fällen ihre Idee nicht mit ihrem Blute verfechten. Man denke an die Attentate auf Lenin und Uritzkij, die von Juden ausgingen.

Das jüdische Volk lieferte eben auch in diesem Falle neben feigen Karrieristen opferfreudige Helden. —

Auch in Rußland hat der Bolschewismus viele seiner Anhänger eingebüßt: den Bauern — weil er vom Rotgardisten ausgeraubt wird, den Arbeiter — weil die Arbeitsnot ungeheuer ist. Doch diejenigen, die jetzt weder Arbeiter noch Bauern, sondern einfach „Bolschewiki" sind, bleiben ihm treu.

Der Bolschewismus verfügt dort eben über eine uralte Tradition. Der legendäre Räuberhauptmann Stenjka Rasin und der Kosak Pugatschow, der im 18. Jahrhundert sich für den Zaren Peter III. ausgab und im östlichen Rußland an der Spitze aufständischer Bauern sein Unwesen trieb, sind Volkshelden und Vorläufer der roten Generäle.

Jedenfalls ist für Rußland der Bolschewismus das Ergebnis aller historischen und geistigen Eigenheiten der Nation, der Schlußakt eines gewaltigen Dramas, für Deutschland jedoch eine politische und ökonomische Entwicklungsstufe.

Staatsleben in der Natur.

Von Prof. Dr. H. von Buttel-Reepen in Oldenburg.

In dieser ernsten von den wirrsten Meinungen und Taten zerrissenen Zeit tritt besonders auch an den Biologen immer wieder die Frage heran, ob denn eigentlich in all dem Geschehen dieser Tage etwas Naturgesetzliches, etwas aus wirklichen Naturnotwendigkeiten heraus Geborenes liege. Man kann sich ja vorstellen, daß, wie wir im Tierreiche ein Heraufsteigen aus der Familie zum sogenannten Staatsgefüge (Bienen-, Wespen-, Ameisen- und Termitenstaat) ein notwendiges, stammesgeschichtliches Werden sehen, das sich in Jahrzehntausenden aus zweifellos vielen tastenden, fehlgeschlagenen Naturversuchen heraus, zur jetzigen festkonsolidierten Höhe erhoben hat, auch beim Homo sapiens ein gewissermaßen biologisch notwendiges Entwickeln vor sich gehen könnte, das ebenfalls durch manche verfehlte Versuche hindurchgelaufen ist bezw. noch hindurchläuft.

Es ist möglicherweise so, daß dereinst in einer fernen Zukunft die Menschheit sich auf ein dann nicht mehr zu erschütterndes Staatsgebilde, wenigstens in seinen Grundzügen, einigen wird und muß, das dann schließlich der menschlichen Natur, den menschlichen Instinkten und Anlagen naturentsprechend ist, trotzdem man irrt, solange man strebt.

Nimmt der Mensch auch durch die Beherrschung der Naturkräfte eine Ausnahmestellung ein, so steht er nichtsdestoweniger doch immer und überall ab-

Digitized by Google

hängig im Naturgeschehen da, er vermag sich nicht über die Natur zu erheben, er ist ihren Gesetzen letzten Endes genau so unterworfen wie das Tier. Der „feste Punkt im Weltenraum" wird ihm nie gegeben sein.

Sind wir nun auf dem Wege zu jenem Endziele oder geht es wieder einmal auf Abwege, die sich im Chaos verlieren? Läuft durch die Fülle des Wahnsinns und der Bestialität doch ein biologisch Notwendiges, das am Ende dieser moralgesunkenen Tage eine Stufe aufwärts bedeutet? Ist die Bejahung zu dieser letzten Frage seitens der Kommunisten sicherlich nur eine Illustration zum mephistophelischen: Den Teufel spürt das Völkchen nie und wenn er sie am Kragen hätte, so fragt es sich doch vielleicht, ob die Verneinung eine ganz glatte sein darf.

Können wir aus dem entwicklungsgeschichtlichen Geschehen auf anderen nicht menschlichen Gebieten mit Recht Analogien ersehen? Quot homines tot sententiae!

Abgesehen von den Naturwissenschaftlern suchte freilich der Nationalökonom und Soziologe schon oft nach solchen Analogien und Vergleichen mit dem menschlichen Staatsverbande. Diese Parallelen dürfen sicherlich nur mit großer Vorsicht herangezogen werden; immerhin sei, auf Wunsch der Redaktion, ein Einblick in ein Staatsgefüge gegeben, das uns zurzeit in Deutschland neben anderen Insektenstaaten den einzigen intakten Staat vorführt. Es wäre möglich, daß wir dennoch einiges daraus lernen könnten.

Wie ich in meiner Schrift „Leben und Wesen der Bienen"[1]) näher ausführe, haben wir in dem Bienenstaat, entgegen der allgemeinen Annahme, kein „monarchisches" Gebilde vor uns und die Bezeichnung „Königin" für die Mutterbiene (Weisel) ist eine fälschliche und durchaus irreführende.

Schauen wir im Vorsommer — zur Zeit der höchsten Entwicklung — in ein Bienenvolk hinein, so ergeben sich folgende Verhältnisse. Neben ungefähr 40—60 000 und mehr Arbeitsbienen entdecken wir eine einzige, etwas größere Biene, das ist die „Königin", die sich nur noch teilweise selbständig ernähren kann und daher von den Arbeitsbienen mit einem Drüsensekret (dem weißlichen Futterbrei) gefüttert wird. Weiterhin bemerken wir etwa 500 bis mehrere tausend dicke, plumpe Männchen (die „faulen" Drohnen), die keinerlei Arbeit verrichten, nur der Fortpflanzung dienen und ebenfalls hinsichtlich der Ernährung zum Teil von den Arbeitern abhängig sind. Die Mutterbiene ist das einzige vollkommene Weibchen im Volk, während die Arbeiterinnen begattungsunfähig sind. Die Mutterbiene hält nur ein Mal einen Hochzeitsausflug. Durch Aufnahme des Samens in ein kleines Bläschen (Receptaculum seminis) ist sie befähigt, zeitlebens, d. h. während drei bis vier Jahren, viele Hunderttausende von Eiern zu befruchten. Die begattete „Königin" legt in die sehr großen, eichelförmigen, königlichen Zellen (Weiselzellen) und in die bekannten kleinen, sechseckigen Bienenzellen befruchtete Eier hinein und in die im Vergleich mit den letzteren nur etwas größeren Drohnenzellen unbefruchtete Eier. Die Mutterbiene verhindert also die Befruchtung bei diesen Drohneneiern. Es ist das die vielfach und bisher immer vergeblich angegriffene jungfräuliche Zeugung, die sog. Parthenogenesis. In der geräumigen Weiselzelle, dem „königlichen Gemach", entwickelt sich bei besserer Pflege und Ernährung die „Königin" und aus einem gleichartigen Ei in der Bienenzelle (Arbeiterzelle) durch mindere Pflege usw. der Arbeiter. Das Volkswohl verlangt also, daß nicht alles über einen Kamm geschoren wird.

Bleibt der Weisel durch irgendeinen Umstand unbegattet, so kann er nur

[1]) Braunschweig 1915.

Digitized by Google

unbefruchtete Eier legen, aus denen sich dann auch nur Drohnen entwickeln. Wegen des Näheren über alle diese höchst wunderbaren Verhältnisse muß ich schon auf die erwähnte Schrift verweisen.

In die nicht mit Eiern belegten Zellen tragen die Arbeitsbienen den Honig und den Blütenstaub ein als Nahrung für sich und alle Volksgenossen. Alle leben von den gemeinsam gewonnenen Nahrungsmitteln.

In Wahrheit tritt uns also ein Volksstaat entgegen, in dem jeder Genosse in rastloser Arbeit für den anderen und für das Ganze tätig ist. Alle erhaltenden Volksinstinkte ruhen nur bei den Arbeitern und die Mutterbiene, die im wesentlichen nur für die Eiablage sorgt, folgt in getreuer Mitarbeit den sozialen Anordnungen, die so gut wie ausschließlich von den Arbeitern getroffen werden. Es heißt hier umgekehrt: Wenn die Kärrner baun, hat der König zu tun. — Erst wenn die Wohnungen und Lagerräume für den Nachwuchs und die Nahrungsmittel geschaffen sind, kann die „Königin" ihren Pflichten und zwar gemäß den Bauanordnungen der Arbeiter nachgehen.

Hier wird es naturgesetzlich wahr, was schon vor Jahrtausenden im Buch der Bücher erklang: So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. — Hier gibt es niemanden, der umhergeht, um den zu suchen und zu erschlagen, der die Arbeit erfunden hat und dabei Arbeitslosen-Unterstützung beansprucht.

In getreuer Sorge und Pflege umgeben die Arbeiter ihr „Oberhaupt" und wehe, wenn ein Usurpator erscheinen sollte, er würde sofort erstochen werden. Im gesunden Bienenstaat gibt es nur eine Königin nach dem Worte Homers: Nicht gut ist die Vielherrschaft; einer soll Herrscher sein, einer König.

Geht aber die Mutterbiene, die „Königin", verloren, so bricht die Anarchie aus. Das weisellose Volk, des „Staatsoberhauptes" beraubt, gerät in aufgeregte Unordnung, die Arbeit wird vernachlässigt, das Gedeihen der Kolonie läßt nach und ist keine Möglichkeit des Ersatzes einer Königin vorhanden, so geht das Volk nach und nach zugrunde!

Hier sehen wir also ein Schein-Oberhaupt, das nicht herrscht, sondern in seiner Weise mitarbeitet, das aber notwendig vorhanden sein muß, denn sonst geht die „Disziplin" verloren und schließlich will ein jeder Arbeiter Oberhaupt sein. Die Arbeiter fangen nämlich im weisellosen Zustande an, auch Eier zu legen, da aber diese Eier unbefruchtet sind, gehen nur Drohnen daraus hervor und der Untergang des Volkes ist besiegelt.

Wie viele unbefruchtete Eier sind in unseren Tagen gelegt worden. Drohnen in Masse!

Wer denkt bei dem geschilderten Staatshaushalt nicht an die der Demokratie zuneigende Verfassung der Engländer mit ihrem Scheinkönigtum, die zugleich die demokratischen und die monarchischen Instinkte befriedigt!

Alles geht im Bienenstaat ohne Überlegung vor sich. Wer als Tierpsychologe sich durch viele Jahre in das „Wesen" dieser uns so fernstehenden Organismen zu vertiefen versucht hat, erkennt, daß das meiste auf dem Wege der Reflexe und komplizierten Reflexe (Instinkt) verläuft. Dabei ist aber ein Lernvermögen vorhanden (Ortssinn, Zeitsinn, Modifikationsvermögen der Instinkte) und so weltenfern jene Kerfe, wie gesagt, abstehen vom Menschen, so treten uns doch Instinkte und psychische Qualitäten entgegen, die sich durch die ganze Tierreihe bis zum Menschen hinauf als gemeinsame und gleichartige verfolgen lassen. Die Gemeinsamkeit aller Lebewesen tritt uns als eine wundersame Naturoffenbarung entgegen und läßt uns vielleicht darüber nachsinnen, ob wir nicht auch aus dem demokratischen Staatsgefüge der Bienen gemeinsame Notwendigkeiten entnehmen dürfen.

Digitized by Google

Bolschewismus und Christentum.

Wenn wir uns diese besitzenden Bürgerkreise vorstellen, wie sie während des Krieges jede gerade vorhandene Regierung unterstützten, wie sie, als der Krieg schlecht ausging, es gar nicht so schlimm fanden Elsaß und Lothringen herzugeben, das man, wie sie mit einem Male meinten, am besten nie genommen hätte, wie sie ihre Fürsten, denen sie bis zum Tage vor der Revolution hintenhineinkrochen am Tage nach der Revolution vergessen hatten, wie sie den Sturz des ganzen Regierungssystems ruhig mitansahen, weil sie mit einem Male meinten, daß es doch morsch gewesen sei, wie sie kurz gesagt mit allem, was nur Deutschland betraf, zufrieden waren und erst in Empörung gerieten, als es an ihre Hamstervorräte ging, wenn wir uns das alles und dazu noch alles aus Friedenszeiten vorstellen, so wären wir geneigt, mit fliegenden Fahnen in das Lager der Bolschewisten überzugehen — wenn wir nicht auch diese kennten, die russischen Juden, die sich mit gestohlenem Geld auf Kosten des armen deutschen Volkes vollfressen und, während Tausende von deutschen Kindern an Unterernährung sterben, die Nächte hindurch mit dem übrigen Auswurf der Menschheit ihre Orgien feiern. Und so fortgeschritten die Zeit ist: der Trick, um andere besser zu machen, ohne selbst besser zu werden, ist noch nicht erfunden.

Die Sympathie mit den satten Bürgern hält uns nicht. Daß Mädchen ihres Volkes, Mädchen, die auch Eltern, Brüder und Schwestern haben, auf der Straße ihre Körper verkaufen, daß Mütter ihre kranken Kinder, die in Höhenluft gerettet werden könnten, aus Mangel an Geld müssen dahinsterben sehen, daß Glasbläser, die die netten Gläser für die Tische der Reichen anfertigen, der sicheren Lungenschwindsucht entgegengehen, das hat sie nicht beunruhigt. Aber als es an ihre Wohnungen und Hamstervorräte ging, da empörten sie sich aus Herzensgrund und keine Blutopfer auf beiden Seiten erschienen ihnen zu groß, wenn nur Ordnung geschafft würde, jene Ordnung mit Prostituierten, verkommenden Proletarierkindern, lungenschwindsüchtigen Glasbläsern, schönen Wohnungseinrichtungen und Hamstervorräten.

Um nicht pharisäisch zu sein: wer von uns kann sagen, daß er ganz selbstlos gegenüber der sozialen Ordnung ist? Gegenüber dem Krieg waren wir es. Wir haben nicht für den Sieg gearbeitet, damit unsere paar tausend Mark Kriegsanleihe mehr wert würden. Sind wir aber ebenso selbstlos, wenn es sich darum handelt, ob diese soziale Ordnung weiterbestehen soll, in der es uns doch recht gut ging, in der wir Ruhe zum geistigen Arbeiten hatten, an den Kulturschätzen aller Zeiten teilnehmen konnten? Vielleicht gibt es Bürger, die vom Gesetz der Trägheit des Herzens so frei sind, daß sie die bisherige bürgerliche Ordnung ganz ohne Rücksicht auf eigenes Behagen zu beurteilen vermögen. Wir nicht.

Wir sind also geneigt, eine umstürzende Änderung der menschlichen Gesellschaft, mag sie uns noch so unbequem sein, für berechtigt zu halten; aber in Erinnerung des Wortes, daß sich der Menschensohn derer schämen wird, die sich seiner schämen, müssen wir sagen, daß aus dieser Umwälzung nur dann etwas Gutes herauskommen wird, wenn sie eine Erneuerung des Christentums ist. Der jüdische Sozialismus, das System der Pharisäer und Schriftgelehrten, war ein Versuch der Weltverbesserung durch Änderung der Güterverteilung ohne Änderung der Gesinnung. Er war kapitalistisch, d. h. materiell, suchte die Ursachen des menschlichen Elends und die Mittel zu seiner Behebung im Materiellen, während das Christentum beides in der Gesinnung

Digitized by Google

sucht. Nur ein Mal hat es wahren Kommunismus gegeben, in den ersten Jahrhunderten des Christentums. Der jüdische Sozialismus, dessen strategisches Ziel die allgemeine Bruderliebe war, verwandte als taktisches Mittel den Haß. Seine Anhänger, die täglich im Hassen exerziert worden waren, konnten sich, als das nächste Ziel, die sozialistische Republik, erreicht war, nicht aufs Lieben einstellen. Nach der materialistischen Geschichtsauffassung des jüdischen Sozialismus können die Menschen nicht anders sein als sich aus ihren ökonomischen Verhältnissen mit Notwendigkeit ergibt, — zur Entrüstung wäre also eigentlich keine Gelegenheit. Aber die Saat des Hasses war von den Führern so umsichtig ausgestreut worden, daß sie trotzdem aufgegangen ist.

Mit dem Christentum, von dem alles Heil zu erwarten ist, meinen wir nicht die großen Kirchen, so wie sie vor dem Krieg waren. Sie hatten sich der kapitalistischen Weltordnung angepaßt. Eine Kirche, die ihre Toten verschieden beerdigt, je nachdem wieviel sie bezahlen können, parodiert damit das Christentum. Die Worte „Nehmt nichts auf den Weg, weder Stab noch Tasche, noch Brot, noch Geld, noch sollt ihr zwei Röcke haben" — was ist aus denen geworden, etwa im Calvinismus! In der englischen Hochkirche ist kein Gentleman, wer keine zwei Röcke hat. Steffen sagt, daß sogar der englische Hilfsgeistliche kaum ein richtiger Gentleman ist, wenn er arm ist. Wir entsinnen uns eines englischen Geistlichen, der arm und daher kein Gentleman war, wie er auf die Frage, was sein Schwiegersohn arbeite, mit Entrüstung antwortete: "he does nothing, he is well off, he is a gentleman." Und bei uns, der Religionslehrer, der sich der Grafen und Barone unter seinen Schülern besser erinnert als der Arbeiterkinder, er mag ein ganz netter Mann sein, aber mit Christentum hat dieses aristokratische Gedächtnis nichts zu tun. Nette Menschen sind auch die Tarockpfarrer, dabei vorzügliche Landwirte und Bienenzüchter, zum Teil sogar hervorragende Kegelscheiber, und wer so gern Tarock spielt und Kegel schiebt, darf keinen Stein auf sie werfen — aber Christentum? Das gibt es in einzelnen Seelen überall, zusammengefaßt bei den Katholiken in manchen Orden, bei den Evangelischen in manchen Sekten. Aber die großen Kirchen haben sich der bürgerlichen Ordnung eingefügt. Wie sind sie da groß und mächtig gewesen, gestützt auf Fürsten, Regierungen, Polizei und Militär. Und was sind sie heute? Derselbe Erzbischof, der vor einigen Monaten in Entrüstung geriet und den Staat in Bewegung setzte, wenn ihm ein Theaterstück nicht paßte, sieht mit an, wie die Glocken, von frommen Seelen für die Verherrlichung Gottes gestiftet, zum Tod eines jüdischen Journalisten geläutet werden. Das heißt Unterwerfung unter die Macht, Anpassung an Gewalten, die von dieser Welt sind. Das Salz der Erde ist schal geworden. Die Frage, ob Christus dem Buddha oder einem Pastor den Vorzug gibt, ist unentschieden.

Die Heiligkeit der Gesinnung soll ersetzt werden durch die Heiligkeit des Eigentums. Weshalb in den christlichen Staaten Eigentumsvergehen schwer, Rohheitsvergehen leicht oder gar nicht bestraft werden. Vom christlichen Staate ausgeschlossen, den Erpressungen der Kupplerinnen ausgeliefert, von deren Steuern er sich mästet, sind die Prostituierten, weil sie arm sind. Eine Frau, die ebenso lebt wie sie, aber Geld hat und sich mit Geschenken bezahlen läßt, ist eine feine Dame. Über Mätressen und Doppelehen von Prinzen hat sich die Staatskirche nicht entrüstet, aber über die Unsittlichkeit armer Teufel. Die Staatskirchen haben nicht die gesellschaftliche Ordnung gestaltet, sondern sich ihr angepaßt. Wir sehen jetzt Luthers monströsen Gedanken zusammenbrechen, daß der Episkopat durch die Landesherren ersetzt werden könne. Der letzte

Digitized by Google

summus episcopus in Preußen war also ein König, der mit einem ihm vom Sultan geschenkten Dolch auf der Hubertusjagd den Eber abstach, dem man zuvor die Hauer abfeilte und dann hetzte, bis er zusammenbrach. Wir wüßten nicht, daß die Preußische Landeskirche jemals gefunden hätte, daß das kein Geschäft für ihren summus episcopus ist.

Nach unserer Erkenntnis, daß nur die Liebe schöpferisch ist, ist das Christentum die revolutionärste aller Gewalten. Der Bolschewismus wie die Staatskirchen ist stark durchsetzt mit dem Opfergedanken der orientalischen Religionen. Hier das wohl auf die Opfertiere der orientalischen Religionen zurückgehende Schlachten und Fressen von möglichst vielen Tieren an kirchlichen Feiertagen, dort die Hausschlachtung von Bürgern an politischen Feiertagen. Ein muhammedanischer Zug ist in beiden. Sühne und Strafe sollen auf andere abgewälzt werden. Das außerklösterliche Christentum der Kreuzzüge, der Religionskriege, der Ketzerverfolgungen, der konfessionellen Streitigkeiten ist muhammedanisch; das Neue Testament bietet keine Grundlagen dafür, sondern der Koran. Wir betrachten das Alte Testament als Material, aus dem das Christentum etwas Neues gestaltet hat, wie der Bildhauer aus dem Marmor. Weder der Marmor noch das Alte Testament enthalten die Offenbarung ohne daß der Geist über sie kommt. Im Neuen Testament tritt das Selbstopfer an Stelle des Opfers.

Man vergleiche einen Menschen wie Tolstoi mit einem Menschen wie Eisner. Dort Einkehr in sich, Nichtwiderstreben dem Übel, hier Abwälzen aller Schuld auf andere, Selbstverherrlichung, Streben nach Macht. Der muhammedanische Zug findet bei den jüdischen Führern des Bolschewismus außer in ihrer Sinnlichkeit Nahrung in ihrem Haß und Rachegefühl gegen alles Deutsche. Der Bolschewismus, als Reifeform des jüdischen Sozialismus, betrachtet die Menschheit als eine Aktiengesellschaft, bei der das tote Inventar die Hauptsache ist und das wechselnde Personal die Nebensache. Die Toten existieren für ihn nur insofern, als sie Eigentum hinterlassen haben. Das Christentum erachtet den Besitz für nichts, die Seele für alles. Es gibt außer dem Christentum des heiligen Franz von Assisi nicht noch ein oder mehrere andere Christentümer.

Das was von Urchristentum sich im Bolschewismus zu rühren scheint, ist — wenigstens bei uns, vielleicht nicht so in Rußland — kurz gesagt taktischer Schwindel. Es gibt kein Christentum in Variétés, Kinos und nackten Bällen. Die Bolschewisten prostizieren ihre eigene Schlechtigkeit in den Bürger und meinen jene zu töten, indem sie diesen töten. Nicht Einen Gedanken haben sie hervorgebracht, — das sichere Zeichen der Liebloßigkeit. Das Christentum ist immer schöpferisch in Werken der Liebe und Erkenntnis.

Was jetzt vor sich geht, ist das Einstürzen eines Turmbau zu Babel. Man wird es auch später nicht mehr als Revolution, Umwälzung bezeichnen, sondern als Zusammenbruch, Auflösung unter krampfartigen Zuckungen. Die Menschen haben sich wieder einmal so auf der Erde einrichten wollen, als ob sie ewig dablieben. Sie haben gemeint, es gehe immer so weiter mit ihrer Anhäufung von Reichtum, ihrer Anhäufung von Menschen, ihrer Anhäufung von Genüssen. Aber es scheint, daß die Natur nur eine gewisse Entfernung von sich zuläßt. Dann stürzt der Bau. Die Menschen werden weniger fruchtbar in den großen Städten und wenn sie nicht besonders gepflegt werden, sterben sie dort nach einigen Generationen aus. Wollte man die Nachkommen der größten Künstler untereinander verbinden, um die Verfeinerung des Nervensystems immer weiter zu züchten, so würde man gewiß schlechte Erfahrungen machen. Unter den besten Harzer Sängern brüten die meisten überhaupt nicht mehr.

Digitized by Google

Es geht alles nur bis zu einem gewissen Punkt. Die Zeitgenossen sehen freilich immer ungemessene Perspektiven vor sich. Sie haben gewiß im alten Ninive, im alten Babylon, im alten Rom gemeint, es werde in alle Ewigkeit Ninive, Babylon und Rom geben, wie sie im neuen Europa und Amerika meinten, es werde in alle Ewigkeit neues Europa und Amerika geben. Immer mehr Industriearbeiter, immer höhere Häuser, immer rascher gelebt, immer rascher gedruckt, immer rascher Klavier gespielt, das Familienleben immer öffentlicher, die Öffentlichkeit immer schamloser. Die alten Ägypter haben gewiß gemeint, wenn man so hohe Pyramiden baue wie sie, stehe man an der Spitze der Kultur und werde ewig an der Spitze der Kultur stehen. Sie glaubten die Zeit stillstehen lassen zu können, indem sie sie in Raum verwandelten. Das ist das Bestreben aller Kultur. Als ob man die Natur durch Kultur beherrschen könne! Ausrotten kann man sie, ganze Völkerstämme, ganze Tier- und Pflanzenarten, aber nicht schaffen. Es ist eine der tollsten Fiktionen so zu tun, als ob die Weltgeschichte absichtlich fortgesetzt werde; sie ergibt sich nur zufällig, nebenbei, sozusagen als Abfallsprodukt, aus einem Naturtrieb; das historische Interesse würde zur Fortsetzung der Menschheit nicht einmal bei Historikern ausreichen. Den Anschein der Stetigkeit bringt die Natur selbst hervor durch die Einrichtung des umschichtigen Sterbens. Wenn die Menschen wie Fliegen im Herbst generationsweise stürben, so würde trotz der Historie die Vergänglichkeit des Lebens anschaulicher. Einer reicht dem andern den Eimer und vergißt, daß nichts dauernd ist als der Eimer. Zur gefühllosen Betrachtung des Weltlaufes gehört auch die Nichtbeachtung der Kinder. In der Weltgeschichte werden diese fast nur erwähnt, wenn sie durch Erwachsene ermordet werden.

In den Ententeländern erhält sich jetzt die alte Gesellschaft durch den Blutrausch bei der Opferung der deutschen Kinder noch einige Zeit am Leben. Der Genuß von deutschem Kinderblut ist der Zweck des Völkerbundes und ist es immer gewesen, so viele armselige Pinsel von Deutschen sich um die Mitgliedschaft beworben haben. Aber die großstädtische Kultur, die eine Entartungsform der Menschheit ist, wird auch dort einstürzen. Einige Jahre oder Jahrzehnte spielen bei solchen Prozessen keine Rolle.

Aus dem Bankrott der Menschheit als Aktiengesellschaft wird auf die Dauer nicht eine neue Aktiengesellschaft mit neuer Verteilung des toten Inventars hervorgehen, sondern wenn dieser Planet lange genug von Menschen bewohnt bleibt, etwas Neues; aber nicht aus den Kämpfen um das tote Inventar, nicht aus den Orgien der neuen Besitzer, sondern aus einer Zeit von Buße und Einkehr. Wenn dieses Leben eine Durchgangsstation ist, ist die komfortable Einrichtung des Wartesaals unerheblich; erheblich sind allenfalls die Bilder und Inschriften, die später Kommenden dazu verhelfen, den richtigen Zug zu erwischen. Der Standpunkt der Historiker und Politiker ist aber: wenn die Aktiengesellschaft floriert, kann der einzelne zum Teufel gehen.

Der Bolschewismus stellt in der Überschätzung des Zeitlichen, in der Unterschätzung des Unveränderlichen in der Natur und in der Seele einen Höhepunkt dar. Wenn man diese Menschen reden hört, könnte man meinen, sie seien für das Heil aller Seelen verantwortlich, außer für das ihrer eigenen. Die Frage ist aber, ob von uns das Verwesen übrig bleibt oder das Wesen. Der Zeitmensch beschäftigt sich damit, was er von den andern und die andern von ihm denken; der erste Schritt zum innern Menschen ist, daß man die Fensterläden zumacht und nachsieht, wie es bei einem selber ausschaut. Mit ihrem Versuch, an bestimmten Stellen der Erde das Reich Gottes zu beginnen, erinnern

Digitized by Google

die Bolschewisten an die Sekte der Montanisten, die annahmen, das himmlische Jerusalem werde in Pepuza in Phrygien auf die Erde kommen und an die Wiedertäufer von Münster, mit denen sie auch sonst manches gemein haben. Wer den Sinn des Christentums verstanden hat, dem wird das bischen Weltgeschichte nicht imponieren. Niemand wird den Frieden in sich finden, der sich historisch nimmt.

Wie soll aber eine ganz nach innen gekehrte Geistesrichtung wie die christliche eine ganz nach außen gerichtete wie den Bolschewismus überwinden, das Lamm den Wolf?

Man könnte sich fragen, warum die frühesten Christen sich als solche zu erkennen gaben und sich nicht lieber ihrer Vervollkommnung und der Ausbreitung der Wahrheit erhielten, indem sie sich verleugneten und Äußerlichkeiten, wie die Anbetung eines Cäsarenbildes, ausführten, durch die ihr Inneres doch nicht berührt worden wäre. Wohl zu allen Zeiten hat es Konventikel gegeben, die tiefe Erkenntnisse besaßen und ihnen entsprechend lebten, also bereit waren, Märtyrer zu werden eher als abzuweichen von dem richtigen Lebenswandel oder eher als Unrecht zu tun; die aber ihre Erkenntnisse nach außen, gegenüber den Erkenntnislosen, nicht merken ließen. Nicht so die frühesten Christen. Diese ihre Eigenschaft, das Bekennertum, mußte zu ihren Erkenntnissen hinzukommen, um das Christentum auszubreiten.

Die Urchristen haben das Wort „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" nicht so verstanden, daß sie Cäsarenbilder anbeten dürften. In einer Erläuterung zu der Stelle „Wehe euch, wenn euch die Menschen loben", heißt es, das bedeute „wenn verkehrte, der christlichen Gesinnung abgeneigte Menschen eure Reden, Handlungen und Gesinnungen billigen." Nein, das bedeutet es gewiß nicht, sondern das, was dasteht: wenn euch die Menschen loben, wenn ihr den Beifall der Menschen zu eurem Maßstab macht. Das haben die christlichen Kirchen in großem Umfang getan und von ihren Gläubigen gefordert. Das Gewissen gehört nicht zu den Dingen, die man der Obrigkeit überlassen soll. Nicht jenes Christentum, das dem Staat brave und zahlreiche Bürger, der Gesellschaft ihr Eigentum erhalten will, wird den Bolschewismus überwinden, sondern das des Evangeliums.

Wenn in dem apokalyptischen Aufruhr der Natur, den wir jetzt erleben, sämtliche Theorien sämtlicher Sozialpolitiker zusammengebrochen sein werden, wenn alle Erwachsenen durch Haß, Rache, Krankheit, Hunger, Selbstsucht, Ausschweifungen zu Tode geschwächt sein werden, dann wird ein Kind aufstehen und das neue Gesetz geben: Liebet eure Nächsten wie euch selbst. Diesem Kinde wird sich die mißhandelte Natur zu Füßen legen.

Die Schritte, die der Mensch nach unten macht, macht er allein; aber die er nach oben macht, ziehen das Universum mit.

Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Rundschau.

Reclams „Weltliteratur".

In diesen Heften ist Reclams Universalbibliothek so oft und warm empfohlen worden, daß kein Mißverständnis zu befürchten ist, wenn vor einer neuen Erscheinung dieses Unternehmens gewarnt wird, die geeigneter ist, es bloßzustellen, als zu fördern. Es handelt sich um die von Adolf Bartels, wie der Untertitel naiv eingesteht, „als Übersicht, zugleich als Führer durch Reclams Universalbibliothek" geschriebene „Weltliteratur" in zwei Bänden, deren einer die deutsche, der andere die fremdsprachliche Dichtung behandelt. Weil wir sowohl den Verlag wie den Verfasser für verdienstvoll halten, ist uns die Feststellung, daß ihr diesmaliges Zusammenarbeiten verunglückt ist, ebenso unerfreulich, wie der Sache wegen unerläßlich. Wenn schon nicht alles, was Weltliteratur ist, in der Universalbibliothek steckt, so ist erst recht nicht alles, was in der Universalbibliothek steckt, Weltliteratur. So schwer es uns fällt, anzunehmen, die Firma sei von sich aus auf den abenteuerlichen Einfall gekommen, einem Literaturhistoriker anzusinnen, auch noch diese leider recht zahlreichen Nullen, die das Verzeichnis ihrer Universalbibliothek weit über Gebühr beschweren, in einem Werk aufzuführen, das mit dem volkserziehenden Anspruch auftritt, ein Führer durch die Weltliteratur zu sein, so können wir andererseits erst recht nicht glauben, Bartels hätte solchen für die Literatur nicht vorhandenen Plunder, dessen bloße Nennung in der umfänglichsten und weitherzigsten Spezial-Literaturgeschichte ein Unfug wäre, in den verpflichtenden Zusammenhang eines derartigen Führers gezerrt, ohne dazu von vertragswegen gezwungen zu sein. Daß ein Mann wie Bartels sich zu einem derart kompromittierenden Kompromiß hergegeben hat, ist ebenso unbegreiflich, wie daß eine Firma wie Reclam versucht, unter der Flagge Weltliteratur auch noch „Pension Schöller", „So'n Windhund", Polterabend Scherz und Ernst, Juxspiele, Kindertheater, französische Possen wertlosester Art usw. segeln zu lassen. Den schlimmsten Dienst hat Bartels damit denen erwiesen, die seit Jahren für den Verfasser der „Deutschen Literaturgeschichte" eine sorgenfreie Lebensstellung fordern, denn ihnen wird man entgegenhalten, er habe das Mißtrauen gegen die Art seines Arbeitens durch diese seine neue Veröffentlichung als nur allzuwohl begründet erwiesen: jeder gewissenhafte Literaturhistoriker hätte die Zumutung, den Katalog der Universalbibliothek zu einer Geschichte der Weltliteratur auszuarbeiten, als unmöglich abgelehnt und die Verpflichtung, den letzten Schwankfabrikanten und Humoreskenschreiber aufzunehmen, als unwürdig. Durch den Zwang, neben literarischen Größen alles unliterarische Gelichter zu nennen, haben sich Standpunkt, Maßstab, Charakter dieses Führers in einer Weise verschoben, verwischt, verflüchtigt, daß er einem Reiseführer zu vergleichen wäre, der außer den Gasthäusern des ersten und zweiten Rangs uns keine Garküche, Milchbude, Vorstadtschenke, Kaffeesiederei, keinen Wurstladen und Käsestand ersparte. Besonders peinlich berührt die dadurch veranlaßte Laxheit der Kritik gerade bei Bartels, dessen Mut bis zur Herausforderung ging und dessen Charakter bis zum Starrsinn. Sollte sich wirklich gar nichts in ihm gesträubt haben, als er den lavierenden Abschnitt über Heine hinschrieb, fast schon zu offen, um den Absatz eines der gangbarsten Heliosklassiker nicht zu beeinträchtigen, und doch nicht offen genug, wie jeder Kenner der Stellung Bartels' zu Heine erwarten mußte. Die durch den Auftrag bedingte Unwahrhaftigkeit des Nicht-Weglassens, Nicht-Kritisierens, all die tausend Zugeständnisse machen den Führer auch in den besseren Teilen wertlos. Eine Verquickung von Reklame und Geschmackserziehung ist an sich durchaus möglich, wenn sie auch stets

Digitized by Google

mit Zurückhaltung und Takt zu machen sein wird. Nur muß es eine Geschmackserziehung sein! Dem Leser müßte vor allem gesagt werden, daß Anfang jeder Bildung ist, das Bedeutende und das literarisch Wertlose scharf zu scheiden, während dieser Führer durch die Weltliteratur wegen des unheilbaren Fehlers seiner ganzen Anlage diese Grenze fortwährend verwischt, verwischen muß. Aber auch die Teile, die sich mit wirklicher Literatur befassen, sind durchschnittlich recht mager und unschmackhaft, vielfach schlubrig und schlecht. Der Raum, den wirklich wertvolle Werke erhalten, die bei Reclam nicht vertreten sind, verglichen mit der Zeilenzahl derer, die es sind, ist sehr oft von grotesker Knappheit. Von vielem Schiefen, Falschen, Törichten zu schweigen: aber was soll der Belehrung suchende Leser mit seitenlangen Verlegenheitsaufzählungen von Namen und Titeln anfangen, die ihn so klug lassen wie zuvor, was mit inhaltlosen Übergangsredensarten, aus denen er gar nichts erfährt, was mit Schein-Orientierungen über Gebiete, von denen offenbar Bartels selbst nichts versteht und auf das Ausschreiben fremder Werke angewiesen ist? Wenn das Haus Reclam, durch diesen Spiegel seines Unternehmens betroffen, daraus den Schluß zöge, es dürfe in Zukunft nicht mehr soviel minderwertiges Zeug veröffentlichen, hätte sogar dieser in seiner jetzigen Form ganz verunglückte Verlagsartikel einen Wert und erfüllte einen Zweck. Vorausgesetzt natürlich, daß ihn Bartels vollkommen umarbeitet und wirklich das daraus macht, was er sein sollte: Nicht eine Kreuzung zwischen Waschzettel und Literaturgeschichte, die zur ernst zu nehmenden Literatur nicht hinführt, sondern von ihr weg. Nicht ein Adreßbuch, sondern eine Ruhmeshalle. Hinaus mit allen Knirpsen, von denen hundertvierundvierzig aufs Dutzend gehen! Dafür klar und deutlich: „Das ist groß, das ist bildend, das müßt ihr lesen und die beste Ausgabe ist die und die (auch wenn sie nicht bei Reclam erschienen sein sollte)! Kitsch hingegen braucht und sollt ihr nicht lesen, nicht einmal, wenn er bei Reclam herausgekommen ist!" Josef Hofmiller.

Das was mein Freund über die beiden ersten Bände sagt, gilt auch von einem soeben erschienenen dritten; „Wissenschaftliche Literatur und Bücher des praktischen Gebrauchs"; nur daß die Aufzählungen des Verfassers auf diesem ihm ferner liegenden Gebiet ein wenig an diejenigen der Züs Bünzlin in Kellers Gerechten Kammachern erinnern. Wir verdanken alle, besonders aus der Jugendzeit her, der Reclamschen Universalbibliothek so viel, daß man sie ungern kritisiert, wie einen alten Lehrer, dem man einen Teil seiner Bildung verdankt. Wir möchten also nur wünschen, daß diese verunglückte „Weltliteratur" Anlaß böte zu einer Revision der Bibliothek. Es sollte mit der Vorstellung gebrochen werden, daß alles was einmal in die Universalbibliothek gekommen ist, so wie es da ist, als sakrosankt für alle Zeiten unverändert erhalten werden könne. Auf wissenschaftlichem Gebiet wären dabei nur wenige Bändchen, wie die Schopenhauer-Biographie, ganz auszumerzen. Aus den Platonischen Dialogen müßten die albernen Witze des Herausgebers, aus der verdienstvollen Ausgabe von Kleineren Schriften Leibnizens die unverständigen Anmerkungen des Übersetzers fortbleiben. Das Übersetzen bleibt ein trauriges Kapitel für sich. Aber wenigstens müßte man den Leuten sagen, die heute einen Roman, morgen ein Kochbuch, übermorgen einen Philosophen übersetzen, daß ihnen das kein Recht gibt den Romanciers, Köchen, und Philosophen hereinzureden. Der gesunde Menschenverstand ist meist nur eine gesunde Unverschämtheit. Die Lücken der Bibliothek, von denen manche recht auffallend, werden ja mit der Zeit schon ausgefüllt werden; wie auch ich die Hoffnung habe, daß diese „Weltliteratur" als eine Art Inventur der weiteren Vervollkommnung dieses gar nicht hoch genug einzuschätzenden Bildungsmittels dienen möchte. C.

Süddeutsche Monatshefte, 1919, April.

Digitized by Google

Reden Buddhas.

In den Jahren 1857/59 war in Berlin Köppens „Religion des Buddha“ erschienen — ein heute selten gewordenes und in der Hauptsache veraltetes Werk, dem aber damals das große Verdienst zukam, das deutsche Publikum eingehend, wenn auch etwas schwerfällig, in die fremde Welt des Buddhismus einzuführen. Am 9. Juli 1859 schreibt Richard Wagner aus Luzern an seine geliebte Freundin Mathilde Wesendonk u. a.: „Daß Ihnen Köppens Buch so große Freude gemacht hat, zeigt mir, wie gut Sie zu lesen wissen; mich ärgerte so vieles in dem Buche, weil ich immer daran denken mußte, wie schwer anderen die reine Erkenntnis der Lehre Buddhas gemacht werden müßte. Nun ist's gut, daß Sie nicht irre geworden sind. Ja, Kind, das ist eine Weltansicht, gegen die wohl jedes andere Dogma kleinlich und borniert erscheinen muß! Der Philosoph mit seinem weitesten Denken, der Naturforscher mit seinen ausgedehntesten Resultaten, der Künstler mit seinen ausschweifendsten Phantasien, der Mensch — mit dem weitesten Herzen für alles Atmende und Leidende, finden in ihm, diesem wunderbaren, ganz unvergleichlichen Weltmythos alle die unbeengteste Statt, und sich selbst ganz und voll in ihm wieder.“ — Wenn man von dem hier unzutreffenden Begriff „Weltmythos“ absieht, da ja gerade der Buddhismus sich energisch von dem Mythischen des Brahmanismus und des Vedanta abzukehren bemüht ist, so könnte Wagner diese Worte heute geschrieben haben, ja sogar seine folgenden Zeilen, in denen er eine Parallele mit seiner Gegenwart zieht, muten uns heute, leider, höchst zeitgemäß an, wenn er schreibt: „Sagen Sie mir, wie Ihnen, wenn Sie dort (in der Welt Buddhas) weilten, dann unsere herrliche europäische Neu-Welt vorkommt? Finden Sie nicht entweder die roheste Verwilderung, oder — eben erst die wildesten Ansätze zu einer Entwickelung, die jenem edlen Urvolke längst schon blühte? ... Ich kann mich den widerlichen Eindrücken unserer geschichtlichen Gegenwart meist gar nicht anders erwehren, als durch einen erfrischenden Trunk an jener heiligen Quelle des Ganges: ein Zug daraus, so schwindet aber auch alles zum Ameisengetreibe zusammen. Da drinn, tief im Innern, da ist die Welt: nicht da draußen, wo der Wahnsinn einzig herrscht ... Und Frieden haben wir am Ende auch nun bald. Etwas faul würde der Friede wohl ausfallen — aber: wer ist denn glücklich? — Das muß man sich auch da wieder sagen.“

Diese intuitive Einsicht in das Wesen des Buddhismus ist bei Wagner umso merkwürdiger, als dessen Erforschung in jener Zeit, mindestens in Deutschland, erst in den Anfängen steckte; sie ist noch bewunderungswürdiger und großartiger bei Schopenhauer, durch den Wagner, wie so viele nach ihm, denselben Weg geführt wurde, weil dieser in ihm die Übereinstimmungen mit seinem eigenen System fand und ausbaute, trotzdem ihm die Quellen nur spärlich und unlauter flossen, u. a. in einer lateinischen Übersetzung des Oupnekhat. Er nannte das alles „Buddhaismus“, verwechselte die Aufeinanderfolge dieses und des Vedanta und schrieb oft jenem zu, was diesem eignet. Trotz alledem hat er „mit nachtwandlerischer Sicherheit“ den Weg Buddhas erkannt, gezeigt und beschritten, freilich nicht in seinem Leben — dazu fehlte ihm, wie er einmal bedauernd meinte: „Die Gnade“ — wohl aber in seinen Schriften. Wie glücklich würde sich Schopenhauer gefühlt haben, wenn er erlebt hätte, daß die deutsche buddhistische Forschung heute die englische längst eingeholt, wenn nicht überflügelt hat. Wir haben zwar keine so geschlossene Sammlung wie die Sacred books of the East, aber die Hauptquellen des Buddhismus fließen uns heute auch in deutscher Sprache, und der klaren geschichtlichen Darstellung des „Buddhism“ F. W. Rhys Davids' haben wir u. a. den trefflichen „Buddha“ Hermann Oldenbergs, vor allem aber aus neuester Zeit

Digitized by Google

die ihn weit überragende klarste und überzeugendste Darstellung der „Religion der Vernunft" durch Dr. Georg Grimm gegenüberzustellen. Die Erforschung und Herausgabe der Quellen, die drüben der Pali-Text-Society obliegt, verteilt sich bei uns auf verschiedene Gelehrte.

Der jüngsten, tätigsten und geistvollsten einer, Dr. Karl Eugen Neumann, ist in Wien an seinem 50. Geburtstage, am 18. Oktober 1915, gestorben. (Im Maiheft 1916 konnte ich mich an dieser Stelle ausführlicher über sein Lebenswerk aussprechen.) Neumann hat seinen Freunden als kostbarstes Vermächtnis das abgeschlossene Manuskript des dritten und letzten Bandes der „Reden Gotamo Buddhos aus der Längeren Sammlung Dighanikayo des Pali-Kanons, übersetzt von Karl Eugen Neumann" hinterlassen, dessen Herausgabe er leider nicht mehr erleben durfte, während die beiden vorhergehenden Bände dieser Sammlung 1907 und 1912 im Münchner Verlage von R. Piper u. Co. erschienen sind. Dieser Verlag bringt nun auch diesen dritten Band (1918) heraus und überrascht uns mit der freudigen Mitteilung, daß auch die übrigen Hauptwerke Neumanns, vor allem natürlich seine Übertragung der anderen Sammlungen der Reden Buddhas, die in vier weiteren großen Bänden bei anderen Verlegern vorlagen, nunmehr an den Piperschen Verlag übergegangen sind. Die Zerstreuung seiner Werke unter verschiedene Verleger hat Neumann, auch in Briefen an mich, oft bitter beklagt; ihre Vereinigung sollte er nicht mehr erleben. Der Herausgabe dieses dritten Bandes wurde der Krieg und die damit zusammenhängende Papiernot zu einem neuen Hindernis. Es ist dem Verlage nun gelungen, den 337 Seiten in Großoktav starken Band in derselben schönen Ausstattung, wenn auch nicht mehr auf demselben soliden Papier herauszubringen. Das, Wien, im Sommer 1918, datierte Vorwort zeichnet ein, leider anonymer, Freund E. R. des Verfassers, der sich als „den einzigen mit seiner Arbeitsweise vertraut Gewesenen" bezeichnet. Wir dürfen ihm dankbar sein, daß er das kostbare Vermächtnis wirklich ganz im Geiste des Verstorbenen uns zugänglich gemacht hat und mit pietätvoller Schonung aller seiner Eigenart, zu der von jeher auch eine eigensinnig festgehaltene Orthographie gehörte, die mit der vielfach so fragwürdigen heutigen nichts gemein haben will. Wenn Neumann andauernd schreibt: „feindsälig, sälige, häuchlerisch, verstehn, ländische, Dehmuth, begehn, mühn" usw., so begegnet er sich damit vielfach mit Schopenhauer, aber auch an die Orthographie des ehemaligen Prager Indologen Alfred Ludwig wird man dabei erinnert, dem wir u. a. die genaueste, aber schwer lesbare deutsche Übertragung des Rigveda verdanken.

Der nun vorliegende dritte Band von Neumanns Dighanikayo-Übertragung umfaßt die letzten elf Reden (24—34) dieser längeren Rede-Sammlung. Neumann hat mit der Übersetzung und Herausgabe der „mittleren Sammlung" begonnen; aber der Dighanikayo steht unter den heiligen Büchern der ursprünglichen Buddhisten, in den drei Pitakas (Körben), eigentlich an erster Stelle. Es sind durchgehends Reden Buddhas selbst oder eines seiner Jünger, denen jedesmal eine kurze Einleitung vorangeht, in der erzählt wird, wo und bei welcher Gelegenheit der Buddha die Rede gehalten hat. Manchmal aber sind es auch Dialoge mit Rahmenerzählungen. Mitunter wird die Prosa dieser Reden durch Verse (Gathas) unterbrochen, die in der Regel das eben Gesagte kurz zusammenfassen, aber auch Zitate sind. Neumann hält den Dighanikayo als eine im ganzen verhältnismäßig späte und oft apokryphe Sammlung. Die bedeutendsten seiner Gathas stehen in den ersten beiden Bänden, unter andern das Mahaparinibbana-Gatha, die fast einzige authentische Urkunde über das Leben und Sterben des Buddha, die Neumann unter dem Titel „Die letzten Tage Gotamo Buddhos" auch noch eigens herausgegeben hat. Doch auch in diesem dritten Zehntel, im

Digitized by Google

Buche des Patikaputto, ist eine reiche Fülle von köstlichen Lehren, deren Kern freilich nicht immer an der Oberfläche liegt. Nicht daß der Text schwer verständlich wäre — Buddha spricht immer denkbarst populär —, aber die pedantische altindische Manier, alles, auch das an sich schon Verständlichste, unzähligemale zu wiederholen und von allen Seiten zu beleuchten, stößt den oberflächlichen und bloß neugierigen Leser leicht zurück. Dieser Umstand hat es auch verschuldet, daß die modernen Popularisierungen der Lehre Buddhas, der Neubuddhismus und gewisse theosophische Spekulationen der Gegenwart mehr Eingang gefunden haben als die echten alten Quellen selbst, die freilich auch nicht so bequem und billig zu erreichen waren wie diese. Und doch wie modern mutet uns so vieles in diesen mehr als zweitausendjährigen Reden an, eben weil es Ewigkeitswerte sind, die nie veralten können. Immer ist es der praktische, auf das Diesseits gerichtete ethische Zweck, der im Vordergrunde steht, und der Mensch bleibt sich eben überall, zu allen Zeiten und an allen Orten zuletzt gleich. Der Kulturhistoriker mag in diesen Reden eine Fülle des interessantesten Materials finden, der Ethiker und Philosoph aber wird immer wieder staunen, wie tief dieser altindische Erleuchtete und Vollendete den Menschen erkannt hat.

Die bedeutendsten Reden dieses letzten Buches sind die 26., 27. und 31. Die letzten beiden Reden, die 33. und 34., Reden des ehrwürdigen Sariputto, bieten in zwei grandiosen Zehnerreihen eine Zusammenfassung der Lehren Buddhas für die Mönche, in Verhinderung des Meisters selbst; Singalakos Ermahnung (31.) eine solche fürs tägliche bürgerliche Leben. Möchte man sich einzelne Stellen daraus nicht an unsere heutigen Plakattafeln wünschen, wenn es dort u. a. heißt: „Sechserlei Elend, Bürgersohn, bringt das müßig auf der Straße sich gern Herumtreiben mit sich: man hat auf sich selbst nicht Acht und Bedacht, auf Weib und Kind nicht Acht und Bedacht, auf seine Befugnisse nicht Acht und Bedacht, kommt in Verdacht bei den und den Fällen, und ein grundloses Gerücht kann sich da verbreiten, und man muß vor vielen leidigen Dingen auf der Hut sein ... Sechserlei Elend, Bürgersohn, bringt der Besuch der Festversammlungen mit sich: man fragt nur immer: Wo wird getanzt, wo wird gesungen, wo wird geblasen, wo wird vorgetragen, wo wird gefiedelt, wo wird getrommelt? Das ist, Bürgersohn, sechserlei Elend, das der Besuch der Festversammlungen mit sich bringt."? —

Von ethnographischem und völkerpsychologischem Interesse ist die 30., „Merkmale" betitelte Rede, die u. a. das altindische und buddhistische Männerideal, die Merkmale körperlicher Schönheit umständlich aufzählt, die, vielleicht mit ein paar Ausnahmen heute noch gelten könnten. Zu den 32 Merkmalen, die der „große Mann" außerdem noch besitzen soll, zählt der Erhabene sieben Juwelen und zwar: „Das beste Land, der beste Elephant, das beste Roß, die beste Perle, das beste Weib, der beste Bürger und siebentens der beste Staatsmann." Daß Buddha das beste Weib erst an fünfter Stelle, hinter dem besten Elephanten und besten Roß nennt, wird ihm allerdings in unserer Zeit der weiblichen Wahlberechtigung manche Sympathien verscherzen. Die 27., „Voranfang" betitelte Rede bringt eine großartig geschaute Weltschöpfungstheorie und zugleich eine Genesis des Übels. Ihr Zusammenhang und der fehlende Raum erlauben mir leider nicht zu zitieren. Dagegen sei auf die 26. Rede, „Der Kaiser", mit einem Auszuge hingewiesen, der ein anderes Mal in diesen Heften erscheinen soll.

Das Beste und Persönlichste, was uns Neumann in allen seinen Büchern gegeben hat, steckte immer in seinen Anmerkungen. Bei der Übertragung des Dighanikayo brachte er diese im ersten Bande unter dem Text fortlaufend, im zweiten am Schlusse jeder Rede an, und in diesem dritten Bande fehlen sie leider ganz. Wie uns sein Freund und Herausgeber in seiner warmen, die Eigenart

Digitized by Google

Neumanns mit innigem Verständnis würdigenden Vorrede mitteilt, sind sie diesmal so umfangreich, daß sie einen eigenen, vierten, Band füllen werden, der uns „binnen Jahresfrist" versprochen wird. Dieser Grund muß freilich respektiert werden; trotzdem ist das Fehlen dieser Anmerkungen tief bedauerlich und noch mehr, daß die beiden Bände dann nicht wenigstens gleichzeitig herausgegeben werden konnten. Neumanns erklärendes Wort fehlt uns überall, nicht nur wenn im Text eine Ziffer auf die künftige Anmerkung verweist; denn ebenso wie Neumann in seinen Übertragungen aus dem Pali direkt sprachschöpferisch auftritt, so bietet er in seinen Anmerkungen unvergleichlich mehr als trockene philologische und sachliche Exkurse gerade nur zur betreffenden Textstelle. Nein, seine Anmerkungen sind erschöpfende Kommentare, Einführungen in die indische Geisteswelt und zugleich Ausblicke und überaus fesselnde Vergleiche mit der Gegenwart, wozu ihn, und ihn allein von allen seinen Fachgenossen, eine unglaubliche Belesenheit und Kenntnis der ganzen modernen Kultur, in Literatur, Philosophie, Musik, Malerei usw. befähigten. Sein vorliegendes Vermächtnis, das wir nicht ohne Wehmut und Trauer über den allzufrühen Hingang dieses genialen Gelehrten zur Hand nahmen wird erst dann vollständig und völlig auszugenießen sein, wenn der vierte und letzte Band vorliegen wird, der ja nach den Andeutungen des Herausgebers nicht nur Anmerkungen, sondern auch die Übersetzung zahlreicher unbekannter Stücke des Pali-Kanons enthalten und ein wahres „Handbuch der buddhistischen Lehre, altindischen Denkens und Fühlens, der Weisheit, Kunst und Kultur des Ostens und Westens" werden soll. Möchte das Versprechen seines Erscheinens „binnen Jahresfrist" diesmal besser erfüllt werden können, als beim Erscheinen der ersten drei Bände, die (schon vor dem Kriege), schließlich doch mehr als fünf Jahre auseinander lagen! Alfred Mensi-Klarbach.

Schwind-Mörike.

In Zeiten wie diesen den Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Moritz von Schwind vorzunehmen, tut unsäglich wohl. Die Leser der Südd. Monatshefte seien auf die neueste Ausgabe hingewiesen, die vor kurzem H. W. Rath bei Julius Hoffmann in Stuttgart herausgegeben hat. (Preis geheftet M. 6.—). Dieser Briefwechsel war seit Jahren vergriffen und fast nicht aufzutreiben. Der Herausgeber hat nicht weniger als 21 bisher unbekannte Briefe von Mörike aufgefunden. Die Bildbeigaben, darunter Schwinds Zeichnungen zur Schönen Lau, machen den Band noch wertvoller. Schwind und Mörike sind uns Deutschen ewige Werte, weil sie Grundlagen unseres Wesens, die von deutschem Leben schlechthin nicht zu trennen sind, mit volksliedhafter Reinheit und Klarheit ausdrücken.

Briefe über Bücher (XI).

Wenn ein Weltreich einstürzt, gibt es nur einen Trost: daß auch Welten vergehen. Alles andre verfängt nicht. So wenig es Sinn hätte, zu einem Erdbeben Flöte zu spielen. Das hat niemand besser gewußt, als die Alten. Gegenüber Katastrophen fanden sie dieselbe gelassene Haltung, wie gegenüber dem Tod, wie allem gegenüber. Es gibt einen antiken Beileidsbrief, der so ziemlich das meiste aufwiegt, was seitdem in der Art geschrieben worden ist. Der Jurist Servius Sulpicius Rufus richtete ihn an Cicero, als dessen abgöttisch geliebte Tochter im Kindbett gestorben war: „Ich muß Dir doch einen Gedanken sagen, der mich getröstet hat; vielleicht daß es ihm gelingt, auch Deinen Kummer zu lindern. Wie

Digitized by Google

wir aus Asien heimfuhren, von Ägina gegen Megara, begann ich die Küsten zu betrachten, zwischen denen wir segelten. Megara lag vor mir, Ägina dahinter, der Piräeus rechter Hand, zur linken Korinth. Das waren alles einmal herrlich blühende Städte, heute sind es öde Trümmer, über den Boden hingestreut. Bei dem Anblick sagte ich mir: Wie wagen wir Menschengezücht über den Tod irgendeines von uns zu klagen, wir, deren Leben die Natur so kurz gemacht hat, wenn wir mit einem Blick die Leichname von so vielen mächtigen Städten liegen sehen!" Die unsentimentale Ergebung ins Weltgeschehen ist, nebenbei, einer der Gründe, warum die alte Literatur heute genau so unersetzbar ist wie je; unentbehrlich einem jeden, der sich nicht nur bilden will, sondern erziehen. Der weiß: Reifwerden ist ein strenges Tagewerk, an das wir jeden Morgen frisch Hand anlegen müssen. Die Alten haben die über Klage und Trost erhabene Sachlichkeit der Natur selbst. „Ist ein großes Wort vonnöten, Mutter Natur, so denkt man deiner" singt Hölderlin und behält damit recht vor allem, was sich ereignen mag. Gewiß hat der Gedanke, daß es Berge gibt, Meere, Sterne, etwas wundersam Beruhigendes; aber stiller noch macht die Vorstellung, daß einmal auch alle Berge tot sein werden, alle Meere versiegt und alle Sterne ausgelöscht. In unserem Innern sind viele Kammern, und je nachdem gehen wir in diese oder jene, wenn wir Ruhe finden wollen. Eine betreten wir selten, aber daß sie da ist und auf uns wartete gibt ein Gefühl der Geborgenheit. „Nach zehn Uhr ist alles vorbei" sagen die Schauspieler. „Es kann dir nix g'schehn" sagt der Steinklopferhans; „du g'hör zu dem allem, und das all's g'hört zu dir."

„Was ist Philosophie?" fragt Ihr in eurem Brief, „und wie kommt man als Laie in sie hinein, so daß man auch etwas von ihr hat?" Das ist Philosophie! möchte ich antworten: dieses Gefühl, dieser Glaube, dieses Wissen — wie Ihr es nennen wollt — des Steinklopferhans: uns kann nichts geschehen, alles gehört zu uns und wir zu allem, dies ist Philosophie, das ist ihr Wesen, darauf läuft sie hinaus. Die Philosophen drücken das bloß meistens anders aus. Aber eine Philosophie, deren höchste Erkenntnis und letzte Weisheit nicht das Wort des Steinklopferhans ist, mag ein mehr oder minder tiefsinniges Spiel des Verstandes mit Wörtern und Allgemeinheiten sein, Philosophie wäre sie ebensowenig, wie ein Glaube den Namen Religion verdiente ohne das allezeit gegenwärtige Bewußtsein des Geborgenseins in Gott. Aber dann wäre ja zuletzt Philosophie und Religion ein und dasselbe? Liebe Freunde, ich glaube seit langem, es sind viel mehr Dinge zwischen Himmel und Erde ein und dasselbe (wär' ich ein Philosoph, so würde ich sagen „identisch"), als unsre Schulweisheit sich träumen läßt. Die wirklichen Philosophen wissen das auch; daran, ob es einer weiß und verkündet, kennt man sogar, ob er ein Philosoph ist. Wenn heute ein alter Inder, einer von den Veden oder Upanischaden aufstünde, oder Platon, oder Mark Aurel, oder Meister Eckhardt, oder Spinoza, und versuchte, sich mit Menschen des letzten Jahrhunderts zu unterhalten, so würde er sich mit dem Steinklopferhans verstehen, auch mit Goethe, Emerson, Schopenhauer, Fechner, Lichtenberg; hingegen würde er sich nie und nimmer mit den Herren Wortspalter und Abstrakteles verstehen, die sich übrigens auch beide untereinander nie verständigen können. Die einen haben das Bewußtsein der großen Einheit; oder wenigstens die Ahnung, die Sehnsucht. Die andern kommen sich wunder wie siebengescheit vor, wenn sie das Unendliche mikroskopieren.

Wer sich in diesem Bewußtsein nicht beirren läßt, ist gegen die Gefahr, je ein philosophischer „aner" zu werden, so gefeit, wie der wirklich Musikalische niemals ein „aner" sein kann. Philosophie ist eine Welt, wie Musik. „Wahrhaftig die Welt steckt voller Musik", möchte man wie Dürer sagen, „und wer sie heraus kann hören, dem tönt sie." Damit ist eigentlich auch Eure zweite Frage schon beant-

Digitized by Google

wortet: wie kommt der Laie in die Philosophie hinein? Gar nicht! wenn er nicht schon drinnen ist! Er gehört, von vornherein, eh er zu fragen anfängt, schon zu den einen oder zu den andern; entweder zum Steinklopferhans und zu Mark Aurel, oder zu Wortspalter und Abstrakteles. Für einen Genossen der einen Bruderschaft ist es völlig sinnlos, sich mit einem der andern auseinandersetzen zu wollen; sie können nur auseinandergehen, so wie Abraham ging von Lot: „Lieber, scheide dich von mir! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." Lot ging bekanntlich in die Stadt (Sodom hieß sie) und wurde Privatdozent, Abraham aber wohnete im Hain Mamre und bauete dem Herrn einen Altar, was Lot gänzlich unwissenschaftlich fand; denn wenn Lot einen Altar baute, so baute er ihn nicht für den Herrn, sondern für Lot.

Darf ich Euch zwei Geschichten erzählen? Sie sind beide kurz. Ein Kunsthändler sagte mir vor Jahren: „Wissen Sie, welches Bild von Gabriel Max als Photographie bei mir am öftesten bestellt wird? ‚Schmerzvergessen.'" Die Leute wählen nämlich nach dem Katalog, und da spricht sie, scheint es, der Titel an. Sie hoffen, das werde etwas Hochsentimentales sein, so ein schmachtendes Mädchen mit feuchten Augen und einer holden Stumpfnase, und sind enttäuscht, wenn sie den prachtvoll gemalten kleinen Affen im Käfig zugeschickt bekommen". Genau so machen es viele Leser mit der Philosophie: ist Euch nie aufgefallen, daß es bei den fliegenden Buchhändlern der Auer Dult auffallend viele „Kritiken der reinen Vernunft" in der Reclam-Ausgabe gibt, und zugleich, daß von jeder nur die ersten Seiten aufgeschnitten sind? Das kommt davon, daß viele Leute im Katalog der Titel lockt; außerdem imponiert ihnen der Name Kant, von dem sie gelegentlich haben läuten hören. Sie reimen sich das in ihrem Kopf zusammen: Kant, Kritik, reine Vernunft; sie erwarten, das müsse für sie das Richtige sein: etwas Berühmtes, das man gelesen haben muß; zugleich etwas Aufklärerisches, das „aufräumt mit dem Pfaffenschwindel." Nehmen sie es dann von der Buchhandlung nach Hause und fangen an zu lesen, so sind sie ganz verdutzt, daß sie nicht eine einzige Seite, nicht einen einzigen Satz verstehen können, bringen es zum Antiquar und der bringts auf die Auer Dult; dort bleibt es liegen, weil die Dultleser die nachahmenswerte Gepflogenheit haben, zuerst in die Bücher hineinzuschmökern, eh sie ihren Nickel hinlegen.

Hunderte von Deutschen, die „in die Philosophie hineinkommen wollen", beginnen alljährlich mit Kant, um nicht nur ihn enttäuscht aus der Hand zu legen, sondern an der Philosophie selbst zu verzweifeln. „Und rings herum liegt schöne, grüne Weide!" Wenn sie, statt an dieses unendlich schwierige Werk, an eines der Lebensbücher gerieten, die in einer wohleingerichteten Bücherstube eine Art Hand- und Seelenapotheke sind, wieviel besser kämen sie auf ihre Kosten! Was die meisten in ihrem dunklen Drang verlangen, sind ja gar nicht die großen Systematiker, an deren himmelhohe ewige Kathedralen das streitsüchtige Dohlenvolk kurzlebiger Ausleger seine Nester klebt, sondern etwas ganz andres: überhaupt nicht Philosophie als gelehrte Wissenschaft, sondern Philosophie als Nahrung, als Stimmung, als Ausdeutung und Bestätigung des Geheimnisses des Lebens. Nicht die dem Ungelehrten unzugänglichen Fachphilosophen, sondern die unzünftigen Weisen, die in den dicken Lehrbüchern der Philosophiegeschichte mit einem kleingedruckten Paragraphen vorliebnehmen müssen oder mit einer gnädigen Anmerkung. Die so schlicht geschrieben haben, so unmißverständlich, daß sie für den Streit der Fakultäten nicht in Betracht kommen, wohl aber für den bescheidenen Wanderer, mit dem sie sich gern auf eine Bank setzen oder an den Waldrand, auf einen hohen Berg oder vors unendliche Meer. Denn so unnahbar die andern sind, so leutselig sind sie, gütig und für jedermann zu sprechen. Im indischen Urwald sind sie, weise und

Digitized by Google

fromm, und unergründbar tief sind die uralten Sprüche von ihren Lippen. Da ist der Hain des Akademos und das Flüßchen Ilyssos, und dahinter die Akropolis: wollen wir nicht Platon lauschen, aus dessen Mund Weisheiten schwärmen wie Honigbienen vom Hymettos? Aber vielleicht lockt es uns in die Halle zu Zenon? Oder lieber zu Epikur, in den Garten? Oder es verlangt uns zu wissen, was Mark Aurel in der Öde seines pannonischen Lagerlebens für sich allein niederschrieb über Mensch und Welt? Setzen wir uns dem Meister Eckhardt zu Füßen in seinem friedlichen Gemach? In die ärmliche Stube neben den brillenschleifenden Spinoza? Da ist Lichtenberg, ein Selbstdenker von solchem Eigengeschmack der Einfälle, daß einem selbst gute Gedanken manch andrer neben ihm vorkommen wie in Europa verarbeitete Havanas neben echten Importen. Da sind Schopenhauers Parerga und Paralipomena: für uns das, was die Franzosen an Montaigne haben, und einiges dazu, gleichsam um ein paar Spiralen höher. Da sind Goethes Maximen und Reflexionen und Fechners Büchlein vom Leben nach dem Tode, und Emersons Essays und die drei Bände Nietzsches aus seiner mittleren Zeit und ...

„Gemach! gemach!" ruft Ihr: „Herr, halt ein! Wir möchten klipp und klare Angaben: Verfasser, Titel, beste Ausgabe, Verlag, Reihenfolge, und nicht zuviel auf einmal, sonst sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht." Wohlan! Versucht es doch einmal mit Mark Aurels Selbstbetrachtungen (Reclam 2 Nummern). „Nie hat einer einfacher geschrieben, ganz für sich allein, bloß um sein Herz auszuschütten, ohne andern Zeugen als Gott, ohne Spur von System, ohne jede dogmatische Voraussetzung, ewig frisch, gleich tröstlich dem Atheisten wie dem frömmsten Anhänger jeglichen Glaubens": so preist ihn Renan. Lest Platons Verteidigung des Sokrates und Kriton, die in einem Bändchen der Inselbücherei zu haben sind. Nehmt noch „Epikurs Philosophie der Lebensfreude" (Leipzig, A. Kröner) dazu, so habt Ihr wenigstens einen Anfang, einen Begriff von den drei mächtigsten Lebensanschauungen der Alten Welt. Wie gut paßt Lichtenberg dazu und Goethes hymnisches Fragment „Natur", die ich Euch schon sandte! Wie gut Feuchtersleben „Diätetik der Seele" (Reclam, 2 Nrn.), in der Ihr zugleich einen zarten Abglanz Spinozas habt! Die Insel-Ausgabe von Goethes „Natur"-Fragment enthält die beiden gleichnamigen Essays von Emerson. Liest man ihn nicht immer wieder zum erstenmal, so oft man ihn auch zur Hand nimmt? Die beste deutsche Ausgabe seiner andern Werke ist die bei Hendel: Essays (2 Nrn.), Repräsentanten der Menschheit (3 Nrn.), Überseele, Kreise, Ausgleichungen (2 Nrn.), Aus Welt und Einsamkeit (3 Nrn.); nur „Lebensführung" ziehe ich in der Ausgabe des Verlags Bruns in Minden der Hendelschen vor. Wollt Ihr über Emerson und seinen Kreis, zu dem auch der herrliche Sonderling Thoreau gehört, Genaueres erfahren, so findet Ihr es nirgends schöner als in Federns „Essays zur amerikanischen Literatur" (Hendel 3 Nrn.). Last, not least: Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit" (Reclam 2 Nrn.). Das reicht für ziemlich lange: man kann damit leben, man kann damit sterben. Wer mit diesen Büchern alt wird, den wird nicht so leicht etwas aus dem Gleichgewicht werfen; nicht einmal die neue Schrift von Wortspalter oder die Gegenschrift von Abstrakteles. Die Großen vertragen sich, die Großen verstehen sich, die Großen erklären und ergänzen sich. Freilich, eins darf ich Euch zum Schlusse nicht verhehlen: man wird auf diese Weise etwas, auf das die Systematiker furchtbar erhaben herabsehen: ein Dilettant. Aber wir Dilettanten müssen uns, frei nach Schiller, trösten:

„Welche Philosophie ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Philosophie."

Josef Hofmiller.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Aus der Zeit

Die Deutschen in Versailles / Von Dr. Karl Alexander von Müller, Professor der Geschichte an der Universität München

Die letzte Fahrt der deutschen Flotte / Von Oberleutnant zur See Fritz von Twardowski

Was man von den Auslandsdeutschen hätte lernen können

Die Franzosen in Elsaß-Lothringen

Die Franzosen in Straßburg / Tagebuch aus dem November und Dezember 1918 / Von Alfred Walter-Horst

Berichte von elsässischen Ausgewiesenen

Von unserem Rückzug aus Frankreich / Von Dr. Max Dingler

Bemerkungen zu Rollands Johann Christof / Von Dr. Josef Hofmiller

Worte bei der Beisetzung von Otto Crusius / Von Dr. Karl Rupprecht

Luthers Quellen / Von Dr. Sebastian Merkle, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg

Aus der Kopenhagener Zeit von Brockdorff-Rantzau

Zur Entstehung der „polnischen" Armee Haller Von Oberstleutant Otto Benkendorff

Berliner und Münchener Hofoper im Krieg

Krieg der Wissenschaft gegen Deutschland / Von Professor Dr. Georg Karo, Erster Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen

Mai 1919

Süddeutsche Monatshefte

Vierteljährlich M 5.— * Leipzig und München * Einzelheft M 1.80

1178/38

Digitized by Google

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

DEUTSCHES ERZEUGNIS

FEIST-CABINET

Feist Sektkellerei Akt. Ges.
Frankfurt M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassungen:

München und Nürnberg

Zweigstellen:

Aichach	Freising	Landshut	Rosenheim
Amberg	Fürth	Lindau i. B.	Schrobenhausen
Ansbach	Garmisch	Neustadt a. Aisch	Schwabach
Aschaffenburg	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwandorf
Augsburg	Ingolstadt	Öttingen	Straubing
Bad Kissingen	Kaufbeuren	Partenkirchen	Sulzbach
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Dingolfing	Landsberg a. L.	Regensburg	Weißenburg i. B.
Erlangen			Würzburg

Aktienkapital: M. 51 000 000
Reservefonds: M. 31 000 000

Pfandbrief-Umlauf: M. 510 000 000
Hypotheken-Bestand: M. 520 000 000

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

Digitized by Google

Leistungsfähig! Zuverlässig! Hervorragend haltbar!

„Agfa"-Filme

Hochempfindlich 26° W. = 13° Sch. Farbenempfindlich. Lichthoffrei.
Hervorragend gute Gradation. Sehr klar und brillant arbeitend.

Zur Entwicklung am besten **„Agfa"-Rodinal**

„Agfa"-Rollfilme Nicht rollend { 4/6⁵ 6/6 6/9 6⁵/11 8/10⁵ / 8/14 9/9 10/12⁵ 12⁵/10

„Agfa"-Filmpacke 4/6⁵ 6/9 8/10⁵ 9/12 10/15 Patentiert

Stets prompt lieferbar durch Photohändler!

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

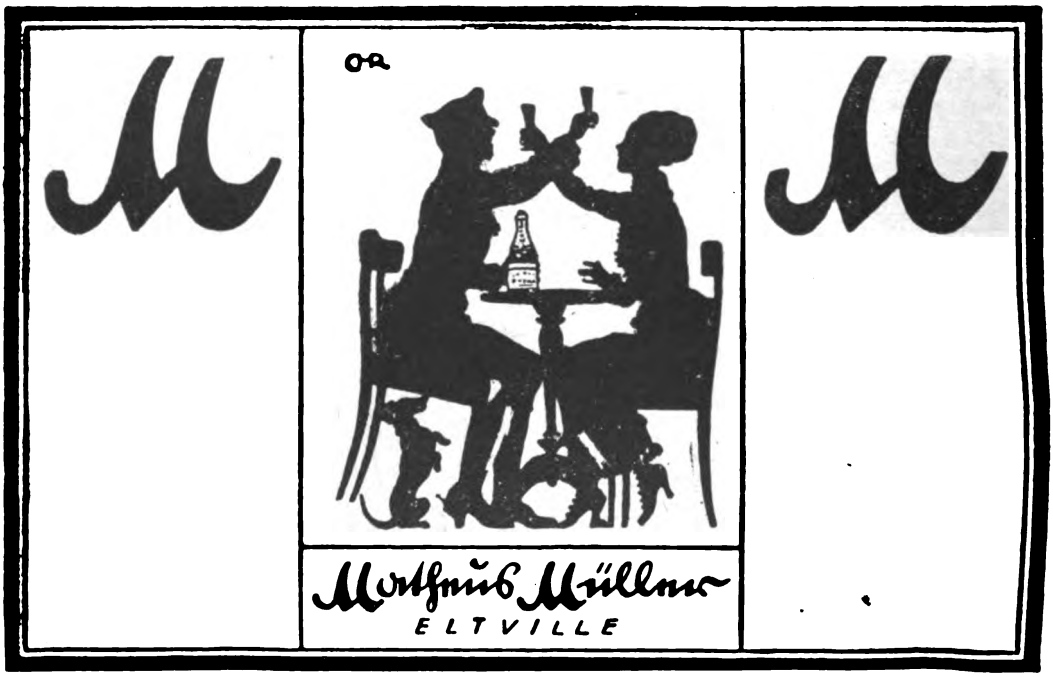
Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang Mai 1919 Heft 8

	Seite
Die Deutschen in Versailles / Von Dr. Karl Alexander v. Müller, Professor der Geschichte an der Universität München	89
Die letzte Fahrt der deutschen Flotte / Von Oberleutnant zur See Fritz von Twardowski	95
Was man von den Auslandsdeutschen hätte lernen können	105
Die Franzosen in Elsaß-Lothringen / Von einem elsaß-lothringischen Mitarbeiter	111
Die Franzosen in Straßburg. Ein Tagebuch aus dem November und Dezember 1918 / Von Alfred Walter-Horst	115
Berichte von elsässischen Ausgewiesenen	121
Von unserem Rückzug aus Frankreich. Tagebuch / Von Dr. Max Dingler	125
Bemerkungen zu Rollands Johann Christof / Von Dr. Josef Hofmiller	136
Worte bei der Beisetzung von Otto Crusius / Von Dr. Karl Rupprecht	142
Luthers Quellen / Von Dr. Sebastian Merkle, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg	143
Empfohlene Bücher	153
Aus der Kopenhagener Zeit von Brockdorff-Rantzau	153
Jagows „Ursachen und Ausbruch des Weltkriegs"	155
Zur Entstehung der „polnischen" Armee Haller / Von Oberstleutnant Otto Benkendorff	156
Die Berliner und die Münchener Hofoper während des Krieges	158
Aus dem besetzten Gebiet	161
Der Krieg der Wissenschaft gegen Deutschland / Von Professor Dr. Georg Karo, erster Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen	162

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30692 (nur bis 3 Uhr).
Verlagsleitung: München, Karlstraße 6. Fernsprecher 53728 (nur bis 3 Uhr).



Digitized by Google

Die Deutschen in Versailles.

In der Nacht vom 29. auf 30. April traf der Hauptteil der Friedensabordnung des Deutschen Reiches in zwei Zügen auf der kleinen Bahnstation Vaucresson vor Paris ein. Die deutsche Regierung hatte sich nach der Einladung der Feinde auf Verhandlungen der üblichen Art zwischen völkerrechtlich Gleichgestellten eingerichtet. Unter ihren sechs Bevollmächtigten waren die drei Reichsminister Graf Brockdorff-Rantzau, Giesberts und Landsberg, neben ihnen der neue Arbeiterbürgermeister von Hannover, Leinert, Professor Schücking und Dr. Melchior. Als Generalsekretäre waren ihnen zwei Ministerialdirektoren des ehemaligen Auswärtigen Amtes, Dr. Simon und Freiherr v. Stockhammern, beigegeben, dazu elf weitere Beamte dieser Behörde und 18 Vertreter der übrigen Reichsämter, schließlich noch Abgesandte des Großen Generalstabes und der Waffenstillstandskommission — im ganzen mit Gutachtern, Sekretären, Stenographen, Journalisten ein Stab von etwa hundert Personen.

Ihre Fahrt hatte sie durch die zerstörten Ländereien, die verwüsteten Städte Belgiens und Nord-Frankreichs geführt, in denen die deutschen Heere noch vor einem halben Jahr gestanden. Längs der Strecke hatten deutsche Kriegsgefangene sie begrüßt, die jetzt hier zum Wiederaufbau verwendet waren: flehend hoben sie die Hände zu den vorüberfliegenden Landsleuten und baten sie um Rückkehr in die Heimat.

Auf der Endstation in Vaucresson empfing die deutschen Minister nur der Präfekt des Seine- und Oise-Departements, einen Offizier zur Seite. „Exzellenz", sagte er zum Führer der deutschen Gesandtschaft, „als Präfekt des Departements und im Namen der Regierung habe ich den Auftrag, die Delegation der deutschen Bevollmächtigten zu empfangen. Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen. Ich nenne Ihnen (Je vous nomme) Oberst Henry, das Haupt der französischen Militärmission, welcher als Vermittler zwischen den deutschen Bevollmächtigten und den Regierungen der französischen Republik und der verbündeten Nationen dienen wird." Damit führte er sie zum Bahnhof hinaus zu den Automobilen. Kein Offizier, kein Soldat sonst grüßte sie. Es war ein Empfang, sagte ein englischer Bericht, wie an der Schwelle eines Gefängnisses.

In Versailles, dem Ort, an dem 1871 das neue Deutsche Reich aufgerichtet worden war, sollte nach dem Willen der Feinde der Friede geschlossen werden, der sein Ende besiegelte. Das Hotel des Réservoirs, in dem damals die siegreichen deutschen Fürsten gewohnt hatten, war jetzt wieder den Abgesandten der Besiegten zugewiesen. Es war die alte Residenz der Pompadour aus den Tagen des Großen Königs. Seine Gartenseite grenzte immer noch unmittelbar an den gewaltigen Schloßpark von Versailles, der nun eben in voller Frühlingsblüte stand, an jene liebliche Ecke, die der mächtige Neptunsbrunnen schmückt, das Große und Kleine Trianon und nahe davon das anmutige Dörflein, in dem die unglückliche deutsche Kaisertochter Marie Antoinette in Taft und Seide jene Schäferspiele träumte, die so grausam auf dem Schafott endeten. Seit den Zeiten der dritten Republik war es alle sieben Jahre bei den Präsidentenwahlen ein Hauptschauplatz der Kämpfe und Intrigen gewesen, in den Georges Clémenceau von je ein Meister war.

Die deutschen Delegierten fanden seine Räume nun frei zu ihrer Verfügung, — freier als sie es erwartet: Keine Bedienung war für sie vorgesehen, kein Raum war geheizt. Es blieb den Gesandten des Deutschen Reiches überlassen, ihre Dienste selbst zu verrichten. Sie konnten sich selbst die Stiefel putzen, das Waschwasser holen, die Öfen heizen; in Mänteln saßen sie die ersten Male bei Tisch.

Die beiden kleineren Hotels, die ihnen neben dem Hotel des Réservoirs noch zur Verfügung gestellt waren (Vatel und Suisse), wurden mit diesem durch

Digitized by Google

eine Art Viehtrieb verbunden, der zwischen zwei Staketenzäunen in der Mitte der Straße von einem zur andern lief; rechts und links waren die Bürgersteige und ein Teil der Fahrbahn für die Franzosen offen gehalten; in der Mitte der Straße, zwischen ihrem Gitter, konnten die deutschen Friedensunterhändler untereinander verkehren.

Sie hatten Zeit, sich allmählich einzurichten, denn die Verhandlungen, zu denen sie gekommen waren, die man für den 2. Mai erwartet hatte, zögerten sich hinaus.

Am 1. Mai, während in Paris die Regierung die ersten Arbeiteraufstände mit blutiger Hand niederschlug, begann in Versailles erst der Austausch der Beglaubigungen durch die beiderseitigen Kommissionen. Jules Cambon, der frühere französische Botschafter in Berlin, leitete ihn auf der feindlichen Seite, neben ihm Lord Hardinge für Großbritannien, Mr. White für die Vereinigten Staaten, Matsui für Japan; auf deutscher Seite die Herren Landsberg und Simon. 23 Staaten, die gegen Deutschland unter den Waffen gestanden hatten, traten ihm nun als Sieger entgegen; aber auch die Beglaubigungen Boliviens und Perus mußte der Besiegte annehmen, die ihm nie den Krieg erklärt hatten, und die des neuen arabischen Staates im Hedschas, dessen Unabhängigkeit er nicht anerkannt hatte.

Erst auf wiederholte dringende Aufforderung der Deutschen erfolgte am 5. Mai gegen Abend der Bescheid, daß die Bedingungen ihnen am Mittwoch, den 7., um 3 Uhr, überreicht würden.

Am 6. nachmittags fand eine geheime Vollsitzung der Konferenz statt, in der der fertige Text des Vertrages zum erstenmal allen Verbündeten mitgeteilt wurde. China erhob Einwendungen wegen Schantung, und Portugal fand sich von seiner Behandlung nicht befriedigt. Marschall Foch erklärte, daß die Frankreich gebotenen Sicherheiten vom militärischen Standpunkt aus nicht genügten und daß seiner persönlichen Überzeugung nach der Friedensvertrag nicht unterzeichnet werden solle. Frankreich müsse die Brückenköpfe am Rhein behalten, eine Besetzung von nur 15 Jahren sei nicht hinreichend. Es fand jedoch kein förmlicher Protest statt, und so galt der Friedensentwurf, ohne eigentlichen Beschluß, für die Übergabe als genehmigt.

Am 7. Mai, dem ersten strahlenden Frühlingstag nach langem Regen und Wolkengrau, feierte Paris den Wiederbeginn seiner alten gewohnten Pferderennen. Um ½12 Uhr fuhr der Sportzug mit einer großen froherregten Menschenmenge in hellen Sommerfarben aus dem Bahnhof St. Lazare nach Maisons-Laffitte.

In dem kleinen, verschlafenen Versailles versammelten sich inzwischen die Leiter der Welt, um den Besiegten die Bedingungen ihrer Niederlage mitzuteilen.

Als Ort der Szene hatten sie das Trianon-Palasthotel bestimmt, einen modernen, erinnerungslosen Bau, vielleicht weil er 1913 Poincaré als siegreichen Präsidentschaftskandidaten beherbergt hatte. Während des Krieges war es als Lazarett für verwundete deutsche Kriegsgefangene, dann als britisches Hospital, schließlich als Hauptquartier des Verbündeten Obersten Kriegsrates verwendet gewesen. Die Straßen und Plätze rundum waren auf etwa 180 Meter von Polizei gesperrt. Aber die Menge, die gekommen war, blieb weit hinter der Menge bei den üblichen Präsidentenwahlen zurück: Gruppen von Verwundeten in Uniform mit Krücken und Holzbeinen, ältere Bürger in grauen Alpakkakleidern mit Sonnenschirmen, Damen mit Feldstühlchen, jugendliche Patrioten mit den Fahnen der Republik und nicht zuletzt uniformierte Vertreter der amerikanischen Y. M. C. A., die rund um ihre Hüte die Devise „Seeing Paris" trugen.

Nach 2 Uhr begann die Anfahrt der Delegationen. Als einer der ersten er-

Digitized by Google

schien Clémenceau selbst, der greise Tiger, wie Freund und Feind ihn nannten, in seinem leidenschaftlichen Herzen noch die frische Erinnerung an 1871: Heute war sein Tag; ihn begleiteten Pichon und sein Sekretär Mandel. Dann folgte Auto auf Auto, grau, grün, blau, schwarz, khaki, geschmückt mit den Fahnen fast aller Länder der Welt. Die Ehrenwache der 26er Chasseure — des Regiments, in dem Poincaré gedient hatte — trat unter den weißen Pfeilern des Steinportals ununterbrochen ins Gewehr. Kaum einen Augenblick hoben sich aus der Fülle der Gestalten diejenigen heraus, die das Auge vor allen suchte: Orlando und Sonnino, die eben erst nach Paris wiedergekommen waren, die hagere Figur Wilsons und Marschall Foch, der langsam und streng unter dem Beifallssturm der Zuschauer die Front der Kompagnie abging.

Drinnen wurden alle Ankommenden nach dem Restaurationssaal des Hotels gewiesen, einem weißen, luftigen, banalen Raum mit vielen Fenstern ins Frühlingsgrün, dessengleichen man mit dem Firnis der europäischen Zivilisation rund um die ganze Erde findet. Keine Erinnerung, kein Bild, keine Einrichtung, welche die Phantasie befügelte. Nur in der Mitte ein prächtiger, buntfarbiger Gobelinteppich aus den Räumen Ludwigs XIV. im nahen Königsschloß, eingefaßt von einem Hufeisen schmaler Tische mit der üblichen grünen Diplomatendecke. Rundherum einfache Eichenstühle mit Korbgeflecht — die schweren gold- und karmingeschmückten Sessel, die man eigens aus Paris herbeigebracht hatte, waren in der letzten Stunde auf Wilsons Wunsch für die Presse in den Hintergrund geschoben worden.

An der Schmalseite des Hufeisens nahm Clémenceau den Platz des Präsidenten ein. Zu seiner Rechten saßen die fünf Vertreter der Vereinigten Staaten, Wilson, Lansing, White, Oberst House und General Bliß, zu seiner Linken die Vertreter Großbritanniens, Lloyd George, Balfour, Bonar Law, Barnes und Sir Joseph Ward als Abgeordneter des Empire. Eben war die Botschaft an die Presse gegeben worden, daß die beiden angelsächsischen Weltreiche sich verbürgen wollten, Frankreich auch künftig im Fall eines deutschen Angriffs unmittelbar zur Hilfe zu kommen. An die Engländer schlossen sich auf der anstoßenden linken Längsseite die weiteren Abgeordneten der britischen Selbstverwaltungskolonien, Kanadas, Australiens, Südafrikas, darunter Sir Robert Borden, Mr. Hughes, die Generale Botha und Smuts, dann der Maharadscha von Bikaneer und Lord Sinha für Indien, und die Vertreter Japans, Polens, Rumäniens und der Tschechoslowakei. Ihnen gegenüber, auf der andern Längsseite, die Franzosen, Italiener, Griechen, Portugiesen, Brasilianer, Südslawen. Gegen das Ende der Tische zu schließlich beiderseits noch die Kleineren und später in den Krieg Eingetretenen, deren Zulassung erst am letzten Tag noch genehmigt worden war: China, Siam, Kuba, Guatemala, Nicaragua, Haiti, Panama, Liberia und Honduras — im ganzen 82 Abgesandte, über $^4/_5$ der Gesamtbevölkerung der Erde vertretend.

Vor ihnen allen, an der zweiten Schmalseite, dem Präsidenten gegenüber das Viereck schließend, stand der Tisch der Besiegten. Hinter ihnen 40 Plätze für die Presse aller Länder.

Mit dem Glockenschlag 3 erging die telephonische Weisung an die deutsche Abordnung, die im nahen Hotel des Réservoirs wartete, daß alles bereit sei. Die Ehrenwache am Tor trat ab. Über den Platz, der eben noch von ununterbrochener Unruhe und Bewegung erfüllt war, lagerte sich ein tiefes Schweigen. Dann kamen hinten aus dem Park hervor langsam vier graue französische Regierungsautos mit den Deutschen heran.

Ehe diese ins Hotel eintraten, nahmen die Offiziere der Verbündeten auf dem Korridor ihre Kopfbedeckungen ab, um die vorbeikommenden Feinde

Digitized by Google

nicht grüßen zu müssen. Am Eingang des Saals empfing sie der 1. Türhüter des Pariser Auswärtigen Amtes und wies ihnen den Weg: „Messieurs les plénipotentiaires allemands."

Alle Anwesenden erhoben sich, als die Deutschen zu ihren Sitzen schritten. Es waren die sechs offiziellen Delegierten, begleitet von den Ministerialdirektoren Simon und v. Stockhammern, dem Gesandten v. Haniel und den Legationsräten Roediger und v. Lersner. Clémenceau gab der Versammlung das Zeichen, sich zu setzen.

Unmittelbar darauf erhob er sich wieder zur folgenden Ansprache:

„Meine Herren, Bevollmächtigte des Deutschen Reiches. — Es ist weder die Zeit noch der Ort für überflüssige Worte. Vor Ihnen stehen die beglaubigten Vertreter aller der kleinen und großen Mächte, die sich vereinigt haben, zusammen zu kämpfen in dem Krieg, der ihnen so grausam aufgezwungen worden ist. Die Stunde ist gekommen, in der wir unsre Rechnung regeln müssen. Sie haben um Frieden gebeten. Wir sind geneigt, ihn Ihnen zu gewähren. Wir werden jetzt ein Buch vorlegen, das unsere Bedingungen enthält.

Sie werden alle Erleichterungen erhalten, um diese Bedingungen zu prüfen, und die Zeit, die dazu nötig ist. Alles wird mit der Höflichkeit geschehen, die das Vorrecht der zivilisierten Völker ist. Um Ihnen meine Meinung ganz zu sagen, so werden Sie uns bereit finden, Ihnen jede Erklärung zu geben, die Sie wünschen. aber wir müssen gleichzeitig sagen, daß dieser zweite Friedensvertrag von Versailles von uns zu teuer erkauft worden ist, als daß wir nicht unsrerseits alle notwendigen Vorkehrungen und Sicherheiten nehmen werden, um diesen Frieden zu einem dauernden zu machen.

Ich werde Ihnen von der Art und Weise der Verhandlung Kenntnis geben, welche die Konferenz angenommen hat; wenn irgend jemand eine Bemerkung dazu zu machen hat, so wird er das Recht haben, es zu tun. Eine mündliche Verhandlung wird nicht stattfinden, die Bemerkungen der deutschen Abordnung müssen schriftlich eingereicht werden. Die deutschen Bevollmächtigten haben eine Frist von längstens 14 Tagen, um ihre schriftlichen Bemerkungen über die Gesamtheit des Friedensvertrages in französischer oder englischer Sprache vorzulegen.

Die Hauptabschnitte des Friedensvertrages sind die folgenden: Völkerbund; geographische Grenzen Deutschlands; politische Bestimmungen für Europa; Belgien, Luxemburg, das Saargebiet, Elsaß-Lothringen, Österreich, Tschechoslowakei, Polen und Ostpreußen, Dänemark, Helgoland; Bestimmungen betr. Rußland und die russischen Randstaaten; Anerkennung neuer europäischer Staaten; politische Bestimmungen für außereuropäische Länder; Verzicht auf die Kolonien; Siam, Liberia, Marokko, Ägypten, Türkei und Bulgarien, Schantung; Bestimmungen über Heer, Flotte und Luftstreitkräfte; Wiedergutmachungen und Wiederherstellungen; finanzielle Bestimmungen; Häfen, Wasserwege und Eisenbahnen; Luftschiffahrt; Arbeiterorganisationen; Sicherheiten und Besetzungen; Schlußbestimmungen; Ausführung des Waffenstillstands, Kriegsende, Friedenszustand.

Vor Ablauf der genannten Frist von 14 Tagen sollen die deutschen Delegierten schon die Möglichkeit haben, eine Antwort über einzelne Punkte des Vertrages einzusenden. Der Oberste Rat wird nach der Prüfung der innerhalb der obenerwähnten Frist eingereichten Bemerkungen seine Antwort schriftlich an die deutsche Abordnung richten und ihr die Frist bekanntgeben, in der sie ihre endgültige Antwort geben muß. Ich möchte beifügen, daß wir, wenn wir nach zwei oder drei oder vier Tagen irgendeine Bemerkung der deutschen Abordnung über irgendeinen Punkt des Vertrages erhalten, nicht bis zum Ende der 14 Tage warten werden, um darauf zu antworten; wir werden sogleich in der Weise vorgehen, welche dieses Dokument angibt."

Er sprach diese Worte abgerissen, kurz, mit seiner charakteristischen heftigen Energie. Noch während die einzelnen Absätze der Ansprache ins Englische und Deutsche übersetzt wurden, hob der Führer der deutschen Abordnung die Hand und begehrte das Wort. Der Generalsekretär der Konferenz, M. Dutasta, der hinter Clémenceau gestanden hatte, kam zu ihm herab und überreichte ihm einen Abdruck der Friedensbedingungen. Graf Brockdorff-Rantzau legte ihn uneröffnet vor sich auf den Tisch. Sofort als die Übersetzung beendet war, ergriff er mit Clémenceaus Zustimmung das Wort:

„Meine Herren! Wir sind uns der feierlichen Aufgabe, die uns hier zusammenführt und darin besteht, der Welt einen raschen und dauerhaften Frieden

Digitized by Google

zu geben, voll bewußt. Wir geben uns keinen Illusionen hin über die Bestätigung unserer Niederlage und über den Grad unserer Ohnmacht. Wir wissen, daß die Macht der deutschen Armee gebrochen ist. Wir kennen die Tiefe des Hasses, auf den wir hier stoßen, und wir haben soeben die von Leidenschaft durchdrungenen Forderungen der Sieger formulieren gehört, die zugleich verlangen, daß wir als Besiegte bezeichnet, und als Schuldige bestraft werden. Sie verlangen von uns, daß wir uns als die für den Krieg Verantwortlichen anerkennen. Ein solches Eingeständnis wäre unsrerseits eine Lüge. Wir haben keineswegs die Absicht, von Deutschland jegliche Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Weltkrieges abzuwälzen. Die früheren verbündeten Regierungen haben durch das, was sie in den tragischen Tagen des Monats Juli 1914 getan und unterlassen haben, zur Katastrophe beigetragen. Wir bestreiten jedoch nachdrücklich, daß Deutschland, dessen Volk überzeugt war, einen Verteidigungskrieg zu führen, allein die Last der Verantwortlichkeit trägt. Niemand unter uns wird behaupten, daß die Entwicklung der Katastrophe nur von dem verhängnisvollen Augenblick datiert, wo der österreich-ungarische Thronfolger von Mörderhand fiel. Während des letzten Halbjahrhunderts hat der Imperialismus aller europäischen Staaten, Ihre Revanchepolitik, die Expansionspolitik und die Nichtachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zur Krankheit Europas beigetragen, die ihre schärfste Krisis im Weltkriege erreichte. Die russische Mobilisation entzog den Staatsmännern die Möglichkeit der Heilung und gab die Entscheidung der militärischen Macht anheim. In den feindlichen Ländern spricht die öffentliche Meinung von den Verbrechen, welche Deutschland im Laufe des Krieges begangen haben solle. Auch wir sind bereit, getanes Unrecht einzugestehen. Wir sind nicht hierhergekommen, um die Verantwortlichkeit der Männer, die den Krieg politisch und militärisch geführt haben, zu verkleinern und begangene Frevel gegen das Völkerrecht abzuleugnen. Wir wiederholen die Erklärung, die bei Beginn des Krieges im Deutschen Reichstage abgegeben wurde: Belgien ist Unrecht geschehen, und wir wollen es wieder gutmachen.

Auch in der Art der Kriegführung hat nicht Deutschland allein gefehlt. Jede europäische Nation kennt Taten und Personen, deren sich die besten Volksgenossen nur mit Scham erinnern. Ich will nicht Vorwürfe mit Vorwürfen erwidern, aber wenn man gerade von uns Buße verlangt, so darf man den Waffenstillstand nicht vergessen. Sechs Wochen dauerte es, bis wir ihn erhielten, sechs Monate, bis wir Ihre Friedensbedingungen erfuhren. Verbrechen im Kriege mögen nicht zu entschuldigen sein, aber sie geschehen im Ringen um den Sieg, in der Sorge um das nationale Dasein. Mit einer Leidenschaftlichkeit, die das Gewissen der Völker stumpf macht, sind Hunderttausende von Nichtkämpfern, die seit dem 11. November an der Blokade zugrunde gingen, mit kalter Überlegung getötet worden, nachdem für unsere Gegner der Sieg errungen und verbürgt war. Daran denken Sie, wenn Sie von Schuld und Sühne sprechen. Das Maß der Schuld aller Beteiligten kann nur eine unparteiische Untersuchung feststellen, eine neutrale Kommission, vor der alle Hauptpersonen der Tragödie zu Wort kommen, der alle Archive geöffnet werden. Wir haben eine solche Untersuchung gefordert und wir wiederholen die Forderung.

Bei dieser Konferenz, wo wir allein ohne Bundesgenossen der großen Zahl unserer Gegner gegenüberstehen, sind wir nicht schutzlos. Sie selbst haben uns einen Bundesgenossen zugeführt: Das Recht, das uns durch den Vertrag über die Friedensgrundsätze gewährleistet ist. Die alliierten und assoziierten Regierungen haben in der Zeit zwischen dem 5. Oktober und dem 5. November 1918 auf den Machtfrieden verzichtet und einen Frieden der Gerechtigkeit auf ihr Panier geschrieben. Am 5. Oktober 1918 hat die deutsche Regierung die Grundsätze des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika als Friedensbasis vorgeschlagen. Am 5. November hat ihr der Staatssekretär Lansing erklärt, daß die alliierten und assoziierten Mächte mit dieser Basis unter zwei bestimmten Abschwächungen einverstanden seien. Die Grundsätze des Präsidenten Wilson sind also für beide kriegführende Parteien, für Sie wie für uns und auch unsere früheren Bundesgenossen bindend geworden. Die einzelnen Grundsätze fordern von uns schwere nationale und wirtschaftliche Opfer. Aber die heiligen Grundrechte aller Völker werden durch den Vertrag geschützt; denn die Welt steht hinter ihm. Keine Nation wird ihn ungestraft verletzen können. Wir werden uns bereit finden, auf dieser Grundlage den Vorfrieden, den Sie uns vorlegen, mit der festen Absicht zu prüfen, in gemeinsamer Arbeit mit Ihnen Zerstörtes wieder aufzubauen, geschehenes Unrecht, in erster Linie das Unrecht an Belgien, wieder gut zu machen und der Menschheit neue Ziele politischen und sozialen Fortschrittes zu zeigen. Bei der verwirrenden Fülle von Problemen, die der gemeinsame Zweck auferlegt,

Digitized by Google

sollten wir möglichst bald die einzelnen Hauptaufgaben besonderen Kommissionen von Sachverständigen auf der Grundlage des von Ihnen vorgelegten Entwurfes erörtern lassen. Dabei wird es unsere Hauptaufgabe sein, die verwüsteten Menschenkräfte der beteiligten Völker durch einen internationalen Schutz von Leben, Gesundheit und Freiheit der arbeitenden Klassen wieder aufzurichten.

Als nächstes Ziel betrachte ich den Wiederaufbau der von uns besetzt gewesenen und durch den Krieg zerstörten Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs. Die Verpflichtung hierzu haben wir feierlich übernommen. Wir sind entschlossen, sie in dem Umfange durchzuführen, der zwischen uns vereinbart ist. Dabei sind wir auf die Mitwirkung unserer bisherigen Gegner angewiesen. Wir können das Werk nicht ohne die technische und finanzielle Beteiligung der Sieger vollenden. Sie können es nur mit uns durchführen. Das verarmte Europa muß wünschen, daß der Wiederaufbau mit so großem Erfolge und so wenig Aufwand wie möglich durchgeführt wird. Der Wunsch kann nur durch eine klare gesellschaftliche Verständigung über die beste Methode erfüllt werden. Die schlechteste Methode der Arbeit wäre, sie durch die Kriegsgefangenen besorgen zu lassen. Gewiß, diese Arbeit ist billig, aber sie kommt der Welt teuer zu stehen, wenn Haß und Verzweiflung das deutsche Volk darüber ergreifen würde, daß seine gefangenen Söhne, Brüder und Väter über den Vorfrieden hinaus in der bisherigen Fronarbeit weiter schmachteten; ohne eine sofortige Lösung dieser allzu lang verschleppten Frage können wir nicht zu einem dauernden Frieden gelangen.

Unsere beiderseitigen Sachverständigen werden zu prüfen haben, wie das deutsche Volk seiner finanziellen Entschädigungspflicht Genüge leisten kann, ohne unter der schweren Last zusammenzubrechen. Ein Zusammenbruch würde die Ersatzberechtigten um die Vorteile bringen, auf die sie Anspruch haben und eine unheilbare Verwirrung des ganzen europäischen Wirtschaftslebens nach sich ziehen. Gegen diese drohende Gefahr mit ihren unabsehbaren Folgen müssen Sieger wie Besiegte auf der Hut sein. Es gibt nur ein Mittel, sie zu bannen: das rückhaltlose Bekenntnis zu der wirtschaftlichen und sozialen Solidarität der Völker, zu einem feierlichen und umfassenden Völkerbund. Der erhabene Gedanke, aus dem furchtbaren Unheil des Weltkrieges durch den Völkerbund den größten Fortschritt der Menschheitsentwicklung herzuleiten, ist ausgesprochen und wird sich durchsetzen. Nur wenn sich die Tore zum Völkerbund allen Nationen, die guten Willens sind, öffnen, wird das Ziel erreicht werden. Nur dann sind die Toten dieses Krieges nicht umsonst gestorben, und das deutsche Volk ist innerlich bereit, sich mit seinem schweren Lose abzufinden, wenn an der vereinbarten Grundlage des Friedens nicht gerüttelt wird. Ein Friede, der nicht den Namen eines Rechtsfriedens verdient, würde immer neue Widerstände gegen sich aufrufen. Niemand wäre in der Lage, ihn mit gutem Gewissen zu unterzeichnen, denn er wäre unerfüllbar. Niemand könnte für seine Ausführung die Gewähr, die in der Unterschrift liegen soll, übernehmen. Wir werden das uns übergebene Dokument mit gutem Willen und in der Hoffnung prüfen, daß das Endergebnis unserer Zusammenkunft von uns allen unterzeichnet werden kann."

Er hatte sich zu diesen Worten nicht, wie Clémenceau, erhoben, sondern verlas sie sitzend; er wollte damit, heißt es, den Eindruck vermeiden, als ob die Deutschen als Angeklagte vor einem übergeordneten Gericht stünden [1]). Er sprach ruhig, nicht ohne Schärfe, die Stellen, an denen er die alleinige Kriegsschuld Deutschlands ablehnte und die Grausamkeit der Hungerblockade gegen ein wehrloses Volk geißelte, mit besonderem Nachdruck. Satz für Satz, während er sprach, wurden seine Worte ins Französische und Englische übertragen.

Clémenceau, berichteten die feindlichen Journalisten, habe die ganze Rede mit einem gleichmäßigen Ausdruck lächelnder Überraschung angehört; die deutschen Delegierten fanden seine Züge nervös erregt, mehrmals hatten sie den Eindruck, als wollte er den Redner unterbrechen. Wilson neben ihm machte ununterbrochen Notizen, Lloyd George spielte nach seiner Art leise mit dem schwarzen Band seines Zwickers.

Sofort als Graf Brockdorff geendet, schloß Clémenceau um 4 Uhr 5 Minuten die Sitzung. Die Deutschen verließen als erste mit stummem Gruße den Saal.

Karl Alexander von Müller.

[1]) In der englischen Presse finde ich, Graf Brockdorff habe nachträglich durch seinen Sekretär erklären lassen, daß er nicht aufgestanden sei, weil die Erregung ihn zu sehr erschüttert habe; er habe sich nicht Herr seiner Füße gefühlt.

Digitized by Google

Die letzte Fahrt der deutschen Flotte.

Tagebuchaufzeichnungen von Oberleutnant z. S. Fritz von Twardowski.

Die ersten Stürme der Revolution waren vorübergebraust. Die stolze deutsche Flotte hatte die rote Flagge gesetzt und sich damit internationalisiert. Zwar wurde nach schwierigen Verhandlungen zwischen Offizieren und dem Soldatenrat wenigstens erreicht, daß die deutsche Handelsflagge gehißt werden durfte, mit der roten Flagge darunter, aber die Seele, der Geist, der Stolz, der die Besatzungen erfüllt hatte, war gestorben, und so traf es unter ihnen auch niemand tief, als Albion die Auslieferung der Schiffe verlangte. Jede Moral, jede Vaterlandsliebe, aller Aufopferungsgeist — ja, jeder Sinn für das Gemeinwesen, Eigenschaften, die vier Jahre in so hervorragender Weise lebendig gewesen waren, schienen in der Flotte erstorben; jeder dachte nur an sein kleines Ich, dachte nur daran, wie er am schnellsten nach Hause kommen könnte. Wenn man nicht durch Sperrung der Bahnhöfe und dadurch, daß jeder Mann nur bei seinem Kommando Verpflegung erhalten konnte, wenigstens etwas Einfluß auf die Leute gehabt hätte, so wären die Schiffe bereits am 10. November entvölkert gewesen. Auch so liefen schon genug Leute weg.

Unsere Flotille, die dritte, die sich so manches Mal in Flandern mit dem Engländer gemessen hatte, lag bei Ausbruch der Revolution in der Kieler Werft. Am 12. November bekamen wir den Befehl, für die Internierung in Dänemark klar zu machen. Alles Sparmaterial, und alles, was nicht unbedingt zur Überfahrt nötig war, sollte von Bord gegeben werden. Da die Boote am 15. November klar sein sollten, mußte die neue vierstündige Dienstzeit erheblich ausgedehnt werden. Das gelang schließlich nach mancherlei Verhandlungen mit den Vertrauensleuten des Soldatenrates. Nun ging's ans Auspacken! Das hatte unseren Seeleuten stets Spaß gemacht, und „durch der Hände lange Kette" flog nun alles Entbehrliche in einen längsseitliegenden Prahm. Da türmten sich nun bald Tauwerk und Stahlhelme, Bettzeug und F. T.-Apparate, Matratzen und Vorhänge, Geschosse und Kanonenverschlüsse, Seekarten und Farbentöpfe, Signalflaggen und Maschinenreserveteile — ein wirres Durcheinander. In den Wohnräumen im Boot war es öde und leer geworden; Bilder, Decken und Kissen, die das Leben auf solchem Blechkasten doch wenigstens etwas erträglich gestalten, waren nach Hause gewandert, überall starrte das nackte angestrichene Blech — nun, was machte es aus, es ging ja nur bis Dänemark, den einen Tag würde man es schon aushalten!

Am 15. kam dann Befehl, daß wir in der Nacht vom 16. zum 17. auslaufen sollten; also noch schnell Öl, Wasser und Proviant genommen und dann auf nach Dänemark!

Da kommt am 16. morgens die Nachricht, daß der Engländer die Überführung der deutschen Flotte in den Firth of Forth verlange.

War es doch noch einmal ein Aufflackern von Ehrgefühl, oder war es Furcht, zu spät nach Hause zu kommen, oder Angst vor Minen, die gesamten Besatzungen weigerten sich, nach England zu fahren. Zwar befahl der Kieler Soldatenrat die Ausfahrt, aber es hörte niemand auf den Befehl, bis es schließlich durch das Versprechen recht erheblicher Geldprämien — für Verheiratete 500 Mark, für Unverheiratete 300 Mark — gelang, die Besatzungen zum Auslaufen zu bewegen.

Sonntag, den 16. November, abends 7 Uhr, liefen wir aus, zu unserem größten Erstaunen erst nach Wilhelmshaven. Nebel und Regen paßten so

Digitized by Google

recht zu der Stimmung, in der man sich als Offizier befand. Sein liebes, altes Boot, mit dem man so manchen Strauß mit den Engländern bestanden, sollte ihm ausgeliefert werden! Und unsere Leute? Als ich in die Holtenauer Schleuse einlief, hörte ich: „Muß i denn, muß i denn ..." von zwei Ziehharmonikas gespielt und sah, wie die Leute auf den Booten und auf der Schleuse zu diesen Klängen Schieber tanzten!

Seit dem Anblick habe ich kein Gefühl mehr für die schmachvolle Behandlung gehabt, die der Engländer Deutschlands unbesiegter Flotte antat!

Die Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal dauerte zehn Stunden. Die einzige Abwechslung bildete die Begegnung mit fünf Torpedobooten, die in Hamburg ihre Offiziere abgesetzt hatten, und nun, anstatt nach England zu fahren, nach Kiel gingen, um sich dort zu amüsieren.

Am 17. mittags trafen wir auf Schillig-Reede ein. Da lag unsere stolze Flotte in hellem Sonnenschein vor Anker, 9 Linienschiffe, 5 Panzerkreuzer, 7 kleine Kreuzer und 50 Torpedoboote. Und das sollte nach England!

Dann liefen unsere braven U-Boote in endloser Reihe vorbei, und jedesmal zuckte einem doch wieder das Herz, wenn man auf dem Turm des Bootes einen von den alten trotzigen Flandernrecken erkannte, die in stiller Arbeit so Übermenschliches geleistet hatten und jetzt dem Vaterlande den letzten Dienst erwiesen!

Vor dem Auslaufen aus Kiel hatten wir auf Befehl des Soldatenrates die Kriegsflagge mit rotem Wimpel darunter gesetzt. Hier, in Wilhelmshaven, erreichte uns die Nachricht, daß der Engländer verlangt habe, auf unseren Schiffen alle Kommandozeichen zu setzen; das Schiff, das irgendwie eine rote Flagge zeige, werde sofort versenkt werden. Der Engländer wollte eben seinem Volke nicht eine Flotte vorführen, die durch Revolution in seine Hand gekommen war, sondern die lang gefürchtete, alte deutsche Flotte.

So verschwand denn am 18. morgens dieser rote Lappen, und wer am Dienstag mittag auf Schillig-Reede kam, hätte wohl meinen können, die Flotte rüste sich zu einem Vorstoß gegen England: Depeschenboote fuhren hin und her, Torpedoboote lagen in Paketen nebeneinander, auf den Schiffen stieg ein buntes Flaggensignal nach dem anderen hoch und überall waren Sitzungen der Kommandanten. Hier wurden nun die letzten Befehle und Anweisungen erteilt. Als Erstes wurde bekanntgegeben, daß der englische Admiral Beatty es abgelehnt habe, mit den Unterhändlern des Soldatenrates zu verhandeln, vielmehr nur den „fachmännischen Berater", Admiral Meurer, vorgelassen hätte. Am Donnerstag, den 21., früh um neun nach englischer Zeit, sollte die Spitze unserer Flotte 40 Seemeilen östlich der Insel May stehen, dann sollten wir, geführt von englischen Kreuzern, die blaue Flaggen führen würden, in den Firth of Forth eingelotst werden. Die Überfahrt durfte nur mit 10 Knoten Geschwindigkeit erfolgen. Um 1/2 2 Uhr mittags setzte sich der endlose Trauerzug in Bewegung. Vorneweg die I. A.G., an der Spitze die Seydlitz, dann kamen die 9 Linienschiffe, hierauf 7 kleine Kreuzer und endlich 50 Torpedoboote. So wälzte sich die endlose Schlange von weit über 40 Kilometer Länge langsam nach Norden. Eine leichte Dünung aus Westen brachte die Torpedoboote ins Rollen. R-r-rumps, r-r-rumps machte irgendein Stück Blei in irgendeinem Blechschubfach, oder irgendwo eine lose Kette, die gegen eine Blechwand schlug, jede Minute zweiundzwanzigmal, r-r-rumps, r-r-rumps stundenlang, und ich pfiff zwischen den Zähnen: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", und der Vollmond grinste höhnisch vom klaren Himmel. „Geschlagen das Heer und der Kaiser, der Kaiser gefangen!"

Digitized by Google

R-r-rumps, r-r-rumps! Vor mir 15—20 Lichter, hinter mir 15 Lichter. Doch was hilft alles Denken; Vergessen suchen! Also gehe ich in die Messe, denn ein Feind kommt ja nicht, der die ständige Anwesenheit des Kommandeurs auf der Brücke erfordert. Da klemmen wir uns auf Stühlen und Bänken fest und spielen Skat, begleitet von dem eintönigen Auf- und Zurutschen einer Schublade. Dann bin ich wieder oben, wo trotz allen Suchens immer noch das Stück Blei rumpelt, das einen halb verrückt macht. Plötzlich flammen vor uns Scheinwerfer auf: „V 30 auf Mine gelaufen, wird versenkt!" Langsam ziehen wir an dem Boot vorbei: Braves Boot, dich bekommt der Engländer wenigstens nicht!

Endlich, nach 40 Stunden graut der Morgen, der 21. November. Dunstig und neblig ist's, Gott sei Dank haben die Engländer kein Kaiserwetter. Seit 8 Uhr sieht man im Dunst die Schatten englischer Zerstörer in weiter Entfernung. Um 9 Uhr kommt Bewegung in unsere Torpedoboote, mit hoher Fahrt dampfen wir auf. Wie Rennpferde, die lange verhalten sind, und denen man nun die Zügel läßt, sausen sie dahin und gleich schlägt auch die Stimmung um: An Stelle der dumpfen Trostlosigkeit tritt die große Spannung: Was wird der Engländer nun wohl mit uns machen?

Dann taucht aus dem Dunst eine englische Zerstörerflottille auf, die uns in nächster Nähe passiert. Kritischen Auges wird der Gegner gemustert. „Na, die mit ihren Schmeißbüchsen hätten uns mal vor den Bug kommen sollen, die hätten wir vielleicht verarztet", sagt mein Signalgast, und ein anderer meint: „Die Torpedos kann man ja unter den Arm nehmen und wegtragen." Immer mehr Flottillen tauchen auf, fahren neben uns, hinter uns, wohl an 160 Boote. Wir sagen: „Soviel Boote hätten wir nur haben sollen, dann hätten wir den beefs mal gezeigt, was 'ne Harke ist!" Nun tauchen rechts Linienschiffe, links Kreuzer auf, über uns kreisen Flieger und zwei kümmerliche Luftschiffe nach dem Parsevalsystem. Flottenparade! Wir haben Aufstellung genommen, die Vorstellung kann beginnen: Vorneweg die „dicken Schiffe" in Kiellinie, hinter ihnen die Kreuzer, geleitet von englischen Kreuzern und dann die „damned German destroyers". Unsere Torpedobootsaufstellung ist besonders schön. Zuerst ein englischer Kreuzer, hinter ihm, in Dwarslinie mit 300 Meter Abstand 5 große englische Flottillaleaders, hinter denen je 10 deutsche Boote fuhren, die von mindestens 200 englischen Booten eingerahmt waren. Einzug der Gladiatoren! Trotz allen Schimpfens kam doch die Sonne ab und zu durch den Dunst, so daß der Anblick imposant war. Eine große Freude hatten wir noch, indem ein Flieger, der besonders kühne Kurven fuhr, plötzlich in unseren Reihen ins Wasser fiel. Flugzeug ging unter, Leute wurden gerettet.

Um 3 Uhr waren wir auf dem Ankerplatz. Welch ein Genuß, nach 60 Stunden sich die Kleider vom Leibe zu ziehen, sich zu waschen und zu rasieren! Als ich gerade beim schönsten Waschen bin, wird mir gemeldet, ein englischer Offizier wünsche mich zu sprechen. Ich wollte ihn durch meinen Wachoffizier abfertigen lassen, aber er bestand darauf, mich selbst zu sehen. Ich ließ ihm also sagen, ich sei bei der Toilette und er müsse noch warten. Fünfmal schickte er noch herunter, in immer schärferer Form mitteilend, daß er warte. Ich dachte: Na, warte nur ruhig weiter, euch Brüdern kann man nur durch Dickfelligkeit imponieren, machte sehr sorgfältig Toilette, steckte mir eine Zigarette an und ging an Deck. Er stand etwa am hinteren Schornstein, ich am achteren Turm. Ich ließ ihm sagen, ich sei an Deck. Nun besahen wir uns eine Weile aus der Ferne, dann kam er, da ich gar keine Anstalten machte, zu ihm zu

Digitized by Google

kommen, herüber zu mir, Hände in den Rocktaschen, worauf meine Arme bis an die Ellbogen in den Hosentaschen verschwanden. Ganz kurzer Gruß auf beiden Seiten, gespanntes Zusehen meiner Besatzung und des an Bord gekommenen englischen Kommandos. Nun sah ich, daß 100 Meter neben uns ein englischer Zerstörer lag, alle Geschütze auf uns gerichtet. Es entspann sich folgender Diskurs:

E: You are the Captain of this destroyer?

I: Yes, Sir, and your position, please?

E: I am the captain of the Speedy.

I: Allright, Sir.

E: Where is your engineer officer?

I: Le voilà. What do you want, Sir?

E: You will come with me round the Boat!

I: Fällt mir gar nicht ein, werden Sie erst mal etwas höflicher, alter Freund (mit Stirnrunzeln und erhobener Stimme, Lachen bei den Deutschen).

E: Allright, Sir, would you be so kind as to answer me some question?

I: With pleasure, Sir.

E: Wat's your name?

I: v. Twardowski.

E: How do you spell it?

I: (es tuend) D'you take a cigarette?

E: I am so sorry, I am ordered to take nothing from you. (Zieht einen Zettel vor.) You are the captain of this destroyer?

I: Yes, Sir.

E: What is it's number?

I: „G 91".

E (am Mast hochblickend): O, Sir, this boat from Zeebrugge flottilla?

I: Yes, have you ever been in Niewport?

E: O yes, I know you quite well.

I: Net patrol?

E (mit der Hand winkend): O, 'awfully annoying and dangerous! Do you speak English?

I: I think so.

E: Would you be so kind as to lead me round the boat?

I: Machen wir.

Nun erfolgte eine genaue Untersuchung des Bootes nach „explosives". Man sah den Beamten ordentlich die Angst vor irgendeiner Teufelei an, jede Schublade wurde vorsichtig geöffnet, jeder Schrank aufgemacht. Immer wieder die Frage: „No mines on board?" Keine Sprengstoffe, keine Granaten? Bewundernd standen sie vor unseren Geschützen und Torpedorohren; das imponierte ihnen! Merkwürdig, ich und alle Offiziere, die ich später sprach, hatten denselben Eindruck: Die Engländer fühlten sich nicht als Sieger, benahmen sich auch nicht so, waren vielmehr wie Menschen, denen ein unerhörtes Glück in den Schoß gefallen ist, und die es noch gar nicht zu glauben wagen, zu fassen wissen. Immer wieder fragten sie, ob wir nicht doch nach Ablauf des Waffenstillstandes am 17. Dezember wieder Krieg anfangen würden. Eine ganz entsetzliche Angst hatten sie vor revolutionärer Propaganda. Ihren Leuten war es aufs strengste verboten, mit unseren zu sprechen, wir durften keine Boote aussetzen, um untereinander zu verkehren, aus Angst, Agitatoren könnten sich auf englischen Schiffen einschleichen. Die uns vorzulegenden Fragen waren genau vor-

Digitized by Google

geschrieben, das hinderte aber nicht, daß meine Leute mir nachher erzählten, die Besatzung vom „Speedy" hätte eine Riesenwut auf den damned fool of bloody captain, und daß alle Unteroffiziere entschlossen seien, sofort nach dem Kriege den Abschied zu nehmen, sie hätten genug davon!

Nach etwa $1^1/_2$ Stunden hatte die Kommission genug geschnüffelt und wollte abziehen, aber der Motor ihres Bootes wollte nicht. Der captain bekam einen puterroten Kopf, der engineer officer hantierte mit einer Lötlampe höchst eigenhändig herum und unsere Leute standen an der Reeling, zum größten Ärger der Engländer, machten „fut, fut, fut", oder „muckepicke, muckepicke" — grinsten, feixten, aber die Bestie von Motor brauchte zehn Minuten, um anzuspringen. Dann zogen sie ab.

Noch eine Episode: Wegen der englischen Untersuchung ist bei mir an Bord große Aufregung, und das Signalpersonal achtete nicht auf die Flaggenparade. Nach einiger Zeit bemerkt der an Bord gekommene englische Signalmaat, daß alle Schiffe mit Ausnahme des unsrigen die Flaggen niedergeholt haben; aufgeregt peilt er durch sein Fernrohr hin und her, überall sind die Flaggen verschwunden. Schließlich sieht er sich ganz verzweifelt um und springt entsetzt auf den achteren Turm, um die Flagge niederzuholen und so das „Verbrechen" zu vertuschen. Wie lachten wir über den Mann — so etwas wie Flaggenparade hatten wir seit der Revolution nicht mehr gemacht. Übrigens war es die letzte Flaggenparade, denn am nächsten Morgen durften wir die Kriegsflagge nicht mehr setzen, wir waren interniert.

Der Abend verlief bei Skat und den vorvorletzten Flaschen Wein ganz gemütlich, jeder hatte irgendwelche Bratchen vom Engländer zu erzählen, der englische Ingenieur hatte vergeblich versucht, sich zu erklären, warum wir als Ölboot Kohlen mithätten (sie waren zum Heizen für das Internierungskommando bestimmt). Den Wachoffizier hatte der Engländer aus süßem Schlummer geweckt und ihn gefragt, ob er Wache habe, mich hatte er fünfmal gefragt, ob ich Englisch spreche.

Wunderbarerweise kamen nur sehr wenige „Hurra-Dampfer", ich habe bloß einige Fischdampfer gesehen, auf denen einige hübsche misses waren, die eifrig aber erfolglos winkten. Sie wurden zwar eifrigst durchs Fernglas studiert, aber Gott sei Dank sonst nicht beachtet. Vielleicht hatte das Publikum bei dem Besuch des Königs zwei Tage vorher genug Sensation gehabt.

Am Freitag, den 22. erhielt meine Flottille den Befehl, am Sonnabend mittag zur Überführung nach Scapa Flow, Orkney-Inseln, klar zu sein. Dort sollten wir interniert werden. Das war ein unerwarteter Schlag! Nochmal 250 Seemeilen fahren und zwar dorthin, wo sich die Wölfe gute Nacht sagen! Wann kam man da wohl nach Hause? Na, auch das mußte vorübergehen!

In 5 Abteilungen an 5 Tagen sollte unsere Flotte überführt werden, so daß am 27. November alles in Scapa Flow versammelt wäre.

Am Sonnabend den 23. ergänzten wir Wasser von einem englischen Dampfer. Interessant war mir ein englisches Dampfboot, das ziemlich dicht passierte. Um 3 Uhr nachmittags setzten wir uns in Bewegung, begleitet von 20 englischen Zerstörern. Sie hatten offenbar furchtbare Angst, daß einer von uns auskneifen könnte. Dauernd morsten sie: „Bitte, dicht aufgeschlossen fahren." Natürlich war es uns eine Freude, recht große Sicherheitsabstände zu halten! Alles, was nicht unbedingt gebraucht wurde, legte sich bei uns schlafen. Laßt die Engländer nur aufpassen!

Bei ganz wenig achterlichem Wind und der bequemen Fahrt von 12 See-

Digitized by Google

meilen war die Fahrt ruhig. Um 8 Uhr vormittags des 23. kamen die Orkney-Inseln bei diesigem Wetter in Sicht. Ein farbenprächtiger nordischer Sonnenaufgang beleuchtete die etwa 200 Meter hohe, gänzlich öde Küste. Kein Baum, kein Strauch weit und breit zu sehen, nur braunes Moos und als einzige Erhebungen ein paar armselige Fischer- oder Hirtenhütten. Dabei eine fast sommerliche Temperatur. Nun ging's durch den Pentland Forth vorbei an den beiden kleinen Pentland Skerries; dann verengte sich das Fahrwasser auf 3—4 Seemeilen und wir steuerten nun an buchtenreichen Feldufern vorbei, oben gekrönt von grün und gelb gemalten Barackenlagern, über denen der Union Jack wehte, wahrscheinlich die Befestigungen von Scapa Flow. Nun hatten wir noch 3 Torpedosperren zu passieren, die durch Fischdampfer aufgeboist waren, dann gings scharf links um eine Huck und vor uns lag Scapa Flow. Wir waren alle starr, hatten uns an dieser englischen Flottenbasis größte Marineanlagen, so wie in Wilhelmshaven, vorgestellt und sahen nur eine tief zerklüftete Bucht mit einem Haufen Bojen, an denen englische Kreuzer und Transportdamper lagen, zwei Schwimmdocks und an Land einige Kähne. Sonst nichts, aber auch wirklich nichts als ein paar kleine Fischerdörfer!

Hier konnte allerdings keine Spionage getrieben werden, aber das Leben der Marine muß geradezu entsetzlich gewesen sein!

Kaum war der Anker gefallen, als auch schon ein englischer Leutnant an Bord kam, der uns an unsere Internierungsboje bringen sollte. Ich fragte ganz entsetzt, wir könnten als Torpedoboot doch nicht 1—2 Monate an eine Boje ohne Landverbindung gelegt werden, worauf er meinte: „Why not, we are staying here for more than three months." Und tatsächlich, unsere Begleitzerstörer gingen wie wir auch brav zu zweit an eine Boje.

Des Engländers erste Frage, als er das Toppzeichen sah, war wieder: „Zeebrugge Flottilla?" Sie scheinen doch einen gewaltigen Dampf vor unseren Booten gehabt zu haben. Der Leutnant war ein ganz netter Kerl, mit dem ich mich gut unterhielt. Auch er hatte wieder eine schreckliche Angst, daß wir am 17. Dezember wieder anfangen würden, und meinte treuherzig: „And we are so very short of provisions," eine Tatsache, die die neueste Nummer des „Sunday Pictorial" bestätigte, in der es hieß: „Welch Glück für uns, daß Deutschland jetzt schlapp gemacht hat! Hätte der U-Bootskrieg angedauert, so hätten wir am 1. Dezember nichts mehr zu essen gehabt." Dann konnte der Leutnant gar nicht begreifen, daß unsere glänzende Flotte, die doch unbesiegt gewesen sei und vor der die Engländer immer solchen Druck gehabt hätten, gemeutert habe. Aus allem, was er sagte, ging auch wieder hervor, daß die Engländer sich ihres Erfolges gar nicht bewußt waren, einen Heidenrespekt vor uns hatten, und daß der Krieg ihnen schon lange zuwider war.

Die Boje H 38 wurde die Ruhestätte von G 91 und S 35 legte sich zu uns. Obgleich das Land so trostlos öde war, lockte doch die kurze Entfernung von nur 500 Metern, sich nach 7 Tagen die Beine mal wieder zu vertreten. Aber schon kam ein Ukas, daß jeder an Land Gehende Gefängnisstrafe zu gewärtigen habe.

Die Angst der Engländer vor unseren Agitatoren ließ doch allerhand Schlüsse auf die Zustände in der englischen Flotte zu. Die Furcht ging so weit, daß am Montag jeder Verkehr zwischen unseren Booten verboten wurde, am Nachmittag holten sie sogar unsere Dingys. Für dringende dienstliche Sachen konnte man ein englisches Motorboot anfordern; daß wir dieses nicht zur Ruhe kommen ließen, ist klar.

Wir wurden in jeder Beziehung rücksichtslos und mit besonders unterstriche-

Digitized by Google

nem Mißtrauen behandelt. Für die 50 Torpedoboote gab es nur einen Frischwasserdampfer; Frischproviant, den wir dringend brauchten, bekamen wir nicht, den sollten wir uns von unseren eigenen großen Schiffen holen; Besprechungen der Flottillenchefs wegen des Rücktransportes und der vielen schwebenden Fragen durften nur ein Mal am Tage stattfinden und nur eine halbe Stunde dauern. Für die Internierungszeit wurden von uns für Instandhaltung der Boote dreißig Mann pro Boot für erforderlich gehalten, der englische Flottenchef ließ aber nur zwanzig zu. Infolgedessen benahmen wir uns, wenn wir mit den Engländern dienstlich in Berührung kamen, entsprechend. Z. B. kam ein Fähnrich zu mir, um unser Dingy zu holen. Nachdem ich ihn 10 Minuten hatte antichambrieren lassen, sagte ich ihm, er solle es sich nur mit seinen Leuten holen, meine Leute hätten anderes zu tun — worauf also die Engländer an Bord kamen und sich das Boot holten.

8 35 hatte sein Dingy ganz zwischen unsere Boote geholt. Der englische Fischdampfer, der die 9 anderen Dingys der Flottille im Schlepp hatte, sah es liegen, wollte bei 91 längsseits, um das Boot zu holen, und rammt 91 viertkant. Ich saß in der Kajüte, hörte den Zusammenprall und ging wutschnaubend nach vorn. Dann brüllte ich den Fischdampfer auf deutsch an:

„Blödsinnige Hammel, die ihr seid, fahrt mir bloß noch mein Boot kaputt!" Die englischen Matrosen zeigten ganz ängstlich nach vorn; „There is the captain." Ich in meiner Wut: „Sie, wenn Sie nicht zur See fahren können, fahren Sie Mist, Sie Seemann, Sie!" Ob er's verstand? Er bekam jedenfalls, unter dem dröhnenden Gelächter meiner Besatzung einen puterroten Kopf, kroch an Bord, legte seine Hand an die Mütze und radebrechte: „Sie sind der Kapitän?" „Ja." — „Ich möchte hollen das Dingy." — „Dann holen Sie sich's vom Nebenboot, mein Boot ist schon weg." „Aber Sie haben eine Motorlaunch?" — „Nein", — drehte mich um und ließ ihn stehen. War's falsch, war's richtig — jedenfalls hatte ich ihm imponiert.

Je länger wir so lagen, desto weniger wußten unsere Leute ihre Würde zu wahren. Sobald sich ein Engländer näherte, wurden ihm „Andenken" angeboten, Mützenbänder, Wimpel, Kriegsflaggen, Notgeld, alles wurde in Seife umgesetzt. Ganz schamlos benahm sich ein Reserveoffizier, der ein E. K. I gegen eine Doppeltafel Schokolade eintauschte. Dies hatte ich selbst beobachtet; andere Fälle, in denen Mannschaften Kriegsauszeichnungen in dieser Weise fortgegeben haben, sind mir zu Gehör gekommen.

Am Dienstag, den 26. wurde es an Bord ungemütlich. Der Proviant ging zu Ende, Wasser und Öl hatten wir nicht mehr, so daß Heizung und Licht ausgingen und wir zum Schluß in Mänteln bei Kerzenbeleuchtung dasaßen. Da aber am Mittwoch der Heimtransporter kommen sollte, ertrug man dies mit Humor und mit etlichen Flaschen Wein. Mittwoch, den 27., früh 8 Uhr, sollte alles klar zum Aussteigen sein. Mittags 12 Uhr kam unser Flottillenchef und teilte mit, daß die Transporter nicht eingetroffen seien, die Überführungskommandos sollten deshalb am nächsten Tage wegen der Verpflegung auf den dicken Schiffen verteilt werden; der Engländer wolle oder könne keinen Proviant usw. liefern. Wir packten also unsere Sachen wieder aus. Um 1 Uhr erschien plötzlich ein Fischdampfer, der schon etwa 200 Mann an Bord hatte, mit dem Befehl, uns auf ein Linienschiff zu bringen. Also wieder packen und einsteigen! Nachdem sechs Bootsbesatzungen übergenommen waren, fuhr der Fischdampfer eine Zeitlang planlos umher und ging dann schließlich bei dem Linienschiff „Großer Kurfürst" längsseits. Wenn wir Torpedobootsleute schon

Digitized by Google

an sich mit sehr gemischten Gefühlen auf ein großes Schiff steigen, wegen des besonders schlechten Geistes der Besatzungen, so sank uns Offizieren doch das Herz noch tiefer, als wir dies Schiff nur von außen sahen. Schmutzstarrend und verlaust, die Offizierskammern von Matrosen bewohnt, kein Offizier zu sehen! Unser ältester Kommandant stieg an Bord, um zum ersten Offizier zu gehen, den er schließlich auch in Gestalt eines Oberleutnants der Reserve entdeckte. Dieser erklärte, er habe selbst so wenig Proviant, daß er uns nicht aufnehmen könne. So fuhren wir weiter, fragten noch bei drei anderen Schiffen vergeblich an, bis uns schließlich der „König Albert" aufnahm. Damit hatten wir das große Los gezogen! Das Schiff war in jeder Beziehung noch einwandfrei, so gut, wie es in der jetzigen Zeit überhaupt noch möglich ist. Nachdem die Leute untergebracht waren, bekam auch ich eine sehr schöne Kammer, ordentlich mit Heizung und Licht, was nach den letzten Frierlagen besonders angenehm war.

Die nächsten Tage verliefen nun gleichmäßig stumpfsinnig mit Warten auf den Dampfer, Bridgespielen und Schlafen. Der englische Zeitungsdienst brachte die entsetzlichsten Dinge über Deutschland: In Berlin eine Spartakusarmee, Berlin geplündert, Aufstände und Mord überall, Hungersnot usw. Man merkte die englische Absicht, in England einen Horror vor ähnlichen Zuständen zu erregen! Die Artikel, die ich über unsere Fahrt nach Scapa Flow las, waren so gemein und ekelhaft, daß sich sogar unsere Matrosen ärgerten; die „Daily News" meldeten: „Unsere Schiffe zogen aus, um den Gegner von Jütland zu treffen, alle Geschütze klar, die Mannschaften mit Gasmasken — aber was wir da draußen trafen, war eine Hammelherde, die unsere herrliche Flotte ohne Kanonenschuß vor sich her in den Firth of Forth trieb. Und wie sahen die Hunnenschiffe aus! Dreckig, die Besatzungen eine disziplinlose Herde, dazwischen einige verängstigte Offiziere. Das war das, wovor unsere Seeleitung solche Angst gehabt hatte! !"

Unsere Mannschaft tat den ganzen Tag überhaupt nichts, außer zwei Stunden Reinschiff am Tage. Sonst standen sie herum, angelten oder hielten Volksreden. Gelegentlich wollten sie dann auch den Offizieren zeigen, was sie für Kerle wären, wobei die Torpedobootsleute und die Besatzung des „König Albert" sich zu übertrumpfen suchten. Zur Illustrierung seien drei Vorfälle geschildert,

Der älteste Torpedobootskommandant an Bord K. hatte angeordnet, daß unseren Leuten, um sie nur zu beschäftigen, das Schiff gezeigt werden sollte. Am Abend kam in die Messe ein Läufer: „Der Kapitänleutnant K. soll sofort zum Soldatenrat kommen." Auf die Antwort: „Wenn der Soldatenrat etwas von mir will, soll er zu mir kommen", erfolgte der Bescheid: „Der Soldatenrat verlangt, daß Kapitänleutnant K. vor ihm erscheint." Nach einigem Hin und Her ging K. auf unser Zureden hinunter. Dort war großes Gericht: Ein Offizier habe Anordnungen getroffen, ohne den Soldatenrat zu befragen, also werde er abgesetzt, da er nunmehr das Vertrauen der Leute nicht mehr genieße! Dann traten noch verschiedene Redner auf, bis K. schließlich erklärte, er wisse überhaupt nichts vom Soldatenrat, er habe während der Unruhen mit seinem Boot in Stolpmünde gelegen und sei von dort aus direkt nach England gefahren, und er möchte nun endlich mal wissen, was eigentlich los sei. Darauf großes Entsetzen, eifrige Beratung unter Ausschluß der Öffentlichkeit, schließlich die Erklärung: Unter diesen Umständen genieße K. doch wieder das Vertrauen, und er sei wieder eingesetzt, falls er mit dem Soldatenrat arbeiten wolle.

Digitized by Google

Am nächsten Abend gegen 10 Uhr ertönte im Achterschiff ein wüster Lärm. Signalhörner, Ziehharmonikas, Gröhlen, Klappern von Holzpantinen im Tanzschritt. Dann zog ein wüst maskierter Zug von etwa 300 Mann unter viehischem Gejohle an den Offiziersräumen vorbei vor die Kommandantenkajüte, machte dort einige Minuten Radau, um dann wieder abzuziehen. Daraufhin ließen wir den Obmann des Soldatenrates kommen und stellten ihm diese Rücksichtslosigkeit gegen den Kommandanten vor, worauf er antwortete: „Wie soll ich so etwas hindern, mir gehorcht ja doch auch niemand."

Der dritte Fall war am krassesten. Am Sonntag war sehr schlechtes Wetter, infolgedessen saßen wir bis 4 Uhr nachmittags in der Messe und tranken einige Flaschen Wein. Es ging ziemlich laut her, aber von Trunkenheit konnte keine Rede sein. Am nächsten Tage nahm der Soldatenrat die Schlüssel des Weinkellers an sich und erklärte, er werde jetzt die Verteilung des Weines vornehmen, wohlverstanden das Privateigentum der Offiziere! Und es bedurfte der Drohung, die Engländer zu benachrichtigen, um die Schlüssel wiederzubekommen.

So mußte man täglich, stündlich bittere Demütigungen hinnehmen, so daß sich schließlich keiner von uns mehr um die Leute kümmerte; und bei dem Stumpfsinn der in Scapa herrschte, (nichts zu tun, keine Bewegungsmöglichkeit, knappe Verpflegung), wäre es noch viel schlimmer geworden, wenn unsere Leute nicht so wahnsinnige Angst vor den Engländern gehabt hätten. Und mit Recht! Ich erlebte es, wie ich einmal auf meinem Boot einen Mann mit erhobener Stimme zurechtwies, daß ein englisches Polizeiboot längsseit kam, ein Offizier an Bord mit geladenem Revolver erschien und mich fragte: „Is any of your men disobeying your orders?"

Endlich wurden unsere Transporter angemeldet, und am Dienstag, den 3. Dezember, sollten sie um 9 Uhr in Scapa erscheinen. Um 1/2 9 wurden wir von englischen Fischdampfern abgeholt und trieben dann drei Stunden im Hafen herum, weil die Dampfer „Graf Waldersee" und „Sierra Ventana" erst nach 1 Uhr erschienen. In der Zeit hatte man Gelegenheit, sich nochmals unsere Schiffe anzusehen — aber man drehte sich mit Grausen wieder ab. Was hatten die Matrosen aus unseren stolzen, schönen, sauberen Schiffen gemacht! Die Fahrzeuge der Negerrepublik Liberia könnten, wie sich eine englische Zeitung ausdrückte, nicht schmieriger und verlaufter aussehen. Recht hatten die Engländer mit ihren harten Urteilen!

Wie bei der Marine heute nichts mehr funktioniert, so auch die Einschiffung auf dem „Graf Waldersee". Es gab kein verständiges Fallrepp, sondern an vier Strickleitern mußten die 3000 Mann die Bordwand hochkriechen. Zur Übernahme des Gepäcks war keine Winsch klar, mit Leinen mußte jedes Stück der 3000 Hängematten, der 3000 Kleidersäcke und das Offiziersgepäck übernommen werden. Nach zwei Stunden bekamen unsere Leute wenigstens eine Winsch klar, so daß wir nach fünf Stunden endlich um 1/2 6 Uhr in See gehen konnten. Nun besah man sich den Dampfer, und staunte über den Leichtsinn, ein solches Schiff als Transportdampfer in minenverseuchtem Gebiet zu verwenden. Die Schotten des Dampfers waren so verrostet, daß eine einzige Mine genügt hätte, das Schiff in kürzester Zeit zu versenken. Und an Rettungsmitteln waren für die 3000 Mann 4 neue Boote à 20 Mann und 8 gänzlich verrostete alte für je 30 Mann da. So fuhr der Dampfer ganz allein durch das schlimmste Minenfeld der Welt, ohne in seiner Karte eine einzige Sperre eingezeichnet zu haben.

Wir bildeten sofort eine Navigationskommission aus zwei Flottillenchefs.

Digitized by Google

und zwei Torpedo-Obersteuerleuten. Auf der Hinfahrt hatte sich der Dampfer wegen seiner schlechten Kompasse in vierzig Stunden um sechzig Seemeilen vernavigiert. Die Einsetzung der Kommission war eine um so größere Beruhigung, als sie auch eine genaue Torpedobootsminenkarte auftrieb.

Leider hatten wir sehr viel Nebel, so daß wir aus navigatorischen Gründen zweimal ankern mußten. Nach neunzigstündiger Fahrt kamen wir am Sonnabend, den 7. Dezember, mittags in Wilhelmshaven an. Das Leben während dieser Tage auf dem Dampfer war unerträglich, weil die Leute alles taten, was in ihrer Macht lag, um die Offiziere zu schikanieren. Überall in der 1. Klasse lümmelten sich schmierige Heizer herum, spuckten, warfen einem die Zigarettenstummel ungefähr ins Gesicht, machten einem nicht Platz, sahen unserem Essen wie der Fütterung von wilden Tieren zu und gingen die ganze Nacht nur mit Holzpantinen über den Offizierskammern spazieren. Skandalös war, daß den zweihundert Offizieren an Bord nur ein einziger Abort zur Verfügung stand; alle anderen waren von den Leuten mit Beschlag belegt. Trotzdem der Abort bereits am zweiten Tage verstopft war, gelang es nicht, eine Reinigung zu erreichen; die Zustände bei der langen Fahrt kann man sich vorstellen. Wie weit die Vertierung der Leute ging, charakterisiert der widerliche Vorgang, daß einige irgendwo an Deck ihre Notdurft verrichteten, absichtlich hineintraten und dann die Salons beschmutzten. Und wohlgemerkt, es waren nur Torpedobootsbesatzungen, die mitfuhren, die sich ihre alten Offiziere selbst wiedergewählt hatten. Holte man sich die Leute einzeln und stellte sie wegen ihres Betragens, so kam immer die Antwort: „Wir müssen, sonst werden wir verhauen!“ Überhaupt die Angst! Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß unsere Flandernleute, die doch tatsächlich vier Jahre lang den Krieg erlebt hatten, solche Hasenfüße sein könnten. Kein Mensch ging zu Bett, die meisten saßen in der Nähe der Rettungsboote. Die wildesten Gerüchte durcheilten dauernd das Schiff; ich habe einen niederschmetternden Eindruck von der sittlichen Stärke des deutschen Matrosen bekommen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde gestohlen; eine allgemeine Kleptomanie schien ausgebrochen zu sein.

In Wilhelmshaven stiegen die Nordseeleute aus, die Kieler blieben an Bord, um mit dem Dampfer „Cassel“ nach Kiel gebracht zu werden. Sie benutzen aber die Gelegenheit in Wilhelmshaven, um morgens um 11 Uhr an Land zu gehen, und nachts um 3 oder 4 Uhr viehisch betrunken unter lautem Gröhlen an Bord zurückzukehren mit Weibern, die sich den Rest der Nacht durch erotisches Schreien bemerkbar machten. Zu mir kam auch einmal Besuch in die Kammer, um 2 Uhr nachts, und ich mußte dem einen Kerl erst meinen genagelten Stiefel ins Gesicht schlagen, ehe ich die Gesellschaft loswurde. — Als endlich am Montag der Dampfer „Cassel“ kam, und wir losfahren wollten, hatte der Soldatenrat gerade einen Demonstrationszug betreffend die Geldprämie für die Überfahrt angesetzt und befahl deshalb, den Dampfer bis Dienstag mittag festzuhalten. Dienstag abend erfolgte dann die Abfahrt nach Kiel, wo wir ohne Zwischenfall am 11. Dezember nach vierundzwanzigtägiger Abwesenheit eintrafen.

Wenn ich auszog aus Pflichtgefühl gegen mein Vaterland, aus dem Wunsch heraus, meine Besatzung in dieser schwersten Zeit nicht zu verlassen, so kehrte ich tief erschüttert und enttäuscht zurück. Wäre es mir doch erspart geblieben, diese letzte, schwerste Fahrt mitzumachen! Dann wäre mir diese furchtbare Erkenntnis, diese entsetzliche Enttäuschung an dem deutschen Geist unserer Leute, an den ich felsenfest geglaubt hatte, erspart geblieben.

Digitized by Google

Was man von den Auslandsdeutschen hätte lernen können.

Im Jahre **1906** erschien eine Broschüre „Die Presse und die deutsche Weltpolitik. Von einem Auslandsdeutschen." (Zürich, Verlag von Zürcher und Furrer.) Dieser Schrift sind die folgenden Ausführungen entnommen:

In fast allen zivilisierten Staaten gibt es Depeschenbureaux, welche den Zeitungen die wichtigsten Mitteilungen des In- und Auslandes übermitteln. Diese Bureaux sind so ziemlich überall auf irgend eine Weise verpflichtet, nur diejenigen Mitteilungen der inneren und äußeren Politik zu veröffentlichen, welche den jeweiligen Staatsleitern genehm sind. Sie beziehen dafür entweder Vorteile bei der Depeschenbeförderung, oder Subventionen. Fast alle diese Depeschenbureaux sind bei Reuters Bureau in London abonniert und erhalten von diesem in der Regel das gesamte Nachrichtenmaterial über das Ausland. Für manche Staaten, insbesondere die romanischen (Italien und Spanien, Griechenland und Rumänien) besorgt diesen Dienst die Agence Havas in Paris. Diese hinwiederum ist mit Reuters Bureau für auswärtige Depeschen neuestens eng liiert und bearbeitet im „Depeschen-Zweibunde" so ziemlich die ganze Welt mit ihren Lügendepeschen systematisch in antideutschem Sinne: mit welchem Erfolge, darüber ist heute kein Wort mehr zu verlieren. Schon vor mehreren Jahren wurde von Auslanddeutschen auf die damals noch auffallende Erscheinung einer systematischen Deutschenhetze durch alle Depeschenbureaux der Welt hingewiesen und auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche dem Deutschen Reiche mit der Zeit aus dieser deutschfeindlichen Weltminierarbeit entspringen müssen.

Wer die internationalen Drahtzieher dieser Depeschenbureauhetze waren, dies ist neuestens endlich selbst in Deutschland offenkundig geworden, nachdem ich bereits vor zwei Jahren in meinem Buche „Staatsstreich oder Reformen" meinen Warnungsruf erhoben und die internationale antideutsche Delcassé-Verschwörung frühzeitig als eine solche gekennzeichnet hatte. Freilich wurde ich damals von einem Teil der deutschen Presse und von zünftigen Politikern als Schwarzseher ausgelacht. Leider muß mir heute jedermann ohne weiteres zugeben, daß ich die Sachlage nur zu richtig geschildert hatte. Inzwischen kam zwar die giftige Blase durch die geschickte Diplomatie des Fürsten Bülow zum Platzen, ohne anscheinend bisher viel schaden zu können, dem vertrauensseligen schlafmützigen deutschen Michel ist aber dringend zu raten, nicht gleich wieder die große Schlafmütze über seine langen Ohren zu ziehen, vielmehr wach zu bleiben und die Augen offen zu halten, denn der Feind ist noch lange nicht abgezogen, er steht vielmehr nach wie vor „vor den Toren". Er hat durch langjährige, ununterbrochene Minierarbeit fast die gesamte öffentliche Meinung des Auslandes gegen die deutsche Politik und das deutsche Volk aufgehetzt, in der ganzen Welt Mißtrauen gegen die deutsche Politik erregt, das Ansehen des deutschen Reiches und seiner Leiter durch tausendfältige Lügenberichte auf dem Erdball schwer geschädigt, ja den deutschen Namen in einem Maße wieder verächtlich, ja verhaßt gemacht, wie dies nach 1870 niemand mehr für möglich gehalten hätte. Das Auslanddeutschtum hat deshalb allen Grund, die Aufmerksamkeit der Reichsregierung auf diese unleiblichen, ja gemeingefährlichen Verhältnisse hinzulenken und um durchgreifende Maßnahmen zur Abhilfe zu bitten.

Zunächst sollten Mittel und Wege gefunden werden, um der antideutschen Wirksamkeit der Bureaux Reuter und Havas entgegenzuwirken. Es wären zu diesem Behufe unseres Erachtens verschiedene Wege einzuschlagen:

In denjenigen Staaten, welche mit dem Deutschen Reiche politisch verbunden

Digitized by Google

sind, wie Österreich-Ungarn und Italien, sollte durch diplomatische Vermittlung ein Abkommen getroffen werden, laut welchem

1. das Wolffsche Bureau sich verpflichtet, alle Nachrichten aus dem Deutschen Reiche an das italienische oder österreichische Depeschenbureau zu übermitteln gegen ein Pauschquantum oder gratis, je nach Lage der Dinge;

2. die ausländischen Bureaux des Dreibundes sich verpflichten, keine ihr von anderer Seite kommende Nachricht aus Deutschland oder über Deutschland zu veröffentlichen, ohne vorher das Wolffsche Bureau um deren Verifikation ersucht zu haben. Es ist ihnen freigestellt, unrichtige deutschfeindliche Depeschen entweder zu unterdrücken oder sie mit der deutschen Berichtigung abzudrucken. Das Wolffsche Bureau könnte den anderen Dreibundstaaten gegenüber auf dieselben Bedingungen eingehen. Es gäbe dies also eine förmliche „Depeschen-Konvention der Dreibundstaaten auf Grund gegenseitiger Meistbegünstigung", wenn ich mich so ausdrücken darf! Werden diese Bedingungen erfüllt, dann wird folgendes erreicht:

Die österreichischen und italienischen Zeitungen erhalten entweder direkt aus Deutschland wahrheitsgemäße Berichte über deutsche Vorkommnisse oder sie sind wenigstens in die Lage versetzt, die falschen auswärtigen Nachrichten über Deutschland sofort richtigstellen zu können. Es würde also im schlimmsten Falle der antideutschen Tendenzdepesche jeweilig a tempo der Giftzahn ausgebrochen und die Dreibund-Presse in die Lage versetzt, ein richtiges Urteil über den jeweiligen Fall abzugeben.

Man sollte meinen, dies sei das Wenigste, was man von einer „verbündeten" Presse verlangen könnte. Von irgendwelcher unstatthaften Beeinflussung könnte bei diesem Modus sicherlich keine Rede sein. Es wird vielmehr lediglich nach dem Grundsatz der Billigkeit und Gegenseitigkeit verfahren: audiatur et altera pars und die auswärtige Dreibund-Presse müßte dafür dankbar sein, daß sie dadurch in die Lage versetzt wird, ein gut Teil weniger Lügendepeschen ihren Lesern vorsetzen zu müssen.

Ich verlange also vor allem eine Depeschen-Konvention der Dreibundstaaten in obigem Sinne.

Bringt dies die Diplomatie nicht allein fertig, so hätte sie die Bank-Welt dabei zu Hilfe zu nehmen, wie dies Barrère in Italien mit so großem Erfolg getan.

Ähnliche Konventionen wären zu versuchen mit Rußland, den Nordlandstaaten und den Niederlanden und vielleicht auch Rumänien und den Balkanstaaten.

Eine besondere Stellung nimmt die nordamerikanische Presse ein, welche nur einen Teil ihrer „Deutschland-Depeschen" aus Berlin durch das Associated-Preß-Bureau bezieht, den Hauptteil aber sich aus London herüberlügen läßt. Es bliebe hier keine andere Wahl, als ebenfalls vermittelst des Wolffschen Bureaus diesem Bureau alles deutsche Material unter günstigen Bedingungen zur Verfügung stellen zu lassen. Damit bekämen die amerikanischen Zeitungen wenigstens zutreffende Nachrichten direkt aus Berlin und nötigenfalls sofort die Richtigstellung der deutschfeindlichen Nachrichten der Agenturen Reuter und Havas, welche die Pariser und Londoner Vertreter der Preß-Association den amerikanischen Zeitungen zustellen. Es käme hier darauf an, den Berichtigungsapparat bezüglich der deutschfeindlichen Lügennachrichten der Times und des Matin und anderer Blätter, welche mit tödlicher Sicherheit durch das Bureau Reuter und die Agence Havas in die ganze Welt hinausposaunt werden, stets möglichst rasch in Funktion treten zu lassen. Es wären

Digitized by Google

zu diesem Behufe durch den Preß-Attaché der deutschen Botschaft in London und Paris alle verdächtigen Meldungen der Blätter sofort nach Berlin in das Auswärtige Amt zu melden, das wiederum das für nötig befundene Dementi der Berliner Vertretung der amerikanischen Preß-Association mitzuteilen hätte. Auf diese Weise könnte der englischen und französischen Presse für die Vereinigten Staaten allmählich die Minierarbeit verleidet oder erschwert werden.

Wir hätten also durch diese Maßnahme wenigstens für einen Teil der Weltpresse uns ein Plätzchen an der „Depeschen-Sonne" erobert. Wie steht es aber mit der Presse des englischen Weltreiches, Frankreichs und Japans, auch Chinas, und endlich Südamerikas, Spaniens, Portugals und Belgiens, die insgesamt seit langer Zeit als nahezu unbedingt deutschfeindlich bedient gelten muß?

Es erscheint bis auf weiteres leider völlig ausgeschlossen, mit den Agenturen Havas und Reuter sowie ihren romanischen und angelsächsischen Filialen amtlich in ein irgendwie befriedigendes Verhältnis zu gelangen. Die französischen und englischen Machthaber haben den Vorteil ihrer internationalen politischen Situation, den sie zum Teil ihrem Depeschen-Welt-Monopol zu verdanken haben, schon längst so gut begriffen, daß es ihnen gar nicht einfällt, andere Leute auf ihrem über die ganze Welt tönenden Instrument mitspielen zu lassen. Am allerwenigsten aber die Deutschen! Auf der anderen Seite ist auch mit Hilfe der Banken und sonstigen Verbindungen hier blutwenig zu erreichen. Und doch kann die deutsche auswärtige Politik nicht darauf verzichten, auf die öffentliche Meinung dieser Staaten, welche allein schon die halbe Welt bedeuten, einen entsprechenden Einfluß auszuüben. Derjenige Leiter der deutschen auswärtigen Politik, welcher wie der in solchen Dingen zuweilen sehr naive zweite deutsche Reichskanzler glaubt darauf verzichten zu können, die öffentliche Meinung seiner Hauptgegner auf irgendeine Weise zu beeinflussen, verzichtet damit eo ipso auf einen tieferen, in die Massen gehenden Erfolg seiner Politik. Seine zeitweiligen politischen Erfolge entbehren jedenfalls bei unseren demokratisch organisierten Gegnern, den Franzosen und Angelsachsen, jeglicher Nachhaltung, sie bleiben ephemere, Akteure wie Zuschauer vielleicht vorübergehend täuschende Zufalls-Erfolge, welche keine Dauer versprechen und deren Rückschläge dann umso überraschender und empfindlicher kommen. Wer die Geschichte der deutschen auswärtigen Politik seit Bismarcks Entlassung hinter den journalistischen Coulissen — und diese sind heute in den meisten Ländern mindestens ebenso wichtig wie die sogen. „diplomatischen" und politischen — etwas genauer verfolgt hat, der wird mir Recht geben, daß ihr teilweise unbestreitbarer Mißerfolg Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, ja selbst Italien gegenüber, in der ungenügenden Fühlung mit der die Volksmasse bearbeitenden dortigen Presse zu suchen ist. Alle die große Mühe, die sich Kaiser und Kanzler in den letzten Jahren gegeben, um durch persönliche Beeinflussung die deutschen Interessen im Auslande wahrzunehmen, verflog stets wieder zum Teil nach ganz kurzer Zeit in der öffentlichen Meinung dieser Nationen, und die diplomatische Sisyphus-Arbeit muß stets wieder von neuem einsetzen, bis jetzt immer mit demselben Erfolg. Dies kommt daher, daß die Kaiser-Reisen und diplomatischen Feste, so notwendig und vorteilhaft sie auch ohne Zweifel sind, doch nur die Oberfläche der öffentlichen Meinung des Auslandes auf kurze Zeit zu kräuseln vermögen, während ihre tiefergehenden Unterströmungen davon gar nicht be-

Digitized by Google

rührt werden. Tritt nun gar der fatale Fall ein, daß, wie es in Italien, Frankreich und teilweise den Vereinigten Staaten und England bekanntermaßen der Fall ist, die leitenden politischen Kreise von der öffentlichen Meinung immer mehr abhängig und beeinflußt werden, so liegt es auf der Hand, daß diejenige Diplomatie, die es nicht versteht, mit der Presse dieser Länder in Fühlung zu bleiben, gar nicht darauf rechnen kann, nachhaltige Politik mit diesen Staaten zu treiben. Mir fällt bei Erörterung dieser Sachlage eine Unterredung mit einem hervorragenden römischen Journalisten ein, welcher auf die stets zeitgemäße Frage, ob Italien im Ernstfalle dem Dreibunde treu bleiben würde, achselzuckend erwiderte (NB. die Italiener pflegen bei Dreibund-Erörterungen als geborene Mimiker unwillkürlich die Achsel zu zucken, was für Volkspsychologen sehr bemerkenswert ist): „Der König möchte wohl, ob er sich aber getraut der Barrère-Presse gegenüber"?

Noch bezeichnender ist die neueste Rede des Herausgebers des franzosenfreundlichen Mailänder „Secolo", in welcher er offen herausfagte: „kein oberitalienisches Regiment wird für Deutschland ins Feld ziehen, dies erlaubt die öffentliche Meinung Italiens nicht und diese ist maßgebend". . . . . .

Wie können wir nun aber der deutschfeindlichen Agitation des sauberen Agentur-Zwillingspaares Reuter und Havas auf ihrem eigensten Ländergebiet am besten entgegentreten?

Es bieten sich uns hiezu zwei mehr oder weniger gangbare Wege dar. Man kann zunächst den Versuch machen, durch das Wolffsche T.-B. bessere Verbindungen mit Reuters Bureau anzuknüpfen, vielleicht auch mit der Havas und man könnte wenigstens das erreichen, daß ein Teil der telegraphischen Nachrichten von und über Deutschland nicht gefärbt sind. Wer sein Handwerk versteht, könnte da viel Gutes wirken und Nachrichten über deutsche Verhältnisse verbreiten, die an und für sich durchaus harmlos erscheinen müssen, die aber, beharrlich und vorsichtig fortgesetzt, doch allmählich dazu beitragen, den betreffenden Völkern ein besseres Bild von der deutschen Wissenschaft, Kunst und dem deutschen Erwerbsleben zu geben, als es ihnen bis dato vor Augen geführt worden. Auch bisher wurden solche Mitteilungen fleißig hinübertelegraphiert, aber stets nur zu dem Zwecke, das deutsche Volk in den Augen der andern Nationen herabzusetzen.

Es erscheint allerdings fraglich, ob selbst solche deutschfreundliche Nachrichten vom Reuterschen Bureau oder gar der Agence Havas weitergegeben werden. Ich bin wenigstens seit 25 Jahren in ausländischen Blättern, die von diesen Depeschenbureaux bedient werden, noch niemals einer solchen Notiz begegnet, dafür aber tausenden entgegengesetzter Art. Der Franzose und gar der Angelsachse haben eben einen durch langjährige Übung sehr fein ausgestatteten Sinn für alle Nachrichten, welche ihren nationalen Interessen dienlich sind oder nicht, ganz im Gegensatz zu der deutschen Presse, welche auf alle deutschfeindlichen Erfindungen mit rührender Einfalt konsequent „hereinzufallen" pflegt, während Franzosen und Engländer ebenso konsequent alle Nachrichten unterschlagen, die ihren nationalen Interessen zu widersprechen scheinen. Wer im Auslande wohnt, kann diese Erscheinung tagtäglich beobachten und muß sich über das Geschick der ausländischen Presse genau ebenso ärgern wie über das Ungeschick der deutschen!

Versagen die bestehenden großen Depeschen-Agenturen auch fernerhin den Dienst für unsere Zwecke, so müssen wir versuchen, mit kleineren *Depeschen-Agenturen*, wo solche bestehen, in Verbindung zu treten. Es ist dies in der Regel lediglich eine Geldsache. Man muß nämlich dann auch dafür sorgen,

Digitized by Google

daß diesen kleinen Konkurrenz-Depeschen-Agenturen nicht allzu rasch der Atem ausgeht. Außerdem dürfte es nötig sein, sie für gewisse Nachrichten noch extra zu honorieren, wie dies alle Staaten machen, welche Fonds hiefür besitzen. Wer etwa glaubt, ohne viel Geld auf diesem Gebiete etwas erreichen zu können, der ist um seine Kenntnisse der Verhältnisse sicherlich nicht zu beneiden.

. . . . . .

Eine eigene deutsche Depeschen-Agentur könnte und müßte nach meiner Überzeugung zunächst für Ostasien gegründet werden und zwar in Shanghai mit Filialen in Peking, Tokio, Tsingtau und Batavia und wo möglich auch in Australien. Es ist fast unglaublich, welche Flut von Lügendepeschen das Jahr über das Reutersche Bureau, das hiefür ein vollständiges Welt-Monopol hatte, nach und von Ostasien aus lanzierte, um die deutsche Politik zu verdächtigen und zu durchkreuzen, so daß eine weitere Begründung dieser Forderung kaum nötig erscheint. Das Wolffsche Bureau wäre zu veranlassen, etwa im Anschluß an die deutsch-niederländische Kabelgesellschaft und den Ostasiatischen Lloyd in Shanghai sofort die nötigen Schritte zu tun, um die ostasiatische Depeschen-Agentur ins Leben zu rufen. In Verbindung mit deutschen Bankhäusern und Handelskammern, den deutschen großen Reedereien, welche dort große Interessen zu verteidigen haben, und welche dementsprechend finanzielle Opfer zu bringen im Stande wären, ferner in Verbindung mit der niederländischen Regierung, welcher die Sorge für die Sundainseln am Herzen liegt, wäre es wohl möglich, eine leistungsfähige deutsch-niederländische Depeschen-Agentur für Ostasien zu Stande zu bringen. Eine feste Anlehnung an die deutsch-niederländische asiatische Kabelgesellschaft wäre ja eine gegebene Sache. Ferner wäre auch für diesen Zweck dringend zu wünschen, daß dieses deutsch-niederländische Seekabel-Netz so rasch als möglich vollends ausgebaut würde und zwar sowohl nach Europa als nach Australien über unsere Südsee-Kolonien, damit wir auch Herren blieben unserer Depeschen und das englische Kabel-Monopol für diesen Weltteil wenigstens gebrochen würde.

Eine zweite deutsche Depeschen-Agentur wäre für Nord- und Südamerika zu errichten ebenfalls in Verbindung mit eigenen Ozean-Kabeln zunächst für die dortige deutsche und spanisch-portugiesische Presse. Es müßte in New-York mit Hilfe der deutsch-amerikanischen Presse in Nord und Süd eine deutsche Depeschen-Agentur errichtet werden, welche direkt als eine Filiale von Wolffs Bureau zu gelten hätte. Dieses Bureau hätte die in deutscher Sprache erscheinenden Blätter mit telegraphischem Nachrichten-Material zu versehen. Auf diese Weise würde es unmöglich gemacht, daß die allerärgsten Lügendepeschen über deutsche Verhältnisse auf dem Umweg über das Reutersche Bureau selbst in der deutsch-amerikanischen Presse gläubige Leser finden. Wer die dortigen Verhältnisse kennt, der muß zugeben, daß die langjährige Entfremdung des Deutsch-Amerikanertums dem Mutterlande gegenüber nahezu ausschließlich der systematischen Herabsetzung und Verächtlichmachung aller deutschen Institutionen durch die englisch-amerikanischen Depeschen-Bureaux zuzuschreiben ist. Die deutsch-amerikanische Presse, deren Mittel beschränkte sind, ist direkt darauf angewiesen, die langen Lügendepeschen der Yankee-Presse zu übersetzen und ihren Lesern als Neuestes vorzusetzen. Es ist ihr ja nicht möglich, zu warten, bis deutsche Zeitungen herüberkommen, aus denen sie den richtigen Tatbestand entnehmen kann; dies dauert zu lange und der Amerikaner ist überhaupt kein Freund des Wartens. Wer also dort die „gelbe Presse" mit Depeschen bedient, der besorgt dies auch nebenbei für die deutsch-amerikanische

Digitized by Google

Presse. Kommt wirklich nach acht Tagen die richtige Darstellung, so ist das Interesse an den meisten Nachrichten bereits verschwunden, so daß sich eine Richtigstellung journalistisch nicht mehr verlohnt. Der erste Eindruck ist sowieso geblieben und nach so langer Zeit kaum mehr zu verwischen. Wenn man bedenkt, daß schon seit etwa 10 Jahren die Jingopresse Tag für Tag gehässige Nachrichten über die deutschen Verhältnisse brachte, so wird man sich kaum darüber verwundern können, wie sehr diese antideutsche Färbung der Depeschen auch auf die ganze deutsch-amerikanische Presse „abgefärbt" hat.

Hier ist eine rasche Abhilfe dringend nötig, denn wir können zu den Vereinigten Staaten künftighin nur dann in normalen Beziehungen bleiben, wenn das Deutsch-Amerikanertum sich immer energischer gegen die antideutsche Verhetzung wehrt, so daß bei den Wahlen auf die Stimmen derselben Rücksicht genommen werden muß. Hiezu kann und muß aber ein Depeschenbureau sehr vieles, wenn nicht das meiste beitragen.

Ähnlich, liegen die Verhältnisse mit der südamerikanischen Presse, welche in deutscher Sprache erscheint, ja z. T. noch viel schlimmer. Denn die portugiesisch-spanische Presse ist über Deutschland meist noch viel schlechter bedient, als die Yankee-Presse und die wenigen deutschen Blätter Südamerikas können erst recht nicht warten, bis nach vielen Wochen authentische Nachrichten aus dem Heimatland kommen.

Da nun die wirtschaftliche und politische Wichtigkeit der Staaten Südamerikas für uns täglich wächst, so dürfte eine entsprechende Bearbeitung der dortigen öffentlichen Meinung zugunsten der deutschen Politik äußerst erwünscht sein.

Außer in Ostasien und Südamerika liegt unsere wirtschaftliche und politische Zukunft im näheren Orient, wie ich dies in meiner „deutschen Kolonial-Reform" des näheren dargelegt. Wir haben deshalb das allergrößte Interesse daran, daß im kulturellen Brennpunkt des Orients, in Konstantinopel, eine deutsche Depeschen-Agentur arbeitet, welche in Verbindung zu treten hätte mit der Türkei, Bulgarien, Vorderasien, Persien und Ägypten und indirekt mit der gesamten muhammedanischen Welt Asiens und Afrikas. Diese Agentur wäre ebenfalls an das Wolffsche Bureau anzulehnen, es wäre aber die Deutsche Bank, die Levante-Linie, die Vorderasiatische Bank, die Palästinabank uff. finanziell dabei heranzuziehen.

Sind diese drei Depeschen-Agenturen eingerichtet und funktionieren sie zweckentsprechend, dann ist die deutsche Politik jederzeit in die Lage versetzt, ihr wirtschaftliches Zukunftsgebiet der „offenen Tür" geistig in ihrem Sinne zu beeinflussen. Es hängt davon, daß dies auch wirklich und rechtzeitig geschieht, das Gelingen einer deutschen Weltpolitik wesentlich mit ab.

Es folgen Vorschläge für deutsche Übersetzungsbureaux, Vermittlung wissenschaftlicher Artikel und Vortragsreisen im Ausland, zur Verbreitung deutscher Literatur, eingehende Vorschläge für die Anstellung von Preß-Attachés bei den Gesandtschaften, für die Dementierung feindlicher Lügen. Über die Organisation des feindlichen Lügenfeldzugs (u. a. über die Subventionierung des Pariser Blattes „Le Temps" durch den Prager Stadtrat) werden so eingehende Mitteilungen gemacht, daß uns der Krieg auf diesem Gebiet keine Überraschungen gebracht hätte — wenn wir diese Broschüre gekannt hätten. Während des Weltkriegs hat das Wolffsche Bureau, wie uns berichtet wird, seine ausländischen Korrespondenten immer wieder ermahnt, nicht zu viel zu berichten; der Sinn dieser Mahnung sei gewesen, Depeschenkosten zu sparen und dadurch die Dividenden hochzuhalten. Wohingegen Reuter im Dienst des Lügenkriegs u. W. finanziell zusammengebrochen ist und durch freiwillige Zuschüsse wieder aufgerichtet wurde.

Digitized by Google

Die Franzosen in Elsaß-Lothringen.

Von einem elsaß-lothringischen Mitarbeiter wurde uns im Januar geschrieben:

Auf dem Broglieplatz in Straßburg ist vor etwa 15 Jahren, von einem altdeutschen Notar gestiftet, ein Brunnen errichtet worden. Auf hohem Postament steht Vater Rhein in Gestalt eines urwüchsigen Rheinschiffers, der schmunzelnd seine Beute, einen prächtigen Fisch in der Hand hält. Das Denkmal ist vor Einzug der Franzosen mit einem Brettergerüst überkleidet worden, auf dem der gallische Hahn als Wahrzeichen thront. Dieser Vorgang erscheint uns als ein Sinnbild alles dessen, was in den letzten Wochen von französischer Seite unternommen wurde und was weiter unternommen werden wird, um das deutsche Elsaß französisch zu machen. Die alemannische Wesensart der Wasgaubewohner kann durch all diese Maßnahmen wohl vor der Öffentlichkeit hinweggetäuscht werden, es kann wohl die Ansicht verbreitet werden, als ob nun im Wasgau der gallische Hahn endgültig den Sieg davongetragen habe. Der urdeutsche Kern wird jedoch bleiben: Die eherne Gestalt des alten Rheinschiffers steht nach wie vor unter dem kränzegeschmückten Brettergerüst mit seinem Gockel.

Wer wie wir das traurige Schauspiel des Franzoseneinzugs in der wunderschönen Stadt miterleben, wer von Tag zu Tag feststellen mußte, wie das äußere Gepräge Straßburgs ein mehr und mehr französisches wurde, wer mit eigenen Augen sah, wie nicht nur die unzähligen Fahnen und Masten, die französischen Inschriften der Firmenschilder, das Leben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen von französischem Wesen zeugten, sondern wie sich auch die Bewohner, ihre blauweißrote Rosette auf der Brust, aufs krampfhafteste bemühten, den Franzosen zu gefallen und im französischen Wesen aufzugehen, der konnte im Augenblick mit Dante ein Lasciate ogni speranza! sprechen und tieferschüttert zu der Überzeugung gelangen, daß das Lebenswerk von uns Deutschen im Elsaß ein vergebliches war.

Beim ruhigen Betrachten erwies sich aber manches von dem, was uns so tief niederdrückte, als Sinnestäuschung, manche der Erscheinungen ist vorübergehend und durch die augenblickliche Lage zu erklären.

Ich habe die französischen Truppen in Straßburg einziehen sehen; früher bin ich oft Augenzeuge von Kaiserempfängen in der reichsländischen Hauptstadt gewesen. Wenn ich dabei einen Vergleich ziehe, so muß ich vor allem konstatieren, daß es damals die Männerwelt, jetzt die Frauen waren, die den Einzügen ihre eigentümliche Farbe und Wärme gaben.

Jene stramm aufrechten Männergestalten, die durch ihre Hoch- und Hurrarufe die Luft erzittern machten, wenn sie ihren Kaiser begrüßten, fehlten bei dem Franzoseneinzug. Hinter den schreiend gestikulierenden Spalieren der Weiber und Kinder standen wohl manche feldgraue Elsässer ohne Abzeichen, die den einziehenden bisherigen Feind mit kritischen Blicken maßen. „Wenn die Amerikaner ihnen nicht geholfen hätten, wären sie heute nicht da!“ so und ähnlich hörte ich einen zum anderen sprechen. Auch ältere Männer mit ihren Rosetten auf der Brust sah ich da in eisigem Schweigen stehen. Die eigentlichen Akteure bei diesen Empfängen waren die Mädchen in ihren bunten Trachten, die freilich oft mehr Phantasiekostüme waren. Sie riefen: Vive la France! Merde la Prusse! sie sprangen wie toll in die Reihen der Einziehenden, küßten sie ab und stießen Freudenrufe aus, bestiegen die Kanonen und Fouragewagen und sangen die Marseillaise, die die Musik spielte, mit,

Digitized by Google

freilich nicht in den Worten des französischen Textes, den kannten sie nicht, sondern mit „la, la!“ Aber das alles war doch mehr Komödie. Die Franzosen selbst haben sich über dieses, alles Schickliche weit hinter sich lassende Verhalten der elsässischen Damenwelt in verächtlicher Weise geäußert: „Die feinsten der elsässischen Notabelntöchter sind noch weit geringer als die gemeinsten Pariser Grisetten!“ „Die Ware ist hier in Straßburg teuer, sehr teuer, aber die Liebe ist billig, so billig!“ — eine wegwerfende Handbewegung folgte diesem Ausspruch des französischen Leutnants, den ich mit eigenen Ohren vernahm. Ich fuhr mit der Straßenbahn. Mehrere französische Offiziere saßen mit in dem überfüllten Wagen. Da trat eine Elsässerin in Kostüm in den Wagen:

„Vive la France, Merde la Prusse!
D' Schwowm müßn' zum Ländel nüs!“

rief die Schöne, indem sie den Franzosenoffizieren aufdringliche Blicke zuwarf. Da erhob sich ein älterer französischer Offizier von höherem Rang und trat auf das Frauenzimmer zu. „Mein Fräulein,“ sagte er im Tone des ernsten Verweisens in gebrochen deutscher Sprache, „das ist aber nicht fein, was Sie da sagen.“

Die Franzosen schienen selbst im Grunde sehr überrascht über ihren Siegeszug. „Es ist mir noch alles wie ein Traum“, sagte General Gouraud in seiner Erwiderung auf die bombastische Empfangsrede, mit der er von dem Sozialisten Peirotes gefeiert wurde. In der Tat ein Traum für den, der vor einigen Monaten unsern Ansturm an der Marne abwehren half.

Doch das Erstaunen währte bei den gallischen Siegern nicht lange. Schon am Tage nach dem Einzug wurde mit durchgreifenden Verwelschungsmaßnahmen der Anfang gemacht. Dazu war es vor allem nötig, alle diejenigen Beamten, Geschäftsinhaber, Industriellen, Professoren, Ärzte usw. kaltzustellen, von denen man annehmen konnte, daß sie an ihrer deutschnationalen Auffassung festhalten würden. Es begannen die Entsetzungen und Ausweisungen, von denen im Laufe der letzten sechs Wochen alles in allem wohl gegen 1000 Personen betroffen sein dürften. Diese Maßnahmen sind ein reiner Willkürakt und entbehren jeder Rechtsgrundlage. Vor ihrem Einmarsch haben die Franzosen wiederholt in offizieller Form erklärt, daß Leben und Eigentum der Deutschen gesichert sei. Statthalter Dr. Schwander, der sein Amt freilich antrat und fortführte, ohne irgendwelchen Hinterhalt an der elsässischen Volksvertretung zu haben, erklärte den Beamten wiederholt, daß alle auf ihrem Posten bleiben müßten. Er ging dabei von der eigentlich ganz selbstverständlichen Annahme aus, daß Elsaß-Lothringen bis zum Friedensschluß ein deutsches Land unter deutscher Verwaltung bleiben müsse. Punkt 6 der Waffenstillstandsbedingungen lautete: „In allen vom Feinde geräumten Gebieten ist die Fortführung von Einwohnern untersagt. Dem Eigentum der Einwohner darf kein Schaden oder Nachteil zugefügt werden. Kein Bewohner wird wegen Vergehens der Teilnahme an Kriegshandlungen, die der Unterzeichnung des Waffenstillstands vorangingen, verfolgt.“ Daran haben sich die Franzosen auch insofern nicht gekehrt, als sie, besonders in Metz, frühere Militärpersonen vielfach internierten oder wegschleppten.

Anstatt die deutsche Verwaltung bis zum Friedensschluß zu gewährleisten, sind sämtliche Verwaltungen unter französische Leitung gestellt worden, nachdem die unbequemen Beamten von einem Tag auf den anderen des Landes verwiesen wurden. Die Universität ist aufgehoben. In den Schulen wurde das Französische zum Hauptfach erhoben; die altdeutschen Lehrer und Schüler sind vielfach aus den Anstalten verwiesen.

Digitized by Google

Auch die drei staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften haben sich den französischen Wünschen restlos untergeordnet. Die katholischen und auch ein erheblicher Teil der protestantischen Geistlichen hat sich dabei durch eine überhastete Liebedienerei bemerklich gemacht, offenbar in der Absicht, ihren staatlichen Charakter, wenn irgend möglich zu retten. An der Spitze der Festkommissionen marschierten in der Regel die katholischen Geistlichen im vollen Ornate. Am Hauptportale des Münsters wurden die einziehenden Generale von den Domherren und Vertretern der Geistlichkeit empfangen und in feierlicher Prozession zum hohen Chore geleitet. Der Vorgang erinnerte mich in mancher Hinsicht an den am 30. September 1681 erfolgten Empfang Ludwigs XIV. durch Bischof Egon von Fürstenberg. Die beiden Bischöfe hielten sich allerdings von der Feier fern. Dagegen entbot der Generalvikar Jost in schwungvollem Französisch den Gruß des gesamten katholischen Elsasses an die katholische Mutter Frankreich. Andächtig knieten die Generäle im hohen Chore und dankten der heiligen Jungfrau für den verliehenen Sieg. Nach der Messe erklangen französische Weisen, wie das „Nous voulons Dieu“ und „Pitié, mon Dieu“. „Der Domkustos Domherr Schickelé und der Münsterpfarrer Grandadam dürfen mit großer Genugtuung den Dank Frankreichs für einen so herrrlichen Empfang entgegennehmen“, so endet das katholische Blatt „Der Volksfreund“ seinen Bericht über die geradezu „überwältigende“ Feier.

Weniger „überwältigend“ war die Feier in der evangelischen Neuen Kirche, die kaum von Franzosen besucht wurde. Um so taktloser benahmen sich eine Anzahl evangelischer Geistlicher, die in ihren Predigten Deutschland in der gehässigsten Weise mit Schmutz bewarfen. Einer unter ihnen, der noch vor kurzem im großen Saale des Sängerhauses bei einer Lutherfeier ein freudiges Bekenntnis für sein Deutschtum und seinen deutschen Luther ablegte, behauptete in seiner ersten Predigt nach dem Einrücken der Franzosen, daß er, während die Deutschen ihre erlogenen Siege gefeiert hätten, zu Hause im stillen Kämmerlein mit Tränen in den Augen den Sieg Frankreichs erfleht habe. Derartige Ergüsse blinden Hasses wurden übrigens auch bei den altelsässischen Kirchenbesuchern meist mit offener Entrüstung aufgenommen. Überhaupt fanden manche Maßnahmen der Franzosen von Anfang an eine ablehnende Beurteilung im breiten Publikum. Die vorausgesagte bessere Ernährung kam den Steckelburgern nicht schnell genug, wenn sie auch allmählich eintraf.

Am peinlichsten aber wird auch von den altelsässischen Geschäftsleuten die vollständige Absperrung von Deutschland empfunden, die sich auch auf den Post- und Telegraphenverkehr ausdehnt. Viele Geschäfte, die ihre Ware fast ausschließlich aus Deutschland bezogen, brachte diese Maßnahme dem Ruine nahe. Im „Journal d'Alsace“ wurde darüber von einem der wütendsten Deutschenhasser in beweglichen Worten Klage geführt. Bis jetzt ohne jeden Erfolg. Ich glaube auch nicht, daß sich dieser für die Ausgewiesenen, die ihre Angehörigen im Elsaß lassen mußten, fast unerträgliche Zustand so bald ändern wird.

Die im letzten Monat erfolgte Valutaänderung trägt noch das ihre dazu bei, diese aus Furcht vor dem Bolschewismus erfolgte Maßnahme zu verlängern. Die französische Regierung hat die Währung im Lande derart geregelt, daß den Altelsässern und Lothringern für 1 Mark 1,25 Franken vom französischen Staate umgewechselt wird, während die Deutschen nur den Kurswert von kaum 0,70 erhalten. Frankreich schenkt nach den Angaben der elsaß-lothringischen Presse den Elsaß-Lothringern dadurch 1½ Milliarden. „Diese Summe“, so schreibt dazu das ‚Straßburger Echo‘ — früher die von dem Bayern Wolf-

Digitized by Google

Hoffmann so patriotisch gehaltene ‚Bürgerzeitung' — „wird in den 1250 Milliarden (!) Kriegskosten enthalten sein, die nach neuester Berechnung der Verband von den Besiegten fordern wird." Die schwere Schädigung der Eingewanderten wird von dem Blatte damit begründet, daß keine französische Regierung es verantworten könnte, altdeutschen Bewohnern ihren Besitz um $33^1/_3$ % zu erhöhen, da sie doch noch Feinde der Franzosen seien. Der Ausgleich bestehe für die unbemittelten Kreise darin, daß in Bälde ein Sinken der Preise für viele Gegenstände des Lebensunterhalts zu erwarten sei. Mit Ausnahme des Weines ist diese Verbilligung der Lebensmittel bis jetzt aber kaum eingetreten. Die Valutaänderung hat den Überfluß an barem Gelde noch erhöht. Der Elsässer, insbesondere der Bauer und der Geschäftsmann stapelte das Bargeld, insbesondere auch Gold- und Silbermünzen in großen Mengen auf. Es wurden mir Leute genannt, die 30—50 000 Mark in Bargeld liegen hatten![1])

Das Geschenk Frankreichs, das für manchen elsässischen Geschäftsmann und Bauern so erfreulich war, ist in den einheimischen Arbeiterkreisen, die nur wenig Geld umzuwechseln hatten, mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Das sozialistische Organ „Die Freie Presse", die übrigens sonst ganz im nationalistisch-französischen Fahrwasser schwimmt, muß auch offen zugeben, daß der Milliardensegen Frankreichs dem Durchschnittsarbeiter eher schaden als nützen wird.

Die Arbeiter und Bauern sind überhaupt am wenigsten begeistert von dem, was die Franzosen ihnen brachten. Sämtliche Organisationen der Arbeiter wurden aus Furcht vor dem Bolschewismus aufgehoben. In den staatlichen Betrieben ist die Arbeitszeit hinaufgesetzt, der Lohn gedrückt worden. Wohl wurde angekündigt, daß Frankreich die Invaliden- und Arbeiterversorgung für die elsaß-lothringischen Arbeiter beibehalten will. Allein auf die Dauer dürfte bei dem Hin- und Herfluten der Arbeiter von Elsaß-Lothringen nach dem alten Frankreich die Sondergesetzgebung für Elsaß-Lothringen zu allen möglichen Unzuträglichkeiten führen. Die soziale Gesetzgebung wie die gesamte Arbeiterfürsorge dürfte überhaupt je länger je mehr ein Pfahl im Fleisch des französischen Rentnerstaats werden und ihm die Früchte des Sieges vergällen, den er aus eigner Kraft nicht hätte erringen können.

Auch der elsässische Bauer dürfte dem französischen Nationalisierungsfanatismus noch manche harte Nuß zum beißen geben. Die Vereinigung Elsaß-Lothringens mit Frankreich wird für den gesamten Grundbesitz von den einschneidendsten, wenn nicht geradezu katastrophalen Folgen sein. Infolge der Entvölkerung und des damit verbundenen Mangels an Arbeitskräften hat nämlich der Grund und Boden in dem überaus fruchtbaren Frankreich einen außerordentlich niedrigen Preis. So wurden Güter an den unmittelbaren Grenzen Lothringens in Frankreich in der Größe von 50 ha für einen Preis von 24 000 Franken einschließlich der Gebäude angeboten, während das gleiche Gut auf elsaß-lothringischem Boden das Dreifache, also wohl 60 000 bis 70 000 Mark kostet. Der nun zu erwartende Preisausgleich wird für den

[1]) Dieses Bargeld wurde auf die für den Umtausch bestimmten Banken gebracht und gegen französische Banknoten umgetauscht. Dabei kamen große Summen in Gold zum Vorschein, die von Altelsässern zurückbehalten worden waren, die Namen der Besitzer dieser Goldsummen wurden vom Journal d'Alsace-Lorraine veröffentlicht und das Blatt forderte zur Nachahmung ihres patriotischen Beispiels auf mit den Worten: Donnez votre or à la banque de France! (Gebt euer Gold der Bank von Frankreich!) D. Schr.

Digitized by Google

elsässischen Bauern die allerbedenklichsten Folgen nach sich ziehen. Frankreich ist durch den Krieg in der Entvölkerung soweit fortgeschritten, daß dort Hunderttausende von Gütern frei wurden, dadurch, daß ihre Eigentümer fielen, ohne daß ein Ersatz an ihre Stelle treten könnte. Alle diese Güter werden auch weiterhin auf den französischen Grundstücksmarkt drücken und eine noch weitergehende Entwertung der Güter zur unausbleiblichen Folge haben. Durch das Sinken der Güterwerte in Frankreich werden die elsässischen Bauern andauernd schwer betroffen.

Noch schlimmer ist der elsaß-lothringische Weinbauer daran. Die im Überfluß vorhandenen französischen Qualitätsweine, mit deren Einfuhr die Franzosen jetzt noch zurückhalten, werden, sobald einmal der Friedensschluß und mit ihm der Anschluß Elsaß-Lothringens an Frankreich erfolgt ist, einen derartigen Druck auf den elsaß-lothringischen Weinmarkt ausüben, daß viele elsaß-lothringische Weinberge gar nicht mehr mit Erfolg bebaut werden können.

Der Bauer wird aber auch an den Verwelschungsversuchen der Franzosen keine Freude haben und sich ihnen aufs hartnäckigste widersetzen. Alle Versuche der Franzosen werden in dieser Hinsicht an der Zähigkeit des elsässischen Dickschädels abprallen.

Nach den ersten Jahren des Deutschenhasses und der Deutschenverhetzung in Elsaß-Lothringen werden die Franzosen einsehen müssen, daß sie, wenn das Wirtschaftsleben Elsaß-Lothringens nicht zum dauernden Darniederliegen verurteilt sein soll, die deutsche Mithilfe nicht entbehren können. Schon vor dem Krieg und noch mehr während desselben hat nämlich die Zahl der Alteingesessenen in Elsaß-Lothringen in fast ebenso bedenklicher Weise abgenommen wie in Frankreich. Die Altdeutschen waren es, die in den größeren Städten das Minus der Geburten über das Plus der Totenfälle verhinderten. Im Augenblick ist die Zahl der Alteingesessenen in Elsaß-Lothringen auf etwas über eine Million zu beziffern, während die Eingewanderten, wenn man ihre im Elsaß geborenen Kinder dazu rechnet, und die Schweizer, Luxemburger und Österreicher dazunimmt, sich auf gegen eine halbe Million beziffern. Wenn Frankreich ein Aufblühen seiner eigenen, wie der Industrien Elsaß-Lothringens herbeiführen will, so kann es den Zug von Osten nach Westen nicht auf die Dauer hintanhalten.

Die Franzosen in Straßburg.

Ein Tagebuch aus dem November und Dezember 1918.

Am Straßburger Stadttheater wird sofort ein Regisseur gewünscht. Ich telegraphiere meine Zusage.

11. November. Im „Schnellzuge" von Hannover nach Frankfurt. Die Fahrt dauert 22 Stunden.

Frankfurt a. Main, 12. November. Die Revolution hat auch hier wie überall gesiegt. Man erzählt, der Kaiser, der aus dem Hauptquartier in Homburg verschwunden ist, halte sich im Hause des Herrn von Bethmann versteckt.

Le roi me reverra! Bismarcks prophetisches Wort geht ihm schrecklich in Erfüllung. Das Erbe des eisernen Kanzlers ist verschleudert. Wilhelm flieht nach Holland. Der Waffenstillstand in Vorbereitung.

Ich frage bei dem Intendanten des Straßburger Theaters telegraphisch an.

Digitized by Google

ob mein Kommen in der veränderten Lage noch erwünscht ist. Der Intendant, der offenbar noch keinen Überblick hat, telegraphiert zurück: So bald als möglich erwünscht.

13. November, abends. Ankunft in Straßburg. „Wir sind alle Franzosen", sagt mir mein Wirt. Er sitzt mit mehreren Altelsässern im Erdgeschoß seiner Wirtschaft, nahe am Bahnhof. Sie beklagen sich alle über den Druck des „preußischen Stiewels". Ein älterer Mann spricht erbittert darüber, daß Elsässer Landsturmleuten, die sich an der Front ausgezeichnet hatten und das Eiserne Kreuz trugen, jahrelang der Urlaub in die Heimat verweigert wurde. Man hielt sie im Osten fest, weil man befürchtete, sie möchten zu Hause Unliebsames erzählen.

„Sie können das nicht so genau wissen, wie man uns behandelt hat — wir sind alle Franzosen, mein Herr."

Diese Altelsässer führen ihr Franzosentum nicht auf die zweihundertjährige, durch den Raubkrieg Ludwig XIV. gegründete Herrschaft, sondern viel weiter zurück auf das Karolingerreich — sie rechnen „Charlemagne" zu den Franzosen. Es hilft nichts, sie daran zu erinnern, daß die Elsässer ein urdeutscher Stamm sind, daß das Weltreich der Karolinger ein im Kern germanisches war und Frankreich eine seiner Provinzen.

Sie scheinen auch keinen Wert darauf zu legen, daß Straßburg unter der preußischen Regierung sich um ein beträchtliches erweitert und entwickelt hat. —

Das Stadttheater wird nicht lange mehr deutsch spielen, sagte ich mir.

15. November. Mein erster Eindruck bestätigt sich. — Am Stadttheater gibt es für mich keine Inszenierung mehr — dagegen Bureauarbeiten, Korrespondenzen mit Autoren und Verlegern, die eine baldige Auflösung des Theaterbetriebes erwarten lassen.

In der Stadt reges Leben. Im „Luxhof", wo man von der Kriegsnot nichts merkt und zu erschwinglichen Preisen eine kräftige Mahlzeit vorgesetzt bekommt, sieht man Offiziere und Beamte, die sich vor ihrer Abreise in das Hungerland der „boches" gütlich tun. Es wird wenig und in gedämpftem Ton gesprochen. Lebhafter geht es in den Kaffeehäusern zu, wo Altelsässer verkehren. Man diskutiert. Die Gruppen der Altdeutschen — der „Dütschen", wie der Straßburger sagt — und der französisch Gesinnten scheiden sich deutlich voneinander.

20. November. Die letzte deutsche Aufführung am Stadttheater. Die Pforten des Musentempels am Broglieplatz, der mehr als vier Jahrzehnte deutscher Kunst gedient hat, werden geschlossen. Ein Stück Welttheater tut sich vor mir auf: Die Einzüge der Franzosen gehören zu den besten Inszenierungen, welche ich je gesehen habe.

Die letzten deutschen Feldgrauen ziehen fort, bleich, abgezehrt, invalide, mit geflickten Uniformen — welche durch die freiwillige Entfernung der Achselstücke degradiert wirken — wie ein Ausdruck der tiefsten Erniedrigung, nicht der Freiheit.

Auf allen Türmen, Giebeln und den Fenstern prangt das Blau-Rot-Weiß der „République". Unter den Trikoloren sind Erbstücke aus der Großväterzeit, die man in Truhen verwahrt hatte. Dazwischen sieht man häufig das amerikanische Sternenbanner und die Farben Großbritanniens.

Die Statue des Vater Rhein am Monumentalbrunnen vor dem Theater — cette impudique statue — so äußert sich das (plötzlich französisch erscheinende) Journal d'Alsace mit durchaus ungallischer Prüderie über den gänzlich unbekleideten Flußgott — wird in einem steinfarbenen Holzbau versteckt. Auf diesen

Digitized by Google

Brettern, die eine Pyramide bedeuten, spreizt sich flügelschlagend ein goldbronzierter gallischer Hahn — der Schutzpatron und das Sinnbild der bevorstehenden theatralischen Veranstaltungen.

Die wachsende Erregung der deutschfeindlichen Bevölkerung äußert sich in Angriffen. Einige „dütsche" Geschäfte werden gewaltsam geschlossen — Schaufenster werden eingestoßen. Die Auswanderung beginnt. Zahlreiche Altdeutsche verlassen die Stadt schon vor dem Einzug der ersten Franzosen.

Ich wohne der Front des weitläufigen Reichspostgebäudes gegenüber — eines der mit pompöser Raumverschwendung aufgeführten Denkmale der preußischen Regierung in einem der neuen Stadtteile. Über den beiden Hauptportalen sind links Standbilder der Karolinger und Staufen — rechts der drei Hohenzollernkaiser errichtet.

Ich bemerke eine Menschenmenge, die sich am rechten Portal um eine Leiter schart — oben sind junge Leute damit beschäftigt, den drei Hohenzollernkaisern die Köpfe abzuschlagen. Dieser Hinrichtung in effigie sieht die Menge mit stummer Andacht zu.

Dasselbe Schicksal hat die Kolossalstatue des alten Kaiser Wilhelm auf dem Kaiserplatz — „du grand père", wie er mit gehässiger Beziehung auf den Enkel genannt wird. Die Statue wird umgeworfen, Studenten beteiligen sich an diesem symbolischen Akt und tragen den abgeschlagenen Kopf auf den Kleber-Platz — er wird am Denkmal des napoleonischen Generals feierlich niedergelegt. Den Rumpf können die Zerstörer nicht zerkleinern — er bleibt — ein Symbol für das führerlose Deutschland — liegen, nur kleine Stücke werden abgesprengt und als Reliquie mitgenommen . Vom Kaiserplatz dröhnen in mein Schlafzimmer bis gegen Morgen die Hammerschläge.

21. November. Erster Aufzug. Französische Truppen kommen in die geschmückte Stadt — jubelnd begrüßt, strahlend und wohlgenährt in neuen feldblauen Uniformen. Es läßt sich denken, daß man nicht die schlechtesten ausgesucht hat. Man sagt, es sind ausgeruhte Garnisontruppen. An ihrer Spitze der Kommandant der 4. Armee, der einarmige General Gouraud, „le soldat sans peur et sans reproches".

25. November. Zweiter Aufzug. Der Hauptkommandierende der französischen Armee, der vor wenigen Tagen zum Marschall ernannte General Pétain mit seinem Stabe — im Zuge Chasseurs d'Afrique, Zuaven, Indochinesen neben Artillerie, Infanterie und Genietruppen. Drei Musikkapellen. Die Truppen präsentieren vor dem Denkmal des General Kleber. Tedeum im Münster. Gottesdienst in der Barfüßerkirche und in der Synagoge. Abends Fackelzug. Eine ungeheure Menschenmenge in enthusiastischer Bewegung füllt die Straßen. Der preußische Schutzmann wird nicht vermißt. Man sieht die Elsässerinnen in ihren schmucken Landestrachten Arm in Arm mit französischen Offizieren und Soldaten.

27. November. Dritter Aufzug. Marschall Foch auf einem schmucken Rappen mit den Generälen Castelnau, Wandenberg, Weigand. Ein peloton chasseurs d'Afrique reitet voraus. Es geht nach der Zitadelle, von dort nach dem Kleberplatz, wo aus allen dichtbesetzten Fenstern die Taschentücher der Damen winken. Foch grüßt die das Denkmal umgebenden Fahnen und das Abbild Klebers mit dem Krummsäbel des napoleonischen Generals. Er hat diese Reliquie aus Paris mitgebracht. Marseillaise, Tedeum im Münster und so fort. Auf den Straßen ein buntes Jahrmarkttreiben.

28. November. Täglich werden Deutsche ausgewiesen. Sie müssen binnen

Digitized by Google

24 Stunden nach der Zustellung des Ausweisungsbefehls die Stadt verlassen. 500 Mark von ihrem Vermögen und 40 Kilogramm Gepäck dürfen sie mitnehmen. Das andere wird — beschlagnahmt. So wandern sie über die Rheinbrücke nach dem badischen Kehl — „üwers Bächle", wie der Elsässer schadenfroh sagt — vom Straßburger Pöbel beschimpft und bespuckt. Die Ausweisung trifft Männer, die sich hochverdient um Straßburg gemacht haben, Professoren, Großkaufleute, Industrielle. Das Denunziantentum spielt dabei eine verhängnisvolle Rolle. Deutsche Konkurrenten werden durch Verdächtigungen auf bequeme Art beseitigt. Die französischen Wachsoldaten sehen gleichgültig zu und greifen nur ein, wenn die Insulte handgreiflich werden.

Einmal müssen sie einen französischen Beamten aus den Händen der Elsässer befreien, weil man diesen fonctionnaire für einen „Dütschen" hielt und ihm den Zylinder eingetrieben hatte.

Mais que faites-vous! C'est un Français!

Beschämt schleichen die Angreifer zurück.

Einer Mutter wird an der Brücke ihr Kind aus den Armen gerissen. Sie wird vor Schreck ohnmächtig und muß zurückgebracht werden.

Bei der Durchsuchung nach französischem Geld und Schriftstücken, welche sich die Fortreisenden gefallen lassen müssen, werden Frauen und Mädchen von den Beamten völlig entkleidet und in schamloser Weise angetastet.

Wehrlose zu schänden ist ein Zeichen entarteter Schwäche.

8. Dezember. An den Anschlagsäulen liest man die Erklärung der Delegierten von Elsaß-Lothringen, welche den Protest von Bordeaux von 1870 erneuert haben.

9. Dezember. Vierter Aufzug. Le comble. Der Präsident Poincaré, der Ministerpräsident Clemenceau mit 500 Senatoren und Deputierten und die Höchstkommandierenden der Entente kommen — Sir Haig, den Amerikaner Pershy, auch einen polnischen Legionär sieht man im Stabe. Miß Wilson, die tagelang schon in Straßburg umhergewandert, shopping und Gefangene besuchend, ist beim Empfange.

Große Plakate künden an den Säulen:

République Française
Visite de M. Reymond Poincaré
Président de la République
et de M. George Clemenceau
Ministre du conseil
et des membres du Sénat et des Deputés.
A 9 h. du matin
Arivée à la gare de M. le Président
à 9 h. 1/2
Reception à l'Hôtel de ville
Discours de M. le Président
du haut du perron de l'Hôtel de ville.
A 1 h. Defilé des troupes
Place de la République.
A 2 h. Concert militaire.
A 3 h. 1/4 Mme Chanal (de l'opéra)
chantera la Marseillaise du haut du perron
de l'Hôtel de ville.
A 8 h. Retraite aux flambeaux, Illumination.

Digitized by Google

Der Präsident wird am Bahnhof vom Magistrat begrüßt und nimmt, wie ehemals Louis XIV. die Schlüssel der Stadt in Empfang. Er dankt in einer kurzen Anrede. Einzug.

500 Französinnen in Elsässer Landestrachten hat man mitgebracht und geschickt verteilt, um die Scharen der echten Elsässerinnen und Lothringerinnen aus allen Landesteilen zu verstärken.

Ein Flieger wirft als Verheißung der kommenden Friedensgenüsse Schokolade herab.

Um 9½ Uhr erscheint der Präsident mit seinen Begleitern auf der Freitreppe des Rathauses, neben ihm der schöne Greisenkopf Clemenceaus — „Le Tigre", so grüßt ihn mit hälblautem Rufe die tausendköpfige Menge. Und nun beginnt der eindrucksvolle Akt dieses Théatre paré. Poincaré will sprechen — die kleine Gestalt eines gut gepflegten épicier reckt sich. Silence, silence! Es wird augenblicklich still.

Le plébiscite est fait!

Der Präsident sagt es mit einer jede weitere Erörterungen energisch abwehrenden Bewegung des rechten Armes, während die Linke das Manuskript auf der Treppenrampe umkrampft.

Pas à trois. Poincaré, le petit maître de danse, führt die gelehrige Elevin Mlle. d'Alsace der in Schönheit alternden Prima Ballerina Mme. La France in die Arme.

„L'Alsace s'est jetée en pleurant de joie, au cou de sa mère retrouvée."

Die Rede des Präsidenten, in ihren historischen Voraussetzungen gewagt, ist politisch wohlberechnet.

Die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Frankreich ist keine zufällige — sie ist nicht zurückzuführen auf das Saint-Empire, das Poincaré für eine künstliche Schöpfung erklärt, sondern viel älteren Ursprungs.

Germani trans Rhenum incolunt, d. h. die linke Rheinseite gehört von jeher den Kelten. Mit diesem Zitat wird die Annexion des linken Rheinufers angekündigt.

Man spielt die Marseillaise auf demselben Place Broglie, wo gegenüber dem Stadthaus noch das schmale Giebelhaus steht, in welchem Rouget de l'Isle wohnte und sein Lied der Freiheit komponierte und sang.

Auf dem ehemaligen Kaiserplatz — jetzt schnell in Place de la République umgetauft — Defilé der Truppen vor der Tribüne des Präsidenten. Den leeren Sockel in der Mitte des Platzes, wo die Kolossalstatue Kaiser Wilhelms stand, hat man keusch mit einer Pyramide von Tannengrün geschmückt.

Marokkaner, schlitzäugige Anamiten, Tonkinesen und Negertypen ziehen vorüber — Engländer und hochstämmige Amerikaner, fast um Kopfeslänge die französischen Kerntruppen überragend.

Fünfzehn Tanks müssen in einer Nebenstraße halten — es sind kleinere, gefährlichere Untiere — die großen massigen haben sich nicht bewährt. — Sie kriechen, von zwei Mann im Innern (für Führung und für Maschinengewehr) bedient, auf ihren Bändern wie auf Raupenfüßen, mit leichtem Rasseln dahin — mit leopardgelben Schutzfarben, mit Erd- und Grasflecken zur Anpassung an das Terrain bemalt.

Um 3¼ Uhr Auftreten von Mlle. Chanal auf der Freitreppe des Rathauses. Sie singt die Marseillaise in dunkler Schwesterntracht, im linken Arm die Trikolore, den rechten Arm beständig hoch erhoben, mit der gleichen Geste, wie Rouget de l'Isle auf dem bekannten Bild, das ihn darstellt, wie er im Hause des

Digitized by Google

Maire von Straßburg zum ersten Male vor einem kleinen Kreise seinen unsterblichen Sang der Freiheit vorträgt.

Seltsame Fügung, daß er die Melodie zu seiner Marseillaise einer deutschen geistlichen Komposition entlehnte. Sie ist neuerdings im Credo von Holtzmanns 4. Messe (1770 entstanden) vollständig aufgefunden worden.

Mlle. Chanal wird öfter unterbrochen, weil die Zuhörer nur die erste Strophe kennen. Man ruft „Silence!“ und sie schließt — den rechten Arm beständig hoch in der Luft — eine Oktave höher mit einer Fermate!

Marchons, marchons
Qu'un sang impure abreuve nos si-l-lons!

Im Hause, wo Rouget de l'Isle wohnte[1]), verkauft man Kolonialwaren zu erträglichen Preisen — Verheißungen lang entbehrter Genüsse. Tee, Kaffee, Kakao, Schokolade, Zitronen, Vanille, Mandeln und Kastanien, und exotische Fette in Mengen, — in den Metzgerläden prangen Würste — dazu werden in den Bäckereien Weißbrötchen verkauft, sie sind trotz der noch bestehenden Mehlknappheit zur Feier der französischen Besitzergreifung für kurze Zeit vom Magistrat erlaubt. In den Kantinen kann man ganze Schweizerkäse zu Friedenspreisen erstehen.

Panem atque circenses — das wissen die Erben der lateinischen Rasse — und bringen beides in Fülle.

Den Altelsässern wechseln sie das reichsdeutsche Geld zur vollen Währung (für 1 Mark = 1 Franken 25 Centimes) ein. Die „Dütschen“ müssen sich mit 65 Centimes für 1 Mark begnügen.

10. Dezember. Marchons, marchons! krähen am nächsten Tage die kleinen Schuljungen — sie kommen nicht über den Refrain hinaus — sie werden gezwungen, schnell das Fehlende nachzuholen, denn in allen Schulen werden sechs Stunden Französisch und — zwei Stunden Deutsch eingeführt.

Den Franzosen geschieht wie im Traum, sie haben Elsaß-Lothringen ohne Waffengewalt genommen — wie vor zwei Jahrhunderten, als Louis XIV. in seiner mit sechs Apfelschimmeln bespannten Staatskarosse in Straßburg einzog.

Ein Franzose schrieb damals: „Alle Welt kann sich nicht von der Bestürzung erholen, daß die Franzosen Straßburg ohne einen einzigen Kanonenschuß eingenommen haben.“

Und einen französischen Offizier hörte man im Dezember 1918 sagen: Nous n'avons pas vaincu, mais nous avons gagné. Gesiegt nicht, aber gewonnen.

Darauf kommt es an: Es gilt nicht allein, Länder zu erobern, man muß auch die Völker gewinnen.

22. Dezember. Ich nehme Abschied von dir, Straßburg, der wunderschönen Stadt, in der Erwin gebaut und Goethe gedichtet hat — le plus humain des Allemands, wie Poincaré in seiner Anrede an den Magistrat bemerkte.

Und wiederum in fünfzig Jahren — tausend Jahre sind wie ein Tag — und fünfzig noch keine Stunde auf der Weltenuhr. Ist ihr Zeiger eine Stunde weitergerückt, dann werden die Geographen eine neue Karte von Europa gezeichnet haben.

Auf dem Broglieplatz hält der wieder enthüllte Vater Rhein noch immer mit gutmütigem Lächeln den Vorübergehenden seinen zappelnden Fisch hin — ein Sinnbild der ewig, und unbekümmert um alle Zerstörung, spendenden Natur.

Weihnachtsbäume werden feilgeboten. Vorzeichen der Verheißung: Frieden auf Erden.

Alfred Walter-Horst.

[1]) Broglieplatz 3, es ist durch eine Gedenktafel gekennzeichnet.

Digitized by Google

Berichte von elsässischen Ausgewiesenen.

Die Tochter eines Beamten schreibt: „... Im Frieden wie im Krieg hatten wir uns stets ausgezeichnet mit der Bevölkerung verstanden; da mein Vater schon über 47 Jahre im Elsaß weilt und eine geborene Elsässerin zur Frau hat, ist das ja ganz natürlich. Unser Verhältnis zu unsern elsässischen Landsleuten änderte sich jedoch, seit sich das Kriegsglück gegen Deutschland wandte. Immer unverhohlener trat bei vielen die Freude an Deutschlands Unglück hervor. Halbwüchsige Burschen und Mädchen, die eben noch eifrig deutsche Soldatenlieder gesungen hatten, zogen bereits Ende Oktober unter dem Gesang des französischen Nationalliedes durch die Straßen, und an dem Tag, an dem der Kaiser gestürzt wurde, sah man schon an vielen Ecken des Städtchens die bezeichnende Aufschrift: „Der nächste Weg nach dem Rhein: Merkts Euch, Schwowe!"

Schließlich war das ganze Volk, vor allem durch die „bessere" Gesellschaft, die immer französelt hatte, bis zum Einzug der Franzosen so gegen Deutschland aufgehetzt und für die „Befreier" begeistert, daß der 18. November für ... ein Tag unbeschreiblichen Jubels und ausgelassener Freude wurde. Da war fast kein elsässisch Haus, das nicht mindestens eine Fahne draußen hatte. Die meisten Gebäude waren außerdem mit einer Unmenge kleiner Trikoloren geschmückt — an einem zählte ich z. B. nicht weniger als 42 große und kleine Fahnen! — Ich hörte von zwei alteingesessenen Bürgern, die auf dem Standpunkt standen: „Ich hatte keine deutsche Fahne — ich schaffe mir auch keine französische an." Sie wurden auf das Bürgermeisteramt gerufen und solange überredet, bis sie zu flaggen versprachen.

In den folgenden Wochen reihte sich Fest an Fest. Fünf Umzüge wurden im Lauf des Dezember durch die Stadt veranstaltet. Jedesmal gingen eine Menge Elsässerinnen in Nationaltracht mit, an der Spitze Töchter der besten Familien Arm in Arm mit den Offizieren und Soldaten; außerdem begleitete eine Anzahl Knaben in Zuavenuniform den Zug. Die Elsässer, die sich vorher als deutschfreundlich gezeigt hatten, schrien nun doppelt laut: Vive la France!, um nicht von ihren Landsleuten geächtet zu werden.

Die Deutschen blieben natürlich soviel wie möglich zu Hause, da sie auf der Straße immmer Gefahr liefen, belästigt zu werden. Es ging ihnen ohnehin schlecht genug. Alle deutschen Beamten wurden in .... zwei Stunden nach dem Einrücken der Franzosen abgesetzt, trotzdem sie von dem elsässischen Nationalrat ausdrücklich verpflichtet worden waren, während der Franzosenherrschaft ihren Dienst weiter zu versehen. (Die Post- und Bahnbeamten mußten allerdings nach zehn Tagen wieder eingesetzt werden, da es ohne sie doch nicht ging.) Viele Beamten, die ihr Gehalt monatlich bezogen, kamen durch diese Maßnahmen in große Not, da den abgesetzten Leuten auch kein Gehalt bezahlt wurde. — Den deutschen Geschäftsleuten wird der Aufenthalt im Elsaß auf die Dauer dadurch unmöglich gemacht, daß man auf jede Art und Weise versucht, die Käufer von ihren Geschäften fernzuhalten. So wurden in .... Plakate angeschlagen, auf denen die „Schwowelädе" genannt und die Einwohner vor ihnen gewarnt wurden. In Kolmar waren sogar einige Zeit Leute angestellt, die vor den deutschen Läden standen, um Kunden zu verscheuchen. Ja, kurze Zeit nach dem Einzug der Franzosen wurden in derselben Stadt eines Abends fünf oder sechs deutsche Geschäfte geplündert; die Stadtpolizei griff nicht ein, erst am folgenden Tag, als die Geschäfte leer standen, zog eine Wache auf! Waggons, die mit Möbeln flüchtiger Beamten gefüllt, aber nicht mehr rechtzeitig über die Grenze gekommen waren, wurden nächtlicherweile erbrochen und beraubt. Kein Wunder, daß man auch in unserem Nest mit dem Eigentum der Schwowe nicht eben glimpflich ver-

Digitized by Google

fuhr. Einer Familie holte man nachts 20 Hühner aus dem Stall und in der gleichen Nacht wurden einem armen Badener seine sämtlichen Hühner, Enten und Kaninchen gestohlen, die er sich für sein sauer verdientes Geld erstanden hatte. „'S isch jo e Schwob, dem schadt's nix!"

Sie können sich denken, wie bedenklich unsere Lage unter solchen Umständen geworden war: In den letzten Tagen mußten wir beständig die nach der Straße liegenden Fensterläden geschlossen halten, da die vorbeiziehenden Arbeiterhorden mit Steinen nach den Fenstern warfen. Mein Vater wollte einmal zufällig das Haus verlassen, als eben der liebe Pöbel daherkam. „Des is ja auch noch so e Sauschwob! Mach daß Du zum Landl nüs kommsch!" schrie die Bande, und einzelne bückten sich gar nach Steinen. Die Leute kannten natürlich Papa gar nicht persönlich; sie wußten nur, daß er Altdeutscher ist, und das genügte!

Vom Januar ab gab es neue Ausweise und zwar vier Arten: A, für Altelsässer; B, für Elsässer halb deutscher Abkunft; C, für Ausländer; D, für Altdeutsche. Letztere durften ihren Wohnort nicht verlassen.

Statt der Ausweise bekamen wir mit 12 anderen Familien am Silvesterabend den Ausweisungsbefehl ausgehändigt. Am 3. Januar, morgens 7 Uhr, sollten wir uns versammeln. Tags zuvor mußte das Gepäck bis zum Höchstgewicht von 30 Kilo pro Person zum Wiegen gebracht werden. Da wurde dann jedes einzelne Stück herausgenommen und nach Geld oder Papieren durchsucht. An Lebensmitteln durfte nur Reisebedarf mitgenommen werden.

Der Tag der Ausreise begann mit körperlicher Untersuchung der Ausgewiesenen; die Damen mußten sich dabei vollständig entkleiden, einige sogar das Haar aufmachen! An Geld durfte man auf drei Personen 2000 Mark mitnehmen, Wertpapiere usw. eingerechnet. Ein Gendarm, bei dem deutsches Gold gefunden wurde, wurde zurückbehalten und bestraft.

Während der Untersuchung, die zwei Stunden dauerte, hatte sich vor dem Gebäude eine riesige Volksmenge angesammelt, die beständig versuchte, in das Haus einzudringen. Nach beendigter Revision mußten wir uns zu zweien in einem geschlossenen Hof aufstellen. Trotzdem viele französische Soldaten müßig umherstanden, befahl man den ausgewiesenen Männern, selbst das Gepäck aufzuladen, damit das Volk draußen jeden einzeln begrüßen konnte. Unter furchtbarem Gejohle und Gebrüll der Volksmenge bestiegen wir endlich die schmutzigen Autos. Die zehn Minuten, die wir noch stehenbleiben mußten, benutzte das Volk, das durch berittene Gendarmen immer wieder von den Wägen zurückgehalten werden mußte, dazu, Steine, Kot und Konservenbüchsen durch die zum Teil sehr großen Löcher der Plane, die über die Autos gespannt waren, auf uns zu werfen.

Erleichtert atmeten wir auf, als unser Gefährt sich endlich in Bewegung setzte; die wütenden Schmähruse des Pöbels hallten uns noch lange nach. Den Rhein erreichten wir ohne weitere Belästigung; unser Gepäck wurde von französischen Soldaten über den Rhein getragen.

Noch im Oktober wäre es meiner Mutter, einer geborenen Elsässerin, sehr schwer gefallen, die Heimat zu verlassen; aber alles, was wir seit dem 18. November gesehen und erlebt haben, entfremdete sie ihren Landsleuten dermaßen, daß sie froh war, ihnen am 3. Januar den Rücken kehren zu können."

Dem vorstehenden Brief lag ein merkwürdiges Dokument Elsässer Gesinnungstüchtigkeit bei: die Gazette de Ribeauvillé[1]) vom 14. Dezember 1918. Herausgeber ist ein gewisser René Brunschweig. Noch im Oktober hat der Mann mit dankbar-unterwürfigem Lächeln für mehrere Zehntausend Mark Druckaufträge von der deutschen Heeresverwaltung entgegengenommen; im Dezember

[1]) Rappoltsweiler.

Digitized by Google

widmet er einem Reichs- und Landesverräter folgende schwungvolle Begrüßung:

Nous souhaitons la bienvenue à notre ancien député, M. l'abbé Wetterlé, à l'occasion de son entrée en notre ville, le 15 décembre 1918!

Soyez le bienvenu!

Grand fils d'Alsace, héroïque défenseur de nos mœurs[1]), champion de nos libertés et de nos droits, fier martyr de la cause française.

Habitants de Ribeauvillé!

Aujourd'hui un des plus glorieux enfants de l'Alsace vient vous apporter le salut de la France. Depuis de longues années il a mis toute son âme ardente, tout son esprit au service de son pays, de cette chère Alsace, dont il savait toujours ranimer le courage et qu'il gardait avec un soin jaloux contre les séductions de l'usurpateur hypocrite et trompeur. Saluez aujourd'hui dans nos murs, tous, sans distinction de parti, par des vivats enthousiastes l'illustre député de Ribeauvillé, car il a bien mérité de la patrie.

Vive Wetterlé!

Den folgenden Bericht verdanken wir einer geborenen Elsässerin. Als Beraterin zentraler militärischer Dienststellen hat diese Frau während des Krieges ihre ganze Kraft für das Deutschtum eingesetzt — wohlverstanden: für jenes Deutschtum, das im Elsaß nicht nur ein Glacis militärischer Operationen, sondern ein wahrhaft deutsches Land erblickte. Die weibliche Bevölkerung des Elsaß verdankt ihrer unermüdlichen Fürsorge und seltenen Pflichttreue außerordentliche Wohltaten. Um so empörender ist der Lohn, den hier aufopfernde Arbeit fand.

.... „Das Sterben wäre mir leichter geworden als dieser Abschied von allem, was einem lieb und teuer war. Verloren ist unser glückliches Heim, verloren die traute Stadt mit den alten Häusern und heimlichen Gassen, verloren die herbe Schönheit der Vogesen, die wir so innig liebten.

Eine schwarze Wand hat sich vor die Vergangenheit geschoben und auf ihrem dunklen Grunde zeichnet sich das Bild der letzten Tage, die ich in der Heimat verlebte, wo meine Eltern begraben liegen.

Als deutsche Beamtin wurde ich bis 31. Dezember 1918 von der französischen Verwaltung beansprucht. An diesem Tag fand ich auf meinem Amtsschreibtisch meine und des Kollegen Entlassung durch den „commissaire de la république" vor: „M. M. sont relevés de leurs fonctions et cesseront tout service à la date du 1er Janvier 1919." Gehaltszahlung bis zu diesem Tag. Meiner Absicht, bei dem gesperrten Verkehr die Ausreiseerlaubnis zu beantragen, kam die französische Verwaltung zuvor. Am 6. Januar erhielt ich Befehl, mich am 8. Januar um 9 Uhr morgens zur Abfahrt an den Rhein bereitzuhalten, andernfalls Festnahme erfolgen würde. Das zugelassene Gepäck, 30 Kilo für die Person, sollte am Abend vorher am Sammelplatz abgegeben werden. Es geschah und die hinterlegten Gepäckstücke wurden weder gewogen, noch, wie bei früheren Ausweisungen, auf ihren Inhalt geprüft.

Am Mittwoch um 9 Uhr ging ich nach der Sammelstelle der Ausgewiesenen. Soviel ich weiß, war es in dieser Stadt der sechste Abtransport von Altdeutschen, unter denen sich übrigens auch bei uns eine Anzahl deutschgesinnter Elsässer befand. Vor dem Gebäude war bereits ein nach Hunderten zählender schaulustiger Pöbel versammelt; berittene französische Gendarmen hatten Mühe, ihn in Ordnung zu halten und den mit Geschrei empfangenen Ausgewiesenen das Durchkommen zu ermöglichen. Im Versammlungsraum Prüfung des kleinen

[1]) Wir wüßten nicht, daß widernatürliche Laster zu den elsässischen Sitten gehören. D. Schr.

Digitized by Google

Handgepäcks und körperliche Untersuchung nach französischem Geld, Gold und Briefen. 2000 Mark war der Betrag, den jede Person mitnehmen durfte, eine immerhin schwer zu beschaffende Summe für diejenigen, die bis zuletzt Kriegsanleihe gezahlt hatten und deren Guthaben auf den elsaß-lothringischen Banken zu dem niedrigsten deutschen Kurs umgewechselt wurde. Ich mußte mir eine zweimalige körperliche Untersuchung gefallen lassen, da eine zurückgebliebene Freundin mir mit Erlaubnis des aufsichtführenden Offiziers meinen Handschuh brachte und plötzlich die Vermutung entstand, es könnten in ihm verbotene Dinge gesteckt haben. Die untersuchenden Frauen arbeiteten unter Leitung von N.er Bürgerstöchtern, die sich diesem Amt mit widerlicher Geschäftigkeit widmeten.

Jetzt Aufstellung der Ausgewiesenen auf dem Hof, wo der ritterliche Franzose den Damen der „besseren" elsässischen Gesellschaft Vorzugsplätze für das traurige Schauspiel bereitgehalten hatte. Wir werden in Reih und Glied gestellt und mit militärischem Kommando hin- und hergeschoben. Die Volksmenge auf der Hofmauer und in der Straße johlt. Draußen stehen die schmutzigen Lastautos für uns bereit. Unser Gepäck haben wir bereits selbst aufladen müssen. Das Aufsteigen auf den hohen Wagen in den schweren Kleidern ist selbst mit Hilfe des Stuhls fast unmöglich. Die Frau des .... Rates P. fällt in diesem Augenblick vor körperlicher und seelischer Schwäche in Ohnmacht. Die französischen Offiziere stehen grinsend dabei und setzen ihre photographischen Apparate in Bewegung. Endlich sind alle in den Wagen untergebracht. Wiederum, wie bei früheren Ausweisungen, vier Autos mit Deutschen, die nicht das geringste getan haben, was diese Ausweisung rechtfertigen könnte! Die Menge schreit und singt gemeine Spottlieder. Ein letzter Blick durch das zerrissene Zeltdach des Wagens zu treuen, deutschgesinnten Elsässer Freunden, die mit verstörten Mienen an der Straße stehen. Schon rumpelt der Wagen durch die Straßen der Stadt; wir sehen nichts mehr!

Nach einer Stunde etwa rufen die Schicksalsgenossen: „Der Rhein! Wir sind am Rhein!" Man glaubte das Schwerste überstanden zu haben. Ein neuer Schrecken! Eine Wage wird gebracht: Unser Gepäck soll auf dem Rheindamm gewogen werden. Alles jammert. Warum war dies nicht in der Stadt geschehen? Da bisher nicht gewogen worden war, hatte jede etwas über das zugelassene Gepäck mitgenommen. Die Handtaschen wurden gewogen; auch meinen Reisekorb mußte ich selbst zur Wage bringen. Soldaten stehen lachend daneben. Wie die meisten muß auch ich einen großen Teil meiner Sachen zurücklassen. „Vous savez", sagt der Gendarmerie-Offizier, „la Belgique, le Nord de la France! Une petite revanche!" Inzwischen ist es zwei Uhr geworden. Die kleinen Kinder hatten in Decken gewickelt auf dem Damm gelegen, die Erwachsenen mit trüben Augen über den Rhein gesehen. Wir müssen nun den Rest unserer Habe bis zur Brücke bringen. Jeder hat mit sich zu tun. Ich ziehe einmal den Korb auf dem aufgeweichten Boden vorwärts und gehe dann zurück, um die kleineren Gepäckstücke eine Strecke weiter zu tragen. So geht es abwechselnd mühsam vorwärts. An der Rheinbrücke stellte sich heraus, daß dort die Ausweisungspapiere von Offizieren abgefordert wurden. Das ist wohl der Grund, weshalb die Soldaten auf der Hälfte des Rheindamms Befehl erhielten, bei der Beschleunigung des Abmarsches zu helfen. Mir sprang ein braver blonder Soldatenbub bei, der sich kaum ein Trinkgeld aufnötigen ließ; wenigstens ein kleiner Lichtblick in diesem düsteren Stunden.

Was ist der Tod gegen die Bitternisse, die hinter uns liegen? Versunken ist alles, was Heim und Heimat war!

O Deutschland, wir sind an dich geschweißt in Not und Tod! Gib uns Arbeit, gib uns Arbeit, so soll dein und unser Unglück uns nicht überwältigen!"

Digitized by Google

Von unserm Rückzug aus Frankreich.

Von Max Dingler in Murnau.

Feuerstellung der Batterie bei Dizy-le-Gros. Es war am 4. November, abends um 10 Uhr. In dem kleinen Stollen, den wir uns gegen das immer lästiger werdende französische Streufeuer neben den Geschützen gegraben hatten, saßen wir gemütlich beisammen, die beiden Offiziere, die Unteroffiziere und die ganze Bedienungsmannschaft, mit Ausnahme der jeweiligen Posten. Ein Telephonist spielte die Zither, ein Kanonier gab komische Vorträge zum besten oder es stimmte die brüderlich vereinte Schar ein Lied an. Draußen schlugen die Granaten in der Nähe ein, daß die Erdbrocken um den Eingang des Stollens schwirrten und setzten. Aber wir waren guter Dinge und gedachten es noch lang in dieser Stellung auszuhalten.

Da hob sich die Zeltbahn, die als Tür diente. Gleich einem schweren Gewitter durchzuckte der Feuerschein der sich mehrenden Granateinschläge unsere Höhle. Ein Melder von der Untergruppe, welcher sich unversehrt durch das drohende Verderben geschlängelt hatte, überbrachte den Befehl zum Rückzug. Es hieß darin, daß unser Frontabschnitt zurückgenommen würde, und zwar rücken die Batterien abends 11 Uhr aus ihren Stellungen; ein Geschütz von jeder Batterie, unter Führung eines Offiziers, bleibt noch in Stellung, feuert in unauffälliger Weise weiter und folgt der Batterie um 1 Uhr morgens. Inbrandlegen der Unterstände und des zurückgelassenen Materials war verboten, um dem Feinde unsere Absicht nicht zu verraten. Die Möglichkeit blieb trotzdem bestehen, daß er Lunte riechen und uns im wehrlosen Zustande der Rückbewegung mit einem mörderischen Feuer zudecken würde.

Wir hatten also eine Nacht vor uns, die keiner, der mit dem Leben durchkäme, wieder vergessen sollte. Und soweit die nahe Zukunft nicht die Gedanken in Anspruch nahm, beschäftigten sie sich unsicher und ungeordnet mit der ferneren. Das Gerücht von einem baldigen Waffenstillstand hatte die Front schon ergriffen. Allzuviel brauchte sie nicht mehr zu ihrer Zermürbung. Vier Kriegsjahre ließen eine gewaltige Friedenssehnsucht groß werden. Hoffnung ist imstande, Kraft zu schaffen, aber die Unbestimmtheit schuf gleichwohl Beunruhigung. Gewiß: es war kein schlechter Geist in unseren Truppen da vorn bei Dizy-le-Gros. Ich bewunderte manchmal im stillen die gute Stimmung und die Disziplin, die höchstens dort ins Wanken kam, wo ein die Lage, den allgemeinen Seelenzustand nicht erfassender und in überlebte Machtbegriffe verbohrter Vorgesetzter Fehler machte. Von Ausnahmen, die wie überall auch hier Sonderfälle zeitigten, nicht zu reden. Aber wie aus diesen Truppen, wenn erst einmal eine Rückzugsbewegung eingeleitet war, noch eine Spur von Widerstandskraft — mit dem Angriffsgeist war es ohnehin vorbei — herausgeholt werden sollte, das war die große Frage. War es denn sicher, daß die Verhandlungen zu einem Ergebnis führten, selbst unter Hinnahme der Bedingung, vor allem das besetzte Gebiet zu räumen? War die begonnene Bewegung etwa schon der Auftakt dazu? Und warum ging es dann in eine nur wenige Kilometer zurückliegende Stellung? Entschloß man sich zu dieser Bewegung nur unter dem unwiderstehlichen feindlichen Druck? War sie also höchst unfreiwillig? Und erstreckte sie sich nur auf unsern Abschnitt oder auf die ganze Front?

Vor 11 Uhr kamen die Staffeln, dann die Protzen dahergerasselt, nicht ohne

Digitized by Google

Verluste, denn die Straße Dizy-le-Gros—Lappion, die benützt werden mußte, erhielt manchen Volltreffer. Ich machte meine Beobachtungen, was mit dieser Stellung an unsichtbaren Werten preisgegeben wurde. Beim Verladen der Munition hörte ich alte, bewährte Unteroffiziere sagen: „Nicht so viel aufladen! Laßt's das G'lump nur liegen, wir brauchen's nimmer! Wir ha'm den letzten Schuß g'macht in dem Krieg!" Welch große Rolle bei solchen Auslassungen das Wort „Krampf" spielte, weiß jeder, der draußen war.

Die Batterie rückte um 11 Uhr unter Führung des einen Offiziers ab; wir schüttelten uns die Hände und glaubten unser ferneres Schicksal in dem einzigen Wunsch geborgen, uns am nächsten Morgen hell wiederzuseh'n. Schon verschwanden die Fahrzeuge in einer nahen Mulde, und schnell war ihr Geraffel von dem Krachen der Granaten verschluckt.

Dann folgten zwei eigenartig schöne Nachtstunden, die ich mit meinen sechs Mann in dieser grandiosen, zuckend durchleuchteten, dröhnenden Einsamkeit verlebte. In Zeitabschnitten von zehn Minuten brüllte unsre Haubitze auf, dem Franzmann die Batterie vorzutäuschen. Es wuchs die Spannung, ob dieses Täuschen, nicht nur hier im Kleinen, sondern auch im Großen, gelingen würde, ob der meilenweite Lärm von Kanonenrädern und Pferdehufen nicht doch einmal das wechselnd starke Artilleriefeuer übertönen und unser nächtliches Riesenunternehmen verraten würde. Manchmal schien es, als ob die drüben ihr Schießen tatsächlich zu größter Wildheit steigerten. Vor uns, neben uns, hinter uns schnellten die Feuerfontänen aus dem Boden. Ein Munitionswagen, der plötzlich anrollte, kam uns sehr gelegen. (Ein zweiter hatte einen Treffer bekommen und mußte oben an der Straße liegen bleiben.) Da keine Munition mehr zu bergen war, konnte ich jetzt ein weiteres Paar Pferde dem Geschütz vorspannen und mit solchem Kräftezuwachs getrost den Weg quer über die Hügel wählen. 1 Uhr war's. Unser letzter Schuß war an der Mündung verraucht, die Haubitze aufgeprotzt. Ein Lebewohl unserer herbstlichen Behausung, die in wenigen Stunden wieder den Franzosen gehören sollte, und über Höhen und Täler ging's, in entschlossenem Zusammengreifen von Menschen und Pferden. Um die Köpfe schwirrte uns das Pfeifen der Geschosse, nah und fern bißen sich die Granaten in den aufspritzenden Boden und lechzten nach einem Zufallsopfer. Unser Offizier von der Beobachtungsstelle hatte sich zu mir gesellt. Wir gingen eine Zeitlang stumm nebeneinander; plötzlich sagte er: „Wenn die daheim uns jetzt sehen könnten!" Jeder von uns dachte daran. Wie ein Echo der Gedanken zog es durch die vielen Tausende, die in dieser unheimlich großen Nacht durch die Gefahr in die Ungewißheit wanderten: „Wenn die daheim es wüßten . . . . .!" Die Sterne standen über uns. Zwischen Cassiopeia und Andromeda hing ein gespenstischer, ovaler Ring am Himmel, der von unsichtbaren Wolken aufgefangene Lichtkegel eines Scheinwerfers.

Am Morgen gegen 9 Uhr waren wir in der vorgesehenen Aufnahmestellung, einem Obstgarten bei dem Dörfchen Soize. „Stellung" ist zwar zu viel gesagt. An wirklichen Widerstand war hier nicht zu denken. Gewiß, mit der Kraft und den Nerven von einst hätte man auch hier den Feind empfangen und zum mindesten empfindlich aufgehalten. Jetzt aber „ging nichts mehr zusammen", und dennoch täte man schwer unrecht, die Seelenverfassung der Mannschaften in dieser Zeit als schlechten Geist im militärischen Sinn zu bezeichnen oder von Gehorsamsverweigerungen zu reden, wo bereits das Befehlen wie das Gehorchen seinen Knacks hatte. Die Front war nicht „demoralisiert", es war nur

Digitized by Google

mit ihren ungeheuren Kräften seit langem falsch gewirtschaftet, Raubbau getrieben worden. Dieser Tatsache bewußt oder unbewußt, verspürte jeder das beginnende Versagen der eigenen letzten, äußersten Anspannung. Daß es aber zur Probe auf eine solche letzte Anspannung kam, gibt niemandem das Recht, einen Stein auf die Frontsoldaten zu werfen. Im Gegenteil. Die Front hat mehr als das für möglich Gehaltene getan, sie war in diesem Betracht siegreicher als je ein siegendes Heer.

Der Obstgarten bei Soize wurde also bezogen. Ohne Verluste war der nächtliche Rückzug der Batterie geglückt, wir begrüßten uns herzhaft beim Wiedersehen und gedachten unseres Wunsches vom vergangenen Abend. Die ruhelose Nacht, noch mehr aber die Entspannung nach stundenlanger hoher Lebensgefahr erzeugte eine Müdigkeit, daß wir uns, wie wir waren, trotz des kalten, schneedurchsetzten Novemberregens auf den nassen Wiesenboden streckten. Der Regen war sogar willkommen, denn er machte es den feindlichen Fliegern unmöglich, Bomben zu werfen oder über unsre Rückbewegung aufzuklären.

Eine zweite Nacht ohne Schlaf folgte. Die Mühen fortgesetzter großer Märsche, die wir von jetzt an einen Monat lang noch so gründlich kennen lernen sollten, begannen. Unaufhörliches Stocken, Stehen, Frieren, bei Straßensteigungen immer wieder Umspannen, wo schwächere Pferde den Berg nicht überwinden konnten, Warten, Einholen, erneute Störungen. Es ging weit zurück in dieser Nacht. Überall, so weit man sah, der Feuerschein von Bränden und Explosionen. In dem nahen Rozoy flog ein ganzes Lager von Leuchtpatronen in die Luft und gewährte uns das Schauspiel eines einzigartigen Feuerwerks von vielen hundert roten, grünen, weißen Kugeln. Verschlafene Ortschaften wurden durchzogen, bis wir am nächsten Vormittag unter strömendem Regen in der Gegend von Aubenton anlangten. Ein kleines Waldstück bei dem Dorf Bossus wurde unserer Batterie zugewiesen, die Haubitzen hier in Stellung gebracht. In dürftigen, Regen und Wind durchlassenden Speicherräumen mit etwas Stroh fanden wir — Offiziere und Mannschaften — seit 62 Stunden die erste Schlafgelegenheit.

Hier blieben wir einige Tage. Sollte es wirklich noch ein Halten geben? Die Haubitzen standen ja gut im Wäldchen, solange der Gegner nicht nachkam und seine Flieger sich die sehr behelfsmäßigen Stellungen nicht von oben anschauten. Aber mehr und mehr, einem Witterungssturz vergleichbar, sank der Kriegswille in diesen Tagen, in denen kein Schuß mehr zu hören war. Das Ungewohnte, Entwöhnte, die Stille, die vom Frieden plauderte, ließ nur mit Erregung an die bloße Möglichkeit neuen Kampflärmes denken. Aber Ruhe war gleichwohl nicht in der Rast. Ein wahres Rückzugsfieber begann um sich zu greifen. Für den Krieg unentbehrliche Werte begannen in Massen zugrundezugehen; sie wurden teils aus Gleichgültigkeit, teils mutwillig und absichtlich zerstört. Wir sahen Formationen, die sich aus einem aufgelassenen Bekleidungsdepot völlig neu ausgestattet hatten und jetzt ihre alten, teilweise noch sehr gut erhaltenen Mäntel, Röcke, Hosen, Stiefel dutzendweise in großem, offenem Feuer verbrannten wie den Popanz einer verhaßten Macht. Ein ähnliches Wirtschaften begann mit den Lebensmitteln.

Am 8. November sandte der Artilleriekommandeur ein Einweisungskommando abermals um ein erhebliches Stück weiter zurück, an die in letzter Zeit so oft genannte Maas. Jede Abteilung bestimmte dazu einen Offizier. Mit den Begleitmannschaften ergab es eine Kavalkade von 30 Pferden. In zwei großen Tagesritten waren wir dort. Der erste brachte uns nach Couvin, einer belgi-

Digitized by Google

schen Stadt. Sie war vollgepfropft, nein, überfüllt mit deutschen Soldaten, deren jeder wohl fürs erste die Maas, darüber hinaus aber die Heimat im Sinne hatte. Die Ortskommandantur wußte sich nicht mehr zu helfen über all den Quartiernachfragen. Wer Glück hatte, fand allenfalls auf eigene Faust Unterschlupf in einem Privathause. So ging mir's auch; für meine Pferde — deren Unterkommen ist stets eine wichtigere Frage als das der Menschen — entdeckte ich einen halbverfallenen Hühnerstall. Die Bevölkerung zeigte sich freundlich und entgegenkommend, doch bangten die Weiber im Hinblick auf das viele Militär, die Gegend könnte noch einmal, wie vor viereinhalb Jahren, Kampfgebiet werden. Der zehnjährige Sohn meiner Hausleute erzählte mir mit romanischem Armfuchteln von einer Schlacht, in der die Bayern damals Hiebe gekriegt hätten. „Aber", fuhr er in erwachsenem Tone fort, „die Bayern sind gut. Wir hassen die Bayern nicht, wir hassen nur die Prussiens!" Und in drollig-wirksamer Pose sich auf die Brust schlagend: „Notre reine est une Bavaroise."

Bei Vireux erreichten wir am andern Tage die Maas. Die Stadt war von der Zivilbevölkerung geräumt, die Sprengung der Brücken vorbereitet. Das Bild einer toten Ortschaft, fast so häßlich wie vorne an der Kampffront. Aubrive, wo wir Quartier bezogen, weil wir in der Nähe die Stellungen für unsre Batterien zu erkunden hatten, war wieder französischer Boden (der Zipfel von Givet).

In diesen Tagen erfuhren wir zum erstenmal, teils durch Berichte, teils durch eigene Beobachtung, von den Vorgängen in der Etappe. Plünderungen und sonstige schwere Ausschreitungen waren häufig. Versuche, gegen das Ausrauben von Eisenbahnwagen und Lebensmittellagern durch Soldaten einzuschreiten, sollen manchem Vorgesetzten das Leben gekostet haben. „Licht aus! Messer raus! Haut ihn!" wurde ein neues, nicht nur im Scherz gebrauchtes Schlagwort. Die Zersetzung begann — hier erst! — überzugreifen auf die Fronttruppen, die mit der Etappe in Berührung kamen. Draußen, im heiligen Ernst des Granatfeuers, hatte sie keinen Mutterboden; von der erschlafften Heimat her kroch sie den sich zurückwälzenden Armeen entgegen. (Gleichzeitig wuchs ein berechtigtes Bewußtwerden mancher schweren, bisher noch in geduldiger Unterordnung hingenommenen Schäden wie z. B. der schändlichen Kluft, die sich vielfach zwischen der Lebensführung der Offiziere, insbesondere der Stäbe, und der Mannschaften herausgebildet hatte. Doch muß betont werden, daß es glücklicherweise im deutschen Heer nicht an Offizieren fehlte, denen solche Dinge tief verächtlich und schmerzlich waren; sie sahen die Gefahr, aber was konnten sie ausrichten?)

Truppenteile, die jetzt nach Aubrive kamen, waren fast durchwegs reich beladen mit Beute. Manche rühmten sich dessen in vertraulichem Ton uns Offizieren gegenüber. Von einer Infanterie-Bagage führte ein Mann 12000, ein anderer 15000 Zigaretten bei sich. In der Nähe der Ortschaft sahen wir auf dem Bahngeleise einen geplünderten Proviantzug. Die Güterwagen, welche Fleisch- und Gemüsekonserven, Gerstenkaffee, -Zucker, Kunsthonig und Schnaps enthielten, waren erbrochen und die nur zum Teil entleerten Kisten auf der andern Seite auf den Bahnkörper hinausgeworfen worden, damit man möglichst schnell zu den untersten Kisten gelangte und hier auch noch ein paar Dosen erbeutete. Ein auf dem Nebengeleise vorbeifahrender Zug zermalmte Hunderte der wertvollen Konservenbüchsen. Dieses sinnlose Vernichten und Vergeuden weit über die eigene Verwendung hinaus ist eine bemerkenswerte Eigenheit der jedem besonnenen Machteinfluß entrückten Plünderungswut.

Digitized by Google

Unter solch betrübenden Erscheinungen gingen wir durchaus nicht fröhlich an die Aufgabe, hier neue Stellungen zu erkunden. Die viel aufgeworfene Frage, ob die Maasfront noch mehrere Monate hätte gehalten werden können, ließ sich für unsern Abschnitt nur von großen Optimisten bejahen. Denn wir standen nicht hinter, sondern vor der Maas, hatten also im Rücken den Fluß mit seinem steil ansteigenden jenseitigen Ufer und mit einer einzigen Brücke, die dem feindlichen Feuer in kürzester Zeit zum Opfer gefallen wäre. Die andere Frage drängte sich wieder vor: Besteht wirklich eine Absicht, es hier nochmals auf Widerstand ankommen zu lassen? Wir konnten an ein Kriegsende noch nicht so recht glauben, aber an weiteren ernsthaften Verteidigungswillen ebensowenig.

Ein Abend. Unter Mitwirkung ihrer französischen Wirtsleute bereiteten und verzehrten unsre Mannschaften schlemmerhafte Nachtmähler. Wir Offiziere saßen zu dreien in einem kleinen Quartierstübchen und ließen uns die selbstverfertigte Gemüsesuppe schmecken. Im Zimmer unter uns lag aufgebahrt der junge Hausherr, der Tags zuvor an der Grippe gestorben war, und abwechselnd drangen Totenklagen und die Detonationen in der Nähe abgeworfener Fliegerbomben an unser Ohr. Dazwischen ein neues Wort. Ein alter Mann ging von Haus zu Haus und rief es in jede Tür, in jedes Fenster: armistice! Von heute nacht 1 Uhr an, sagte er, sollen auf der ganzen Front die Waffen ruhen. Die Nachricht bestätigte sich, wenn sie auch nicht genau stimmte; denn der Waffenstillstand nahm erst am folgenden Tag, den 11. November Mittag 12 Uhr, seinen Anfang. Während der Nacht fielen noch eine Anzahl Menschen den heute besonders rührigen feindlichen Fliegern zum Opfer.

Auf Gerüchte über die Bedingungen des Waffenstillstands konnte man nichts geben. Hätte sich nur die Hälfte dessen bestätigt, was man da zu hören kriegte, es wäre schlimm genug gewesen. Die Wirklichkeit aber, die wir erst viel später erfuhren, sollte die niederdrückenden Vermutungen noch hinter sich lassen.

Wir bekamen Befehl, unsre Erkundungen einzustellen und zu unseren Formationen zurückzukehren, die unterdessen auch in diese Gegend nachgerückt waren, zum Teil schon von dem unglaublich schnell folgenden Gegner belästigt.

In Riverlée stieß ich zu meiner Batterie. Während wir dorthin ritten, sahen wir einen schwer betrunkenen Feldgrauen im Zickzack die Straße entlang torgeln, einem Dorfe zu, in dem eine Trainkolonne hielt. Offenbar einer von jenen, die zuviel von dem geplünderten Schnaps erwischt hatten. Bei der Kolonne holten wir ihn ein und mußten erkennen, daß es ein Offizier (ein Train-Oberleutnant) war, der hier unter dem Gelächter der Mannschaften dahintaumelte. Dieser widerliche Anblick schien mir von gleicher oder noch größerer symptomatischer Bedeutung als die Raubzüge disziplinloser Soldatengesindels. Stand es bereits so? Und jetzt, in dieser furchtbar ernsten Zeit, da wir den gewaltsamen, die volle Zucht erfordernden Rückzug über den Rhein vor uns hatten?

Unser nächstes Ziel war die Festung Givet. Ein seltsames Bild für deutsche Krieger, in eine mit französischen und belgischen Fahnen reich beflaggte Stadt einzuziehen. Sieg und Friede jubelte jedes Haus, das vornehmste wie das armseligste. Die Bevölkerung verhielt sich scheu, mißtrauisch oder unfreundlich. Offenbar auf Grund der Bedingungen waren alle in der Stadt untergebrachten Kriegsgefangenen freigelassen worden. So wandelten hier ganz friedlich deutsche und französische Soldaten nebeneinander. Den poilus brauchte nicht bang zu sein um Verpflegung und Unterkunft außerhalb der Gefangenenlager; die Weiberherzen von Givet hatten sich in notgedrungenem Entbehren lang genug für diesen Tag bereithalten müssen. Zwei verschmähte Algerier aber in Stahl-

Digitized by Google

helm und dünnem Mantel schlichen frierend, hungernd durch die Straßen. Sie fanden keine männliche und keine weibliche Seele, die sich um sie gekümmert hätte. Als ich sie anredete, nahmen sie stramme Haltung an und schmunzelten beglückt, daß jemand sie eines Wortes würdigte.

Von den Deutschen hätte man unter solchen Umständen, in einer über unsre zerbrochene Macht triumphierenden Feindesstadt, nur eines erwarten sollen: Würde. Wie wenig sie in vielen Fällen gewahrt wurde, ist schwer zu begreifen. Es gab Kavaliere, welche die drei Nächte in Givet — zum Abschied von Frankreich! — in denselben parfümierten Armen verbrachten, die wenige Tage später sich um den bevorzugten Sieger schlingen würden. Bei den Mannschaften trat mehr das Wegwerfen physischer Werte in die Augen: neben der Stelle, wo der Park abzuliefernder Geschütze dichtgedrängt und sauber ausgerichtet stand, schleuderten Infanteristen kompagnieweise ihre Gewehre in die Maas. Ein ergötzliches Schauspiel für die Einwohnerschaft. Stahlhelme und Gasmasken säumten bereits weit und breit die Wege und wurden zum gesuchten Kinderspielzeug. Aus den herumliegenden Resten erbrochener Güterzugladungen versorgten sich ganze Truppenteile mit Pelzmänteln, Musikinstrumenten, Seifen, Wein. Gerüchte aus der Heimat, von der Flucht des Kaisers, von einer Matrosenrevolution in Kiel, aus der Etappe, von Rebellionen in Rekrutendepots usw. ergänzten das Bild.

Es entstanden die Vertrauensräte. Jede Kompagnie und Batterie hatte einen Offizier und zwei Mann in diese Institution zu wählen, deren Aufgabe und Einfluß mehr oder minder dunkel blieb. Das Ergebnis der Wahlen warf ein bezeichnendes Licht auf die Seelenverfassung unserer Soldaten.

Zur Durchführung des Rückmarsches war die Division in sogenannte Marschgruppen geteilt, die Quartiermacherkommandos bestimmt und sonstige Vorbereitungen getroffen worden, als wir von Givet aufbrachen. Dieser Abzug bedeutete das endgültige Verlassen französischen Bodens. Man mußte der Bevölkerung zeigen, daß er nicht ungeordnet und zuchtlos, sondern trotz mancher häßlichen Vorfälle in gutem Geist vor sich ging. Auf dem freien Platz bei der Brücke sammelte sich die Marschgruppe zur Parade. Unsere Batterien standen in der Rue Oger, um sich auf Befehl der Infanterie anzuschließen. Da rauschten von der Brücke her die Klänge eines unbekannten, etwas seltsamen Militärmarsches, unter wehenden Fahnen bewegten sich die Kompagnien im Tempo dieses Marsches, die Mützenbünde der Offiziere leuchteten aus der Entfernung wie grell rote Käppis — kurz, man konnte unsre Infanterie in solch ungewohnter Aufmachung für eine im Triumph einziehende französische Truppe halten. Verfielen wir auch nur flüchtig dieser Sinnestäuschung, tat es die Einwohnerschaft um so gründlicher. Mit wildem Jubelgeschrei stürzten plötzlich die Weiber aus allen Häusern, wiesen grinsend ihre Krallen und zeigten Lust, uns die Augen auszukratzen. Die Männer brüllten in tiefem Baß. Abwechselnd reckten sie uns bald die rechte, bald die linke Faust entgegen. Besonders wütend gebärdete sich ein alter Franzmann, dem allerdings unsere Kanoniere ein Fähnchen von der Haustür genommen hatten, um es durch Abreißen des roten Streifens in ein bayerisches zu verwandeln und ihre Haubitze damit zu schmücken. Zwischen seinen Zornausbrüchen spuckte er uns häufig das einzige deutsche Wort entgegen, das er wohl kannte: „Schwein!" Aber auch er verstummte und verzog sich in sein Haus wie die andern, als zu erkennen war, daß nicht Franzosen, sondern Deutsche mit klingendem Spiel über die Brücke kamen. Das war unser Abschied von Givet und von Frankreich.

Digitized by Google

Es folgten nun wieder, erst durch belgisches Gebiet, Tag für Tag große Märsche. Seit dem Beginn der Waffenruhe, dem Wegfall der Fliegerangriffe war man zum Marschieren nicht mehr auf die Nächte angewiesen, aber gleichwohl geriet man oft tief in die Nacht hinein, das vorgeschriebene Tagesziel zu erreichen. Da schauten wir manche Bilder, die an die Romantik früherer Kriege gemahnten. Die empfindliche Kälte veranlaßte die Leute, bei jeder noch so kurzen Rast (und Störungen gab es unaufhörlich) neben der Straße Lagerfeuer anzuzünden, eine aus dem modernen Krieg vollständig geschwundene Erscheinung. In dem schönen belgischen Bergland waren daher vom Beginn der Dunkelheit an die weithin sichtbaren Paßstraßen wie Ketten von viel hundert Feuergliedern gekennzeichnet, die sich von West nach Ost über die Höhen und durch die Täler zogen. Auch bei Tage boten sie einen eigenartig großen Anblick, die endlosen Straßenschlangen, die langsam über das Land zu kriechen schienen, weil sich auf ihnen Fahrzeug an Fahrzeug reihte und bewegte, so weit man sah.

Eine staunenswerte Leistung, mindestens so hoch zu werten als eine gewonnene Schlacht, bleibt die Ordnung, mit welcher der Rückzug bis über die festgesetzte neutrale Zone rechts des Rheines durchgeführt wurde und gelang. Von den ungünstigen Einflüssen der Etappe bemerkte man fast nichts mehr. Munition und anderer, jetzt unnötiger Ballast war teils auf Befehl zur Erhaltung der Pferde, teils eigenmächtig von den Mannschaften zurückgelassen worden. Damit sahen sie jede weitere Kriegsmöglichkeit ausgeschlossen, waren es zufrieden und unterwarfen sich gern den neuen, bedeutenden Anstrengungen. Ging es doch unwiderruflich der Heimat zu und in den Frieden! Bayerische Jodler trillerten über die belgischen Bergwälder. An den Kopfgestellen der Pferde wie an allen Mützenbünden flatterten weiß-blaue Schleifen, die Geschütze und übrigen Fahrzeuge waren mit Tannenreis und bayerischen Fahnen geziert. Auf Anregung der Marschgruppenführung, die ihre Anerkennung über diesen Schmuck aussprach, kamen auch allenthalben schwarz-weiß-rote Fahnen dazu. Mancher kraftbayerische Fahrer hätte sie freilich am liebsten wieder fortgeworfen und gab seiner Abneigung gegen die Reichsfarben, die er ohne weiteres mit den preußischen identifizierte, unverhohlensten Ausdruck. Eine gewisse Gereiztheit zwischen Bayern und Preußen sowohl wie auch zwischen Artillerie und Infanterie, zwischen Untergeordneten und Befehlenden blieb latent. Aber sie störte doch nirgends ernstlich den Zusammenhalt und die Ordnung, welche unbedingt nötig war, um das gemeinsame, ersehnte Ziel zu erreichen. Der Feind folgte uns hartauf. Für den ganzen Marsch waren die Wege in Tagesabschnitte eingeteilt, die jeweils bis abends sechs Uhr von uns geräumt sein mußten und sogleich vom Gegner besetzt wurden. Es ist bekannt geworden, daß er sich nicht immer an die Vereinbarung hielt und durch vorzeitiges Eindringen mehrere deutsche Verbände abschnappte. Auf unserm Rückmarschwege war das nicht der Fall.

Wir Quartiermacher ritten (im Wechsel mit dem anderen Kommando) jeden zweiten Tag der Truppe voraus und hatten unsere besonderen kleinen Erlebnisse. Die Aufnahme bei den Belgiern auf dem Wege Villers-sur-Lesse—On—Bande—Engreux—Houffalize war im ganzen freundlich. Unser Quartierwirt in On, ein Bahnbediensteter, zeigte sich sehr zurückhaltend und schien verbittert. Erst allmählich rückte er mit der Sprache heraus und erzählte, wie er ohne den geringsten Anlaß aus seinem Beruf heraus als Zivilgefangener nach Deutschland geschafft worden sei (er und sein Sohn), wie sie dort unter ganz ungenügende

Digitized by Google

Verköstigung schwere Arbeit verrichten mußten — einige seien sogar zur Munitionsarbeit gezwungen und im Weigerungsfalle geprügelt worden — und wie man sie erst nach achtzehn Monaten wieder in ihre Heimat entließ. Es war natürlich nicht festzustellen, wie weit die in zitternder Erregung vorgebrachten Angaben auf Wahrheit beruhten.

Während dieses Gespräches ging draußen auf der Straße eine Explosion vor sich. An dem nachschwirrenden Pfeifen des Zünders erkannten wir das Artilleriegeschoß. Zwei junge Burschen hatten versucht, von weggeworfenen Granaten die Kartuschen herunterzuhämmern, und mußten diesen Leichtsinn mit dem Leben bezahlen. Ein paar Weiber kamen kreischend in die Stube. „Macht, daß ihr heimkommt in euer Deutschland" schrien sie uns zu „und nehmt all dieses häßliche Zeug mit euch! Wir wollen es nicht! Behaltet es nur selber!", als wären wir der Inbegriff des Krieges und die einzigen Besitzer solcher Mordwerkzeuge. Belgien sehnte sich gewiß mit Recht darnach, uns wieder los zu sein. Schwarz-gelb-rote Fahnen wehten uns überall um die Mützen und sagten es auf ihre Weise. In einer Ortschaft, die wir in flottem Trab durchritten, führten Schulbuben einen wahren Indianertanz auf vor Freude, die Deutschen so ungestüm fliehen zu sehen.

Unbefangenere Gemüter waren unsere Wirtsleute in Bande, gutes, haßfremdes Bauernvolk. Der Ort war so sehr überbelegt, daß wir uns mit einem Streifen im Kuhstall, zwischen zwei Kühen, als Nachtlager begnügt hätten. Das ließ die Bäuerin nicht zu; sie verwandelte die Wohnstube, den einzigen Raum, in welchen die fünfköpfige Familie schon zusammengedrängt war, in ein Schlafgemach für uns drei, nicht etwa, weil wir Offiziere, sondern weil wir „Menschen" und „Christen" waren. Mit Bedacht ging sie darauf aus, festzustellen, ob wir etwa gar katholisch wären, und versorgte uns reichlich mit Milch, Weißbrot und Butter. Solch unerhörte Genüsse blühten uns nur dieses eine Mal während des ganzen Rückzuges.

Im allgemeinen hatten ja die Bauern wenig Grund, von unserm Besuch entzückt zu sein, weil die Soldaten, die massenweise in Scheunen untergebracht wurden, den Pferden gern einen guten Tag machten und für noch so klug versteckte Heu- und Haferbestände eine merkwürdig feine Nase bewiesen. Es wurde allerlei versucht, die Quartiermacher möglichst schnell vom linken Nachbarhaus auf das rechte zu lenken. In Engreux zum Beispiel hing an mancher Tür eine Tafel mit der einladenden Aufschrift: „Hier herrscht Typhus". Das gab uns Anlaß festzustellen, daß in dem Dorf vier Jahre lang überhaupt kein Typhusfall mehr vorgekommen war.

Seit wir von Givet aufgebrochen waren, kennzeichnete die Wege ein dünner, regelloser Zug freigelassener Kriegsgefangener, die in der anderen Richtung heimwärtsstrebten: Franzosen, Belgier, Engländer, zum Teil mit deutschen Bekleidungsstücken ausgestattet, Marokkaner, Inder, Neger, die, in dicke Wolltücher gewickelt, kräftig dahinschritten oder sich neben der Straße eine Mahlzeit kochten. Eine Völkerschau im Vorüberhasten. Eine Revue all dessen, womit wir im langen Krieg zu kämpfen hatten und was sich jetzt Sieger nennt.

Dieser Anblick dauerte jedoch nur einige Tage. Wochenlang aber hatten wir das Bild vor uns: Stahlhelme, Gasmasken zu beiden Straßenseiten über die Wiesen verstreut, Eingeweide von Rindern, wo eine Notschlachtung auf dem Marsche vorgenommen worden war, große Reihen beschädigter wie auch tadelloser Kraftwagen, die infolge Betriebsstoffmangels nicht mehr mitgenommen werden konnten, hier ein Munitionswagen, dort eine Protze mit gebrochenem

Digitized by Google

Rad, Granaten und Kartuschen, umhergeschüttet wie Zündhölzer. Auf der Landstraße bei Bande lief ein Kleinbahngeleise; ein paar stehen gebliebene Wagen waren vollgepfropft mit Maschinengewehren, Handgranaten, Infanteriemunition und anderen Kriegsdingen. Mit Kreide hatte ein vorüberziehender Spottvogel auf einen der Wagen geschrieben: „Hier ruht die 9. Kriegsanleihe. gez. v. Hindenburg." Auch manches Geschütz, zwei schwere Kruppkanonen darunter, sahen wir verlassen in der Straßenböschung hängen. All das zählte natürlich nicht zu dem vertragsmäßig auszuliefernden Material, sondern fiel als Dreingabe in die Hände des höhnenden Feindes.

Unsere Pferde gaben ihre letzten Kräfte her und halfen so retten, was zu retten war. Sie hatten eine noch schlimmere Zeit als die Menschen. Nur zu verschwindend kleinem Teil waren die Eisen mit Winterstollen versehen, so daß die Tiere, schweißtriefend vor Angst und Anstrengung, fast mit jedem Schritt auf dem gefrorenen Boden ausglitten. Mehr als einmal stellte dieser Umstand das Gelingen des Rückzuges in Frage. Der Pferdeverlust war ein ungeheurer. Hunderte, wenn nicht Tausende lagen tot neben den Straßenrändern. Manchem, das erschöpft zusammengebrochen und in roher Weise auf die Seite geschoben worden war, damit es hier verenden möchte, gab ich den Gnadenschuß aus der Pistole. Die Pferde haben sich's wahrlich um uns verdient, nicht unnötig leiden zu müssen. Wir danken ihnen ein großes Stück der geborgenen Volkskraft.

Hinterhalb Houffalize, dem reizend gelegenen südbelgischen Kurort, verließen wir endgültig das Feindesland. Groß war unsre Freude, als wir in das neutrale, deutsch sprechende Luxemburg kamen. Die Freude war nicht berechtigt. Wenn auch die Bevölkerung sich leidlich neutral benahm, zeigten sich die Zeitungen, nach denen wir in aufgespeicherter Neugier griffen, um so gehässiger. Da war es in deutschen Lettern zu lesen, daß die „Horden", die vor viereinhalb Jahren mit räuberischen Absichten von Osten her eingefallen, jetzt vom Strafgericht verfolgt, zerbrochen und in Unordnung (!), mit „erfrorenen roten Gesichtern und erfrorenen blauen Nasen" zurückfluten mußten, und daß das „befreite" Luxemburg alle Gründe hätte, die Sieger mit Jubel zu empfangen. Solche Töne waren uns nicht im Land der Feinde zu Ohren gekommen. Gern ließen wir darum das Ländchen am nächsten Tage hinter uns.

Das Quartiermacherkommando brach gewöhnlich um einige Stunden später auf als die Verbände, da es ohne Unterbrechung durchreiten konnte und die Truppe mit ihren vielen Aufenthalten bald überholte. So waren wir die letzten Deutschen, die durch Ulflingen kamen. Tags zuvor war der Ort noch ungeschmückt, heute prangte er im Farbenspiel der luxemburgischen und aller Entente-Fahnen. Als die Eisen unserer Pferde über die Straße klapperten, erschienen überall aufgeregte Gesichter an Fenstern und Türen, um die ersten, mit Sehnsucht erwarteten westlichen Herren zu begrüßen, aber enttäuscht verschwanden sie wieder.

Wir waren bald an der deutschen Grenze. Eine Kapelle und ein Denkstein auf großzügiger, spärlich bewachsener Höhe bezeichnete sie. Es ward uns seltsam ums Herz. Vor uns, von sonnenbestrahlten Wäldern eingeleitet, das Vaterland mit all seinem ungewissen Schicksal, hinter uns der Krieg und die Fremde. Leise trug der Wind die Klänge einer Militärmusik herauf. Das mußten feindliche Truppen sein, welche jetzt in eine der kaum von uns verlassenen luxemburgischen Ortschaften einzogen. Was scherte es uns! Wir ließen uns durchfluten von dem Gefühl, wieder auf deutscher Erde zu sein, und in

Digitized by Google

frischem Galopp fegten unsere zwölf Pferde über die lichtgelbe Wiese. Das war am 24. November Mittag 12 Uhr 30.

Der Marsch durch die Eifel brachte manche neuen Schwierigkeiten und Entbehrungen. Die Wege boten immer noch das gleiche Bild: endlose Kolonnen, verstreutes Kriegsgerät, tote Pferde, zurückgebliebene Fahrzeuge. In den Dörfern tollten die Kinder, mächtige Stahlhelme über den Kopf gestülpt und mit sonderbaren Brillen bewaffnet, die sich aus den Ledergasmasken schneiden ließen. Die Kälte nahm erheblich zu in dem einsamen, menschenarmen Bergland. Oft mußten wir, wenn ein bestimmtes Ziel zu bestimmter Stunde vorgeschrieben war, lang vor Tagesgrauen aufbrechen und Schritt für Schritt unsre Pferde stundenweit auf den glatt gefrorenen Wegen führen. Dabei war mit manchem empfindlichen Umweg zu rechnen, denn für das deutsche Gebiet fehlten die Karten. Die hektographierten Blätter, welche uns ausgehändigt wurden und neben einigen Schlangenlinien etwelche oft verstümmelten Ortsnamen enthielten, verdienten diesen Namen nicht. Wären sie eindeutig gewesen, so hätten sie wenigstens den eines richtig formulierten Rätsels verdient. Aber wir kamen doch ebensogut zurecht wie der findige Kuhtreiber, der tagtäglich mit der Batteriekuh, unserm lebendigen Proviantdepot für die äußerste Not, vorausgeschickt wurde. Dem teilte der Wachtmeister auch nur den Namen des jeweiligen Tageszieles mit, und jeden Abend empfing er mit seiner wertvollen Schutzbefohlenen stolz und selbstbewußt die spät einrückende Batterie. Zu der gefürchteten Not kam es aber nicht. Freilich mußte die Verpflegung auf das allereinfachste Maß beschränkt bleiben. Noch bescheidener ließ sich die Unterkunft in strotzend überfüllten Dörfern, Gehöften und Einöden an. Wer ein Dach über sich und ein wenig Stroh unter sich hatte, gab sich zufrieden. Die Fahrer und die Pferde mußten Nächte hintereinander biwakieren. Seit Wochen kam man kaum einmal aus den Kleidern, von Wäschewechseln oder -waschen konnte man träumen. Immer lästiger wurden die Läuse, die sich unter solchen Umständen unheimlich vermehrten.

Unser Weg führte — um die Ziele der einzelnen Tagesmärsche zu nennen — über Lützkampen, Lünebach, Duppach, Uexheim, Adenau, Ahrweiler und Königsfeld an den Rhein.

Die schwarz-weiß-roten und rot-weißen Fahnen an den Häusern, die Bogen aus Tannenreis, durch die wir ritten, galten jetzt nicht mehr den anderen, sie galten uns und riefen uns ein ergreifendes Willkommen zu. In Prüm, der idyllisch gelegenen Hauptstadt der Eifel, stand manches alte Mütterchen trotz der empfindlichen Kälte draußen vor einer Reihe Tassen und verschenkte unermüdlich Kaffee an die vorüberziehenden Soldaten. Und wie uns überall die Mädchen zuwinkten, das erinnerte an den August 1914, an die Zeiten des ersten Ausmarsches. Auch die Leute, bei denen wir unsere Massenquartiere bezogen, erwiesen uns viel Aufmerksamkeiten. Manchmal, wenn sie sich an ein umständliches Säubern der belegten Räume machten und wir das für unnötige Mühe erklärten, bekamen wir zu hören: „Für unsere Soldaten kann es nicht gut genug sein. Die haben mehr für uns getan als wir je für sie tun können." Doch erlebten wir, wennschon selten, auch Fälle unfreundlicher Gesinnung, und das nur von Menschen, denen anzusehen war, daß sie den Krieg nie so recht verspürten oder sich dem allgemeinen Opferdienst jederzeit zu entziehen wußten. Ein Bauer, der von seinen Futtermitteln nichts herausgeben wollte und den wir fragten, ob es besser wäre, wenn ihm die Amerikaner oder Belgier oder Franzosen bald alles gewaltsam nähmen, erwiderte grob: „Nun ja, die müssen

Digitized by Google

doch auch noch was haben!" Ausschreitungen unserer Soldaten gegen solche Elemente wären nicht verwunderlich gewesen.

Um diese Zeit, also gegen Ende des Monats, sollten wir endlich die Waffenstillstandsbedingungen erfahren; sie waren ein wenig „für die Front frisiert". Die Gerüchte über die Vorgänge rechts des Rheins nahmen festere Gestalt an. Der Name des römischen Sklavenführers Spartakus spielte eine immer größere und immer zweifelhaftere Rolle. Eine Versammlung unserer Vertrauensräte beschäftigte sich mit dem zweckmäßigsten Verhalten der Mannschaften gegenüber Leuten, die sich in der Rheingegend herumtrieben und aufrührerischen Einfluß auf die heimkehrenden Verbände zu gewinnen suchten. Jedem Offizier wurde von der Obersten Heeresleitung ein Schein ausgehändigt, worin sie sich zu der neuen sozialistischen Regierung Ebert-Scheidemann bekennt und worin diese den Offizieren das Fortbestehen ihrer bisherigen Befugnisse sowie das Beibehalten der Waffen- und Rangabzeichen zuspricht. In Ahrweiler, das uns mit vielen Fahnen, Tannenreispforten und Begrüßungsinschriften empfing, hatten wir in Ausübung des Quartiermacherdienstes zum erstenmal mit einem Arbeiter- und Soldatenrat zu tun. Die Ehrenbezeigungen schienen abgeschafft.

Am Vormittag des 2. Dezember rückten wir bei Brohl auf einer Notbrücke über den Rhein. Dann folgten noch einige Marschtage rechts des Stromes, bis wir die neutrale Zone hinter uns hatten, und um die Mitte des Dezember zog das Regiment in die alte Garnison ein. Jeder einzelne Mann hat ein Recht, stolz darauf zu sein, daß dies mit unseren geschmückten Haubitzen geschehen konnte. Hoffentlich sind sie nicht das einzige, was wir dem Vaterland gerettet haben.

Freilich sahen wir jetzt erst so recht, wie es um Deutschland stand, wie groß der Zusammenbruch war. Inwieweit das deutsche Volk ihn verschuldet oder verdient hat, ob es ein besonders gutes oder ein besonders schlechtes Volk ist, darüber wird so viel gesprochen. Man will nicht begreifen, wie es einmal (1914) so groß und herrlich, dann (1918) so schwach und erbärmlich sein konnte, und ist geneigt, im einen Fall seine Mängel, im anderen seine Vorzüge zu übersehen. Es ist doch das gleiche Volk. Wo die Massenpsyche in das eine oder andre Extrem gerissen wird, in die nationale Großtat oder in die rauschhafte Selbstzerfleischung, müssen sich immer natürliche Gründe finden lassen, und sieht man genauer zu, erkennt man, daß diese Gründe sich sogar merkwürdig ähnlich sind. Auch unser Rückzug aus Frankreich, aus dem hier ein Einzelerlebnis erzählt ist und der als Gesamtleistung von riesigen Ausmaßen in der deutschen Geschichte fortbestehen wird, bietet dafür ein Beispiel.

Wollten wir doch für unsre guten wie für unsre schlechten Eigenschaften die Augen weiter offen haben, sie freimütiger erfassen, bekennen und nützen. Und vor allem: wollten wir uns nicht an die einst erreichte, jetzt wieder verlorene Machtstellung klammern und uns in wehmütiger Erinnerung verzehren, sondern das Vergangene vergangen sein lassen, ganz von vorn anfangen, neuaufbauen mit allen unseren Kräften!

Dann wäre sicher auch, wenn die Waffen längst in Pflüge umgeschmiedet sind, aus dem denkwürdigen Rückzug vom Spätherbst 1918 das beste, was jemals sich im deutschen Heer und Volk bekundete, mitgerettet.

Digitized by Google

Bemerkungen zu Rollands „Johann Christof".

Romain Rollands zehnbändiger Musikerroman „Johann Christof" erinnert durch seinen Umfang daran, daß in der französischen epischen Literatur von jeher entgegengesetzte Bestrebungen am Werke sind: die eine will Maß, Knappheit, Spitze, Andeutung; die andere Masse, Breite, Fülle, Ausführung. Honoré d'Urfés „Astrăa" aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts: 5 enggedruckte Bände, zusammen fast 3000 Seiten; Calprenèdes „Cassandre" aus der Mitte des gleichen Jahrhunderts: 10 Bände; desselben „Cléopâtre": 12; je 10 Bände haben auch die Romane „Artamène" und „Clélie" des in Deutschland durch E. T. A. Hoffmann bekannt gewordenen Fräuleins von Scudéry. aus dem 18. Jahrhundert: Rétif de la Bretonnes Drame de Vie, contenant un homme tout entier: 5 Bände; desselben Autors Monsieur Nicolas: 16 Bände. Aus dem 19. Jahrhundert: Balzacs Comédie Humaine, Zolas Rougon-Macquart. Wer vors 16. Jahrhundert zurückgreift, findet die riesigen Versepen und den Rosenroman. Die Länge des „Johann Christof" ist nicht nur nicht unfranzösisch, sie nimmt im Gegenteil alte, echtfranzösische Überlieferung wieder auf. Daß ein so umfangreicher Roman zu lang ist, ist derart eine vérité de Monsieur de la Palisse, daß es sich nicht darum handeln kann, diese Wahrheit zu bestreiten, sondern nachzudenken, warum dies Buch so lang geworden ist, daß seine Längen auffallen, nicht mehr künstlerisch wirken. Erstens: weil die Form des Er-Romans, die der Autor gewählt hat, dem Vorwurf nicht gemäß ist. Eine Entwicklungsgeschichte dieser Art läßt sich technisch nur als Ich-Roman bewältigen. Man hat zwei Möglichkeiten: auf Kleinzeichnung des Seelischen zu verzichten — das läuft dem Wesen der Entwicklungsgeschichte zuwider; psychologisch wirklich in die Tiefe zu gehen — damit fällt die Er-Form. Beides zusammen läßt sich nicht vereinigen. You cannot have your cake and eat your cake.

Rolland hat sich im „Johann Christof" eine Aufgabe gestellt, die nicht nur er mit seinen technischen Mitteln nicht bewältigen konnte, sondern die überhaupt nicht lösbar ist, weil ihre Bedingungen innerlich unmöglich sind. Er will, wie Rétif de la Bretonne, ein Lebensdrama geben. Wie Rétif, will er noch mehr: un homme tout entier. Mehr: einen — was sage ich „einen"? — nein: den Roman des deutschen Musikers. Mehr: das Sichfinden dieses Musikers am französischen Wesen, auf französischem Boden. Mehr: Gegenüberstellung von Deutschtum und Franzosentum, germanischem und romanischem Wesen überhaupt; eine Synthese — um das Modewort zu nehmen — des Besten dieser zwei Welten; eine hohe Art guten Europäertums; Vermählung zweier Kulturen: einer männlichen mit einer weiblichen; beide groß, edel; jede für sich unvollständig, daher beide aufeinander angewiesen. Alles sehr schön, aber alles unmöglich.

Die drei großen Themen werden nacheinander gebracht, durchgeführt und miteinander verbunden, und zwar so, daß der erste Band der in drei Bände zusammengedrängten deutschen Ausgabe[1]) das Werden des Musikers und die Kritik des Deutschtums, der zweite die des Franzosentums enthält, während der dritte dem Reifen des Menschen gewidmet ist. Wir würden vielleicht erwarten, daß der Schluß, ähnlich dem des Vorspiels zu den Meistersingern, die drei Themen in einem strahlenden Kontrapunkt verschmölze, aber das ist nicht der Fall: im Gegenteil, Rolland läßt das Musikerthema und das Kulturthema immer mehr fallen, alles klingt im Menschlichen aus.

[1]) Frankfurt a. M., bei Rütten & Loening: I Johann Christof 801 S. II Johann Christof in Paris 562 S. III Johann Christof am Ziel 625 S.

Digitized by Google

Um etwas Wichtiges gleich vorwegzunehmen: Durch die drei Bände zerſtreut ſind eine Anzahl Liebesepiſoden, meiſt mit der Geſchichte des Helden innig zuſammenhängend, von denen jede ihr eigenes Geſicht und ihren beſonderen Reiz hat, und die künſtleriſch nicht nur das Beſte des Buchs ſind, ſondern auch etwas vom Feinſten der jetzigen franzöſiſchen Erzählungskunſt: eigenartig und anmutig erfunden, zart in der Seelenſchilderung, erzählt mit dem ſicheren Geſchmack, den alle guten Franzoſen in dieſer Gattung von je bewieſen haben.

Der Guß ſo ungleichartiger Beſtandteile zu einem Kunſtwerk iſt unmöglich. Spezifiſches Gewicht, Härte, Schmelzpunkt, Hämmerbarkeit iſt bei jedem einzelnen anders; ſie ſind geneigter, immer wieder erſtarrend zu zerreißen als unlöslich zuſammenzuſchmelzen. Ein Unternehmen von ſolchem äußeren und inneren Umfang hat etwas Fauſtiſches. Aber Rolland hat ſich dadurch, daß er das Werk ſtückweiſe (1904—1912) herausgab, der Vorteile des inneren Angleichens und Ablagernlaſſens begeben. Man nimmt, je mehr die Geſchichte vorſchreitet, deſto deutlicher Einflüſſe von Zeitſtrömungen und Tagesereigniſſen wahr. Der Stoff iſt ſozuſagen zu früh auf Flaſchen gefüllt worden und hat ſich nicht ſo gut abgebaut, wie eine geduldigere Behandlung zuweggebracht hätte. Wie der Grüne Heinrich zeigt, laſſen ſich die Schäden eines derartigen „Zu früh" durch eine ſpätere Umarbeitung nicht mehr ganz gutmachen. Sie ſind organiſch, nicht techniſch.

Als Franzoſe zum Helden eines Werkes von ſolcher Bedeutung einen Deutſchen zu wählen, war ein Wageſtück, das vor Rolland noch niemand verſucht hat und das auch ihm nicht gelingen konnte. Wenn er ein Kapitel des erſten Bandes ſchließt: „als ob es einem Deutſchen zuſtünde, zu ſagen, was franzöſiſch ſei", ſo muß er uns auch geſtatten, den Satz umzudrehen. Aber dann wird nicht nur das fragwürdig, was Rolland über Deutſchland und Deutſchtum ſagt, die Wahl des Helden ſelbſt wird bedenklich. Damit kommen wir zum wundeſten Punkt des Romans. Ein derartiges Werk wurzelt notwendigerweiſe im Autobiographiſchen. Seine eigene Autobiographie kann Rolland nicht geben, aus zwei Gründen: weil er ſie für den Franzoſen Olivier des zweiten Bandes braucht, und weil er Johann Chriſtof beſtimmende Züge der Lebensläufe von Beethoven, Wagner und Hugo Wolf leihen will. Dieſe Nebengeſtalt iſt daher ungleich tiefer im Perſönlichen verwurzelt als die Hauptperſon. Olivier, nicht Johann Chriſtof, ſtammt aus eigenem Blut, aus dem von Rollands Volk, aus dem von Rolland ſelbſt. Olivier iſt Rolland, nicht Johann Chriſtof. Aber Johann Chriſtof trägt das Werk, nicht Olivier. Das verurſacht eine innere Stilloſigkeit. Nicht nur wie bei manchen Reliefs der Frührenaiſſance, bei denen die rein flächenhafte Behandlung der Hintergrundfiguren nicht zu dem ſtatuenmäßigen Heraustreiben der vorderen ſtimmt. Nein, der Gegenſatz iſt weſenhaft: Olivier iſt genitus, non factus; Johann Chriſtof factus, non genitus. Was ihn ſchuf, war il lungo studio e il grande amore; jenen aber zeugte Rolland da via di verità e da sua vita (um beide Male mit Dante zu reden). Das nämliche gilt von der Umwelt: die franzöſiſche iſt intuitiv geſehen und erlebt, die deutſche konſtruiert. Jene kommt von innen, dieſe von außen; wenn der Autor in die Tiefe geht, bewahrt daher jene die naive Anmut des Natürlichen, während dieſe über das Gezwungene, Abſichtliche und eine gewiſſe Zerrbildähnlichkeit oft nicht hinauskommt, ſelbſt wo er ſich am redlichſten bemüht, ſich von der landläufigen Vorſtellung eines Volks von Sauerkrauteſſern, Pfeifenrauchern und Philoſophen freizumachen. David d'Angers'

Digitized by Google

Goethebüste, Renoirs Wagnerbildnis, selbst Delacroix' Lithographien zum Faust zeigen, wie schwer es einem Franzosen fällt, den deutschen Ausdruck zu treffen, selbst wo er ihn unbedingt treffen will.

Aber damit sind die Nachteile von Rollands Verfahren nicht erschöpft, das Schicksalbestimmende für seinen Helden aus den geschichtlich überlieferten Lebensläufen der bedeutendsten deutschen Musiker herauszusuchen, aneinanderzureihen und mit Eigenem zu verbrämen. Er kombiniert die musikalische Ahnenreihe, wie wir sie bei Bach finden, mit Beethovens rheinischer Jugend und dem Alkoholismus seines Vaters, der Wunderkind- und Bedientenexistenz Mozarts, Hugo Wolfs Brahmshaß, kritischen Entgleisungen und den Wiener Konzerterfahrungen, dem Putschvergehen und der Flucht Richard Wagners nach Paris. Gegen eine solche Verquickung sträubt sich etwas in uns: es ist uns fataler noch, als wenn Offenbach den Rat Krespel, den Sandmann und die Erzählung vom verlorenen Spiegelbilde als „Hoffmanns Erzählungen" zusammenleimt: das willkürliche Herausreißen echter biographischer Einzelzüge und ihr willkürliches Kombinieren mit nicht minder echten, aber ganz wo anders hergeholten, anekdotisch ein für allemal bestimmten Einzelheiten verträgt sich schlechthin nicht mit unseren Vorstellungen von Pietät. Die Erzählung erhält durch derlei schlüsselromanhafte Einschläge etwas Verzerrspiegelmäßiges: Johann Christofs Jugend am Rhein hat stärkste Ähnlichkeit mit der Beethovens in Bonn, aber nebenher ist immer wieder vom wirklichen Beethoven die Rede; oder der Haßler des Romans ist eine deutlich kennbare Karikatur von Richard Strauß. Dabei wird Richard Strauß immer respektvoll erwähnt als bedeutender lebender Tondichter; oder schon vom alten Großvater Hans Michel heißt es, in seiner Missa Solemnis spuke Brahms, aber derselbe Brahms bildet eine Macht im Leben des Enkels: für Johann Christofs überscharfe Kritiken sind die Brahmsrezensionen Hugo Wolfs, und für seinen Durchfall im Konzert die Aufführung von Wolfs Penthesilea-Vorspiel bei den brahmsfreundlichen Philharmonikern das genau abgepauste Vorbild. Rollands fast komischer Brahmshaß geht durchs ganze Werk und erinnert an die Wutausbrüche des Doktor Wrschowitz in Fontanes Stechlin, so oft die Rede auf Niels Gade kommt; aber dieser Haß hat auch eine ernstere Seite: darf Einer, der zum Schöpfer des deutschen Requiems, der Vier ernsten Gesänge, des Schicksalslieds, der Violinsonaten so gar kein Verhältnis hat, sich unterfangen, über deutsche Musik mitzusprechen? Die Unsicherheit, die durch die Benützung eines biographischen Materials bewirkt wird, das sich von Mozart bis Richard Strauß erstreckt, stört im ersten Teil empfindlich. Er hängt chronologisch in der Luft. Im Gegensatz dazu ist es lehrreich, wie flott die Geschichte in Gang kommt, wie man unwillkürlich das Gefühl der Sicherheit verspürt, sobald der Verfasser seinen Helden glücklich über die Grenze gebracht hat.

Allerdings treten an die Stelle der inneren Unmöglichkeiten des ersten Bandes fortan neue. Der „Johann Christof" ist das Erzeugnis eines energischen Willens und einer feinen Geistigkeit. Aber was der Geschichte des Helden fehlt, ist doch die schöpferische Kraft, künstlerische Phantasie, Ursprünglichkeit, Naivität, Einfälle. Er ist zu passiv. Er lebt nicht, er wird sozusagen gelebt. Man ist erstaunt, von seinen Werken zu hören; man glaubt sie ihm nicht recht. Der Verfasser bringt es nicht fertig, uns einen Begriff davon zu geben. So lang er ihm Züge von Beethoven usw. geben kann, führt er eine täuschende Scheinexistenz. Vom zweiten Band an verblaßt die Erfindung in Bezug auf den Helden merklich. „Verblaßt" ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck.

Digitized by Google

Denn nehmen wir aus dem ersten Bande die historischen Züge heraus, was bleibt übrig? Ein wenig interessanter Held, aber interessante Nebenfiguren. Die Nebenfiguren sind auch im zweiten und dritten Bande sehr interessant, zum Teil vorzüglich. Aber der Held geht fast im Weg um. Über dies Proton Pseudos, dies Vergreifen in der Wahl des Helden, käme auch ein stärkerer Künstler als Rolland nicht weg. Nun ist Rolland überhaupt kein starker, sondern nur ein feiner Künstler, überhaupt mehr Denker als Gestalter, mehr Kenner als Könner. Mehr das, was die Franzosen einen Moralisten nennen, als ein geborener großer Erzähler. Er ist ein grundgescheiter Kopf; was ihm liegt, ist die leichte, flüssige, anziehende Darstellung einer Episode, einer Geschichte innerhalb der Geschichte; da ist er oft bewundernswert. Das Landschaftliche fast durchweg, wie fast bei allen neueren Franzosen, ausgezeichnet. Das Psychologische oft erstaunlich fein, oft aber auch, wie so oft bei Balzac, an den Haaren herbeigezogen.

Innere Stillosigkeit: man wird den Eindruck nicht los. Was Rolland schaffen will, ist ein großer Entwicklungsroman, etwa mit der Technik Tolstois in der „Anna Karenina". Nehmen wir an, dies sei überhaupt möglich (in Wirklichkeit steckt hier schon, wie vorhin bemerkt, die erste innere Stillosigkeit). Aber dies Stilvorbild wird durchkreuzt. Rolland ist viel zu gebildet, um nicht Balzac zu kennen: so kommen in dem Roman Episoden, die wie aus der Comédie Humaine herausgeschnitten scheinen. Rolland kennt Flaubert so gut, schätzt ihn so hoch, daß er ihn, ohne es zu wissen (wie übrigens die meisten französischen Erzähler) nachahmt; ganze Seiten lesen sich, wie wenn sie in der Madame Bovary stünden; mehr: dies unsterbliche Buch steht unsichtbar hinter jeder Schilderung der französischen Provinz, auch hinter der Rollands. Und abermals ist Rolland zu sehr Zeitgenosse von Anatole France, um nicht an dessen geistreich-ironischer, aber gestaltungsschwacher Art, allem Unterschied des Ziels, des Temperaments, des Charakters zum Trotz, gelegentlich abzufärben.

Die innere Stillosigkeit wird verstärkt durch zahllose längere und kürzere Betrachtungen, die wohl in einem Ich-Roman am Platz wären, aus dem epischen Ton jedoch herausfallen. Rolland teilt diese Neigung mit Balzac, der in Verkennung seines Genies als Gestalter sich nebenbei für einen bedeutenden Denker hielt, während bei Rolland der Denker tatsächlich bedeutender ist als der Erzähler. Man versuche einen Augenblick sich die betrachtenden Stellen im „Grünen Heinrich" als Er-Roman vorzustellen: unmöglich. — Ich bin so ketzerisch, selbst im Falle des Wilhelm Meister die Ich-Form gemäßer zu finden: wenn so ein Ding schon als große Konfession einer nicht nur äußeren, sondern vor allem inneren Entwicklung gedacht ist, scheint mir die Ich-Form künstlerisch geschmeidiger und stilistisch wahrer. Der Leser kann ja die Probe machen, und die ersten Kapitel mit den späteren vergleichen. Es gibt keine einschneidendere Frage für den Erzähler als die: Ich-Erzählung oder Er-Geschichte? Sie ist der archimedische Punkt, von dem aus ein Stoff überhaupt aus den Angeln zu heben ist oder nicht. Die Ich-Form war Rolland aus persönlichen Gründen unmöglich. Mit der Er-Form aber war eine Geschichte von solcher Anlage aus technischen Gründen nur halb zu bewältigen. Wer das Problem durchdenkt, kommt dahinter, daß all die Schiefheiten und Meinungsverschiedenheiten der Kritik, die Rollands Werk veranlaßt hat, aus mangelhafter Erkenntnis seiner primären Mißgriffe stammen.

Noch stilloser als die einzelnen Reflexionen wirken die zahlreichen Exkurse

Digitized by Google

über deutschen und französischen Geschmack, über die Kunst, Literatur, Politik der beiden Länder: lauter Gedankengänge, die nicht wesentlich über die Form des Artikels, des Essays hinausgekommen sind. Sie sind nicht durch das Erleben des Helden durchgegangen und zum künstlerischen Erlebnis verwandelt worden, sondern wirken als stehengelassene feuilletonistische Fremdkörper. Man vergleiche, um zu sehen, wie der epische Künstler arbeitet, die Feuerbach-Episode im Grünen Heinrich, das Politische in Martin Salander, das Konfessionelle im Verlorenen Lachen, das Schopenhauerkapitel in den Buddenbrooks. Abermals ein technischer Dilettantismus, der nicht nur die Form, sondern die ganze Entwicklung des Romans beeinträchtigt. Derlei Ungeschicklichkeiten des Handwerklichen rächen sich bis ins Geistigste hinein. Nicht zuletzt aus diesem Grunde kommt Rolland über elegante, sogar bestechende, aber hastige und oberflächliche Formulierungen nicht hinaus. Das las sich vermutlich in den Cahiers de la Quinzaine anziehend, sogar anzüglich, aber im Buch wirkt es unverarbeitet und formlos.

Aber auch das ist noch nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß der Plan, wenn und soweit ein Erlebnis Frankreich, gar ein Erlebnis Paris für einen deutschen Musiker vom Schlage Johann Christofs in Betracht kommen soll, von vornherein nicht stimmt. Man muß hier sehr vorsichtig sein. Ich habe das Gefühl, als habe sich der anfängliche Plan Rollands im Laufe der Arbeit verschoben, und zwar zu ungunsten Frankreichs; offenbar unter dem Eindrucke besonders fataler Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Je öfter ich überhaupt den „Johann Christof" zur Hand nehme, desto mehr glaube ich an bestimmten Stellen sozusagen Verwerfungen zu entdecken: Abbrechen von Linien, Heraustreiben von Schichten, die ursprünglich ganz anders lagen, Versinken anderer Schichten unter gewaltsamem Druck. Daß Rolland so etwas wie die Synthese, von der ich vorhin sprach, vorgeschwebt hat, wenigstens in der ersten Hälfte, scheint mir sicher. Ich könnte mir sonst den Raum, den er Paris zuweist, nicht erklären. Und das ist der Kardinalfehler des Werks. Es geht nämlich wohl umgekehrt, daß ein Franzose etwa über Bayreuth den Weg zum Deutschtum findet; daß er da seinen Ausgangspunkt nimmt, von wo er immer tiefer ins Deutsche hineinkommt: Dürer, Hans Sachs, deutsche Mystik, deutsche Musik, Grünewald, Naumburger Dom, deutsche Dichtung des Mittelalters usw.; und daß dann plötzlich für ihn der Tag kommt, wo er sich sagt: „Ja, haben denn wir Franzosen nichts der Art? Wir haben doch in bildender Kunst, in Architektur, Literatur, *auch* ein Mittelalter, das unendlich reicher, feiner, tiefer ist, als das Opern-Moyen-Age unserer Romantiker, vor allem unendlich echter, französischer. Bloß ist das alles durch das Grand Siècle in einer Weise verschüttet worden, daß für den gebildeten Deutschen, Engländer, Italiener der Zugang zu diesem französischen Mittelalter leichter ist, als für den gebildeten Franzosen." Das wäre zum Beispiel *eine* Möglichkeit gewesen: auf dem Umweg über Deutschland das alte Frankreich, auf dem Umweg über das alte Frankreich sich selbst zu entdecken. Ich könnte mir noch mehr solcher Möglichkeiten denken. Aber es handelt sich nicht um den Roman, den Rolland hätte schreiben können, sondern um den, den er geschrieben hat. Und dieser Roman hat den Grundfehler: Frankreich, Paris, kann für den genialen Deutschen nicht die Wahlheimat der Seele werden, wie Rom, Florenz, Athen. Dazu ist es zu wenig Eigenbau, zu sehr aus zweiter Hand, zu sehr Museum, zu klassizistisch, zu akademisch. (Wenn der Deutsche das ältere, stärkere, eigenartigere Frankreich entdeckt, das Frankreich vor dem 17. Jahrhundert, ist er sozusagen zu

Digitized by Google

Hauſe; das heißt: das hat er daheim ſelber, ſogar in einem Boden gewachſen, in einem Klima gezeitigt, bei dem etwas ihm Gemäßeres herauskommt, was er beſſer aſſimiliert.) Rolland will die deutſche Welt an der franzöſiſchen meſſen und umgekehrt. Das geht nicht mit einem Muſiker wie Johann Chriſtof, es geht überhaupt nicht mit einem großen Deutſchen als Helden. Paris iſt für den Deutſchen vom Kaliber eines Brahms etwa oder eines Reger (ich laſſe abſichtlich Namen wie Beethoven oder Wagner aus dem Spiel), Paris iſt für dieſen Typus kein ſeeliſches Erlebnis. Das iſt es bloß für den Typus Kotzebue, Börne, Heine. (Auch für den Maler, ſolang er jung iſt; ſowie ſie ganz ſie ſelber werden, finden auch alle bedeutenden Maler den Weg heim; gleichviel, ob es ſich um Thoma handelt, oder Trübner, oder Max Liebermann.) Ich gehe noch weiter: Paris iſt nicht einmal für den genialen Franzoſen das Erlebnis, das ihn entwickelt. Es iſt nur für den talentvollen Arriviſten das Ziel, das ihn verlockt. Daß er Paris durchſchaut, iſt das Kennzeichen des bedeutenden Franzoſen, wie es das Kennzeichen des bedeutenden Deutſchen iſt, daß Berlin für ihn nicht exiſtiert. Man muß Weſtſchweizer ſein oder allenfalls Elſäſſer, um die franzöſiſche Kultur ſo wichtig zu nehmen. Für einen genialen Deutſchen — und das ſoll doch Johann Chriſtof ſein — kommt nur Italien in Betracht, oder Griechenland (aber dann dürfte der Held ſchwerlich ein Muſiker ſein). Durch die Pariſer Zeit kommt die Geſchichte nicht ins große Fahrwaſſer; ſie kommt aus dem Geleiſe. Erſt im letzten Teil, wo Italien hereinſpielt — leider zu wenig! zu flüchtig, vor allem zu ſpät — hat man das Gefühl: das wäre es, das große Erleben des Ganz-Anderen, Großen, Klaſſiſchen, das ſogar ſo einen Bärenkerl wie Johann Chriſtof innerlich umkrempelt, das ihn zugleich verjüngt und reift, beklemmt und beglückt, erneuert und erſt zu ſich ſelber macht. Leider verſagt gerade die Entwicklung des Muſikers Johann Chriſtof im letzten Teil.

Aber ich möchte mich ſo kurz wie möglich faſſen und kann nur andeuten; auf Einzelheiten will ich überhaupt nicht eingehen. Ich möchte nur durch dieſe grundſätzlichen Bemerkungen den Leſer von den falſchen Frageſtellungen abbringen, mit denen, ſoweit ich ſehe, dies Buch in Deutſchland immer wieder komplizierter gemacht wird als es iſt. Es handelt ſich nicht darum, ob Rolland recht hat mit irgendeiner Behauptung für oder gegen deutſche Zuſtände. Seine Geſinnung, ob erhaben, ob durchſchnittlich, ob nationaliſtiſch, ob kosmopolitiſch, kommt nicht in Frage. Worum es ſich handelt, iſt einzig und allein: iſt ſein Buch ein Ganzes, ein wohlgeratenes Kunſtwerk? Auf dieſe Frage muß ein Leſer, der nicht als Kulturmiſſionär oder vergleichender Völkerpſychologe oder weiß Gott was ſonſt noch an das Buch herantritt, ſagen: Nein, das iſt es nicht. Und zwar deshalb nicht, weil die Geſchichte überhaupt nicht zu bezwingen war, auch nicht von einem ſtärkeren Künſtler als Rolland.

Wenn der Leſer aus dieſen Ausführungen den Schluß zöge, dieſer „Johann Chriſtof" müſſe trotzdem ein ungewöhnlich leſenswertes Buch ſein, jedenfalls ſchon als Produkt eines hohen Wollens, einer ungemeinen Bildung, viel leſenswerter, als das meiſte, das in den letzten Jahren bei uns erſchienen iſt, ſo hätte er recht, und ich möchte ihn in dieſer Meinung ausdrücklich beſtärken.

München. Joſef Hofmiller.

Digitized by Google

Worte bei der Beisetzung von Otto Crusius.

Von Karl Rupprecht.

Am Samstag habe ich meinen lieben Lehrer Otto Crusius verlassen; freundliche Grüße waren sein Abschiedswort. Sonntag morgen stand ich tief erschüttert vor dem Toten. —

Am Vorabend hatte er noch einer Versammlung beigewohnt; der Jugend, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, hatten die letzten Stunden seines tätigen Wirkens gehört. Im Schlaf hat ihn der Tod überrascht, so schön, so wundervoll, wie er ihn gepriesen, wenn er ergreifend seinen Schülern von den sanft tötenden Pfeilen der Artemis erzählte. —

Als ich vor einem Jahr, an seinem 60. Geburtstag die Glückwünsche seiner Schüler aussprechen durfte, bat ich ihn: „Sie sollen unser Führer sein, das zu erhalten, zu vertiefen, zu schaffen, was Ehr und Zierde ist für unser Vaterland." Denn er war mehr als ein Lehrer; er wollte nicht nur Kenntnisse vermitteln, totes Wissen dünkte ihm verächtlich. Er wollte Menschen bilden, „über sich hinaus, rechtwinklig an Leib und Seele". „Nur durch den Menschen tritt der Mensch in das Tageslicht des Lebens ein." Dieses Wort seines geliebten Jean Paul leitete ihn. Darum wies er hin auf die Menschen der Menschen, auf die Griechen aller Länder und aller Zeiten, auf Solon, Sophokles und Heraklit, auf Homer und Hesiod und Plato, Horaz und Cicero, das Evangelium, Marc Aurel, im Mittelalter auf Martin Luther, auf die Musiker Bach, Beethoven, Brahms und Bruckner, Richard Wagner, auf Lessing und Wilhelm von Humboldt, auf Hölderlin und Goethe, auf Erwin Rohde und den, der auch ihm die Fackel vorangetragen, der ihm die Augen geöffnet und ihn eingeführt hat in des Lebens tragische Mysterien, Friedrich Nietzsche.

Doch das war ihm nicht genug; er fühlte sich noch inniger und tiefer mit der Jugend verbunden. Seinen Söhnen der beste Vater, freudig bereit, sich aufzugeben und umzulernen, um jung mit der Jugend zu sein, sorgte er in wahrhaft väterlicher Güte für alle seine Schüler. Vielen stand er bei in materieller Not; wer an Sorgen litt und betrübt war, den suchte er durch liebevolles Verstehen aufzurichten. „Ich muß vielen die Seele pflegen", sagte er vor nicht allzulanger Zeit zu mir. Und ich weiß von einem, den er zu sich rief, als ihm der Krieg den liebsten Menschen genommen hatte und den er nicht eher entließ, als bis er ihn getröstet und Herr seiner selbst wußte und als dem das Geschick sein Glück bescherte, da strahlte Otto Crusius vor Freude und Seligkeit. Denn unser Glück und Schmerz war sein Glück und Schmerz. —

Wir haben viel, unendlich viel, Unersetzliches verloren.

Aber wir dürfen dem Schicksal nicht zürnen, das es also gefügt hat. Er hat seines deutschen Volkes, seines geliebten deutschen Vaterlandes tiefste Schmach nicht mehr schauen müssen.

So hat ihn der Tod hinweggerafft, — hoffnungsfreudig, — glaubensstarken Herzens.

Namens des Seminars für klassische Philologie, des Seminars für alte Geschichte, des Seminars für mittellateinische Philologie lege ich diesen Kranz nieder.

Ein bescheidenes Zeichen unsres Dankes —
Ein Gruß aus dem fernen Lande seiner Sehnsucht —
Zur ewigen Ruhe in seinem lieben deutschen Wald —
dem nimmermüden Wanderer.

Digitized by Google

Luthers Quellen[1]).

Von Sebastian Merkle in Würzburg.

Vor einem weiteren Publikum über die Einflüsse zu reden, die auf die Lehre eines Theologen wirksam waren, dürfte auch dann gewagt scheinen, wenn es sich um einen Mann von der Popularität und Bedeutung Luthers handelt. Und doch ist in diesem Falle die Frage nicht nur an sich von großem Interesse, sondern fast mehr noch wegen der teilweise überraschenden Einblicke, welche sie dem Laien in den Stand der Lutherforschung eröffnet. Während bei den meisten Persönlichkeiten, die es auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft zu Ansehen gebracht, das Verhältnis zu den Vorgängern wenigstens in den Hauptpunkten festgestellt ist, wurde bekanntlich die Frage nach Luthers theologischen Quellen in den letzten zehn Jahren neuerdings leidenschaftlich und geräuschvoll erörtert. Noch ist H. Denifles Buch über „Luther und Luthertum" in lebhafter Erinnerung. Durch das dreibändige Werk des Jesuiten Grisar wurde es an Umfang und Mäßigung übertroffen — was in letzterer Hinsicht nicht viel hätte heißen wollen —, an Originalität und Tiefe der dogmengeschichtlichen Forschung bei weitem nicht erreicht. Dabei ist allerdings zu erinnern, daß Grisars Absehen mehr auf psychologisches Verständnis des Reformators gerichtet war, aber auch zu fragen, wie denn diese Aufgabe ohne volle Kenntnis und Berücksichtigung der historischen Voraussetzungen zu lösen sein soll. Auch protestantische Theologen waren ehrlich genug einzugestehen, daß sie von dem Tiroler Dominikaner trotz seiner unfreundlichen Art Vieles gelernt haben.

Nun kommt aber dessen ehemaliger Ordensgenosse Alphons Viktor Müller[2]), der ähnlich wie Luther den Weg aus dem Kloster zum Protestantismus und in die Ehe genommen hat — das Buch ist „seiner Frau Lidia und seinem Töchterchen Ada gewidmet" —, um gerade die Resultate Denifles anzufechten, in denen der Haupterfolg seines Werkes lag. Er will beweisen, daß „alle von Denifle als spezifisch lutherisch beanstandeten Sätze gar keine geistige Erfindung des Reformators sind, sondern längst vor ihm bekannt waren und zu seinen Lebzeiten, sei es in seinem Orden, sei es außerhalb desselben, katholische Verteidiger fanden". „Der Versuch Denifles, die grundlegenden Sätze der Dogmatik Luthers als ein Produkt der persönlichen unsittlichen Erfahrung des Reformators hinzustellen, findet in Luthers Schriften auch nicht den allergeringsten Stützpunkt." Die Identifizierung von *concupiscentia* und Erbsünde, die Lehre von der *concupiscentia rea, concupiscentia invincibilis*, von der Sündhaftigkeit der unfreiwilligen Regungen, von der Unerfüllbarkeit des Gesetzes, der Unzulänglichkeit unserer Gerechtigkeit und dafür Anrechnung der Gerechtigkeit Christi usw. seien längst vor Luther in der mittelalterlichen Augustinusschule von Orlando (Roland) Bandinelli (Papst Alexander III.), Peter von Poitiers, Robert Pullus, dem angeblichen Hugo von St. Viktor, Herväus, Petrus Lombardus gelehrt worden. Ja noch zu Lebzeiten Luthers habe der gutkatholische Löwener Theologe Joh. Driedo, namentlich aber der General des Augustinerordens Girolamo Seripando und dessen Ordensangehörige, eine Anzahl jener Lehren vertreten.

[1]) Diese Zeilen wurden bereits vor dem Kriege geschrieben und auch gesetzt, dann aber hinter die aktuellen Fragen zurückgestellt. Heute Änderungen und Beifügungen anzubringen, verbietet sich schon aus technischen Gründen. Es wird ohnehin auf die Sache zurückzukommen sein. — [2]) Luthers theologische Quellen. Seine Verteidigung gegen Denifle und Grisar. Gießen, Töpelmann, 1912 (XVI und 244 S. gr.-8°), M. 5.

Digitized by Google

Diese Ergebnisse sind zu verblüffend, als daß sie beim kritischen Historiker ohne weiteres auf Beifall rechnen dürften. Nicht nur Katholiken, die durch eine solche „Entlastung" des Glaubensneuerers und Belastung scholastischer Größen ihre Zirkel gestört sahen, haben sich dagegen erhoben, und Grisar müßte kein Jesuit sein, wenn er die von der Ironie des Schicksals ihm gebotene Gelegenheit, sich als Verteidiger von Luthers Originalität einzuführen, nicht schmunzelnd ergriffen hätte. Auch ein Protestant von der umfassenden dogmenhistorischen Gelehrsamkeit eines O. Scheel will, während manche seiner Glaubensgenossen allzu vorschnell sich der Sicherheit Müllers gefangen gaben, die Selbstständigkeit des Reformators gerade in den wichtigsten Lehren festhalten, für die unser Autor mittelalterliche Quellen nachgewiesen zu haben beansprucht. Schon an das Bestehen einer frühscholastischen Augustinusschule kann Scheel ebensowenig glauben, wie Grisar und Grabmann. Und selbst wenn sie bestanden hätte, so vermißt er mit diesen den Nachweis, daß Luther die Schriften dieser Schule gekannt und studiert habe. Er pflichtet vielmehr dem Geschichtsschreiber der scholastischen Methode rückhaltlos bei, wenn dieser schreibt: „Die von Müller ins Feld geführten theologischen Quellen Luthers, die frühscholastischen Theologen Roland Bandinelli (Alexander III.), Robert Pulleyn, Herväus von Bourg-Dieu und Petrus von Poitiers sind Autoren, die zur Zeit Luthers aus dem Gesichtskreis der Theologen geschwunden und deren Werke dazumalen noch nicht gedruckt und auch handschriftlich in deutschen Landen nicht gut zugänglich waren."

Ich bin nicht gesonnen, die Leser der „Monatshefte" durch die Kreuz- und Quergänge der Scholastik zu führen und das Recht oder Unrecht der streitenden Parteien hinsichtlich der Berufung auf jene Autoren zu prüfen. Doch möchte ich meinen, daß beide Teile übers Ziel geschossen, und daß die zu wenig begründeten Aufstellungen Müllers ebenso den zu weitgehenden Widerspruch herausgefordert haben, wie er selbst durch Denifles Übertreibungen zum Kampfe gerufen wurde. Es wäre zweifellos besser gewesen, wenn der gefeierte Kenner der theologischen Literatur des Mittelalters die in der populären Geschichtsschreibung über die Reformation heimische Schimpflyrik nicht in die wissenschaftliche Lutherforschung eingeführt hätte. Aber nicht weniger bedauerlich ist, daß sein gewesener Ordensbruder nun seinerseits auf diesen Ton eingeht. Mag Denifle sich aus Leidenschaftlichkeit manchmal geirrt, Naheliegendes übersehen haben, ihm allgemein Unwissenheit und Oberflächlichkeit schuld zu geben, geht zuweit. Vollends der Vorwurf geflissentlicher Fälschung ist eben wegen der Leidenschaftlichkeit des in seinen katholischen Gefühlen verletzten Dominikaners ungerecht und nur als Ausfluß einer in der Geschichte waltenden ausgleichenden Gerechtigkeit hinzunehmen. Hatte ja Denifle diese Anklage nicht oft genug gegen Luther erheben können.

Um ein Urteil zu ermöglichen, müssen wir wenigstens auf einige zwischen Müller und seinen Kritikern schwebende Streitfragen etwas eingehen.

Von einer frühscholastischen „Augustinusschule" kann freilich nicht im eigentlichen Sinne geredet werden. Allein daß die frühmittelalterliche Theologie im Unterschied von der im Zeichen des Aristotelismus stehenden Hoch- und Spätscholastik mehr aus (neu)platonisch-augustinischen Quellen gespeist war, ist allgemein anerkannt. Um nur ein paar Namen zu nennen, so ist Gottschalks Prädestinationslehre im 9. Jahrhundert doch nur eine outrierte Neuauflage des Augustinismus. Anselms von Canterbury Bedeutung „besteht darin, daß er von den Formeln Augustins zu dem Geist und der Denkweise Augustins

Digitized by Google

zurückführte. Er hat selbst wieder augustinisch empfunden und gedacht, er hat in der Art Augustins theologische Probleme wieder religiös verstehen und praktisch wertvoll lösen gelehrt" (R. Seeberg). In den Tagen Hugos von St. Viktor „las man die Alten und besonders Augustin mit neuem Verständnis", teils unabhängig, teils beeinflußt von ihm und Abälard. Erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgte mit dem Aufkommen der durch die arabische Philosophie vermittelten physikalischen, metaphysischen und ethischen Schriften des Aristoteles der Umschwung.

Der Beweis, daß Luther die Schriften jener Frühscholastiker nicht kennen konnte, ist weder erbracht noch läßt er sich erbringen. Vor allem folgt nichts aus dem Schweigen Luthers, da er seine Quellen keineswegs immer zitiert, ja gelegentlich seine Originalität behauptet, wo er Vorgänger in Menge hat. Denifle hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, seine Angaben über die patristische Erklärung von Röm. 1, 17 durch eine lange Reihe von Zeugen zu widerlegen. Es kann darum auch gegen Einflüsse des Petrus Lombardus auf Luther nichts beweisen, wenn dieser den Sentenzenmeister zu den „Sophisten" zählt. „Was würde er wohl gesagt haben, wenn jemand ihm vorgehalten hätte, er habe sein ganzes ‚Evangelium' von Sophisten entlehnt?" meint N. Paulus. Allein es ist eine sehr bekannte, weil sehr häufige Erscheinung, daß ein Autor völlig unabhängig zu sein glaubt von einem oder mehreren andern, ja sie oftmals bekämpft, und tatsächlich doch auf ihren Schultern steht. Wenn derselbe Historiker die spätere (1527) Äußerung Luthers über Augustin anführt (man finde bei ihm wenig von Glauben), so zeigt er damit selbst, wie wenig derartige Äußerungen gepreßt werden dürfen; denn der frühere Luther berief sich sehr gerne auf Augustinus, dessen weitgehenden Einfluß auf ihn noch niemand geleugnet hat.

Auch dem angeführten Satze von Grabmann kann bei aller Hochachtung, die seiner imponierenden Kenntnis der Scholastik gebührt, doch nur Wahrscheinlichkeit zugestanden werden. Hat er ja seine allzu bestimmte Behauptung selbst eingeschränkt, wenn er das „nicht kennen konnte" näher dahin deutet, daß die fraglichen Werke zu Luthers Zeit „nicht gut zugänglich waren". Also eventuell doch zugänglich! *Habent sua fata libelli.* Ein höchst lehrreiches Beispiel ist die von Grabmann selbst angeführte Nürnberger Handschrift von Orlando Bandinellis Sentenzen. Das Werk dieses italienischen Autors des 12. Jahrhunderts ist in seinem Vaterlande nirgends, sondern nur in einer deutschen Stadtbibliothek erhalten. Wie leicht hätte auch diese einzige Handschrift verloren gehen können! Über die Herkunft des Kodex gibt der Herausgeber Gietl keinen Aufschluß. Aus seinen sonstigen Angaben läßt sich entnehmen, daß das Exemplar im 12. oder 13. Jahrhundert von italienischer Hand geschrieben wurde. Vermutlich hat es früher einem Nürnberger Kloster, vielleicht jenem der Augustiner, angehört. Die Wahrscheinlichkeit, daß in anderen Klöstern noch weitere Abschriften vorhanden waren, läßt sich nicht in Abrede ziehen. Wie vieles ist in den Unruhen der Reformation selbst, wie vieles durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges zugrunde gegangen, wie vieles bei der Säkularisation verschleudert worden! Der Bestand von heute an theologischen Handschriften gestattet daher keine Schlüsse auf den zweifellos viel reicheren am Beginne des 16. Jahrhunderts. Aus denselben Gründen kann eine Benützung der Sentenzen des Robert Pulleyn durch die deutschen Theologen des 15. oder 16. Jahrhunderts nicht schon darum als ‚absolut ausgeschlossen' gelten, weil das Werk „nur in zwei oder drei Handschriften, welche sich nicht in deut-

Digitized by Google

schen Bibliotheken befanden, erhalten war". Durch die Tausende von deutschen Studenten, welche an die Pariser Universität kamen, gelangten sowohl Bücher wie Lehren von jenseits des Rheins wie des Kanals leicht in deutsche Lande. Von Petrus von Poitiers befindet sich nach Grabmanns Mitteilung eine Handschrift in der Amploniana zu Erfurt. Wenn man auch nicht „im Ernste behaupten und noch weniger beweisen" kann, „daß Luther diese Handschrift studiert und verwertet hat", so ist doch der Beweis, daß zu seiner Zeit nicht andere Exemplare des Werkes in deutschen Klöstern sich fanden, oder daß er aus dritter Hand Nachrichten über einzelne Lehren des Mannes erhielt, nicht weniger unmöglich. Auch scheidet der Kommentar des Herväus zu den Paulusbriefen nicht darum aus, weil er erst 1533 gedruckt wurde, noch Hugos von St. Viktor Quästionen deswegen, weil Luther sie im Kommentar zum Römerbrief nicht zitiert.

Mit diesen Erinnerungen soll indes keineswegs gesagt werden, Luther habe die erwähnten Scholastiker direkt gekannt und benützt. Nur das Unberechtigte apodiktischer Behauptungen will damit gezeigt sein. Es ist immerhin von Bedeutung, daß bestimmte Ideen aus der Zeit der Frühscholastik bis in die Spätscholastik, wenn auch latent, fort- oder in ihr wieder auflebten. Die Tatsache, daß Luthers Lehren vielfach sehr nahe mit frühscholastischen sich berühren, läßt sich nicht einfach als Zufall abtun. Gerade im Augustinerorden, wo die Kenntnis der älteren Theologen eifrig gepflegt wurde, läge eine solche Anknüpfung nahe. Jedenfalls gilt es, jene Verwandtschaft zu erklären. Die Übereinstimmung dürfte wenigstens zeigen, daß die Neigung, ähnliche Gedanken aus Augustin herauszulesen, auch in früheren Zeiten lebendig war. Aber eine mehr oder weniger indirekte Entlehnung ist keineswegs ausgeschlossen. Die Orden waren im Mittelalter und im 16. Jahrhundert kaum weniger international, als heutzutage. Reisen in fremde Länder waren nicht nur bei den Häuptern der Genossenschaften zum Zwecke der Visitation, sondern auch bei jüngeren Mitgliedern studien- oder sonstiger Geschäfte halber an der Tagesordnung. Luther selbst hat eine Romreise gemacht. Daß solcher Verkehr einen Austausch von Gedanken, Lehren und Anregungen vermittelte, ist selbstverständlich; an den nicht weniger selbstverständlichen von Büchern soll nach dem Gesagten nicht mehr erinnert werden. Es ist darum ein unbestreitbares Verdienst von Müller, die Anklänge Luthers an die Frühscholastik festgestellt zu haben, und wenn es ihm auch nicht gelungen ist, wenn er nicht einmal versucht hat, den Weg nachzuweisen, auf dem jene Ideen an den Wittenberger Augustiner gekommen sind, so ist souveränes Naserümpfen über sein Buch doch schwerlich das richtige Verhalten gegenüber neuen Problemen.

Jede neue Arbeit, welche uns gestattet, Luthers Stelle in der geschichtlichen Entwicklung genauer zu bestimmen, ist ein Gewinn und darum dankbar zu begrüßen. Wie wenig der Reformator als erratischer Block in seiner Zeit stand, das zeigen die mannigfachen Berührungspunkte mit katholischen Zeitgenossen, z. B. Driedo, das wird immer klarer, je näher wir die dogmatischen Verhandlungen des Konzils von Trient kennen lernen. Aus diesen hätte Müller für seine Zwecke viel, viel mehr holen können, als er tatsächlich geholt hat. An sie dachte ich vor allem, als ich im Frühlinge 1912, kurz vor Erscheinen des vorliegenden Buches, im „Hochland" (Jahrg. IX, Bd. II, S. 232) schrieb: „Der Zusammenhang Luthers mit der Augustinerschule ist m. E. bei weitem noch nicht vollständig klargelegt." Nun werden ja von unserm Autor die Konzilsprotokolle des öfteren herangezogen; aber die einschlägigen Voten müßten ein-

Digitized by Google

mal systematisch und gründlich untersucht werden, etwa so, wie es W. Koch in der Tübinger Theologischen Quartalschrift (1913 und 1914) mit den Verhandlungen über die Erbsünde getan hat. Vor allem die Lehre des Augustinergenerals Girolamo Seripando dürfte nicht nach den mageren Exzerpten Massarellis oder gar nach sekundären, nur mit spärlichem Material gespeisten Quellen dargestellt, sondern müßte aus den jetzt eröffneten primären Quellen, den Originalvoten des hervorragenden Theologen, wie sie im V. Bande des *Concilium Tridentinum* der Görresgesellschaft vorliegen, geschöpft werden. Aber auch andere Augustiner, dann Benediktiner, Dominikaner, Serviten und Weltgeistliche haben auf der Trienter Versammlung mitunter Sätze vorgetragen, die wegen ihrer Verwandtschaft mit solchen Luthers Ärgernis erregten. Mit diesem Material hat sich kein einziger von Müllers Kritikern befaßt. Da hilft weder souveränes Absprechen noch subtiles Distinguieren. Es soll hier, da ein Eingehen auf die sämtlichen sechsundzwanzig Kapitel unseres Buches eine ganze Nummer der „Monatshefte" beanspruchen würde, nur auf einige Punkte hingewiesen werden, wobei ich gelegentlich auch verwandte Stimmen früherer Jahrhunderte registriere.

Auf Luthers Formalprinzip, die ausschließliche Anerkennung der Hl. Schrift als Glaubensquelle, kommt Müller nicht zu sprechen. Das Schlagwort *sola scriptura* taucht auf bald als Reaktion gegen die Konstruktionen der Theologen, bald der Kanonisten. Von Abälard[1]) und Hugo von St. Viktor[2]) im Interesse der theologischen Methode aufgestellt, hat es nicht nur den Beifall eines Bonaventura, Heinrich von Gent und Duns Scotus, sondern sogar den eines Thomas von Aquin gefunden[3]). Auch der Augustiner Gregor von Rimini († 1358) hält es fest[4]). Man hat geradezu gesagt, die Formel sei im Mittelalter vulgärkatholisch gewesen, „wenn sie auch nicht im Vordergrund der Dogmatik stand"[5]). Bei den Waldensern des 13. Jahrhunderts bedeutet sie den Versuch, durch die biblische Einfachheit die komplizierten und drückenden kirchenrechtlichen Bestimmungen und Einrichtungen zu beseitigen: Dekretalen, Ablässe, Irregularitäten, Ehegesetzgebung, Bannge walt u. a. Der Bischof Robert Grosseteste von Lincoln († zirka 1253) greift die kirchliche Ehegesetzgebung als unbiblisch an. Wilhelm Occam und seine Gesinnungsgenossen statuieren das Schriftprinzip, um die Ansprüche des Papstes im Kampfe gegen Ludwig den Bayern zu entkräften, nachdem Joh. Jandun und Marsiglio von Padua die Anwesenheit Petri in Rom geleugnet hatten, weil sie nicht aus der Schrift zu beweisen sei. Bei den „Reformatoren vor der Reformation" Wicliff, Huß, Joh. von Goch, Joh. von Wesel wirken ebenso wie bei den großen Theologen der Reformkonzilien Jean Gerson, Pierre d'Ailli, Nic. von Clemanges theologische und praktische Motive zusammen, um die Bibel vor allem zu betonen. Je mehr das Papsttum durch seine Streitigkeiten mit den Kaisern und den dabei vorgekom-

[1]) Nur die *excellentia canonicae auctoritatis veteris et novi testamenti* ist irrtumsfrei, die Schriften der Väter sind nicht *cum credendi necessitate, sed cum iudicandi libertate* heranzuziehen (*Sic et non*, Einl.). — [2]) *Summa*, Vorrede. — [3]) *Auctoritatibus canonicae scripturae utitur (sacra doctrina) proprie et ex necessitate argumentando, auctoritatibus autem aliorum doctorum ecclesiae quasi arguendo ex propriis, sed probabiliter. Innititur enim fides nostra revelationi apostolis et prophetis factae, qui canonicos libros scripserunt, non autem revelationi, si qua fuit aliis doctoribus facta (Thomas, Summa 1, qu. 1, art. 8).* Vgl. über die ganze Frage das tüchtige Buch von F. Kropatscheck, Das Schriftprinzip in der luth. Kirche, I (Leipzig 1904); diese Stelle S. 439. — [4]) Er ist überzeugt, die Theologen können *tunc solum theologice aliquid probare, cum ex dictis probant sacrae scripturae (Sent. I, qu. 1, art. 1).* — [5]) Kropatscheck a. a. O.

Digitized by Google

menen Übergriffen, namentlich aber durch die Rivalität der sich gegenseitig bekämpfenden Träger der Tiara in den Zeiten des großen Schisma seine Autorität schädigte, je mehr das Ansehen der Konzilien durch die Maßregeln der Päpste gegen sie litt, um so dringlicher ward eine andere unanfechtbare Auktorität nötig, und man fand sie in der Bibel. Es ist interessant genug, daß, während Luther durch die Leugnung der Unfehlbarkeit der allgemeinen Konzilien bei der Leipziger Disputation die Peripetie herbeiführte, Albert Pigge zwei Jahrzehnte später — freilich im Interesse der päpstlichen Unfehlbarkeit — jene Leugnung straflos wagen durfte; nur gegen seine Lehre von der imputierten Gerechtigkeit sprach sich das Tridentinum aus (siehe unten). In den Tagen Luthers waren es übrigens wieder die Bemühungen um eine Reform der Theologie, welche zu einer schärferen Betonung der Schrift führten. Die scharfen Urteile der dem Reformator gleichzeitigen, ihm schroff feindlichen Dominikaner Ambrogio Caterino und Melchior Cano über die Verschüttung der theologischen Quellen durch die Scholastik sind bekannt[1]). Auf dem Konzil von Trient bezeichnete der Dominikanerbischof Giacomo Nachianti von Chioggia das Dekret, welches die Tradition *pari pietatis affectu ac reverentia* wie die Hl. Schrift anzunehmen befahl, geradezu als gottlos (5. April 1546). Er rief damit freilich eine gewaltige Aufregung hervor und mußte die Synode verlassen. Aber auch nach seinem Weggang erhoben noch einige Prälaten Einspruch gegen jene Wendung, und der Augustinergeneral Seripando fand manche Schwierigkeiten in dem Dekrete. Luther stand also mit seinem *sola scriptura* keineswegs allein.

Nicht weniger wurde das Materialprinzip Luthers, die Rechtfertigung durch den Glauben allein *(sola fides)*, auf dem Konzil vertreten. Daß die Einfügung des *sola* Röm. 3,28 durch Luther auf dem Konzil nicht als „Fälschung" empfunden wurde, zeigt die Fragestellung des zweiten Präsidenten, Kardinal Cervini, am 18. Dezember 1546: Die Väter möchten den Sinn der paulinischen Worte *fide sola nos iustificari* erwägen. Dieselbe Wendung wiederholt gleich nachher der Bischof von Porto[2]). Übrigens weist sie Müller (S. 180) schon bei Herväus nach, und A. Ritschl machte auf St. Bernhard Sermo 22,8 aufmerksam[3]). Sachlich traten für die Auffassung manche Theologen ein. So heißt es von Thomas S. Felice, Bischof von La Cava, er habe (am 6. Juli 1546) die Rolle Christi bei der Rechtfertigung so ausschließlich betont, daß er jede Mitwirkung von Seiten des Menschen leugnete und behauptete, die guten Werke tragen nichts zur Rechtfertigung bei, sondern seien nur deren Zeichen beim Gerechtfertigten[4]). Am 17. Juli wiederholte er seine Anschauung und berief sich dafür auf Hilarius, Ambrosius, Chrysostomus und die Glosse zum Römer- und Jakobusbrief, zugleich sich verteidigend gegen den Vorwurf der Ketzerei, der ihm gemacht worden war. Nach der Sitzung reizte ihn der „Grechetto", der vielgeschäftige Bischof von Chironissa, durch die hämische Bemerkung: das sei ent-

[1]) Auch „Denifle findet ganz zutreffend den Grund des Niederganges der Pariser Hochschule hauptsächlich in der Vernachlässigung der Quellen der Theologie, der Heil Schrift und der Väter" (Grabmann, P. Heinrich Denifle, Mainz 1905, S. 24). Nur der rechthaberische Eigensinn zweier verrannter Kanonisten konnte mich wegen Feststellung solcher Binsenwahrheiten verdächtigen. — [2]) *Concilium Tridentinum, ed. Societas Goerresiana, V* (1911), 729. Seripando dagegen hat das *sola* nicht gebraucht, wie sein Originalvotum ebd. S. 726, 12 zeigt. Das Wörtchen findet sich nur in Massarellis Auszug S. 725, was aber immerhin zeigen dürfte, daß der Konzilssekretär sich nicht daran stieß. — [3]) *Quisquis pro peccatis compunctus esurit . . . iustitiam, credat in te . . ., et solam iustificatus per fidem pacem habebit ad Deum.* — [4]) *Concilium Tridentinum*, I (1901), 86, 30.

Digitized by Google

weder Unwissenheit oder Frechheit, worauf S. Felice in der Erregung, ohne ein Wort zu sagen, den Tadler, der sich auch sonst auf dem Konzil verhaßt gemacht hatte, mit beiden Händen am Bart packte und ihm einen Schopf ausriß. Damit hatte er sich ins Unrecht gesetzt und mußte die Synode verlassen. Natürlich kam dieses Auftreten auch der von ihm verfochtenen Sache nicht eben zugute. Aber auch von anderen Theologen wurde sein Standpunkt geteilt; Müller führt sie teilweise an, vieles weitere Material ergeben aber die Konzilsakten.

Der schon erwähnte Grechetto verlegte sich, um sich zu Rom in Gunst zu setzen, auf die Verdächtigung und Verketzerung von Konzilsprälaten. So meldete er am 31. August 1546 an den Kardinalkämmerer S. Fiora: Der Kardinal von Trient und sein Anhang, Kardinal Pole, die Bischöfe von Chioggia, La Cava und Fano, der Erzbischof Wauchop von Armagh, der Bischof von Cividale (richtig Belluno, Neffe des Kardinals Contarini), der Koadjutor von Verona und von Bergamo seien in der Frage der Rechtfertigung *aliqualiter conformi a Lutherani*. Ihnen hätte auch der Augustiner- und Servitengeneral, vielleicht auch jener der Franziskaner-Konventualen zugestimmt; aber da sie sehen, daß er (der Grechetto!) da sei, jede ihrer Aufstellungen bekannt mache und sie als Lutheraner entlarve, haben sie Furcht und begannen bereits eine Palinodie zugunsten der katholischen Wahrheit. In einem weiteren Briefe vom 13. Oktober 1546 klagt er den Augustinergeneral an, daß er eine noch schlimmere und ketzerischere Meinung (als die gleich nachher zu besprechende) aufgebracht habe, nämlich: die uns anhaftende Gnade genüge nicht zur Rechtfertigung, sondern es sei noch die Gerechtigkeit Christi nötig. Und der General der Serviten teilte diese verderbliche Meinung mit jenem[1]).

Der Kläger spielt damit auf die Theorie von der doppelten Gerechtigkeit an, der *iustitia inhaerens* und der *iustitia imputativa (Christi)*, die auf dem Konzil so vielen Staub aufwirbelte. In der Regel wird der schon genannte Niederländer Albert Pigge als Vater dieser Lehre bezeichnet, sein Schüler Johannes Gropper aus Köln als ihr rührigster Verfechter. Berühmte Anhänger derselben sind Julius Pflug, Bischof von Naumburg, der Venetianer Kardinal Gasparo Contarini und sein Freund Pole, nach Seripandos Angabe auch der bekannte Kardinal Cajetan und Kardinal Cervini, der zweite Konzilspräsident. Wird schon durch die Erwähnung Cajetans, dieses entschiedenen Gegners Luthers, die herkömmliche Meinung erschüttert, als wäre diese Lehre zum Zwecke der Vermittlung zwischen letzterem und der katholischen Kirche aufgebracht worden — eine Meinung, die auch gegenüber dem eifrig kurialen und extrem lutherfeindlichen Pigge unverständlich ist —, so wird sie vollends unannehmbar durch Nennung eines älteren Vertreters der fraglichen Lehre. Der fleißige Seripando hat sich umfassende Sammlungen von Auszügen aus Konzilsbeschlüssen, Kirchenvätern und Scholastikern angelegt. Unter diesen findet sich (Cod. Neap. VII, D 12, f. 45 ff.) ein Stück: „Lehre einiger Katholiken zugunsten der doppelten Gerechtigkeit", und vor dem Namen Pigge, Gropper und Contarini steht ein Jakobus Valentinus. Hefner hat in seiner Monographie über das Trienter Rechtfertigungsdekret (Paderborn 1909), wo er die Entstehung und Entwicklung der eigenartigen Doktrin behandelt, zwar jene Überschrift angeführt, aber unbegreiflicherweise sich mit der Bemerkung begnügt: „wer der an erster Stelle angeführte Jakobus Valentinus sein soll, können wir

[1]) G. Buschbell, Reformation und Inquisition in Italien (Paderborn 1910), S. 256f., S. 260f.

Digitized by Google

nicht sagen." Und doch wäre die Frage wichtig genug gewesen, wer der älteste Vertreter jener Lehre nach Seripando war, und angesichts des Eifers, mit dem dieser für sie eintrat, lag der Gedanke nahe, ihr Schöpfer sei ein Augustiner. Sämtliche Schriftstellerverzeichnisse des Augustinerordens und manche andere führen denn auch diesen Jakob Perez auf, der in der Gegend von Valencia geboren, dort der Weihbischof Roderigo Borjas (Alexander VI.) war, auch schriftstellerisch wirkte und am 30. August 1494 starb. Damit hätten wir einen augustinischen, schon nach dem Zeugnis der Chronologie sicher von Luther unabhängigen, wesentlich früheren Ursprung der vielerörterten Lehre. Man wende nicht ein, daß Seripando ja den Jakob aus Valencia sonst nicht nenne, auch in seinem ausführlichem Votum vom 8. Oktober 1546 nicht, wo er doch alle Minen springen läßt. Er nennt dort auch den Kardinal Pole nicht, er nennt Cervini nicht, dessen Einverständnis wir nur aus einer privaten Notiz Seripandos (*Conc. Tr.* II, 430, 35; V, 642, Note) kennen. Er wollte die Männer ebensowenig ins Gerede bringen, wie er seinen Orden durch Nennung eines Vertreters einer so viel verabscheuten Lehre weiter diskreditieren mochte[1]). Perez wird aber von dem Ordensgenossen Seripandos Aurelio Philipuzzi von Roccacontrata angeführt (19. Oktober 1546, *Con. Trid.* V, 462, 41). Pigge, der seit Hadrians VI. Zeiten meist in Rom oder Italien lebte, konnte die Doktrin dort leicht durch Cajetan oder direkt durch das Studium der Schriften des Perez kennen lernen. Bei den engen Beziehungen zwischen Spanien und den Niederlanden konnte er aber auch in seiner Heimat sowohl die Schriften Perez' wie mündliche Nachrichten über dessen Lehre mit Leichtigkeit erhalten. Es wird also nötig sein, diesen Spuren nachzugehen und die Geschichte der Theorie von der doppelten Gerechtigkeit endlich einmal klarzulegen. Der handschriftliche Nachlaß Seripandos könnte den Ausgangspunkt bilden, aber vieles weitere ungedruckte Material wäre heranzuziehen[2]). Eine Monographie über jenen Jakob Perez ist unerläßlich[3]).

[1]) Es ist durchaus zutreffend, wenn Müller bemerkt, daß die Augustiner auf dem Tridentinum manches mit Luther gemeinsam hatten und darum (wie wegen des Reformators Zugehörigkeit zu ihrem Orden) schief angesehen wurden. Dafür haben wir eine Unmenge von Belegen. Eine Notiz aber, die S. VIII aus einer Handschrift der Angelika in Rom mitgeteilt wird über eine Äußerung Seripandos gegenüber dem Konvent von Venedig vom „2. April 1545", gehört nicht hierher. Einmal muß das Datum falsch sein, weil zu jenem Zeitpunkte weder das Konzil schon versammelt, noch Seripando in Venedig war. Er weilte vielmehr nach Ausweis seines Tagebuchs (G. Calenzio, *Documenti inediti, Roma 1874*, S. 185 ff.) vom 18. Oktober 1544 bis zum 19. April 1545 in Rom, und erst am letztgenannten Tage trat er die Reise nach Trient an, wo er am 18. Mai anlangte, ohne Venedig berührt zu haben. Erst 20. April 1546 kam er dorthin und hielt sich bis zum 30. auf. Später kam er, soviel ich sehe, nicht mehr in die Lagunenstadt. Es kann darum wohl nur der 20. April 1546 gemeint sein. Aber auch damals war noch nicht einmal die Vorlage über die Erbsünde, geschweige jene über die Rechtfertigung ans Konzil gekommen; man verhandelte noch über die Glaubensquellen, wobei die Augustiner besondere Schwierigkeiten weder machten noch erfuhren. Unter *ea, quae contra nos in concilio proponebantur*, kann darum nur entweder der Versuch gemeint sein, den Ordensgeneralen das Recht einer entscheidenden Stimme abzusprechen, oder (viel wahrscheinlicher) die Vorlage vom 5. April 1546 über Einschränkung der Rechte der Ordensleute bei Predigt und Seelsorge. Auch weitere Notizen aus derselben Handschrift über Verdächtigungen von Augustinern wegen Häresie beweisen nichts, solange wir nicht wissen, welcher Art diese angeblichen oder wirklichen Häresieen waren. — [2]) Eben, bei der Korrektur dieser Zeilen (2. Aug. 1914), lese ich im „Neuen Jahrhundert", Nr. 31, von einer neuen Arbeit Müllers in der „Bilychnis", die den Augustinergeneral Agostino de' Favorini († 1443) als Vertreter der Theorie von der doppelten Gerechtigkeit wie anderer vermeintlich spezifisch lutherischer Lehren nach-

Digitized by Google

Eine weitere Lehre, durch die man sich wegen der Reminiszenzen an Luther in Trient sehr unbeliebt machen konnte, war die von der Sicherheit des Gnadenstandes *(certitudo gratiae)*. Gleichwohl fand auch sie namhafte Vertreter. So berichtet „Grechetto" am 13. Oktober 1546: Die Generale der Franziskaner-Konventualen, der Karmeliten und der Serviten haben die der Häresie höchst verdächtige Meinung aufgebracht *(suscitado)*, wir können des Gnadenstandes sicher sein[1]). Unter den Konzilstheologen finden wir vor allem Augustiner als deren Vertreter, von den Prälaten wagte sich der Benediktinerabt Luciano degli Ottoni soweit vor *(probare conatus per argumenta Lutheranorum)*, daß er am folgenden Tage (24. November 1546) den Rückzug antreten mußte. Es wird kaum einer Bemerkung bedürfen, daß diese Männer nicht um der schönen Augen Luthers willen sich dem Häresieverdacht aussetzten, sondern weil sie eine in ihrer Schule überlieferte Lehre zu verteidigen für ihre Pflicht hielten.

Mit der Frage der Rechtfertigung hängt aufs engste zusammen, oder genauer gesagt, für ihre Beantwortung ist grundlegend die Auffassung von der Erbsünde. Nach Luther liegt das Wesen der letzteren in der Konkupiszenz, und diese bleibt auch im Getauften als Sünde zurück, nur wird sie ihm nicht angerechnet. Zum Beweise wird Augustin angeführt, der sage: *Peccatum istud reatu transit, actu manet* (die Sünde bleibe, aber nicht als schuldbare). Tatsächlich heißt es aber bei Augustin: *ut concupiscentia maneat actu et praetereat reatu.* Ähnlich hat Luther ein andermal das Wort *concupiscentia* durch *peccatum* ersetzt. Denifle hat bekanntlich auf grund hievon den Vorwurf bewußter Fälschung gegen den Reformator erhoben. Ich hatte vor zehn Jahren in der Deutschen Literaturzeitung (1904, 1229) gemeint, die Änderung erkläre sich aus dem Zitieren nach dem Gedächtnis, und es liege psychologisch sehr nahe, daß eine solche Stelle die verschiedenen Phasen der Entwicklung eines Mannes mit durchmachte und ihm so im Gedächtnis war, wie sie zu seiner Lehre paßte, sie stützte. Nach Müllers Untersuchungen liegt die Sache für Luther viel günstiger. Er zeigt, daß nicht nur der Frühscholastiker Orlando Bandinelli und der Hochscholastiker Bonaventura, nicht nur Luthers Freund Melanchthon, sondern auch die Glosse zu dem hochangesehenen und überall verbreitetem *Decretum Gratiani* in der Mainzer Ausgabe von 1472 und der strengkatholische Löwener Theologe Joh. Driedo dieselbe Vertauschung aufweisen, daß also auch alle diese der Vorwurf der Fälschung träfe. Von einer solchen kann aber darum keine Rede sein, weil diese Männer Erbsünde und Konkupiszenz einander gleichsetzten, so daß es für sie Wechselbegriffe waren. Der Dominikanerbischof von Fano erklärt am 4. Juni 1546: Augustin nenne die Konkupiszenz Sünde, ebenso Paulus; freilich meinen sie dies, sagt er weiter, nicht im eigentlichen, sondern nur in dem Sinne, weil sie aus der Sünde stamme und zur Sünde verleite.

Wie stark die augustinische Auffassung noch auf dem Konzil von Trient vertreten war, hat W. Koch in seinem bereits angeführten Artikel übersichtlich gezeigt. Er bringt eine Menge von Material bei, das Müller bei einer systematischen Durchforschung der Konzilsakten hätte finden müssen. Am weitesten ging wieder der Bischof von La Cava, der rundweg erklärte: die Sünde der Konkupiszenz bleibe auch im Getauften, werde aber von Gott nicht angerechnet *(Conc. Trid. I, 68, 11)*, und sich dafür auf Augustin und Thomas berief. Andere, wie der Erzbischof von Saffari, gingen nicht soweit, kamen aber jenem nahe.

weise. Favorinis Schriften sind meist ungedruckt. Die Kontinuität der Überlieferung wurde, wie man je länger je mehr erkennt, weit besser gewahrt, als man bisher angenommen hat. — 3) Nach der vorhergehenden Note wäre noch wichtiger eine solche über Favorini. — [1]) Buschbell a. a. O. 260f.

Digitized by Google

Seripando sprach dafür, die Prediger sollen nicht gehindert werden, die Konkupiszenz Sünde zu nennen, sollen aber erklären, daß sie dies nur dann sei, wenn man ihr nachgibt, womit freilich die katholische Auffassung gewahrt wird; und wenn ein Prediger die Konkupiszenz nicht Sünde nennen wolle, müsse er auch das begründen, und zwar damit, daß sie nicht ein Verschulden darstelle und nicht zur ewigen Verdammnis angerechnet werde. Daß sie in gewissem Sinn Sünde genannt werden könne, betont er des öfteren unter Hinweis auf Paulus und Augustin[1]). Gerne wird darum der Ausdruck *peccati reliquiae* für sie gebraucht, den aber das Konzil schließlich, um dem Luthertum keine Konzession zu machen, ebenso strich, wie eine von diesem ausgenützte Augustinus-Stelle. Die Warnung des Servitengenerals, man solle nicht die Bezeichnung der nach der Taufe zurückbleibenden Konkupiszenz als Sünde verdammen, um nicht „heilige Lehrer" zu verurteilen, hat immerhin Beachtung gefunden. Die Forderung anderer, man solle den Ausdruck *peccatum* ganz vermeiden, um auch nicht in Worten mit den Gegnern etwas gemeinsam zu haben, war den Paulus- und Augustinus-Stellen gegenüber unerfüllbar; viel richtiger war, denselben zu erklären, wie es denn auch geschah.

Von besonderer Bedeutung dürfte sein, daß von zwei Bischöfen die Unwiderstehlichkeit der Konkupiszenz behauptet wurde, indem der von La Cava von einer *impotentia vitiis resistendi (Conc. Tr. V, 178, 18)*, jener der Kanarischen Inseln von einer *necessitas peccandi (Conc. Tr. V, 175, 32)* sprach, ohne daß ein Widerspruch dagegen erfolgt wäre. Haben diese beiden Bischöfe und alle jene, die ihnen nicht widersprachen, diese Überzeugung auch durch ihre persönlichen schlimmen Erfahrungen mit der Konkupiszenz gewonnen, wie Denifle es von Luther behauptet? Solche Tatsachen mahnen zur Vorsicht. Auch die Unfähigkeit des Getauften, in diesem Leben je das Gesetz Gottes ganz zu erfüllen, Gott und den Nächsten aus ganzem Herzen zu lieben, behauptet der Augustinergeneral mit Berufung auf den Patron seines Ordens sehr energisch[2]). Es handelt sich wiederum um die Rettung von Traditionen der Ordensschule.

Wir konnten nur eine kleine Auswahl aus den zahlreichen von Müller behandelten Lehrpunkten treffen. Aber sie genügt. Überall finden wir wertvolle Voraussetzungen für Verständnis und Beurteilung Luthers, die bisher viel zu wenig beachtet wurden und auch nicht so beachtet werden konnten, wie es seit Drucklegung der Konzilsakten durch die Görresgesellschaft möglich geworden ist.

In diesem Lichte gewinnt die Publikation des Exdominikaners eine hohe Bedeutung. Er hätte ganz recht mit der These, man habe bisher aus Unkenntnis *vieles* als spezifisch lutherisch genommen, was tatsächlich viel älter und weit verbreitet war. Die Ausdehnung dieses Urteils freilich auf *alle* von Denifle als spezifisch lutherisch beanstandeten Sätze geht wohl zu weit. Allein mag der Verfasser seine Aufstellungen nicht überall hinlänglich bewiesen, mag er des öfteren übers Ziel geschossen, mag er in manchen Punkten geirrt haben; vieles, wesentliches an seinem Buche ist zweifellos richtig. Auch dem Gelehrtesten und Vorsichtigsten können Irrtümer passieren; das hat Müller in einer Reihe von Fällen bei Denifle und Grisar nachgewiesen. Jedenfalls kommt seiner Schrift das Verdienst einer wertvollen Anregung zu. Möge den von ihm aufgeworfenen Fragen *sine ira et studio* nachgegangen werden!

[1]) Das Votum, welches Ehses, Röm. Quartalschr. 1913, S. 29* f. gibt, ist zu ergänzen durch das aus demselben Kodex entnommene, welches W. Koch, Tübinger Quartalschr. 1914, S. 115 ff. exzerpiert. Über die Verteilung der beiden Stücke auf bestimmte Tage (31. Mai, 5. und 8. Juni 1546) liegt die Entscheidung beim Herausgeber der Konzilsakten. — [2]) Siehe die noch ungedruckte Verteidigung Poles durch Seripando bei Koch a. a. O. 119 f.

Digitized by Google

Empfohlene Bücher.

Braun-Artaria: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin: Scheffel, Feuerbach, Steub, Bodenstedt, Geibel, Schwind, Kobell, Heyse, Hornstein, Lenbach, Piloty, Döllinger, Greiner — die Namen sollen nur eine Ahnung vom Reichtum dieses höchst liebenswürdigen und anziehenden Buchs aus dem feinen, alten München geben. Verlag C. H. Beck, geb. M. 5.50.

Von den **Briefen eines Unbekannten**, mit den geistvollsten und glänzendsten, die überhaupt je geschrieben worden sind, nicht nur in deutscher Sprache und nicht nur im 19. Jahrhundert, ist bei Carl Herolds Sohn, Wien und Leipzig, eine neue Auflage erschienen. 2 Bd. gebunden M. 10.—.

Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von Anna de Lagarde. Das Buch hat lange Zeit im Handel gefehlt, jetzt ist die zweite Auflage erschienen. Leipzig, Wilhelm Heims, M. 3.—.

Walter Schmidkunz: Der Kampf über den Gletschern. Ein Bericht über den Krieg in den Ostalpen, so spannend wie ein guter Roman. München, Bonsels & Co., geh. M. 3.60, geb. M. 4.80.

Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 31 u. 783 der Sammlung Göschen, je M. 1.25. Dem Studierenden wie dem Bildungsbeflissenen ein gleich verlässiger, kundiger und knapper Führer.

Anders Heyster: Der Baum. Basel, Frobenius, Fr. 4.50. Ruhige Erzählung aus dem Schweizer Gasthofleben.

Dr. Oswald Floeck: Skizzen und Studienköpfe. Beiträge zur Geschichte des deutschen Romans seit Goethe. Verlag Tyrolia. M. 12.—. Gründlich, anregend, von sicherem Urteil; ein trefflicher Berater für die Erzählungsliteratur des 19. Jahrhunderts.

Dr. E. Wasserzieher: Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, Dümmler, M. 6.— Etwas klein gedruckt, aber ganz ausgezeichnet. Ersetzt teurere Werke vollkommen. In jedem gebildeten deutschen Haus sollte dies Buch zu finden sein.

Aus der Kopenhagener Zeit von Brockdorff-Rantzau.

Dieser Bericht wurde von uns am 7. Juni 1918 der Zensur eingereicht und kam am 20. Juni 1918 als verboten zurück.

Am 24. Februar 1918 kam das Begleitschiff des deutschen Hilfskreuzers „Wolf", der spanische Dampfer „Igotz Mendi", der eine deutsche Prisenbesatzung an Bord hatte, in dichtem Nebel bei Skagen leicht fest. Nach kurzer Zeit erscheint ein dänisches Rettungsboot mit dem Vertreter einer dänischen Bergungsgesellschaft, mit dem ein Vertrag über Abschleppung geschlossen wird. Die Besatzung des Rettungsbootes merkt, daß ein deutsches Prisenkommando an Bord ist und meldet das dem dänischen Inspektionsschiff „Diana".

Die dänische Behörde verbietet, daß die Deutschen mit der deutschen Gesandtschaft in Verbindung treten und der Bergungsgesellschaft die Abbringung. Beides entgegen dem Völkerrecht. Erst durch das Verbot an die Bergungsgesellschaft wurde die Internierung möglich. Das Schiff saß so leicht auf, daß ein Schlepper es in einer halben Stunde flottgemacht haben würde.

Internationaler Brauch und Haager Konvention schreiben vor, daß der neutrale Staat dem gestrandeten Schiff in den der Internierung vorangehenden

Digitized by Google

24 Stunden jede Hilfe leisten soll. Diese Hilfe wurde nicht nur nicht gewährt, sondern sogar einer Privatgesellschaft verboten.

Am nächsten Vormittag begab sich der zweite Prisenoffizier, Ltn. z. See d. R. Wulff, an Land und es gelang ihm, sich mit dem deutschen Konsul in Verbindung zu setzen. Er wurde vor Ablauf der 24 Stunden interniert — abermals ein ernster Völkerrechtsbruch.

Inzwischen war schlechtes Wetter aufgekommen, „Igotz Mendi" wurde seiner ganzen Länge nach auf den Strand geworfen.

Von Kiel waren deutsche Seestreitkräfte unterwegs, um den Dampfer abzuschleppen. Um sie fernzuhalten, setzte die dänische Regierung das Gerücht in die Welt, daß „Igotz Mendi" flott sei. Darauf wurden die deutschen Kriegsschiffe zurückgerufen und die Dänen hatten ihren Zweck erreicht, denn inzwischen verrannen die 24 Stunden. An ein schnelles Abbringen des Schiffes war nicht mehr zu denken; es war so schwer fest, daß die Seen über sein Deck brachen, es stieß so, daß der Achtersteven brach.

Am 25. Februar vm.

Die deutschen Marinebehörden hatten ihren Vertreter in Kopenhagen von der Strandung benachrichtigt. Daß er die Nachricht so spät erhielt, erklärt sich damit, daß die dänische Regierung alle Nachrichten zurückgehalten hatte, um deutsches Eingreifen zu verhindern und die deutsche Wehrmacht durch Internierung der Prisenbesatzung zu schwächen.

Der Marinevertreter eilte sofort zum Gesandten Graf Brockdorff-Rantzau der ihn erst nachmittags anhören wollte. Um diese Zeit wären die 24 Stunden verstrichen gewesen. Schließlich gelang es aber dem Marinevertreter doch, Zutritt zu Rantzau zu erhalten, der sich von vornherein auf den Standpunkt stellte, daß Dänemark zu einer Internierung berechtigt sei, weil die Prisenbesatzung mit dänischen Rettungsbooten an Land gebracht worden sei. Auf Drängen des Marinevertreters legte er zwar mündlich Protest ein; in welcher Wärme, kann man sich nach Vorstehendem vorstellen. Seine Hauptsorge war nur: Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Dänemark. Reibereien irgendwelcher Art weist er deshalb von vornherein ab. Internierte haben von ihm nie Aussicht, geschützt zu werden.

In der deutschen Presse hatte inzwischen ein Pressefeldzug eingesetzt wegen der sich wiederholenden Übergriffe der dänischen Regierung. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte daraufhin sofort einen Beruhigungsartikel, in dem gesagt wurde, von einem Neutralitätsbruch Dänemarks könne keine Rede sein, sondern höchstens von einer „verschiedenen Auffassung".

Im Reichstag fragte der Abgeordnete Graefe nach dem Erfolge des deutschen Protestes in Kopenhagen. Zu einer Zeit, in der die ablehnende Stellungnahme der dänischen Regierung bereits in den Händen des Auswärtigen Amtes sein mußte, antwortete Geh.-Rat Lentze, daß eine befriedigende Antwort in wenigen Tagen zu erwarten sei. Das A. A. hat hier also dem Reichstag die Unwahrheit gesagt und wie das in Dänemark wirken mußte, ist leicht auszumalen. Das dänische Volk hatte infolge der deutschen Pressekampagne den Eindruck erhalten, daß seine Regierung schwere Fehler begangen habe. Nur das Verhalten der deutschen Regierung ist schuld daran, daß trotzdem die dänische Regierung ihren deutschfeindlichen Standpunkt innehalten konnte.

„Igotz Mendi" war übrigens nicht der erste derartige Fall, sondern es sind ihrer eine Reihe vorgekommen.

Zu erwähnen ist noch betr. „Igotz Mendi", daß die Prisenbesatzung das

Digitized by Google

Schiff dem spanischen Kapitän zurückgegeben hatte, bevor sie sich genötigt sah, es zu verlassen, und in den oben erwähnten dänischen Booten an Land zu fahren. So ist eine Begründung der Internierung nicht recht einzusehen.

Eine englische Prisenbesatzung, die in einen dänischen Hafen verschlagen wurde, haben die Dänen anstandslos entlassen.

Alle diese Übergriffe ließen Rantzau und das deutsche Reich sich gefallen und scheuten nicht davor zurück, sie durch unrichtige Angaben zu vertuschen.

Ein Präzedenzfall war, daß die Dänen ein deutsches Flugzeug dadurch internieren konnten, daß sie der Besatzung desselben, den Steuermaaten Deresch und Bootsmannsmaaten Queitzsch, verboten, die Maschine während 24 Stunden zu verlassen. Dadurch wurde die Freizeit, die der Internierung vorhergehen soll, illusorisch gemacht. Damals sah die Gesandtschaft den Fall als „zu unbedeutend" an, um einzuschreiten. Daß die Dänen aber hier ungeahndet antideutsche Politik machen durften, hat ihnen den Mut gegeben, im Falle „Igotz Mendi" das Geschäft in erhöhtem Maßstabe fortzusetzen und auch das ist von Deutschland nicht beanstandet worden.

Kurze Zeit nach „Igotz Mendi" kam ein U-Boot in dänischen Gewässern fest und wurde durch deutsche Hilfe wieder flott. Da die Marine die Internierung eines U-Bootes sich vielleicht nicht hätte gefallen lassen, so ist aus dem Falle „Igotz Mendi" ersichtlich, wie gefährlich es werden kann, wenn die dänische Regierung in der Lage ist, sich auf diesen Fall zu berufen, wenn es sich um ein U-Boot handelt.

G. v. Jagow, Staatssekretär a. D., Ursachen und Ausbruch des Weltkriegs. Berlin 1919. Verlag von Reimar Hobbing (195 S., 8.80 M.).

Der entscheidende Zug dieses politischen Selbstporträts steht auf S. 181: Für Deutschland bot „auch ein siegreicher Krieg keine Ziele, sondern nur Probleme... Nationale Aspirationen hatte Deutschland nach der Einigung seiner Stämme nicht mehr." Wer von solchen Voraussetzungen ausging, mußte, sollte man meinen, eine deutsche Weltpolitik aufs entschiedenste bekämpfen und einen Krieg für Deutschland unter allen Umständen vermeiden. Das Buch zeigt, wie eine menschlich durchaus nicht unsympathische Mittelmäßigkeit trotzdem die Weltpolitik und den Weltkrieg führen konnte, an denen das Deutsche Reich zugrunde gegangen ist.

Zum individuell-psychologischen Verständnis dieser Möglichkeit gibt das Buch einige kleine Fingerzeige. Lebensfragen eines Volkes sind dem Verfasser nur „gewissermaßen vital", und ein Selbstmord ist für ihn nur ein „Selbstmord" in Anführungszeichen, auch wenn er höchst real ist. So begreift man, daß unter ihm auch unsre Weltpolitik nur eine „Weltpolitik" und der politische Krieg wohl auch nur „gewissermaßen ein Krieg" war.

Wichtiger ist die allgemeine Erkenntnis des wilhelminischen Deutschlands seit 1890, zu der auch dies Buch nicht unwesentliche Beiträge bringt. Wahrhaft erschreckend von der ersten bis zur letzten Seite bleibt die Kleinheit der Gesichtspunkte, die unfruchtbare Dürre der Anschauung. Von dem ungeheuren Kampf des gesamten Deutschtums um seine Existenz, von dem gigantischen Ringen des englischen und russischen Weltreiches, von den Erschütterungen der ganzen alten Staatenwelt und Gesellschaft ist in diesem Buch eines deutschen Staatslenkers nichts zu spüren. Auch der Weltkrieg und die Revolution haben, wie es scheint, seine Perspektiven nicht im mindesten verändert. Man empfindet beinahe ein Gefühl der Bewunderung, wie wenn jemand mit einem großen Glassturz über dem Kopfe unversehrt mitten aus einer gewaltigen Prügelei herauskommt. So dauerhaft sind die Glasstürze im Innern der menschlichen Köpfe.

Zwei Dinge sind uns selten so greifbar deutlich geworden wie beim Lesen dieses Buches: Unsre Weltpolitik war ein Geschäft und keine Idee. Und: Unsre Politik **mußte** den Krieg verlieren, weil sie nicht gewußt hätte, was mit einem Sieg anfangen.

v. M.

Digitized by Google

Zur Entstehung der „polnischen" Armee Haller.

Von Oberstleutnant Otto Benkendorff.

Nicht zur Ruhe kommen will das Raunen über diese merkwürdige nationalpolnische Armee, welche während des Waffenstillstandes quer durch ganz Deutschland nach Polen geschafft wird, um teils gegen die ukrainische republikanische Armee, teils, je nach dem weiteren Verlauf der Dinge, gegen Deutschland selbst verwandt zu werden. Nach Zeitungsnachrichten sollen die Offiziere dieser Armee bis zum Bataillonskommandeur herab Franzosen sein, aber einzelne Beobachter berichten, daß man bei verschiedenen Transporten dieser Armee nur Französisch sprechen höre und daß die Offiziere wie Mannschaften dem unverkennbaren französischen Typ angehörten.

Die nachstehenden Angaben eines ehemaligen Angehörigen dieser Armee werfen interessante Streiflichter auf das Zustandekommen dieser Truppe und bilden einen aktengemäßen Beitrag zu ihrer Zusammensetzung. Infolge ihres Transportes durch Deutschland nach Polen gerät Deutschland politisch in Gegensatz zu der neuentstandenen ukrainischen Republik, deren Freundschaft wir in Zukunft bitter nötig haben werden, damit durch ihren Gegensatz zu Polen stets polnische Kräfte im Osten und Südosten gebunden werden, wie es in ähnlicher Weise bei richtiger Leitung unserer Politik vor dem Kriege durch Japan in Bezug auf die russischen Kräfte im Osten Asiens zu erreichen gewesen wäre. Die polnische Gefahr im Osten wird dem neuen deutschen Reiche trotz aller Friedensschlüsse unaufhörlich zu schaffen machen und allen pazifistischen Ideen deutscher Träumer vom Völkerfrieden, Völkerbund und Abrüstung eine bittere Enttäuschung bereiten. Um so wichtiger und anregender erscheinen die nachfolgenden, Bände redenden Aussagen des in Oberschlesien beheimateten ehemaligen Kriegsgefangenen:

Am 17. Oktober 1918 geriet ich bei Opstkamp in Flandern in belgische Gefangenschaft. Mit etwa 425 anderen Kriegsgefangenen wurde ich von Ort zu Ort geschleppt, bis wir Ende Oktober in das Kriegsgefangenenlager Loo kamen. Während dieser ganzen Zeit waren wir stets auf freiem Felde zwischen Stacheldrahtzäunen untergebracht ohne den geringsten Schutz gegen die Witterung. In Houthem zum Beispiel war der eingezäunte Raum derartig schmutzig, daß wir bis an die Kniee im Dreck waten mußten. Auf die Beschwerde eines Sanitätsfeldwebels hin erfolgte dann in Houthem unsere Unterbringung in Scheunen. Die Verpflegung bestand tagsüber lediglich aus einigen Kakes und Wasser, und wenn wir Kaffee haben wollten, so mußten wir für die Feldflasche voll Kaffee eine Mark bezahlen.

Im Gefangenenlager Loo gab es keine Latrinen, und wir waren in undichten, schmutzigen Baracken untergebracht, aber die Verpflegung war gut und die Behandlung erträglich. Unsere Arbeit bestand dort im Aufräumen des Schlachtfeldes. Im Anfang des Monats März 1919 wurde uns bekanntgegeben, daß sich die Polen auf der Kommandantur melden sollten; sie würden in ein anderes Lager mit besserer Behandlung überführt und sollten später in die Heimat abgeschoben werden. Es meldeten sich mit mir zusammen etwa 60 Deutsche polnischer Zunge, denen aber von einem Eintritt in die polnische Armee zunächst nichts gesagt wurde. Diese wurden im zweiten Drittel des Monats März 1919 nach dem Lager Wulveringhen überführt, wo sie 14 Tage blieben. Dieses Lager an sich war etwas besser eingerichtet als das Lager in Loo, jedoch waren merkwürdigerweise die Verpflegung und Behandlung bedeutend schlechter. Wie sich später herausstellte, verfuhr man so mit uns, um

Digitized by Google

uns für den Eintritt in die polnische Armee gefügiger zu machen; denn eines Tages erschien ein polnischer Offizier im Lager, welcher der polnischen Gesandtschaft in Paris angehörte. Er hielt den etwa 600—700 Insassen des Lagers einen Vortrag über Polen, in dem gesagt wurde, daß Polen nun wieder ein selbständiger Staat geworden sei, und eine Bedingung für seine Lebensfähigkeit wäre, daß er vom Deutschen Reiche Westpreußen, Posen, Oberschlesien und von Österreich Galizien erhalte. Um dieses Ziel zu erreichen, brauche Polen eine starke Armee, und Ehrenpflicht jedes Polen sei es, Blut und Leben zur Erreichung dieses Ziels einzusetzen. Daher sollten alle Zuhörer in die polnische Armee eintreten und sich verpflichten noch ein halbes Jahr nach dem Kriege im Dienst zu bleiben. Diejenigen, welche sich meldeten, wurden in das Polenlager nach Houthem mit bester Unterkunft und Verpflegung überführt. Da in flämischen Zeitungen, welche uns im Lager gegeben wurden, stand, daß Westpreußen, Posen und Oberschlesien bereits von den Polen besetzt worden seien, so meldete sich der größte Teil der Gefangenen zur polnischen Armee, weil sie glaubten, daß es die einzigste Möglichkeit sei, nach Hause zu gelangen. Von den 60—70 Mann, welche mit mir zusammen nach Loo gekommen waren, traten etwa 50 in die polnische Armee. Diejenigen, welche sich nicht meldeten, waren meistens Westpreußen oder Ostpreußen. Ich selbst habe mich nur in der Hoffnung gemeldet, Gelegenheit zu finden, während der Fahrt durch Deutschland zu entkommen. Am 8. April wurden wir in das Polenlager Houthem überführt, wo uns eine sehr gute Unterkunft und Verpflegung geboten wurde.

Als Werbegeld für die polnische Armee waren uns nach Vollziehung des Verpflichtungsscheins 100 Franken versprochen worden; diesen habe ich am 20. April auch unterschrieben. Der Schein war polnisch abgefaßt und zum Lesen ließ man uns keine Zeit, sondern drängte mit allen Mitteln zu rascher Unterschrift, um dann nach der Unterschriftsleistung zu erklären, daß die 100 Franken erst nach der Ankunft in Polen gezahlt werden würden, weil in Houthem nicht genügend Geld zur Verfügung stände. Waren für einen Transport nicht genügend Leute zusammen, so wurde einfach ein Teil von denen, die noch mit ihrer Unterschrift zögerten zum Unterschreiben gezwungen, und wer sich weigerte, kam sofort in ein anderes Lager mit schlechter Verpflegung und Behandlung.

Die Vorgesetzten im Polenlager Houthem waren zum größten Teile ehemalige deutsche Unteroffiziere, welchen die Beförderung zum Offizier der polnischen Armee versprochen worden war, zum Teil war diese bereits erfolgt.

Ende April 1919 wurden wir in Houthem noch in unserer bisherigen Gefangenenkleidung verladen und fuhren über Paris nach Darnal bei Belfort, von wo wir die Strecke bis Montoureux marschierten. Der Zug wurde durch Heraushängen einer polnischen Flagge als Polentransport gekennzeichnet und oft riefen uns die Franzosen nach: Polonais bons, Allemands kaput. In Montoureux wurden wir, soweit die Bestände ausreichten, eingekleidet und dann wenige Tage ausgebildet. Am 9. Mai ging es aber bereits weiter, um auf einem einen Tagemarsch entfernten Bahnhof in Transporten zu etwa 800 Mann, die von zwei französischen Offizieren geführt wurden, zur Fahrt durch Deutschland nach Polen verladen zu werden.

Mein Transport bestand zum Teil aus Polen, welche in anderen Ländern gelebt hatten, ferner aus Franzosen, die sich zum Heeresdienst in Polen verpflichtet hatten, zum allergrößten Teil aber aus deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen.

Als unser Zug in H. M. in Deutschland hielt, ist es mir gelungen, mich unbemerkt von meinem Transport zu entfernen.

Digitized by Google

Die Berliner und die Münchener Hofoper während des Krieges.

Die Mitteilung über den Spielplan der Berliner Hofoper während des Krieges im Leitaufsatz des vorletzten Heftes hat vielfach überrascht. Man hatte begreiflicherweise während des Krieges diesen Dingen nicht so viel Beachtung gewidmet. Wir lassen daher eine Statistik folgen, die wir vor einiger Zeit über die Kriegstätigkeit der Berliner und der Münchener Hofoper haben anfertigen lassen.

I. Deutsche Komponisten.

Autor	Werk		München 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufff.	Berlin 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufff.
d'Albert	Tiefland		23	33
Baumann	Das Versprechen hinterm Herd		—	1
Bayer	Puppenfee	B	5	13
	Wiener Walzer	B	—	7
Beethoven	Fidelio		17	36
Blech	Rappelkopf		—	22
	Versiegelt		—	12
Bittner	Bergsee		1	—
	Das höllisch Gold		11	—
Brahms	Tänze	B	8	—
Cornelius	Der Barbier von Bagdad		17	8
Courvoisier	Lanzelot und Elaine		5	—
Flotow	Martha		9	26
	Stradella		4	—
Goetz	Die Widerspenstige		2	—
Gluck	Die Maienkönigin		5	5
	Orpheus und Eurydice		2	—
Graener	Don Juans Abenteuer		22	—
	Theophano		5	—
Humperdinck	Hänsel und Gretel		17	14
	Königskinder		8	—
Kienzl	Der Evangelimann		9	15
Klenau	Klein Idas Blumen	B	8	—
Klose	Ilsebill		7	—
Korngold	Der Ring des Polykrates		10	9
	Violanta		9	9
Kreutzer	Das Nachtlager in Granada		7	—
			211	210

Digitized by Google

Autor	Werk		München 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufs.	Berlin 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufs.
			211	210
Liszt	Legende der hl. Elisabeth		—	6
Lortzing	Undine		6	—
	Waffenschmied		2	6
	Wildschütz		8	1
	Zar und Zimmermann		7	—
Marschner	Hans Heiling		12	—
Meyerbeer	Die Afrikanerin		—	25
	Die Hugenotten		3	9
	(Fackeltanz)	B	—	1
Mozart	Cosi fan tutte		9	—
	Don Giovanni		13	—
	Die Entführung aus dem Serail		24	1
	Figaros Hochzeit		28	53
	Die Gärtnerin aus Liebe		—	15
	Der Schauspieldirektor		2	—
	Die Zauberflöte		24	—
Nicolai	Die lustigen Weiber		12	3
Pfitzner	Der arme Heinrich		8	—
	Palestrina		14	—
	Die Rose vom Liebesgarten		11	—
Röhr	Frauenlist		6	—
Schillings	Mona Lisa		2	33
Schmidt	Notre Dame		—	6
Smetana	Die verkaufte Braut		—	12
Schubert	Jahreszeiten der Liebe	B	6	—
Strauß Johann	Die Fledermaus		2	17
Strauß Richard	Ariadne auf Naxos		10	15
	Elektra		8	6
	Feuersnot		6	—
	Rosenkavalier		13	40
	Salome		14	20
Wagner	Fliegende Holländer		19	33
	Lohengrin		29	41
	Meistersinger		33	34
	Parsifal		35	25
	Rienzi		—	4
			577	616

Digitized by Google

Autor	Werk	München 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Auff.	Berlin 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Auff.
		577	616
Wagner	Tannhäuser	31	44
	Tristan und Isolde	27	19
	Das Rheingold	11	4
	Walküre	21	13
	Siegfried	15	17
	Götterdämmerung	15	4
Weber	Euryanthe	14	—
	Sieben Raben [Bearbeitung von Euryanthe mit neuem Text]	—	5
	Freischütz	25	14
Weiß	Der polnische Jude	1	—
Verschied. Komp.	Tanzweisen B	5	—
		745	736

II. Italiener.

Autor	Werk	München 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Auff.	Berlin 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Auff.
Donizetti	Don Pasquale	13	—
	Marie, die Regimentstochter	—	13
Leoncapallo	Bajazzo	1	1
Mascagni	Cavalleria rusticana	1	9
Puccini	Bohème	—	7
	Madame Butterfly	—	3
	Tosca	2	—
Rossini	Der Barbier von Sevilla	9	19
Verdi	Aida	22	40
	Falstaff	3	—
	Maskenball	4	26
	Othello	8	18
	Rigoletto	15	30
	Troubadour	21	42
	Violetta	7	34
		106	242

Digitized by Google

III. Franzosen.

Autor	Werk		München 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufs.	Berlin 1. Sept. 1914 bis 31. Aug. 1918 Zahl d. Aufs.
Auber	Fra Diavolo		—	3
Bizet	Carmen		34	75
Delibes	Coppelia	B	1	1
Gounod	**Margarethe**		—	**21**
Halevy	Die Jüdin		7	10
Offenbach	Hoffmanns Erzählungen		33	59
Thomas	**Mignon**		3	**62**
			78	**231**

Zur Erläuterung braucht nur hinzugefügt zu werden, daß im Berliner Opernhaus täglich Oper gespielt wird, während im Münchener auch Schauspielvorstellungen stattfinden. Die Gesamtzahl der Aufführungen betrug daher in Berlin 1209, in München 929. Trotzdem haben in München 745 Aufführungen von deutschen Werken stattgefunden, in Berlin 736. Die Aufführungszahl für italienische Werke betrug in München 106, in Berlin 242; die für französische Werke in München 78, in Berlin 231.

Aus dem besetzten Gebiet.

Der Verlag Schmitz & Olbertz in Solingen zeigt im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" an:

Der Schlager für den Sortimenter im besetzten Gebiet:

Tommy bei uns

Die Originale haben der britischen Zensur in Köln vorgelegen, die beanstandeten Originale sind durch andere ersetzt worden. Ausfuhr nach England und Vereinigten Staaten in englischer Ausgabe in Vorbereitung.

Jeder ist Käufer: Der Freund fröhlicher Schwarz-Weiß-Kunst / Der Sammler kulturhistorischer Dokumente / Das große Publikum.

Für die an zweiter Stelle genannte Kategorie, die Kulturhistoriker, wollen wir diese Anzeige hier aufbewahren. Für die Historiker kommt ein solches Volk kaum mehr in Betracht.

Digitized by Google

Der Krieg der Wissenschaft gegen Deutschland.

E quando sarai solo, tu sarai tutto tuo.
Leonardo da Vinci.

Seit dem Beginn des Krieges haben die Feindseligkeiten in weitestem Umfange auch die Kreise der Gelehrten ergriffen. Das Axiom von der internationalen oder gar übernationalen wissenschaftlichen Solidarität erwies sich als ein Wahn, an den nur wir geglaubt, während unsere Gegner ihn längst durchschaut hatten. An heftigen, bisweilen maßlosen und sehr oft für unsere eigene Sache schädlichen Ausbrüchen der Empörung haben es auch die deutschen Gelehrten nicht fehlen lassen, vor allem während der ersten Monate des Krieges; aber es waren durchweg spontane, individuelle Äußerungen wohl begreiflicher Leidenschaft, grundverschieden von dem breit angelegten, fest und sorgsam gefügten System des feindlichen Gelehrten-Krieges, der vielleicht den wichtigsten Teil der Entente-Propaganda bildete: dieser Propaganda, die seit vielen Jahren in der ganzen Welt den Haß gegen Deutschland schürte und längst vor dem Ausbruch des Krieges ihr Ziel erreicht hatte. Nicht wenige feindliche Gelehrte hatten gewiß schon früher dieser Propaganda bewußt oder unbewußt gedient — reichhaltige Belege dafür ließen sich aus den vornehmsten Zeitschriften der Entente mühelos sammeln — während des Krieges aber haben sich alle, auch die Ehrlichsten und Gerechtesten, jenem System eingefügt, mit dem unfehlbaren selbstverständlichen Instinkt für das national Gebotene und Heilsame, der Engländern, Franzosen, Italienern ebenso angeboren ist wie dem Deutschen das Gegenteil. Das soll durchaus kein Vorwurf für die Gesamtheit der Gelehrten im Feindesland sein, soweit sie ehrlich vorgingen: Jeder diene seinem Vaterlande, wo und wie er es vermag! Kein deutscher Forscher aber hat sich bewußter Fälschungen schuldig gemacht, wie etwa Bédier in dem bekannten Pamphlet über Deutsche Greuel[1]). Es ist ein Ruhm deutscher Wissenschaft, daß sie sich freigehalten hat von dieser Sünde wider den Heiligen Geist, mit der sie wahrlich dem Vaterlande schlecht dienen würde. Natürlich stehen auch in den Kriegsschriften deutscher Gelehrter bisweilen Irrtümer: aber der entscheidende Unterschied zwischen diesen und bewußten Unwahrheiten oder Entstellungen leuchtet ohne weiteres ein.

Wichtiger noch als die Schriftstellerei einzelner Gelehrter ist das Verhalten der großen gelehrten Körperschaften in Feindesland gewesen. Dem Vorbilde der Académie folgend haben sämtliche wissenschaftlichen Gesellschaften Frankreichs die deutschen und österreichischen Mitglieder noch im Laufe des Jahres 1914 aus ihren Listen gestrichen. In England und später in Italien ist man zögernder und weniger einheitlich vorgegangen, mehrere gelehrte Körperschaften haben sich mit Erfolg gegen solche Verrufserklärungen gesträubt. Übrigens trat sogar in den verschiedenen Sektionen der Pariser Akademie eine nicht unbedeutende Minderheit gegen jene Streichungen auf; wer den chauvinistischen Terror in Frankreich kennt, wird diesen tapferen und aufrechten Feinden hohe Bewunderung zollen. Sie haben sich, ganz folgerichtig und ehrenwert, ihrerseits aus den deutschen Akademien zurückgezogen, obwohl diese dem Beispiel der Franzosen nicht folgten und feindliche Mitglieder nicht ausstießen.

Alle diese Dinge liegen weit zurück, im ersten Kriegsjahre, weit genug, um unter der Last ungeheurer späterer Ereignisse verschüttet und vergessen zu sein.

[1]) Les crimes allemands d'après les témoignages allemands, zuerst in der Revue de Paris 1915, dann auch als Propagandaheft weit verbreitet.

Digitized by Google

Vergessen für uns Deutsche, die schon lange wieder in dem freundlichen Wahn von ehedem befangen von der versöhnenden Macht übernationaler Wissenschaft und dem Wiederanknüpfen gelehrter Beziehungen träumen. Anders die Feinde: sie verfügen über ein vortreffliches Gedächtnis und haben sich nicht im geringsten von dem Wege abbringen lassen, den sie seit 1914 beschreiten. Das werden auch dem treuherzigsten Schwärmer bei uns wohl die Urkunden klar machen, die ich hier vorlegen kann.[1]).

So lange der Krieg währte, brauchten sich die feindlichen Akademien nicht weiter zu bemühen. Alles Nötige war getan, die deutsche Wissenschaft nach allen Regeln der Kunst versemt, von einer Wiederaufnahme der Beziehungen zu ihr keine Rede. Wie wachsam aber die Gelehrten der Entente auf ihrem Posten blieben, beweist die Wiederaufnahme der geistigen Offensive, sobald das Ende Deutschlands, den Feinden viel früher und klarer als uns bekannt, in greifbare Nähe rückte.

Schon am 3. September 1918 hat die Académie des Sciences in Paris einstimmig einen Beschluß gefaßt, den wir aus einem Bericht ihres secrétaire perpétuel, Emile Picard, an die Académie de médecine kennen. Auf Grund der üblichen Phrasen über die „Verbrechen, welche die Mittelmächte in der Menschheit geächtet" hätten, werden „persönliche Beziehungen zwischen den Gelehrten der beiden kriegführenden Gruppen" für unmöglich erklärt, bis die „Wiedergutmachungen und Sühnen für jene Verbrechen ihnen gestatten, in das Konzert der zivilisierten Nationen wieder einzutreten." Deshalb stellt die Académie des Sciences folgende Forderungen:

1. Die Mittelmächte sollen durch eine Bestimmung des Friedensvertrags aus allen auf diplomatischen Verträgen beruhenden internationalen Vereinigungen ausgestoßen werden, die persönliche Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern bedingen.

2. Alle anderen internationalen Abmachungen sollen so bald wie möglich von den zuständigen Körperschaften der Entente und der Vereinigten Staaten gekündigt und sofort durch neue Vereinigungen zwischen den Alliierten und den Vereinigten Staaten ersetzt werden, an denen unter Umständen auch die Neutralen teilnehmen dürfen.

3. Die Regierungen der Alliierten und der Vereinigten Staaten sollen zu keiner internationalen Versammlung, an der Vertreter der Mittelmächte teilnehmen, Delegierte entsenden. Es ist wünschenswert, daß sich auch die einzelnen Bürger der Ententestaaten nach dieser Regel richten.

4. Eine enge Arbeitsgemeinschaft unter den Alliierten und den Vereinigten Staaten soll gefördert werden, vor allem auf dem Gebiet der angewandten Wissenschaften und bibliographischer Publikationen.

In diesem ersten Dokument des dauernden wissenschaftlichen Boykotts gegen uns — denn wo es Feindseliges gilt, spielen für die Alliierten unsere Verbündeten nur eine Nebenrolle — sind zwei Punkte besonders beachtenswert: der zwar verschleierte, aber doch leicht erkennbare Druck auf die Neutralen und der Lockruf an solche Deutsche oder Verbündete, die unsere „Verbrechen" eingestehen, verdammen und als demütige Büßer dann herablassend

[1]) Die Originaltexte verdanke ich der Güte von Professor K. A. von Müller in München und Dr. Grautoff in Berlin. Ein vollständiges Material über diese Fragen kann man heute in Deutschland kaum beschaffen, da sich leider keine amtliche oder wissenschaftliche Stelle planmäßig seit Kriegsbeginn damit befaßt zu haben scheint.

Digitized by Google

wieder in den „Bund der zivilisierten Nationen" aufgenommen werden sollen. Auf Beides kommen wir noch zurück.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man in Picard den Urheber dieses Beschlusses erkennt; denn er ist auch offenbar die Seele der Konferenz interalliierter Akademien, die zuerst in London vom 9.—11. Oktober 1918 unter dem Vorsitz Balfours, also unter hochoffizieller Ägide, getagt und — wiederum einstimmig — den Bruch mit den Mittelmächten beschlossen hat. Picards Bericht[1]) darüber an den „Temps" ist nur eine phrasenhaftere Erweiterung des eben besprochenen Votums der Académie des Sciences. Die Neutralen erwähnt er gar nicht, dagegen legt er auf die erhoffte Reue der deutschen Wissenschaft besonderes Gewicht: „Wir wollen indessen die Hoffnung bewahren, daß die unmoralischen Weltherrschaftstheorien, die im Geiste der führenden Klassen Deutschlands verankert sind, eines Tages ausgerottet sein werden, und daß unsere gegenwärtigen Feinde sich von ihrem Wahnwitz abkehren und imstande sein werden, später in die Gesellschaft der freien Zivilisationen von Neuem einzutreten."

Es scheint, daß die kurze Londoner Konferenz nur einer feierlichen Verfemung unserer Wissenschaft dienen sollte, einer Kriegserklärung, die besonders merkwürdig anmutet zu einer Zeit, da nach dem Zusammenbruch im Osten Deutschland sich gerade bequemen mußte, um Frieden zu bitten. Positiveres hat die zweite Tagung der feindlichen Akademien geleistet, die in Paris vom 26. November bis 1. Dezember im Saal der Académie Française stattfand. Ein Bericht des „Temps" verzeichnet ausführlich die wissenschaftlichen Körperschaften von England, Amerika, Italien, Japan, Belgien, Rumänien, deren Vertreter hier mit den Franzosen zusammenkamen. Es fällt auf, daß sie sämtlich den Naturwissenschaften angehören. Und dementsprechend sind auch die beiden neugeschaffenen interalliierten Organisationen („Temps" vom 2. Dezember 1918) eine Union astronomique und eine Association internationale géographique, die als Vorbilder für spätere ähnliche Schöpfungen gelten sollen. Viel wichtiger als der am Schluß wiederholte Boykott der Mittelmächte ist die Einsetzung eines „comité exécutif" von fünf Mitgliedern (Frankreich, England, Amerika, Belgien, Italien), das unter dem wohlverdienten Vorsitz von Picard über „gewisse administrative Fragen" bestimmen soll, „z. B. über die Zulassung der Neutralen, die in geheimer Abstimmung mit mindestens Dreiviertelmehrheit erfolgen soll, über die Ernennung der Delegierten jedes Landes, nach der Kopfzahl seiner Bevölkerung, u. a. m.". Damit ist also auch auf das wissenschaftliche Gebiet jene geheime, unkontrollierbare Tyrannei der drei Großmächte übertragen, die im Pariser Triumvirat das Schicksal der Welt zu entscheiden sich erfrecht und die an unheilvoll verbrecherischem Wirken ihr Vorbild, den Rat der Drei des alten Venedig, weit überflügelt. Auch in diesem wissenschaftlichen Geheimbund herrschen Frankreich, England, Amerika unbeschränkt, nur um den Schein zu wahren, haben sie sich Vertreter kleinerer Staaten angegliedert: denn das geistlos mechanische, angeblich „demokratische" Prinzip einer Vertretung nach Kopfzahl der Bevölkerung sichert den Dreien jederzeit die erforderliche Mehrheit, um ihren Willen zu erzwingen und die Neutralen einzuschüchtern.

Etwas Unwissenschaftlicheres, Ungebildeteres ließe sich schwer ersinnen!

[1]) „Wenn wir auch Gelehrte sind, bleiben wir Menschen. Unsere Sorge um die Fortschritte der Wissenschaft ist gewiß groß, aber die moralische Frage schien uns über allem zu schweben" usw.

Digitized by Google

Zugleich aber ist es für uns bedeutsam, zu erkennen, mit welcher Energie auch nach dem Waffenstillstand der wissenschaftliche Krieg gegen uns von unseren Feinden fortgeführt wird. Der „Temps" vom 11. Dezember 1918 kündigt eine dritte Tagung der Konferenz alliierter Akademien an, die „in einigen Monaten" in Rom stattfinden soll. Welchen Einfluß auf diesen Plan die seither entstandenen Zerwürfnisse zwischen Italien und seinen jetzigen Bundesgenossen ausüben mögen, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber wie im Politischen wird auch in der Wissenschaft Italien gegen die übermächtige Dreiheit wenig genug erreichen können.

Fassen wir kurz zusammen: unsere weltbeherrschenden Feinde wollen uns auch auf geistigem Gebiet dauernd verfemen, ausschalten, vernichten. Sie wollen die uns wohlgesinnten unter den neutralen Gelehrten durch einen Gewissenszwang von einer selbst für die Entente bemerkenswerten Niedrigkeit der Gesinnung einschüchtern und von uns abkehren. Sie haben ihre eigenen Landsleute schon so gut erzogen, daß sämtliche Beschlüsse gegen uns einstimmig gefaßt wurden. Die billig oder würdig denkende Minderheit von 1914 wagt sich in den Sitzungen von 1918 nicht mehr hervor, wenn sie nicht überhaupt verschwunden ist. Auch einzelne Gelehrte vornehmer Gesinnung, die gewiß heute noch bei unseren Feinden nicht fehlen, werden kaum den Mut haben, gegen einen so mächtigen Strom zu schwimmen.

Das Votum der Académie des Sciences forderte im September, gegenüber dem noch unbesiegten Feinde, besondere wissenschaftliche Bestimmungen des Friedensvertrages. In der Festrede, mit welcher der französische Unterrichtsminister Lafferre die Pariser Konferenz begrüßte (Auszug im „Temps" vom 29. November 1918), finde ich kein Wort von Deutschland oder den Neutralen: „Cette organisation désormais nécessaire peut se poursuivre jusqu' à nouvel ordre entre les pays amis qui ont eu pendant la guerre le même idéal et qui, par suite, ont su donner à la science sa vertu et sa dignité." Übersetzen wir gallische Phrasen in schlichtes Deutsch: „Der Feind liegt am Boden, die Neutralen sind machtlos, wir sind die Welt. Politische und diplomatische Abmachungen könnten uns binden; so lange es wünschenswert ist (jusqu' à nouvel ordre), genügt die Organisation der Akademien, der offiziellen Vertreter unserer Wissenschaft, um die Feinde niederzuhalten. Sollten wir sie irgendwie brauchen, werden sie schon zu Kreuze kriechen." Dies steht auch klar in der Weihnachtsbotschaft des „Temps" (23. Dezember 1918), die höhnisch unser ungläubiges Erstaunen über die feindlichen Beschlüsse und unsere Bereitschaft zum Wiederanknüpfen wissenschaftlicher Beziehungen schildert.

Wie haben wir deutsche Gelehrte uns zu dieser Situation zu verhalten? Wer wie der Verfasser dieser Zeilen den größeren Teil seines Lebens in Italien und Griechenland, längere Zeit in England und Frankreich verbracht und sich stets bemüht hat, gegenseitiges Verständnis und Wohlwollen zwischen deutschen und ausländischen Fachgenossen und Instituten zu pflegen; wer diesen Beziehungen so mannigfache wissenschaftliche Förderung und wertvolle Freundschaft verdankt, dem kann nichts ferner liegen, als persönliche Verbitterung oder Ressentiment, wenn er eine Wiederaufnahme herzlicher Beziehungen zu ehemaligen Freunden in Frankreich, England, Amerika für ausgeschlossen halten muß. Der schönen Vergangenheit wollen wir gerne und dankbar gedenken; aber heute und in Zukunft stehen zwischen uns und unseren Feinden die Zehntausende zu Tode gemarterter Gefangener und geschändeter Kriegergräber in Frankreich, die Hunderttausende schuldloser Opfer, die wäh-

Digitized by Google

rend des „Waffenstillstandes" der englischen Hungerblokade erlagen, die ungezählten Landsleute, die in Rußland elend zugrunde gegangen sind, weil die amtlich zur Fürsorge verpflichteten, damals noch „neutralen" amerikanischen Behörden absichtlich nichts für sie taten. Ich weiß wohl, daß der einzelne Bürger für solche Schandtaten nicht verantwortlich gemacht werden kann: aber sie vergiften doch jeden Verkehr, weil man sich unwillkürlich immer wieder ihrer entsinnt, ebenso wie der Flut gemeinster Verleumdungen gegen uns, welche jahrelang nicht nur Feindesland, sondern die ganze Welt überschwemmt hat, und überall — leider nur allzuoft sogar in Deutschland selbst — Glauben fand. Wir Deutsche sollten doch nie vergessen, daß unsere Mutter auf das Niedrigste geschmäht worden ist, daß diese Schmähungen nur noch gehässiger und gemeiner wurden — sofern eine Steigerung möglich war! — seitdem wir wehrlos und entrechtet dem Hasse unserer Feinde preisgegeben sind. Das ist keine gute Grundlage für eine neu zu erbauende Versöhnung und Verständigung.

Gewiß wollen wir dankbar der Fachgenossen gedenken, die sich in England hilfreich gefangener deutscher Gelehrter angenommen oder die sinnlose Hetze gegen deutsche Wissenschaft bekämpft haben[1]). Aber gerade sie werden uns um so höher achten, je zurückhaltender wir jede Annäherung vermeiden. Wir müssen lernen eisig und abweisend zu werden, erkennen, daß der primitivste menschliche und wissenschaftliche Anstand uns verbietet, von unseren Feinden Förderung zu erbitten, auch wenn wir ihrer dringend bedürfen: da ist es besser, eine begonnene oder geplante Arbeit der Würde deutscher Wissenschaft zu opfern. Es ist nicht unnötig, dies zu betonen: denn schon mehren sich bedenklich die Anzeichen dafür, daß es Manche in Deutschland mit dem Annähern, sogar mit dem Anbiedern nicht eilig genug haben können. Und leider sind das nicht nur Leute vom Schlage der Eisner und Harden, sondern echte, vaterländisch fühlende Deutsche, die von schlicht unerfahrener Menschlichkeit beseelt gar nicht ahnen, mit welch grimmigem Hohn die Franzosen, mit welch kalter Verachtung die Engländer ihre über den Kanal und die Vogesen — ach nein! von nun an über den Rhein! — entgegengestreckten Hände betrachten. Wohl mag die Wissenschaft an sich über den Völkern stehen: aber der Traum einer internationalen Gelehrtenrepublik, eines europäischen Gelehrtenkonzerts, wie es der große Bund der Akademien nach deutscher — nicht nach französischer! — Auffassung bilden sollte, wie es im kleinen in Athen die verschiedenen archäologischen Institute wirklich bildeten, diesen Traum haben unsere Feinde im Kriege böswillig zerstört; er läßt sich durch unseren guten Willen nicht wieder herstellen. Wir hätten uns als Sieger den schönen Luxus versöhnlicher Großmut gestatten dürfen: zerschlagen, geknechtet und verarmt wie wir sind, bleibt uns nur die Rolle schweigender, abweisender Zurückhaltung.

In dieser Rolle mögen die großen gelehrten Körperschaften Deutschlands und Deutsch-Österreichs — dessen wissenschaftliche Einheit mit uns keine

[1]) Aus Frankreich ist mir kein solcher Fall bekannt. Als ein hübsches und sehr bezeichnendes Beispiel des Gegenteils möchte ich aber den Fall eines Würdenträgers der französischen Wissenschaft, Ernest Babelon, Direktors des Cabinet des Médailles, anführen, der deutschen Fachgenossen in überschwänglichen Briefen für ihre Bemühungen um seinen gefangenen Sohn ewig preisende Dankbarkeit schwur, während er gleichzeitig in einem ausführlichen Werke La grande question d'occident, Le Rhin dans l'Histoire, 2 Bde, 1916/17 (vgl. S. M., April 1917) die seelische und geistige Minderwertigkeit, vor allem die Treulosigkeit der Deutschen aller Zeiten und Stände „aktenmäßig" nachwies. Vielleicht hat er Buch und Briefe mit verschiedenen Händen geschrieben, und die Rechte wußte nicht, was die Linke tat.

Digitized by Google

Feindestücke stören kann — uns Vorbilder und Führer werden. Gegen sie richtet sich in erster Linie brutal pöbelhaft in der Form, hinterlistig im Geiste, der Boykott der Feinde. Freilich sind auf ihren Tagungen bisher nur Naturforscher vertreten gewesen; und das von Anfang an auf die angewandten Wissenschaften gelegte Gewicht (surtout dans le domaine des sciences appliquées) lehrt, daß hier neben den Haß auch das nüchtern praktische Streben nach freier Ausbeutung deutscher Erfindungen, deutscher Patente tritt, wie sie im besetzten deutschen Gebiet schon eifrig durch die Handelsspionage zahlreicher „Offiziere" betrieben wird. Quoique savants, nous restons hommes, sagt treffend Herr Picard. Aber wenn auch bisher die Gelehrten anderer Fakultäten den Beschlüssen ihrer naturwissenschaftlichen Kollegen nicht offiziell beigestimmt zu haben scheinen, wenn auch ihr Schweigen zum Teil eine anständigere Gesinnung verdecken mag, so müßte doch dieses Schweigen vernehmlich und laut gebrochen werden, ehe jene Beschlüsse als Sondervota gelten können. Auch bei mildester Auslegung bleibt vorläufig die Tatsache einer pöbelhaften Kriegserklärung der feindlichen Wissenschaft gegen die deutsche bestehen. Und wir erinnern uns dabei der torvollen Schmähungen, welche vor wenigen Wochen, mitten im Friedenskongreß, Wilson in der Sorbonne gegen dieselbe deutsche Wissenschaft geschleudert hat, die er früher nicht genug loben konnte. Ich erwähne das nur, weil während der letzten Monate deutsche Gelehrte durch vornehm ausgestattete Lobesergüsse auf diesen Vorkämpfer der Ethik und der Gerechtigkeit unsere knappen Papiervorräte vermindert haben.

Je schärfer und geschlossener die Feinde gegen uns vorgehen, desto mehr wird innere Einigkeit zur wichtigsten Lebensfrage für Deutschland, auf wissenschaftlichem Gebiet nicht minder als auf politischem. Die verhängnisvollen Wirkungen der Uneinigkeit, die unseren Zusammenbruch besiegelt hat, sollten wenigstens uns Gelehrte zu einmütiger Haltung führen. Es ist eine schöne Aufgabe der Akademien, darin voranzugehen und, wie in anderen Ländern, tiefer und weiter als bisher auf unser ganzes öffentliches Leben einzuwirken. Nachdem der internationale Bund der Akademien verschwunden ist, wird ein neuer, sehr viel engerer und stärkerer, zwischen den gelehrten Gesellschaften deutscher Zunge entstehen. Ihm könnte in vielfacher Hinsicht eine Vermittlerrolle zufallen. Zunächst zwischen deutschen Körperschaften und Gelehrten. Wir können uns nicht mehr so unbeschränkt wie bisher den Luxus isolierter individueller Arbeit gönnen. Da wir uns an den größten Teil der Welt nicht mehr um Förderung und Auskunft wenden können, müssen wir in Deutschland auch mit unserem wissenschaftlichen Besitz sparsam haushalten und ihn einander soviel wie möglich mitteilen, am Besten durch Stellen, denen der einzelne Gelehrte seine Wünsche und Fragen vorlegt, zur Vermittlung an einheimische Fachgenossen, die ihm helfen könnten. So würde bald ein engeres Zusammenarbeiten als bisher erreicht und auch dem Grundsatz Geltung verschafft werden, daß alle öffentlichen, staatlichen und städtischen Institute und Sammlungen zu weitestgehender Liberalität gegenüber ernsten Gelehrten selbstverständlich verpflichtet seien, daß diese Liberalität aber auch für Private eine vaterländische Ehrensache sei.

Von höchster Bedeutung wäre ferner eine einheitliche Haltung im Verkehr mit neutralen Akademien und Gelehrten. Die Lage der Neutralen ist eine ungemein heikle und schwierige. Wie ich oben ausgeführt habe, droht ihnen auch auf geistigem Gebiet die brutale Tyrannei der Entente, gegen die sie noch weit wehrloser sind als während des Krieges, als ein starkes Deutschland ihnen den Rücken deckte. Doppelt und dreifach hoch müssen wir unseren Freunden unter den Neutralen ihre Treue anrechnen, und wir danken ihnen am besten,

Digitized by Google

indem wir alles vermeiden, was ihre Stellung noch schwieriger machen könnte, besonders unzeitgemäße Bitten um Vermittlungsversuche bei unseren Feinden. Eine grobe Abfuhr, wie sie neulich eine neutrale Körperschaft bei einem solchen Versuch von seiten der Franzosen erlebt hat, bildet nicht nur eine Demütigung für uns, sondern auch eine Belastung unserer neutralen Freundschaften, die uns heute wertvoller sind als je[1]).

Endlich kann unseren gelehrten Gesellschaften eine wichtige Vermittlerrolle gegenüber den Feinden erwachsen. Zweifellos werden diese die deutsche Wissenschaft viel früher brauchen, als es sich ihr verblendeter Haß jetzt träumen läßt. Daß manche unter ihnen schon jetzt damit rechnen und auf deutsche Gutmütigkeit oder — man muß es offen sagen — deutsche Renegaten spekulieren, habe ich oben ausgeführt.

Da gilt es nicht nur Unwürdiges zu verhindern, sondern auch die Ausbeutung unserer anständigen Gesinnung, die gewiß geneigt wäre, eher zu geben als zu nehmen. Wenn Bitten um Auskunft oder Förderung aus Feindesland zu uns dringen, dann mögen unsere berufenen Wortführer antworten: „Gewiß, Ihr könnt haben, was Ihr wünscht, aber nur auf dem Boden voller Gegenseitigkeit. Bringt uns eine von Euren höchsten amtlichen Stellen ausgestellte bindende Verpflichtungsurkunde, daß unsere Gelehrten bei Euch das Recht auf gleiche Liberalität haben." Nur so wird sich da etwas erreichen lassen.

Überblicken wir unsere wissenschaftliche Lage, so erscheint sie im Grunde unerwartet günstig. Der Trust der Feinde kann uns hier wenig schaden. Unter den neuen Umständen, die der Krieg geschaffen hat, bedeutet der Verlust persönlicher Beziehungen recht wenig. Den internationalen Vereinigungen und Kongressen vollends werden nicht viele nachtrauern. Unendlich viel wertvoller als dies alles wäre ein engerer Zusammenschluß unter uns, die wachsende Erkenntnis jedes einzelnen, daß der ihm bisher unsympathischste deutsche Fachgenosse uns doch näher steht als der „reizendste" Feind. Deutschland wird notgedrungen dem „Völkerbund" beitreten müssen und in diesem anglogallischen Klub die Rolle des Portiers spielen, der angeschnauzt, im besten Falle geringschätzig geduldet wird. Danken wir dem Schicksal, daß uns wenigstens niemand unter ähnlichen Bedingungen in den Bund der Akademien, den Trust der Wissenschaft zwängen kann.

Ohne Selbstüberhebung dürfen wir sagen, daß wissenschaftliche Autarkie uns leichter fiele als unseren Feinden. Aber die wollen wir ja auch gar nicht üben, sondern es gerne jenen überlassen, unsere Arbeiten zu ignorieren. Die Einfuhr von Büchern und Zeitschriften hat uns selbst Clemenceaus „Friede" nicht untersagt. So wollen wir wie bisher die Werke der Feinde studieren, so lächerlich das den Franzosen scheinen mag. Wir schließen uns ab gegen den Verkehr mit unseren Feinden, nicht gegen ihre geistigen Leistungen. Mit Bedacht habe ich für diese Blätter einen Wahlspruch aus Feindesland gewählt, dessen Erfüllung wir alle heiß ersehnen: Mögen wir uns in der Einsamkeit selbst wiederfinden!

München, Mai 1919. Georg Karo.

[1]) Völlig abweisend werden wir uns natürlich gegen neutrale Fachgenossen verhalten, die im Kriege gegen uns Partei ergriffen haben. Manche von ihnen verdanken uns viel; ein krasser Fall ist der des dänischen Archäologen Fr. Poulsen, der Bédiers oben erwähnte Schmähschrift in seiner Heimat zuerst warm empfohlen, dann aber still geschwiegen hat, als kritischer angelegte Dänen Bédier entlarvten. Poulsen hat mir damals geschrieben, er sähe zwar seinen Irrtum ein, aber ihn öffentlich zu widerrufen, gleiche einer captatio benevolentiae; es könne ihm auch füglich gleich sein, ob man ihn in Deutschland boykottiere, da er von der deutschen Wissenschaft alle Förderung erhalten habe, die er brauche. Mit dieser Begründung — kannte er die Wahrheit und sagte sie nicht.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

-9-

Zur Wahrheit über die Revolution

Enthält u. a.:

Psychiatrische Randbemerkungen
Von Emil Kraepelin

Der Kommunismus in der Praxis
Von Fritz Gerlich

Die Revolution in Bayern
Von Paul Busching

Zur Räteverfassung
Von Martin Spahn

Juni 1919.

Süddeutsche Monatshefte

Jahrgang 16 Heft 9

Vierteljährlich M 5.— * Leipzig und München * Einzelheft M 1.80

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

178 / 38
27
Digitized by Google

DEUTSCHES ERZEUGNIS

Baycrische Vereinsbank

Hauptniederlassungen:

München und Nürnberg

Zweigstellen:

Aichach	Freising	Landshut	Rosenheim
Amberg	Fürth	Lindau i. B.	Schrobenhausen
Ansbach	Garmisch	Neustadt a. Aisch	Schwabach
Aschaffenburg	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwandorf
Augsburg	Ingolstadt	Öttingen	Straubing
Bad Kissingen	Kaufbeuren	Partenkirchen	Sulzbach
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Dingolfing	Landsberg a. L.	Regensburg	Weißenburg i. B.
Erlangen			Würzburg

Aktienkapital: M. 51 000 000 Pfandbrief-Umlauf: M. 510 000 000
Reservefonds: M. 31 000 000 Hypotheken-Bestand: M. 520 000 000

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

Digitized by Google

Für Photo-Amateure!

„Agfa"-Glaspatronen

Hermetischer Verschluss
durch Metallkapseln — Leichtes Oeffnen

Durch Auflösen des Inhalts in Wasser gebrauchsfertig:

Entwickler
Verstärker
Abschwächer

Fixierbad
Schnellfixierbad
Tonfixierbad

181.-200. Tausend :: 130 Textseiten :: **„Agfa"-Photohandbuch** :: Bildeinlagen :: Preis **75** Pfennig

kostenlos **„Agfa"-Preisliste** kostenlos

Stets
prompt lieferbar durch Photohändler!

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang Heft 9

	Seite
Die pestkranken Tiere. Fabel / Von Jean de Lafontaine	169
Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte / Von Geheimrat Dr. Emil Kraepelin, Professor der Psychiatrie und Direktor der Psychiatrischen Klinik an der Universität München	171
Aus der Befreiungszeit des deutschen Volkes	183
Der Kommunismus in der Praxis / Von Dr. Fritz Gerlich, Assessor am Kreisarchiv München	184
Die Choristen der Revolution / Von Alexander Herzen	208
Gedanken von Kurt Eisner	210
Ein Verein der Arbeitswilligen / Von Ernst Kurtzahn, Schiffsbauingenieur der Hamburg-Amerika-Linie	213
Schule und Revolution / Von Dr. Josef Hofmiller	215
Die Revolution in Bayern / Von Dr. Paul Busching, Generalsekretär des Bayerischen Landeswohnungsvereins	217
Die Lage der deutschen Gefangenen in England nach dem Waffenstillstand	234
Revolutionsgespräche	235
An die Intellektuellen / Von Bildhauer Professor Fritz Behn	237
Vom Konstitutionalismus zur Räteverfassung / Von Professor Dr. Martin Spahn	240
Das denkende Pferd. Gedicht / Von Professor Dr. Hermann J. Losch, Direktor des Württembergischen Statistischen Landesamts	244

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30 692 (nur bis 3 Uhr).

Verlagsleitung: München, Karlstraße 6. Fernsprecher 53 728 (nur bis 3 Uhr).

Preiserhöhung.

Seit Oktober 1917, als wir den Preis unserer Süddeutschen Monatshefte von M. 4.— auf M. 5.—, also um 25% erhöhten, sind die Papierpreise, Buchdrucker- und Buchbinderlöhne und -Kosten wiederum um ein vielfaches dieses Satzes gestiegen.

Wenn wir trotzdem versuchten ohne eine Preiserhöhung durchzuhalten, so geschah das dank der stark gestiegenen Auflage unserer Zeitschrift, aber auch in dem Bestreben, durch einen möglichst niedrigen Preis die Wirkung unserer Hefte in möglichst weite Kreise zu tragen.

Trotzdem sind wir angesichts der letzten Aufschläge auf die Herstellungskosten nicht mehr in der Lage, mit dem alten Bezugspreis auszukommen und müssen den

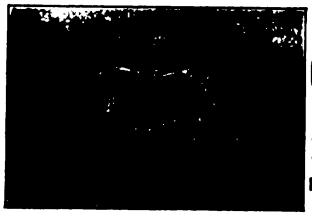
Abonnementspreis ab Heft 10 vierteljährlich auf M. 6.—

den Einzelpreis des Heftes auf M. 2.25

festsetzen. Wir bitten unsere Leser überzeugt zu sein, daß wir nur dem Drucke der Verhältnisse nachgeben.

Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München.

Deutsche Holzhäuser



Nordische Blockhäuser

fertigt als langjährige Spezialität

Christoph & Unmack A.-G.

Abteilung Blockhausbau

Niesky 20, O.-Lausitz.

Prima Referenzen. Schnellste Lieferung.

Preis jedes Kataloges Mk. 1.—.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — Diätet. Kuren — Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Herrliche Lage

Billige Zweiganst. — Prosp. u. Brosch. fr.

Berchtesgaden

Haus Geiger / Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden. Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer F. Geiger.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Digitized by Google

Die pestkranken Tiere.

Fabel von Jean de Lafontaine (1621—1695).

Ein Übel, drob die Welt erschrickt,
Ein Übel, das der Himmel schickt,
Wenn dieses Erdenland ist großer Strafe wert,
Die Pest, (da man ja doch den Namen muß enthüllen)
Die könnt' den Acheron in einem Tage füllen,
Hatt' einst den Tieren Krieg erklärt,
Zwar starben sie nicht all', doch waren alle krank,
Und keines lief mehr oder sprang,
Daß Stärkung es erlang' für sein hinsiechend Leben;
Nach keiner Speise ging ihr Streben.
Nicht schlichen Wolf und Fuchs zu rauben
Die sanfte unschuldsvolle Beute,
Wie man der Lieb' sich nirgends freute.
Da hielt der Löwe Rat, sprach: „Freunde und Genossen,
Ich glaub' der Himmel hat beschlossen
Dies Unglück unsrer Sünde willen;
Der Schuldigste aus unsrer Schar
Bring' drum als Opfer sich dem Zorn des Himmels dar,
So mag für alle er das große Übel stillen.
In solchen Fällen war, wie die Geschichte lehrt,
Dem Himmel stets solch Opfer wert.
Drum schmeicheln wir uns nicht und suchen unverzagt,
Wie das Gewissen uns verklagt.
Ich hab', weil reiches Mahl mein Hunger stets begehrt,
Gar viele Hammel schon verzehrt,
Von denen nie mir Leid geschehen;
Ein paarmal, wie es kam, fraß ich den Schäfer gar
Mit Haut und Haar.

Digitized by Google

Wenn's ſein muß, opfr' ich mich, doch gut wär's, wollt' geſtehen
Ein jeder ſeine Schuld, wie ich es tat allhier;
Denn wünſchenswert erſcheint's und auch gerecht, daß fallen
Doch mag der Schuldigſte von allen."
„„Mein Herr und König,"" ſprach der Fuchs, „„zu gut ſeid Ihr.
Mir ſcheinet allzuzart ſpricht in Euch das Gewiſſen.
Wenn Ihr auch Hammel habt, ſo dummes Vieh, zerriſſen,
Iſt's eine Sünde? Nein. Ihr habet ihnen Ehr'
Dadurch erwieſen, gnäd'ger Herr.
Und was den Schäfer anbetrifft,
So habet ihr ganz recht getan,
Es maßet dieſes Volk ſich ja die Herrſchaft an
Stets über alles Vieh der Trift.""
So ſpricht der Fuchs, es ruft Beifall der Schmeichler Heer,
Man wagt von Tiger und von Bär
Und andern Großen nicht die Taten zu ergründen,
Auch nicht die allerſchwerſten Sünden.
Die Händelſücht'gen all, bis zu den Schlächterhunden,
Sie wurden nun beinah als Heilige erfunden.
Dann kam der Eſel dran, und er ſprach alſogleich:
„Auf einer Kloſterwieſe war
Ich einſt, war hungrig ſehr, das Gras war ſüß und weich,
Da trieb mich wohl ein Teufel gar,
Daß ich ein Maulvoll nahm von jener Wieſe dorten;
Kein Recht hatt' ich dazu, ich muß es offen ſagen."
Da ſchrie man Zeter denn gleich über ſolch Betragen,
Und ein gelehrter Wolf bewies mit vielen Worten,
Man müßte opfern dies verfluchte ſünd'ge Tier,
Das räud'ge, das allein ſei Schuld durch ſeine Gier.
Dem hängenswerten müßt' man gleich das Urteil ſprechen.
Gras freſſen, das ihm nicht gehörte! welch Verbrechen!
Zu ſühnen ſolche Schuld und Schmach
Vermöchte nur der Tod, das wollte man ihn lehren.
Nachdem ihr mächtig ſeid, groß oder arm und ſchwach,
Wird höf'ſches Urteil euch ſchwarz oder weiß erklären.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. Wege, Reclams Univerſal-Bibliothek Nr. 1718—1720.

Digitized by Google

Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte.

Von Professor Dr. Emil Kraepelin.

Die ungeheuren Erlebnisse, die über das deutsche Volk hereingebrochen sind, haben sein Seelenleben auf das tiefste erschüttert. Eine Reihe von Erscheinungen sind in dem Verhalten der Massen hervorgetreten, die, an dem Maßstabe früherer Zeiten gemessen, fremdartig und kaum begreiflich erscheinen. Wandlungen des öffentlichen Fühlens und Wollens haben sich vollzogen, die gänzlich aus dem Rahmen geradliniger Entwicklung herausfallen. Es hat daher nicht an Stimmen gefehlt, die in mehr oder weniger verblümter Form von einer Erkrankung unserer Volksseele, von einer Massenpsychose gesprochen haben, als deren Ausgeburt diese oder jene auffallende Veränderung in unserem Gesellschaftsleben anzusehen sei. Vielleicht ist es daher nützlich, daß auch der Irrenarzt einmal zu den Zeitereignissen Stellung nimmt und mitteilt, wie sie ihm unter dem Gesichtswinkel seiner beruflichen Erfahrung erscheinen.

Der erste Hinweis auf die Krankhaftigkeit unseres Seelenzustandes war in dem Ausdruck „Kriegspsychose" enthalten, von der wir und die übrigen kriegführenden Völker ergriffen sein sollten. Man verstand darunter die einseitige Einstellung des gesamten Seelenlebens, namentlich des Willens, auf den Krieg, die brennende Begierde, ihn rücksichtslos bis zum Siege durchzukämpfen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die durch den Krieg entfachte leidenschaftliche Erregung regelmäßig die ruhige Sachlichkeit des Urteils trübt und die kühle Besonnenheit des Handelns beeinträchtigt, so bedarf es doch wohl kaum der eingehenderen Erörterung, daß hier von einer krankhaften Störung nicht im entferntesten die Rede sein kann. Der Drang zur Selbstbehauptung ist im einzelnen wie in den Völkern die ursprünglichste und mächtigste Triebfeder alles Handelns. Wo jene bedroht erscheint, regen sich daher naturgemäß alle Kräfte des Willens, um die Gefahr unter entschlossener Vernachlässigung aller anderen Rücksichten abzuwenden und den Gegner zu Boden zu ringen. Nur ein alterndes oder sieches Volk würde dem Kampfe um sein Dasein mit schwächlicher Nachgiebigkeit ausweichen. Wir dürfen es daher als ein Zeichen für die Vollkraft unserer Volksseele betrachten, daß wir mit stürmischer Begeisterung in den ungleichen Kampf zogen, als uns der Vernichtungswille unserer Feinde mit eisernem Ringe umschloß, daß wir bereit waren, der Sicherung unserer Zukunft jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen, und daß wir an der Hoffnung, den Sieg zu erringen, auch dann noch festhielten, als die ungeheure Übermacht ihn der nüchternen Überlegung unmöglich zu machen schien. Es war auch für das natürliche Empfinden des Kämpfers selbstverständlich, daß er darnach strebte, aus dem übermenschlichen Ringen einen Zuwachs an Macht und Sicherheit davonzutragen. Niemals im ganzen Verlauf der Geschichte hat ein gesundes Volk anders gedacht. Mögen dabei auch die Wünsche öfters nicht nur über das Mögliche, sondern auch über das Vernünftige weit hinausgegangen sein, so gehört das zu den Überschwänglichkeiten jeder leidenschaftlichen Aufwallung. Hier von Kriegspsychose zu sprechen, heißt die urwüchsigsten Regungen unseres Seelenlebens verkennen. Weit eher könnte man den maßlosen Haß der Franzosen gegen uns als krankhaft bezeichnen, wenn nicht auch er im Selbsterhaltungstriebe wurzelte, der unsere Nachbarn vor dem Gespenst einer Vernichtung durch die deutschen Barbaren erzittern läßt.

Digitized by Google

Gegenüber der wohl immer mehr als Gleichnis gedachten „Kriegspsychose“ der Völker ist die angebliche Geistesstörung Wilhelms II. wiederholt von fachärztlicher Seite mit dem Anscheine wissenschaftlichen Ernstes behandelt worden. So erklärlich es ist, daß sich die Einbildungskraft des Volkes lebhaft mit der auffallenden Persönlichkeit des Kaisers beschäftigt hat, so sehr muß man den Versuch bedauern, mit gänzlich unzulänglichem Rüstzeug ein irrenärztliches Gutachten über den ehemaligen Herrscher abzugeben. Solche Beurteilungen sind so schwierig, daß unsere Strafprozeßordnung auch in verhältnismäßig einfachen Fällen dem Irrenarzte außer den eingehendsten Vorerhebungen die Zeit von sechs Wochen für genaueste körperliche und seelische Untersuchung zur Verfügung stellt. Bedenkt man dagegen, wie lückenhaft und unzuverlässig die Grundlagen sind, auf denen sich ein Fernstehender das Bild eines Fürsten aufbauen kann, so wird man die naive Unsachlichkeit eines solchen Unternehmens zu würdigen vermögen. Nur soviel läßt sich sagen, daß aus den bekannt gewordenen Wesenszügen Wilhelms II. ein Schluß auf das Bestehen einer ausgeprägteren geistigen Störung bei ihm schlechterdings nicht gezogen werden kann.

Bewährte sich die gesunde seelische Spannkraft unseres Volkes auf das glänzendste in den unvergleichlichen Heldentaten seiner Söhne, so ließ sich doch im Laufe der Jahre eine ganz allmählich fortschreitende Wandlung nicht verkennen. Die Ursachen dafür lagen auf der Hand. Die endlosen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die schweren seelischen Erschütterungen, denen unsere Feldgrauen ausgesetzt waren, die immerwährende Anspannung aller Kräfte ohne Ausblick auf eine endgültige Entscheidung mußten mehr und mehr eine allgemeine Kriegsmüdigkeit und den immer drängenderen Wunsch erzeugen, aus den Mühsalen und Gefahren der Kämpfe in das gesicherte Dasein und die geregelte Tätigkeit des Friedens zurückzukehren. Diese brennende, durch ungünstige Einflüsse der Heimat verstärkte Sehnsucht erzeugte in wachsendem Umfange eine krankhafte seelische Veränderung, die Kriegsneurose, die vor allem weniger gefestigte, gemütlich erregbare, nervöse und haltlose Persönlichkeiten befiel. Diese Erkrankung, die öfters ihren Ausgang von erschütternden Erlebnissen nahm und sich gern mit hysterischen Störungen aller Art verband, war ein genaues Gegenstück zu der aus der Friedenszeit bekannten Unfallsneurose, der durch unsere Rentengesetzgebung gezüchteten Abneigung willensschwacher Personen gegen die Wiederaufnahme der Arbeit nach einem erlittenen Unfall. Da die Krankheitserscheinungen, das Zittern, die Geh- und Sprachstörungen, die Taubheit, der Schwindel, die Schmerzen, die Wirkung hatten, den Betroffenen rasch und dauernd dem Dienste an der Front zu entziehen und zudem das hilfsbereite Mitleid der Laien in hohem Grade zu wecken, breitete sich das Leiden mit erschreckender Schnelligkeit aus, vielfach auch auf solche, die niemals im Felde gestanden hatten. Zu vielen Zehntausenden sammelten sich die Kriegsneurotiker in den Lazaretten an und wurden zu einer ernsten Gefahr für die seelische Verfassung ihrer Kameraden, die vielfach nur allzu leicht dem Eindrucke zugänglich waren, daß durch die Erlebnisse des Krieges, namentlich durch „Verschüttungen“, schwere nervöse Störungen hervorgerufen würden, und daß diese das Anrecht auf das Ausscheiden aus dem kämpfenden Heere gewährten. Nur langsam und mit größter Mühe gelang es, diese Flut von Kriegsneurotikern wenigstens dahin einzudämmen, daß der weitaus größte Teil nach rascher Beseitigung der Störungen in irgendeiner Form nutzbringende Arbeit zu leisten lernte.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Kriegsneurosen wurde in hohem Grade durch den Umstand begünstigt, daß im Verlaufe des Krieges die Anforderungen an die körperliche und seelische Tüchtigkeit des Heeresersatzes immer mehr herabgesetzt werden mußten. In wachsender Zahl mußten Unfähige, Schwachsinnige, Haltlose, sittlich Minderwertige zum Dienste mit herangezogen werden, deren Beimischung allmählich den Geist der kämpfenden Truppen ungünstig beeinflußte. Allerdings wurde ein großer Teil dieser ungeeigneten Persönlichkeiten nur zum Dienste in der Heimat und im Aufmarschgebiete verwendet, aber auch hier spielten sie eine verhängnisvolle Rolle. Viele landeten nach kurzer Zeit in den Lazaretten, wurden von einem Orte zum anderen verschoben, verbummelten gänzlich und trugen wesentlich dazu bei, die ärztliche Arbeit durch störrische Unzufriedenheit zu erschweren und kriegsneurotische Stimmungen zu verbreiten. Andere gaben durch Unbotmäßigkeit, Hetzereien, Fahnenflucht bei der Truppe Anlaß zu endlosen Schwierigkeiten und beschäftigten unausgesetzt die Militärgerichte, deren Strafen für sie keine Schrecken hatten, da sie ihnen lediglich die Ausschaltung aus den Gefahren des Krieges bedeuteten. Wer diese Wandlung allmählich sich vollziehen sah und die Scharen gleichgültiger oder widerwilliger, verkommener oder nervenschwacher Personen doch immer wieder dem Dienste zuführen mußte, der konnte sich der Befürchtung nicht erwehren, daß dieser Zufluß die Widerstandskraft unserer Heere empfindlich schwächen werde.

Die allmähliche Ansammlung der Kriegsmüden und der Minderwertigen in den Lazaretten hatte zur Folge, daß auch die übrigen Insassen von deren Stimmungen und Verhalten mit beeinflußt wurden. Jeder längere Lazarettaufenthalt brachte daher Gefahren für die Kampfesfreudigkeit mit sich. Ähnliches galt vielfach auch für den Heimatsurlaub. Abgesehen davon, daß jedes neue Losreißen von der Familie naturgemäß den Wunsch nach dauernder Rückkehr verstärkte, und daß der furchtbare Druck der Kriegsverhältnisse daheim so manchen nur mit schwerem Herzen an die Front zurückkehren ließ, entwickelten sich gerade fern vom Kampfgebiete mehr und mehr Stimmungen, die dem rücksichtslosen Einsetzen aller Kräfte für die Erringung des Sieges nicht günstig waren. Zum Teil waren es Frauen, die sich der langen Kriegsnot nicht gewachsen zeigten und ihre kämpfenden Angehörigen durch Klagen peinigten, unter Umständen auch ihr Vertrauen gröblich täuschten. Weiterhin aber machte es sich geltend, daß in der Heimat eine unerfreuliche Auslese von Menschen zurückgeblieben war, die nicht die Fähigkeit oder nicht den Willen besaßen, sich für die Verteidigung des Vaterlandes einzusetzen. Da hier überdies der stählende Einfluß des unmittelbaren Ringens mit dem Feinde fehlte, konnte der Geist schwachmütiger Miesmacherei und nörgelnder Unzufriedenheit mehr und mehr die Oberhand gewinnen und allmählich auch das Feldheer mit beeinflussen. Einen besonders fruchtbaren Nährboden für diese Stimmungen bildeten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und das durch sie gezüchtete Schiebertum, die schamlose Ausbeutung der Volksnot durch gerissene Schleichhändler. Auch diese dunklen Ehrenmänner rekrutierten sich, wie ich vielfach feststellen konnte, vorzugsweise aus den Reihen der Gescheiterten und Verkommenen, der Gauner und Schwindler, denen diese Form des Schmarotzertums nach ihrer ganzen Veranlagung natürlichste Betätigung war. Aus den verschiedensten scheinbaren und wirklichen Berufen wandten sie sich sofort und bedenkenlos einem Erwerbe zu, der ohne ernste Arbeit reichen Gewinn verbürgte.

Daß der gewaltige seelische Druck, der während der langen Kriegsjahre auf unserem Volke lastete, nicht ohne Wirkung auf sein inneres Leben bleiben konnte,

Digitized by Google

ist selbstverständlich. Auf der einen Seite entwickelte sich eine wachsende Spannung, die sich in der leidenschaftlichen Stellungnahme zu den Ereignissen des Krieges, in der Gründung von Ausschüssen und Vereinigungen, in der Abfassung und Verbreitung von Flugschriften, in Eingaben, persönlichen Besprechungen und Versammlungen aller Art Luft machte. Die drohenden Gefahren und die unerträgliche Beunruhigung, die sich der Gemüter bemächtigte, führte zu dem erbitterten Streben, um jeden Preis und mit allen Mitteln der eigenen Meinung Geltung zu verschaffen, und damit zu jener Verschärfung der inneren Gegensätze, die den späteren Umwälzungen den Weg bereitete. Auf der anderen Seite erzeugte die wirtschaftliche Not eine gewisse Erschütterung des sittlichen Empfindens, wie sie immer in Zeiten des Hungers einzutreten pflegt. Die Neigung zu rücksichtsloser Befriedigung der eigenen Bedürfnisse auf Kosten der Volksgenossen ergriff weite Kreise; Diebstähle, Unterschlagungen, Schwindeleien und Unredlichkeiten aller Art nahmen zu, je ohnmächtiger sich die Staatsgewalt erwies, den sich herausbildenden Übelständen in der Bewirtschaftung der Lebensbedürfnisse zu steuern. An Stelle der Rechtsordnung trat mehr und mehr die Selbsthilfe, vielfach in ihren abschreckendsten Formen. Eine nicht unwichtige Rolle spielte in dieser Entwicklung die Verwahrlosung der Jugendlichen, die bei der Einschränkung der Schulaufsicht und der Auflösung der Familien jeder Verführung preisgegeben waren.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß unter solchen Umständen auch die seelische Gesundheit des Volkes in Mitleidenschaft gezogen werden mußte. Für die Heeresangehörigen trat diese Wirkung auch tatsächlich in dem Anschwellen der Kriegsneurosen deutlich hervor. Dagegen ließ sich in der Heimatbevölkerung eine sichere Zunahme der Geistesstörungen nicht feststellen. Vielleicht war in den letzten Kriegsjahren die Zahl der erkrankenden Frauen etwas größer, als man hätte erwarten sollen. Hier und da ließ sich auch wirklich ein engerer Zusammenhang der Seelenstörung mit den Kriegsverhältnissen nachweisen, der Verlust eines nahen Angehörigen im Felde, übermäßige Arbeitslast, Sorgen und Verantwortung der auf sich selbst gestellten Frau, Zerwürfnisse der Ehegatten infolge der langen Trennung mit ihren aufregenden Nachspielen. Im ganzen waren jedoch derartige Fälle überraschend selten. Ihr Gewicht wurde weit mehr als ausgeglichen durch die überaus erfreuliche Tatsache, daß wegen der Kriegsmaßnahmen die sonst im Vordergrunde unserer Krankenaufnahmen stehenden Geistesstörungen durch den Alkohol nach und nach fast völlig verschwanden. Was die vernünftige Belehrung Jahrzehnte lang vergeblich angestrebt hatte, die Einschränkung des unser Volk verderbenden Alkoholmißbrauches, wurde durch das schwächere Einbrauen und die Preissteigerung des Bieres wie durch die Einschränkung des Ausschankes in ganz kurzer Zeit spielend erreicht. Statt der 5—600 Kranken, die sonst im Jahre unserer Klinik wegen alkoholischer Störungen zugeführt wurden, sehen wir jetzt nur noch hier und da einen Kriegsgewinner oder eine Animierkellnerin mit einem gelegentlich erworbenen Weinrausch. Ein nicht unerheblicher Teil der uns durch den Krieg zugefügten wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Schädigungen könnte ausgeglichen werden, wenn das deutsche Volk die Einsicht und die Kraft fände, an der jetzigen Einschränkung des Alkoholgebrauchs dauernd festzuhalten!

Noch ein anderes, allerdings sehr unerfreuliches Mittel hat die harte Faust des Krieges gefunden, die Zahl der Geisteskranken bei uns zu verringern. Die grausame Absperrung aller Lebensmittelzufuhren hat bekanntlich zu ausgedehnten Erkrankungen und zu erhöhter Sterblichkeit der minder widerstands-

Digitized by Google

fähigen Bevölkerungsschichten geführt. Von diesem Schicksale sind vor allem auch die Insassen der Irrenanstalten betroffen worden, die in großer Zahl an Hungerödem, Tuberkulose und ähnlichen Krankheiten zugrunde gegangen sind. Mag auch hier im Augenblicke die wirtschaftliche Last, die unheilbare Geisteskranke bedeuten, erleichtert worden sein, so müssen wir doch mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß sich die Folgen der Hungerblockade noch lange Zeit hindurch in einer geringeren Widerstandsfähigkeit unserer Bevölkerung gegen krankmachende Einflüsse aller Art geltend machen werden.

Die im Laufe des Krieges sich allmählich vollziehende Zermürbung der Volksseele gab den geeignetsten Boden ab für den unerwarteten Zusammenbruch und die sich an ihn schließenden Umwälzungen. Massen und Führer hatten die Ruhe des Urteils und die Entschlossenheit des Willens verloren, die uns vor dem Schlimmsten hätten bewahren können. Die Spannung der Gemüter wuchs angesichts der militärischen Mißerfolge rasch zu unerträglicher Höhe und ließ das Verlangen, endlich der Not des Krieges zu entrinnen, zu stürmischer Gewalt anwachsen. Die Volksstimmung drängte rücksichtslos nach raschem Frieden um jeden Preis. So kam die unbegreifliche Annahme der Waffenstillstandsbedingungen zustande, die uns wehrlos der Willkür unserer Feinde auslieferte. Aber damit war es noch nicht genug. Das so lange mühsam zurückgedrängte Bedürfnis nach Entlastung von dem ungeheuren Drucke durchbrach mit rasendem Antriebe auch alle anderen Schranken des Gemeinschaftslebens und entlud sich in Taten sinnloser Zerstörung und Selbstzerfleischung, die das durch den Krieg erzeugte Elend ins Ungemessene vergrößerten.

Es ist auf den ersten Blick schwer, die seelische Begründung solcher Vorgänge zu begreifen. Nüchterne Überlegung hätte uns im Hinblicke auf den hinreichend bewährten Vernichtungswillen unserer Feinde unbedingt dazu veranlassen müssen, die nötigen Sicherheiten für die Erreichung eines annehmbaren Friedens in der Hand zu behalten; man sollte denken, daß auch dem letzten unserer Volksgenossen diese Notwendigkeit hätte einleuchten müssen. Die Widerstände gegen eine freiheitliche Fortentwicklung unserer staatlichen Einrichtungen waren beim Ausbruche der Umwälzung zum größten Teile bereits beseitigt, und es stand sicher zu erwarten, daß in sachlichem Ausgleiche alle berechtigten Wünsche der Massen ihre Erfüllung finden würden. Auf der anderen Seite war es klar, daß durch gewaltsamen Umsturz unserer Gesellschaftsordnung und den dadurch fast mit Notwendigkeit hervorgerufenen Bürgerkrieg unsere Wehrlosigkeit gegenüber unseren Feinden noch erheblich gesteigert, unsere ohnedies verzweifelte Lage noch verschlimmert werden mußte. Es hat sich gezeigt, daß derartige, eigentlich selbstverständliche Überlegungen gegenüber dem ungestümen Drange der Massen, den Krieg zu beenden und alle Schranken umzureißen, nicht die mindeste hemmende Kraft hatten; der einmal entfesselte Strom der Volksleidenschaften durchbrach alle Dämme und verwüstete Glück und Wohlstand des eigenen Landes, das von den unmittelbaren Schrecken des Krieges verschont geblieben war.

Die Vorgänge, die sich hier abgespielt haben, sind offenbar gesetzmäßige. Sie haben sich in ähnlicher Weise ungezählte Male in der Weltgeschichte wiederholt, zuletzt in Frankreich 1871 und in Rußland nach dem japanischen Kriege; hier haben sie auch jetzt wieder riesenhafte Ausmaße gewonnen. Jeder dauernde schwere Druck auf die Volksseele erzeugt Spannungen, die sich schließlich mit ungeheurer Wucht entladen und in ihrem blinden Wüten durch keine Vernunftgründe mehr gelenkt werden können. Für dieses Verhalten gibt es ein Gegenstück in alltäglichen psychiatrischen Erfahrungen am einzelnen Men-

Digitized by Google

schen; es sind das gewisse hysterische Störungen. Sie setzen ein, wenn eine heftige Gemütserschütterung die ruhige, sachliche Überlegung verdrängt, und an die Stelle zielbewußten Handelns die triebartige Entladung innerer Spannungen tritt. Nun trübt sich das Bewußtsein, und es kommt zu einer ungeordneten Folge wilder Flucht-, Abwehr- und Ausdrucksbewegungen, die bis zu blinden Angriffen gegen die Umgebung und gegen die eigene Person führen können. Auf Grund vielfacher Erfahrungen haben wir, wie ich glaube, ein Recht, diese anscheinend planlose Willenserregung als den Ausdruck urwüchsiger Verteidigungseinrichtungen gegen die Gefahren des Daseins anzusehen. Sie bricht dann aus dem Unbewußten hervor, wenn die feineren Waffen der planmäßigen Selbstbehauptung wegen der übermäßigen Stärke der gemütlichen Stürme versagen. Daher ist die Flucht in den hysterischen Anfall im allgemeinen der letzte Ausweg unentwickelter, gegen die Gefahren des Daseins mangelhaft gerüsteter Persönlichkeiten, der Kinder und Jugendlichen, der Frauen, der Erregbaren, Haltlosen und Willensschwachen. Beim gereiften, innerlich gefestigten Manne spielen diese veralteten Schutzmaßregeln gegen überwältigende Einwirkungen keine Rolle mehr.

Die Berechtigung, die blinden Aufwallungen der Volksseele bei politischen Umwälzungen mit ihrem rücksichtslosen Wüten gegen alles Bestehende und gegen das eigene Wohl mit hysterischen Entladungen zu vergleichen, wird kaum bezweifelt werden können. Vielleicht handelt es sich dabei aber um mehr, als um eine äußerliche Ähnlichkeit. In allen Massenbewegungen begegnen uns Züge, die ohne weiteres auf eine tiefere Verwandtschaft mit hysterischen Erscheinungen hinweisen. Zunächst dürfen wir annehmen, daß die eigentlichen Träger solcher Bewegungen, die große Zahl der geistig unentwickelten Volksgenossen, zu einer gefühlsmäßigen, triebhaften Erledigung der Daseinskämpfe geneigt sind. Ihnen fehlt der umfassende Überblick über die Lage, die vollständige Kenntnis der Tatsachen, die Fähigkeit zu kühl abwägender Überlegung, die Selbstbeherrschung, die Voraussicht der zukünftigen Ereignisse, die Leitung des Willens durch verstandesmäßige Einsicht. Sie folgen blindlings den urwüchsigen Regungen des Hungers, der Genußsucht, des Hasses, der Furcht, unbekümmert um die späteren Folgen für das eigene und das allgemeine Wohl. Bei jeder Massenbewegung, die sehr rasch der Herrschaft ihrer Führer zu entgleiten pflegt, kommt es somit zu einer Zurückdrängung der höheren Verstandes- und Willensleistungen zugunsten unklarer Triebregungen, ganz entsprechend den hysterischen Stürmen, in denen die zielbewußte Persönlichkeit durch die unbeherrschten Mächte früherer Entwicklungsstufen überwältigt wird.

Eine große Rolle spielt bei solchen Volksbewegungen regelmäßig die gegenseitige Beeinflussung. Der Zusammenschluß vieler stellt den einzelnen in ein Getriebe, in dem sein eigener Wille auf das Entscheidendste durch die von allen Seiten auf ihn eindringenden Anregungen gelenkt wird. Die Zugehörigkeit zur Masse macht ihn zum willenlosen Werkzeuge der in ihr sich entwickelnden Antriebe und erweckt in ihm das Bewußtsein der schrankenlosen Macht; zugleich betäubt sie das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit. Daher die große Gefahr, die Massenversammlungen in unruhigen Zeiten für die öffentliche Ordnung bedeuten; daher auch die ungeheure Stoßkraft und die blinde Rücksichtslosigkeit, die das Handeln erregter Volksmassen auszuzeichnen pflegt. Die Willensbetätigungen werden hier ganz von den uralten Triebregungen der Herde beherrscht, völlig entsprechend den Erfahrungen bei hysteri-

Digitized by Google

schen Epidemien. Kennzeichnend für diese wie für jene Erscheinungen des Gemeinschaftslebens ist der zündende Einfluß des Beispiels. Der gewandte Volksredner, der die Stimmung der Massen aufzupeitschen vermag, weiß sie nach genügender Vorbereitung durch ein Wort, einen Wink, eine Handlung ebenso leicht zu den sinnlosesten und törichtesten Handlungen zu veranlassen, wie das eindrucksvolle Beispiel eines Einzigen in einer Gemeinschaft zahlreiche hysterische Entladungen auslöst. Wie stark der Wille einer Volksmenge durch eine in sie hineingeschleuderte Anregung, durch ein Schlagwort beeinflußt werden kann, hat auch so manche kindische, aber mit heiligem Eifer durchgeführte Maßregel der jüngsten Zeit gelehrt.

Zu den gewöhnlichen Begleiterscheinungen hysterischer Störungen gehört auch die eigenartige Umwandlung der Erinnerungen durch Gemütsbedürfnisse und die mehr oder weniger vollständige Verdrängung unlustbetonter Vorstellungskreise aus dem Bewußtsein. Als der Zusammenbruch begann, konnte man mit Erstaunen wahrnehmen, wie sich das erhebende Bild unseres inneren Zusammenschlusses von August 1914 in den Gemütern gewandelt hatte. Während damals das ganze Volk einig war in dem Entschlusse, für die Behauptung seiner schwer bedrohten Weltstellung das Äußerste zu wagen, verbreitete sich späterhin mehr und mehr die Meinung, als sei das deutsche Volk von einer schuldbeladenen Regierung, von kriegswütigen Militärs und geldgierigen Kapitalisten ahnungslos und widerwillig in den Krieg getrieben worden. Allen offenkundigen Tatsachen zum Trotz versteiften sich weite Kreise auf die Ansicht, daß es nur des Entgegenkommens von unserer Seite bedürfe, um unsere Feinde zu einer annehmbaren „Verständigung" zu veranlassen. Ganz besonders merkwürdig aber war der Umstand, daß die ernsten, uns drohenden Gefahren des fortdauernden Krieges im Bewußtsein unseres Volkes ganz zurücktraten hinter den inneren Kämpfen. Wie die Nachtwandler brachten wir uns selbst in die bedenklichsten Lagen, ohne zu bemerken, ein wie furchtbares Erwachen uns unfehlbar bevorstehe. Anstatt alle unsere Kräfte zur Abwehr des Schlimmsten anzuspannen, schlossen wir die Augen vor dem sicher nahenden Unheil und täuschten uns selbst mit der eitlen Hoffnung, daß schon irgend jemand, sei es der biedere Wilson, seien es die proletarischen Brüder in Frankreich und England, seien es endlich die russischen Freunde, uns aus der Not heraushelfen werde. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die Tatsache eine eigentümliche Beleuchtung, daß gerade, als die Not uns allmählich näher rückte, die Vergnügungssucht in der Heimat eine betrübende Höhe erreichte und gegen die unaufhörlichen Feste und Tanzkränzchen von seiten der Behörden eingeschritten werden mußte.

Es ist wohl endlich kein Zufall, daß an der Spitze von Massenbewegungen nicht selten Persönlichkeiten mit ausgeprägten hysterischen Zügen stehen. Die mangelhafte Entwicklung des zielbewußten Willens, die der hysterischen Veranlagung zugrunde liegt, kann sich mit ausgezeichneter Verstandesbegabung und namentlich mit Lebhaftigkeit der gemütlichen Regungen verbinden, die unter Umständen eine besondere Fähigkeit in sich schließt, sich der Umgebung anzupassen, sie zu verstehen, auf sie zu wirken und sie zu beherrschen. Man wird dabei immer mit vorwiegend gefühlsmäßig geleitetem Handeln zu rechnen haben. Aber auch sonst sind unter den Führern der jetzigen wie früherer Umwälzungen in überraschender Zahl Menschen vertreten, die nach irgend einer Richtung hin aus dem Rahmen der Durchschnittsbreite herausfallen. Unter ihnen sind vielleicht die harmlosesten jene Schwärmer und Dichter, die sich ein

Digitized by Google

Weltbild eigener Erfindung entworfen haben und es zu verwirklichen suchen, ohne zu bedenken, daß die Welt eng und das Gehirn weit ist. Eine zweite Gruppe bilden die Vielgeschäftigen, deren Seelenzustand zumeist dem manisch-depressiven Irresein angehört; sie pflegen in ihrem hemmungslosen Betätigungsdrange immer neue Pläne in Angriff zu nehmen, ohne die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu prüfen und die unerläßlichen Vorbereitungen zu treffen. Darf man diesen Gruppen zugestehen, daß sie sich von bestimmten Überzeugungen leiten lassen und allgemeine Ziele, wenn auch oft verschwommener und unerreichbarer Art, verfolgen, so bildet ihre Gefolgschaft regelmäßig ein Schwarm minderwertiger Persönlichkeiten, die, bis dahin durch die Gesellschaftsordnung niedergehalten, plötzlich die Bahn für ihre selbstsüchtigen Bestrebungen frei sehen. Ihr üppiges Gedeihen wird vor allem durch die Entleerung der Gefängnisse und die rasch aufeinander folgenden Gnadenerlasse bewirkt. „Stadelheim ist aufgehoben", erklärte mir schon am 8. November vorigen Jahres ein Vertreter der bewaffneten Macht, mit dem ich zu verhandeln hatte. Vor allem rühren sich die gewerbsmäßigen Schwindler und Hochstapler, deren bedenkenfreie Gewandtheit es ihnen leicht macht, in der allgemeinen Verwirrung einige Zeit eine Rolle zu spielen und sich auf der Oberfläche zu behaupten. Mehr im Dunkel bleibt die Schar der Haltlosen und Verkommenen, der Betrüger, Gewohnheitsdiebe und Zuhälter, die sofort die Möglichkeit zu gewinnbringender Tätigkeit wittern, sich überall eindrängen und die sich reichlich bietende Gelegenheit zur Ernte rücksichtslos ausnutzen.

Diese Erfahrungen werden bei jeder grundstürzenden Umwälzung gemacht, und niemand wird leugnen wollen, daß auch wir ihnen nicht entgangen sind. Ich selbst habe mich davon überzeugen können, daß eine Anzahl der führenden wie der untergeordneten Persönlichkeiten aus der jüngsten Volksbewegung, die ich untersuchen konnte oder über die ich genauere Nachrichten erlangte, einer der hier geschilderten Gruppen angehörten. In einem gewissen Zusammenhange damit steht auch die starke Beteiligung der jüdischen Rasse an jenen Umwälzungen. Die Häufigkeit psychopathischer Veranlagung bei ihr könnte mit dazu beigetragen haben, wenn auch wohl hauptsächlich ihre Befähigung zu zersetzender Kritik, ihre sprachliche und schauspielerische Begabung sowie ihre Zähigkeit und Strebsamkeit dabei in Betracht kommen.

Welche Früchte die Herrschaft der angeführten Gruppen zeitigte, haben wir schaudernd selbst erlebt. Zunächst verfiel die neue Bewegung einem wilden Dilettantismus in der Lösung aller Tagesfragen. Was irgend verbesserungsbedürftig erschien, sollte sofort von Grund aus umgestoßen und durch neue Einrichtungen ersetzt werden, die im Handumdrehen erdacht und ohne weiteres durchgeführt wurden. Die rücksichtslosen Neuordnungen überstürzten sich; es konnte gar nicht schnell genug gehen mit der Beseitigung mißliebiger und der Einführung glückverheißender Maßnahmen. Mag dabei auch in erster Linie das Bedürfnis leitend gewesen sein, die dringende Notwendigkeit der Umwälzung recht augenscheinlich darzutun und den eigenen Eifer bei der Beseitigung der möglichst schwarz gemalten früheren Zustände in das gebührende Licht zu setzen, so war die zuversichtliche Vielgeschäftigkeit, mit der die schwierigsten Fragen in Angriff genommen wurden, doch wohl zum Teil auch von einer naiven Verständnislosigkeit getragen, die sich nicht darüber Rechenschaft zu geben vermochte, daß „leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". Diese sorglose Einseitigkeit des Denkens, die spielend alle Hindernisse vernachlässigt und unbekümmert um die Wirklichkeit

Digitized by Google

ihre Kartenhäuser baut, ist eine kennzeichnende Eigentümlichkeit einiger jener Gruppen von Psychopathen, die zweifellos an den Ereignissen des letzten halben Jahres hervorragend beteiligt waren.

Was dem Kundigen besonders auffiel, war der gänzliche Mangel an Verständnis für die Volksseele. Als die neue Zeit anbrach, regnete es Kundgebungen, die auf der einen Seite das Fortfallen des verhaßten früheren Zwanges auf den verschiedensten Gebieten verkündeten und zugleich zu freiwilliger Unterordnung unter die Anforderungen des Gemeinschaftslebens ermahnten. Offenbar sollte an die Stelle der gestürzten Staatsgewalt die verständige Einsicht der Volksgenossen treten, die aus eigener Entschließung das Notwendige tun, das Schädliche unterlassen würden. Man schien zu meinen, daß die Massen nur der väterlichen Belehrung bedürften, um auf Grund der empfangenen Anleitung sittlich und staatsbürgerlich zu handeln. Es wurde also gänzlich übersehen, daß Verstand und Wille nur in sehr lockerer Verbindung mit einander stehen, daß man sehr gut wissen kann, wie man handeln sollte, ohne doch tatsächlich das als richtig und notwendig Erkannte auszuführen. Die einfache Tatsache, daß jeder Dieb das siebente Gebot und die Strafandrohung des Gesetzes kennt, hätte darüber belehren können. Die Willensregungen der Menschen werden eben nicht nur durch vernünftige Überlegungen geleitet, sondern in weit höherem Maße durch Triebe, Begierden und Hemmungen aller Art, deren Wirksamkeit durch äußere Beweggründe in zweckmäßiger Weise ergänzt werden muß, wenn sittliches und gemeinnütziges Handeln zustande kommen soll. Das trifft natürlich vor allem bei jenen Personen zu, deren Herrschaft über den Willen unvollkommen und deren Triebleben übermächtig ist, bei der ungeheuren Schar der Willensschwachen, Haltlosen, Erregbaren, aber auch bei den Jugendlichen und Unerzogenen. Die merkwürdige Verkennung dieser Alltagswahrheiten war es, die zu der Entleerung der Gefängnisse und zu den wiederholten Gnadenerlassen führte. Man glaubte wohl, die unglücklichen Opfer der überwundenen fluchwürdigen Gesellschaftsordnung würden sich freudig der neuen Lebensform einordnen, die mit milder Hand alle ihre berechtigten Wünsche zu erfüllen versprach. Es hat sich rasch genug gezeigt, daß auch der Zukunftsstaat der Gewalt nicht entraten kann, um diejenigen zu erziehen und zu zügeln, deren Wille sich den Anforderungen des Gemeinschaftslebens nicht zu fügen vermag.

Aus derselben Quelle einer gänzlichen Verkennung der menschlichen Schwächen entsprang die Behandlung der Erwerbslosenfrage; freilich dürfte auch hier das Bestreben nach sinnfälliger Volksbeglückung mitgespielt haben. So zweifellos es ist, daß durch die Verhältnisse des Krieges und der ihm nachfolgenden Ereignisse zahlreiche Arbeitswillige ihre Erwerbsmöglichkeiten eingebüßt haben, so sicher ist es auch, daß sich ihnen in Massen Arbeitsscheue und Unfähige angliedern. Bei jeder Schwierigkeit im Erwerbsleben werden naturgemäß zuerst diejenigen Arbeiter abgestoßen, die wegen mangelnden Arbeitswillens oder ungenügender Fähigkeiten die geringsten Leistungen aufweisen. Aus diesen Gründen ist es ein schwerer Fehler, unterschiedslos jeden Erwerbslosen reichlich zu unterstützen und damit eine Belohnung für das Nichtstun auszusetzen. Die Erfahrungen bei der Unfallsneurose haben gelehrt, daß die Rentengewährung bei Abneigung gegen Wiederaufnahme der Arbeit eine künstliche Arbeitsunfähigkeit züchtet, die unter Umständen zu dauerndem seelischem Siechtum werden kann. Darum ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß die freigebige, wahllose Austeilung der Erwerbslosenunterstützung in großem Maßstabe Arbeitsscheu erzeugen und erhalten, damit aber eine schwere Belastung

Digitized by Google

der Arbeitswilligen bedingen wird, die durch ein besseres Verständnis für die Schwäche des menschlichen Willens vermieden werden könnte.

Der letzte Abschnitt der großen Umwälzung war die Räterepublik, die uns die „Diktatur des Proletariats" brachte. Sie war gekennzeichnet durch den Umstand, daß ohne weiteres jedem beliebigen Menschen von der entsprechenden Gesinnungstüchtigkeit die Eignung zu allen Ämtern zuerkannt wurde. Wen es gerade traf, der konnte Volksbeauftragter, Heerführer, Polizeipräsident, Stadtkommandant usw. werden, mußte allerdings mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß am nächsten Tage bereits ein anderer an seine Stelle trat. Man wird in dieser possenhaften Regiererei die letzte Verzerrung des Gedankens erkennen dürfen, daß im Grunde genommen die Fähigkeiten der Menschen aller Gesellschaftsschichten die gleichen seien und nur äußerliche Ursachen, Unterdrückung, Ausbeutung, künstliche Verelendung die in den Massen schlummernden geistigen Kräfte nicht zur Entfaltung kommen lassen. In milderer Andeutung sind wir ähnlichen Vorstellungen bei den Versuchen begegnet, dem Volke wie dem Heere durch väterliche Vorstellungen die freiwillige Unterordnung unter Gesetz und Mannszucht mundgerecht zu machen und den Erwerbslosen durch reichliche Unterstützung über die Unbilden des Schicksals hinwegzuhelfen. Die hier angreifenden Regierungsmaßregeln gehen ja von der Voraussetzung aus, daß die Menschen von vorn herein gern geneigt sind, ihre Pflichten zu erfüllen, nach Kräften zu arbeiten und sich dem Gemeinwohl zu widmen.

Die Erziehungsgeschichte jedes Kindes lehrt uns, daß diese Anschauung falsch ist. Das Kind und der unerzogene Mensch werden durchaus beherrscht von selbstsüchtigen Trieben, die sie veranlassen, die kurzsichtige Befriedigung ihrer natürlichen Gelüste anzustreben. Zur gehorsamen Unterordnung, zur reibungslosen Eingliederung in eine Gemeinschaft, zur Selbstbeherrschung und namentlich auch zur planmäßigen Arbeit muß jeder einzelne erst durch ein mühsames, über Jahrzehnte sich erstreckendes Erziehungswerk herangebildet werden. Je sorgfältiger diese Erziehung durchgeführt wird, je mehr sie üble Einflüsse fernhält und die natürlichen Willensregungen unter die Herrschaft höherer Ziele zwingt, desto besser wird sie den einzelnen zum Dienen wie zum Herrschen befähigen. Es liegt also auf der Hand, daß die gesamte Lebensgeschichte eines Menschen, die Einwirkungen, denen er ausgesetzt war, für die Entwicklung seiner seelischen Persönlichkeit von tiefgreifender Bedeutung sind, und daß wir demgemäß in den Massen die allerverschiedensten Abstufungen jener Gesittung finden müssen, die das menschliche Zusammenleben ermöglicht. Wer aber wollte leugnen, daß in den breiten Massen, die sich heute Proletariat nennen, — mag man die Gründe suchen, wo man will — die Erziehung für die hohen Anforderungen des Gemeinschaftslebens ungleich mangelhafter ist, als in den bisher führenden Schichten! So freudig man den reichen Schatz an Tüchtigkeit und sittlicher Kraft anerkennen wird, der in unserem gesamten Volke steckt, so wenig darf man sich doch verhehlen, daß die natürlichste und selbstverständlichste Triebfeder alles Handelns die Selbstsucht ist, und daß sie sich bei einer Herrschaft der Massen mit stürmischer Gewalt zur Geltung bringen wird, sobald die staatlichen Mächte zerstört werden, die sie im Zaume zu halten bestimmt sind. Wem das vor der Umwälzung nicht klar war, der könnte es jetzt gelernt haben.

Allein wir haben in unserer Erörterung bisher den wichtigsten Umstand ganz außer acht gelassen, die verschiedene ursprüngliche Veranlagung der Menschen. Sie ist weit entscheidender für die Stellung des einzelnen in seiner Umwelt, als alle modelnden Lebenseinflüsse. Und doch sträubt sich natur-

Digitized by Google

gemäß jede Bewegung gegen diese Grundwahrheit, die den „Enterbten des Schicksals" zu ihrem Rechte verhelfen will. Sie schreibt auf ihre Fahne, daß es nicht die Eigenart der Menschen ist, von der die Schichtung der Gesellschaft abhängt, sondern lediglich die Ungunst der Verhältnisse, die den Einen im Staube, den Anderen auf dem Throne geboren werden läßt, dem Einen die Möglichkeit höchster geistiger Entwicklung gewährt, den Andern seelisch und körperlich verkümmern läßt. Man begreift die flammende Auflehnung gegen eine Weltordnung, die derart die Geschicke des einzelnen mit blinder Ungerechtigkeit an die Zufälligkeiten seiner Geburt knüpft.

Bei näherem Zusehen ist indessen diese Auffassung doch nur teilweise zutreffend. Wir wollen hier ganz absehen von der Untersuchung der Frage, ob das innere Glück, das erstrebenswerteste Lebensziel, auch nur in der Hauptsache von den äußeren Daseinsbedingungen abhängig ist. Dagegen muß mit Entschiedenheit betont werden, daß die Schichtung der menschlichen Gesellschaft sicherlich weit mehr der Ausdruck als die Ursache der unermeßlichen Ungleichheit der Menschen ist. Mag man die Berechtigung des Adels anerkennen oder nicht, so steht doch fest, daß die Begründer der alten Adelsgeschlechter sich irgendwann einmal durch besondere Eigenschaften über ihre Volksgenossen herausgehoben haben, und die Geschichte lehrt, daß so mancher ihrer Stämme eine lange Reihe von ausgezeichneten Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Ähnliches gilt natürlich auch von zahlreichen Bürgerfamilien, wenn auch deren Tüchtigkeit vielfach weniger ins helle Licht getreten ist. Das Emporkommen gewisser Schichten in gesicherte und führende Lebensstellungen muß zunächst von ihrer Bewährung im Daseinskampfe abgehangen haben, die ihnen eine Überlegenheit über ihre Umgebung verschaffte. Man darf ferner damit rechnen, daß ihre guten Eigenschaften im allgemeinen vererbt wurden, daß also auch die weiteren Sprossen alter Geschlechter, die im Laufe der Jahrhunderte ihren Platz behauptet haben, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Fähigkeiten bewahrten, die einstmals den Aufstieg ermöglichten. Daß dabei die rühmliche Überlieferung nicht ohne erzieherische Bedeutung ist, sei nur nebenbei erwähnt. Auf der anderen Seite liegt die Annahme nahe, daß die Vorfahren derjenigen, die heute den unteren Volksschichten angehören, im allgemeinen keine Eigenschaften besessen haben werden, die sie zu hervorragenden Leistungen befähigten, und daß sie daher auch solche Eigenschaften nicht vererben konnten.

Die Bildung der Volksschichten würde somit, wenn auch nicht für den einzelnen, so doch für die Folge der Geschlechter ganz wesentlich von den in ihnen zur Entwicklung gelangenden Fähigkeiten abhängen, und das Proletariat wäre in der Hauptsache eine Zusammenfassung derjenigen Volksgenossen, deren Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte ein Aufsteigen nicht möglich war. Selbstverständlich ist aber diese Schichtung keine unabänderliche. Im Gegenteil vollzieht sich unausgesetzt ein reger Austausch zwischen den verschiedenen Lebenskreisen. Wir sehen alte, ruhmvolle Geschlechter entarten und ihre Sprößlinge unter Verlust ihrer früheren Tüchtigkeit in den Massen des Proletariats versinken. Andererseits streben aus den Schichten der Ahnenlosen, in denen sich vielfach noch urwüchsige Lebensfrische erhalten hat, neu sich durchsetzende Befähigungen empor, um in breiterem und verantwortungsvollerem Wirkungskreise für sich und ihre Nachkommen festen Fuß zu fassen. Würden sich diese Vorgänge ganz unbeeinflußt durch äußere Umstände, nur aus den inneren Kräften der persönlichen Begabung heraus, vollziehen, so böte die Stellung, die sich der einzelne und sein Geschlecht im Leben erringt, einen unmittelbaren Grad-

Digitized by Google

messer für seine Tüchtigkeit. Wahr ist es aber, daß sich das Herabsinken der Entarteten ebenso wie das Aufsteigen der Befähigten weit langsamer vollzieht, als es das Gedeihen unseres Volkskörpers erfordern würde. Daß dabei die ungeheure Macht des Geldes eine verhängnisvolle Rolle spielt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Jeder einzelne bleibt noch lange Zeit der Erbe seiner Vorfahren, und ganze Geschlechterfolgen können dahingehen, bevor die richtige Eingliederung der Nachkommen in die gesellschaftliche Schichtung erfolgt ist. Trotz dieser, den einzelnen im guten wie im bösen tief berührenden Unzuträglichkeit hat die Schichtung der Menschen ihre natürliche Wurzel in ihrem verschiedenen Werte für das Gemeinschaftsleben. Man kann ihre Härten mildern, aber man kann sie niemals beseitigen; man kann sie vor allem nicht willkürlich umkehren.

Von der Diktatur des Proletariats mit ihrem rasch sich steigernden Wirrwarr sind wir zur Demokratie zurückgekehrt. Sie bedeutet die Gleichberechtigung aller Volksgenossen in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten; ihr Kennzeichen ist die Entscheidung aller Fragen des Gemeinwohls durch die Mehrheit nach dem Grundsatze des allgemeinen Stimmrechts. Ungezählte Male schon ist es dargelegt worden, daß die wirklich gleichberechtigte Teilnahme der Massen an der Herrschaft jedes Volk zugrunde richten müßte. „Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen". Wer die Menge kennt, ihre Unwissenheit und Kurzsichtigkeit, ihre Urteilslosigkeit und Leichtgläubigkeit, ihre Selbstsucht und ihren Wankelmut, ihre Bestimmbarkeit durch Schlagworte und Hetzereien, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß sie gänzlich unfähig ist, die Zügel der Regierung zu führen. Das wirkliche Volk sieht ganz anders aus, als dasjenige, dem die staatsrechtliche Vorstellung die unbeschränkte Entscheidung über die wichtigsten Daseinsfragen anvertrauen zu können glaubt. Glücklicherweise ist aber auch eine tatsächliche Volksherrschaft gänzlich unmöglich. Unfehlbar ordnen sich die Massen einzelnen Führern unter, die durch irgendwelche Eigenschaften über sie hervorragen. Sie sind die wahren Herrscher; den von ihnen geleiteten Massen bleibt nur der Schein der „Souveränität". Nicht diese letzteren entscheiden, sondern die überlegenen Persönlichkeiten, die es verstehen, sie zur Gefolgschaft zu zwingen.

An diesem Punkte liegt die Gefahr für unsere Zukunft. Soll unser Volk gedeihen, so müssen seine Führer seine edelsten und tüchtigsten Söhne sein. Die Volksherrschaft muß zu einer Herrschaft der Besten werden. Dazu ist es nötig, daß wir mit allen Mitteln hervorragende Persönlichkeiten züchten, die in den schweren Zukunftstagen unsere Geschicke lenken können. Leider sind die Vorbedingungen für die Verwirklichung dieser dringenden Forderung äußerst ungünstig. Der Krieg hat eine fürchterliche Auslese unter unseren fähigsten und opferwilligsten Männern gehalten; verschont blieben in erster Linie die Untauglichen und Selbstsüchtigen. Aber auch die menschenfreundlichen Bestrebungen, überall die Schwachen zu stützen, den Elenden, Siechen und Verkommenen zu helfen, wirken nachdrücklich einer zielbewußten Züchtung der Tüchtigen entgegen: sie beladen die Schultern der Leistungsfähigen, auf denen unsere Zukunftshoffnung beruht, mit wachsenden Lasten, unter denen ihre Kräfte schließlich erlahmen müssen. Da wir in der Welt nicht allein stehen, sondern dem schärfsten Wettbewerbe anderer Völker ausgesetzt sind, dürfen wir diese Belastung nicht schrankenlos, sondern nur soweit ausdehnen, wie wir sie ohne Schädigung unserer Selbstbehauptung ertragen können. Das klingt hart, ist aber eine bittere Notwendigkeit, wenn nicht die guten Bestandteile unseres Volkes durch die minderwertigen zugrunde gerichtet werden sollen.

Digitized by Google

Klar vor Augen aber steht es, daß wir planmäßig und mit allen Kräften an der körperlichen, geistigen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes zu arbeiten haben werden. Die dafür maßgebenden Gesichtspunkte sind schon während des Krieges, namentlich von ärztlicher Seite, vielfach dargelegt worden. Bekämpfung aller der Einflüsse, die das künftige Geschlecht zu verderben drohen, namentlich der erblichen Entartung und der Keimschädigung durch Alkohol und Syphilis, muß dabei vor allem ins Auge gefaßt werden. Weiterhin sind notwendig möglichste Förderung der Frühehe, Weckung und Stärkung der Kinderfreudigkeit, Schutz des heranwachsenden Geschlechtes vor den Gefahren körperlicher, geistiger und sittlicher Verwahrlosung, Kräftigung des Leibes und der Seele, namentlich aber des Willens durch regelmäßige, angemessene Betätigung. Ganz besonderes Gewicht ist auf eine Auslese der wertvollsten und leistungsfähigsten Bestandteile unseres Nachwuchses zu legen, deren sorgfältigste Ausbildung zu Führern unseres Volkes auf alle Weise begünstigt werden muß. Für die Erwachsenen endlich gilt es namentlich, die verderblichen Einflüsse der Großstadt zu bekämpfen, die wir wohl als den gefährlichsten Feind unseres Volkswohles betrachten dürfen. Alle Bestrebungen, die dazu dienen, diese Schäden zu mildern, die Absperrung weiter Bevölkerungsklassen von Luft und Licht, das Wohnungselend, die Verführungen und die Genußsucht zu bekämpfen, werden auf das nachhaltigste zu unterstützen sein.

Ein großes Unglück ist über uns hereingebrochen. Vor uns steht die Schicksalsfrage, ob wir ihm unterliegen oder es überstehen werden. Die Antwort haben wir lediglich bei uns selbst zu suchen: in unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne. Ein großes Volk wird nicht durch einen äußeren Feind vernichtet; es stirbt nur an inneren Leiden, auch ohne äußeren Anstoß. Die Erschütterungen, die wir durchmachen, sind schwer und gefährlich. Allein die Eigenschaften, die uns vor dem Kriege zu einem Aufschwunge sondergleichen verholfen und den Neid unserer Gegner angestachelt haben, die uns befähigten, einer Welt von Feinden Jahre hindurch standzuhalten und unerhörte Entbehrungen zu ertragen, können nicht binnen weniger Monate aus unserem inneren Leben verschwinden. Wenn wir uns wieder auf uns selbst besinnen, die Lehren der Vergangenheit beherzigen und zielbewußt alle in unserem Volke schlummernden Kräfte entwickeln, dann wird uns keine Macht der Erde auf die Dauer zu knechten vermögen. Dann wird auch der Tag kommen, an dem wir es wieder mit Stolz empfinden können, Deutsche zu sein.

Aus der Befreiungszeit des deutschen Volkes.

Berichtigung:

Die Musikalienhandlung O. Halbreiter, München, gibt in der Morgenausgabe der Münchener Neuesten Nachrichten vom 19. März bekannt, daß das Tanzpaar Erry & Merry in der Bonbonniere den „Majestic-Foxtrott“ von Dr. Richard Hirsch allabendlich tanzt. Verlag O. Halbreiter scheint sehr schlecht informiert zu sein, die eben angeführte Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Erry & Merry haben bereits im letzten Programm des Wintergarten Berlin den

WILM WILM-FOXTROTT

getanzt und tanzen denselben hier in der Bonbonniere bei ihrem Gastspiel auch weiter.

Musikverlag Fritz Schubert jr., Leipzig.

Digitized by Google

Der Kommunismus in der Praxis.

Von Dr. Fritz Gerlich.

Im Jahre 1918 schilderte der russische Kommunistenführer Trotzki das Ziel des Kommunismus mit folgenden Worten: „Mögen uns die Pfaffen aller Religionsbekenntnisse von dem Paradies in jener Welt erzählen, wir sagen, daß wir den Menschen auf dieser Erde ein wirkliches Paradies schaffen wollen“ [1]). Der Kommunismus erklärt, gestützt auf seinen Begründer Karl Marx, er werde einen Zustand der Wirtschaft herbeiführen, in dem „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ [2]) die Güter dieser Erde zuteil werden. Lenin sagt, in der vollendeten kommunistischen Gesellschaft werde jeder das Recht haben „von der Gesellschaft ohne jegliche Kontrolle über die Arbeitsleistung des einzelnen Bürgers eine beliebige Anzahl Trüffeln, Automobile, Pianinos und anderes mehr zu beanspruchen“ [3]). Vorläufig hätte allerdings die Menschheit ein Übergangsstadium unter der Diktatur des Proletariats durchzumachen, in der jeder nur den gleichen Arbeiterlohn erhalten werde.

Derjenige aber, der der „zerwühlten und gequälten Welt endlich die Erlösung bringen wird“ [4]), wird das Proletariat sein. Es wird diese Erlösungstat durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und damit die Einführung des Kommunismus vollbringen. „Diese gesellschaftliche Umwandlung bedeutet die Befreiung nicht blos des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts, das unter den heutigen Zuständen leidet. Aber sie kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein, weil alle anderen Klassen, trotz der Interessenstreitigkeiten unter sich, auf dem Boden des Privateigentums an den Produktionsmitteln stehen und die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziel haben.“ (Erfurter Programm.)

Als Eckstein der ganzen kommunistischen bezw. marxistischen Religion tritt uns also die Vorstellung von einer besonderen Erlösermission des Proletariates bezw. der Arbeiterklasse entgegen.[5]) Von hier aus muß die ganze Bewegung beurteilt werden, mit ihr steht und fällt die ganze Lehre. Die orthodoxen Marxisten müssen an diesem ihrem Grunddogma festhalten, solange als sie eben Orthodoxe sind. Wir aber sind unsererseits dadurch zu der Frage berechtigt, wie sich denn nun der Heiland Proletariat in seinen diktatorischen Versuchen zur Befreiung des gesamten Menschengeschlechts auswirkt. Zeigt das Proletariat die Fähigkeiten des Heilands? Das heißt, vermag es der „zerwühlten und gequälten Welt endlich die Erlösung zu bringen?“ Oder zeigt es nur die bekannten Eigenschaften des Proletariats? Von dieser Fragestellung aus ist die Herrschaft des Kommunismus in Rußland und den sonstigen Gebieten seiner Macht zu beurteilen.

Könnten die Kommunisten ihr letztes Ziel wirklich durchführen, so würden sie in der Tat ein „Paradies auf Erden“ herbeiführen. Daß sie an diese Möglichkeit glauben, ist außer Zweifel. Lenin wirft selbst die Frage auf: „Auf Grund welcher Unterlagen kann denn die Frage über die künftige Entwicklung des künftigen Kommunismus gestellt werden? Auf Grund dessen, daß der

---

[1]) Trotzki, Auf zum Kampf gegen den Hunger, Moskau 1918, S. 55. — [2]) Lenin, Staat und Revolution, Berlin-Wilmersdorf 1918, S. 89. — [3]) Lenin, am angegebenen Ort, S. 90. — [4]) Neue Zeitung, München, Nr. 101 v. 8. Mai 1919, Spalte 3. — [5]) Vergl. Fritz Gerlich, Der Bolschewismus als Konsequenz des Marxismus, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1919, Heft: „Bolschewismus“.

Digitized by Google

Kommunismus aus dem Kapitalismus hervorgeht, sich historisch aus dem Kapitalismus entwickelt, das Resultat der Einwirkungen einer solchen gesellschaftlichen Kraft ist, die der Kapitalismus erzeugt hat.... Marx stellt die Frage über den Kommunismus so, wie der Naturforscher sie in Bezug auf, sagen wir, eine neue biologische Abart gestellt hätte, wenn ihm bekannt wäre, daß sie dann und dann entstanden ist und in dieser oder jener bestimmten Richtung sich verändert[1])."

Die Entwicklung zum Kommunismus weist also ein Stadium des Übergangs auf. Lenin unterrichtet uns genau darüber, wie diese „besondere Etappe des Überganges" — er nennt sie auch erste Phase der kommunistischen Gesellschaft — aussehen wird. Wir hören, daß unter der Diktatur des Proletariats der Staat in eine Maschinerie zur Unterdrückung und Ausrottung des Kapitalismus und der Bourgeoisie verwandelt wird. „Die ganze Gesellschaft wird ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn[2])." „Nach dem Sturze der Kapitalisten, nach Beseitigung der Ausbeuter" wird „das siegreiche Proletariat" „diese Fabrikdisziplin" „über die ganze Gesellschaft ausdehnen."[3]) „Registrierung und Kontrolle sind das wichtigste, was notwendig ist, um die erste Phase der kommunistischen Gesellschaft in Gang zu bringen, das richtige Funktionieren derselben vorzubereiten. Alle Bürger verwandeln sich hier in entlohnte Angestellte des Staates, den die bewaffneten Arbeiter bilden. Alle Bürger werden Angestellte und Arbeiter eines Staatssyndikates des gesamten Volkes. Es handelt sich nur darum, daß sie alle die gleiche Arbeit leisten, das Arbeitspensum richtig innehalten und den gleichen Lohn zugewiesen erhalten. Diese Registrierung, die Ausübung dieser Kontrolle hat der Kapitalismus auf das Äußerste vereinfacht, hat sie in außergewöhnlich einfache, jedem des Lesens und Schreibens Kundigen zugängliche Operationen der Beaufsichtigung und Notierung verwandelt, für deren Ausübung die Kenntnis der vier Rechnungsarten und die Ausstellung entsprechender Quittungen genügt[4])."

Also sprach Lenin am 30. November 1917, als der Kommunismus seine Herrschaft in Rußland gerade angetreten hatte. Da wir es nach Ansicht des Marxismus mit einer naturgesetzlichen Entwicklung zu tun haben, muß also diese neue Gesellschaftsform naturnotwendig eintreten. Tut sie es nicht, bezw. kann sie nicht in allen Teilen verwirklicht werden, so ist der Marxismus keine Erkenntnis der naturgesetzlichen Entwicklung, sondern eine Utopie. Das ist die Konsequenz der Metaphysik, von der er nach eigener Behauptung ausgeht.

Wie sieht nun aber die russische Wirklichkeit aus? Ungezählte Berichte melden uns, daß der Heiland Proletariat versagt habe und daß die Zustände, die er herbeigeführt hat, in nichts einem „Paradies auf Erden" gleichen. Die Kommunisten bestreiten durchwegs die Wahrheit dieser Berichte. Deshalb verzichten wir darauf, dieses Material zum Beweis zu benutzen. Wir entschließen uns um so leichter zu diesem Wege, als offizielle Äußerungen der russischen Kommunistenführer selbst uns ermöglichen, ein unbezweifelbares Material vorzulegen. Nach etwa fünfmonatlicher Kommunistenherrschaft in Rußland hat nämlich Lenin selbst eine erste Bilanz der kommunistischen Tätigkeit in Rußland gezogen, und zwar in seiner Schrift: „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht[5])." Sie ist laut Angaben auf S. 55 im März-April 1918 verfaßt und gibt einen Überblick über die Erfahrungen, die die kommunistischen Leiter Rußlands in diesen fünf Monaten gemacht haben.

[1]) l. c. S. 78. — [2]) Lenin, l. c. S. 95. — [3]) Lenin, l. c. S. 95. — [4]) l. c. S. 95. — [5]) Berlin-Wilmersdorf 1919.

Digitized by Google

Lenin erklärt in dieser Schrift:

„Zum erstenmal in der Weltgeschichte hat die sozialistische Partei vermocht, die Sache der Eroberung der Macht und der Bezwingung der Ausbeuter in den Hauptzügen abzuschließen, hat vermocht an die Aufgabe der Verwaltung dicht heranzutreten. Es ist nötig, daß wir uns als würdige Volksvertreter dieser schwierigsten (und dankbarsten) Aufgabe der sozialistischen Umwälzung erweisen. Man muß sich genau überlegen, daß zur erfolgreichen Verwaltung außer der Kunst zu überzeugen, außer der Kunst im Bürgerkriege zu siegen, noch die Kunst praktisch zu organisieren notwendig ist. Das ist die schwerste Aufgabe, weil es sich um die Neuorganisierung der tiefsten ökonomischen Grundlagen des Lebens von Millionen und abermals Millionen Menschen handelt. Und es ist die dankbarste Aufgabe, weil nur nach ihrer Lösung (in den Haupt- und Grundzügen) man wird sagen können, daß Rußland nicht bloß eine Sowjet-, sondern auch eine sozialistische Republik geworden ist[1])."

Als „Hauptlösung des Moments", d. h. als wichtigstes Problem der Verwirklichung der kommunistischen Wirtschaft bezeichnet Lenin selbst die Durchführung folgender Grundsätze: „Führe pünktlich und gewissenhaft Rechnung über das Geld, wirtschafte ökonomisch, sei kein Tagedieb, stehle nicht, zeige die strengste Disziplin bei der Arbeit, — gerade diese Losungen, die von den revolutionären Proletariern damals, als die Bourgeoisie ihre Herrschaft als Ausbeuterklasse mit ähnlichen Reden verbrämte, mit Recht verlacht wurden, werden jetzt nach dem Sturze der Bourgeoisie zur nächstliegenden und Hauptlosung des Moments. Und die praktische Durchführung dieser Losungen im Leben durch die Masse der Arbeitenden erscheint einerseits als die einzige Bedingung zur Rettung des Landes . . . .[2])."

Was aber ergab sich in der Praxis?

Der durch die jahrzehntelange sozialistische Agitation gezüchtete Wahn, daß die Unternehmer nur Drohnen seien, führte zunächst zu deren Verjagung oder Ermordung. Das Gerede von den ausgebeuteten und versklavten Arbeitern wiederum führte zu fesselloser Willkür und Begehrlichkeit der Massen bei immer geringer werdender Arbeitsleistung. So fehlte es der russischen Industrie sehr bald an der fachmännischen Leitung der Betriebe und der Arbeitsdisziplin der Arbeiterschaft. Die von der neuen Staatsgewalt versuchte Leitung und Kontrolle stieß auf „den größten Haß und das Mißtrauen der Massen gegen alles Staatliche",[3]) ein Mißtrauen, das ebenso sehr aus den spezifisch russischen Verhältnissen wie der sozialistischen Irrlehre vom Staat als Maschinerie zur Ausbeutung herkam. Als Hilfsmittel in diesem Kampfe gegen die menschliche Willkür — gegen „das kleinbürgerliche Element der Liederlichkeit"[4]) oder, wie Lenin auch sonst sagt, „das Elementare der kleinbürgerlichen Anarchie" erscheint der Zwang. „Den Kampf gegen dieses Elementare kann man nicht allein durch Propaganda und Agitation, nicht allein durch Organisierung des Wettbewerbs, nicht allein durch Auslese der Organisatoren führen, sondern man muß den Kampf durch Zwang führen[5])."

Was unter diesem Zwang zu verstehen ist, erklärt Lenin an anderer Stelle. Es ist vor allem die Arbeitspflicht. Sie soll allerdings zunächst bei den Reichen und Bourgeois — die man notabene angeblich schon besiegt hatte — eingeführt werden. Die Herren Kommunistenführer fühlten sich noch nicht so sicher, daß

[1]) l. c. S. 7—8. — [2]) l. c. S. 9. — [3]) Lenin, die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, S. 22. — [4]) l. c. S. 41. — [5]) l. c. S. 39.

Digitized by Google

sie die Massen hätten zwingen können. Den Zwang zur Arbeit und Gesetzes befolgung, d. h. „Erziehung zur Disziplin“ [1]), übte die Sowjetregierung anfänglich auch durch Erschießen, glaubt jedoch jetzt in den Gerichten bei richtiger Tätigkeit derselben ein besseres Werkzeug zu besitzen [2]). Aber diese Maßnahmen allein genügten nicht. Die Masse der Arbeiterschaft verhielt sich widerspenstig. Sie erhielten ja ohnehin jeder ihren Tagelohn, ob sie arbeiteten oder nicht. Jeden Einzelnen zu zwingen, besaß die Sowjetregierung keine Macht. Die kommunistische Bewegung aber befand sich in einer erhöhten Zwangslage. Wollte sie ihr eigentliches Ideal der Verwirklichung näher bringen, jedem nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen die materiellen Güter des Lebens zuzuteilen, so mußte sie die Arbeitsproduktivität ins Gigantische steigern. Dies Problem ist für den Marxismus „die Kernfrage der Schaffung eines höheren Gesellschaftsgefüges, als der Kapitalismus ist, und zwar: die Erhöhung der Arbeitsproduktivität und im Zusammenhang damit (und zu diesem Zwecke) ihre höchste Organisierung [3]).“

An die Lösung dieser Aufgabe mußte der Kommunismus zunächst herantreten. Was nützte ihn alle Expropriierung der Expropriateure und alle Vergesellschaftung der Produktionsmittel, wenn sich keine Arbeiter fanden, die sich ihrer zu bedienen bereit und fähig waren? Lenin berichtet uns: „Die am meisten aufgeklärte Avantgarde des russischen Proletariats hat sich bereits die Aufgabe der Erhöhung der Arbeitsdisziplin gestellt [4]).“ Das heißt also, die wenigen einsichtigen Führer kamen zur Erkenntnis, daß auf der reinen Freiwilligkeit der Arbeitermassen keine leistungsfähige Industrie aufgebaut werden kann. Deshalb suchten sie nach Mitteln sie zu nötigen. Der Weg, den sie nach dem Berichte von Lenin einschlugen, ist für den Zusammenbruch des kommunistischen Mythos derart charakteristisch, daß wir ihn ausführlicher zum Abdruck bringen. Lenin erklärt: „Auf die Tagesordnung muß gestellt, praktisch angewandt und versucht werden: der Akkordlohn, die Anwendung von vielem, was an Wissenschaftlichem und Fortschrittlichem im Taylor-System vorhanden ist, die Anpassung des Verdienstes entsprechend den Endsummen der Produktionsausbeute oder der Exploitierungsresultate des Transportes durch Eisenbahnen und Wasserwege usw.

Der Russe ist ein schlechter Arbeiter im Vergleiche mit den vorgeschrittenen Nationen ..... Man muß in Rußland die Erlernung und den Unterricht des Taylor-Systems, seine systematische Prüfung und Anwendung ausnutzen. Man muß gleichzeitig, indem man zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität schreitet, die Eigenheiten der Übergangszeit vom Kapitalismus zum Sozialismus in Rechnung stellen, die einerseits verlangen, daß die Grundlagen der sozialistischen Organisation für einen fruchtbaren Wettbewerb geeignet sind, die andererseits aber die Anwendung von Zwang erfordern, und in der Weise, daß die Losung der Diktatur des Proletariats nicht durch die Praxis eines breiartigen Zustandes der proletarischen Macht beschmutzt wird [5]).“

Wie denkt sich nun Lenin die Durchführung dieses kommunistischen Wettbewerbs? Der Wettbewerb vollzieht sich zwischen den Arbeitskommunen. „Der sozialistische Staat kann nur entstehen als ein Netz von produktivkonsumierenden Kommunen, die gewissenhaft ihre Produktion und ihren Konsum buchen, mit der Arbeit ökonomisch umgehen, die Produktivität der

[1]) l. c. S. 22. — [2]) l. c. S. 40. — [3]) Lenin, l. c. S. 27. — [4]) l. c. S. 29. — [5]) l. c. S. 29—31.

Digitized by Google

Arbeit unentwegt steigern und dadurch die Möglichkeit erzielen, den Arbeitstag bis auf sieben, bis auf sechs Stunden und auf noch weniger herabzusetzen“ [1]). ..... „Jede Fabrik, jedes Dorf erscheint als eine produktiv-konsumierende Kommune, die das Recht und die Verpflichtung hat, auf ihre Art die allgemeinen Sowjet-Gesetzesbestimmungen anzuwenden und auf ihre Art das Problem der Berechnung der Produktion und der Verteilung der Erzeugnisse zu lösen. Unter dem Kapitalismus war dies die „Privatsache“ des einzelnen Kapitalisten, Grundbesitzers und Wucherers. Unter der Sowjet-Macht ist es nicht eine Privatsache, sondern die wichtigste „Staatsangelegenheit“ [2]).

Zur Anstachelung der Arbeitswilligkeit dieser Kommunen sieht Lenin „die Benutzung der Öffentlichkeit zwecks ökonomischen Wettbewerbs“ vor. Er denkt dabei besonders an eine belehrende Tätigkeit mit Hilfe der Presse. Es soll vor allem dafür gesorgt werden, die „trockenen, toten, bureaukratischen Rechenschaftsberichte in lebende — ebenso abstoßende wie auch anziehende — Beispiele zu verwandeln“ [3]). So „erhält die Kraft des Beispiels zum ersten Male die Möglichkeit, ihre Massenwirkung auszuüben. Die Muster-Kommunen müssen und werden den zurückgebliebenen Kommunen als Erzieher, Lehrer und Antreiber dienen. Die Presse soll als Werkzeug des sozialistischen Aufbaues dienen, indem sie die Erfolge der Muster-Kommunen in allen Einzelheiten bekannt macht, die Ursachen ihres Erfolges, die Methoden ihrer Wirtschaft erforscht“ [4]).

Dem Ehrgeiz allein aber scheint Lenin nicht allzu viel anspornende Wirkung zuzutrauen. Deshalb sucht er auch noch die menschliche Gewinnsucht für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität einzuspannen. Er will die Statistik der Geschäftsergebnisse dazu verwenden, daß „die hervorragenden Kommunen unverzüglich belohnt würden durch Verkürzung einer bestimmten Zeit des Arbeitstages, durch Erhöhung des Verdienstes, durch Überlassung einer größeren Quantität an kulturellen oder ästhetischen Gütern und Werten usw.“ [5]).

Auch die beste Arbeitsdisziplin kann aber noch kein Fachwissen in der Industrie ersetzen. Sie allein vermag nicht einmal den Produktionsprozeß in Gang zu erhalten, viel weniger seine technische und organisatorische Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Gemäß dem marxistischen Erlösungsmythos müßte nun eigentlich das Proletariat diese Sachkunde aufweisen. Die „Voraussehung hervorragender Sozialisten“ hat es ja geweissagt, daß es die kommunistische Wirtschaft durchführen kann, und Propheten irren sich doch nicht — wenigstens nicht in den Augen ihrer orthodoxen Anhänger. Deshalb erklärt Lenin: „An Organisationstalenten ist im „Volke“, d. h. unter den Arbeitern und den fremde Arbeit nicht ausbeutenden Bauern, eine Menge vorhanden; sie sind zu Tausenden von dem Kapital erdrückt, zugrunde gerichtet und fortgeworfen; sie zu finden, zu ermutigen, auf die Füße zu stellen, hervorzutun — verstehen wir noch nicht. Aber wir werden es erlernen, wenn wir — mit dem ganzen revolutionären Enthusiasmus, ohne welchen es keine siegreichen Revolutionen gibt — an dieses Erlernen herangehen werden [6]).“

Indessen scheint Lenin nach fünfmonatlicher Regierung von dem Finden dieser Talente mittels des „revolutionären Enthusiasmus“ sich doch nicht mehr viel versprochen zu haben. Er zog einen andern Weg vor. Es scheint ihm nämlich: „Ohne die Anleitung von Fachleuten der verschiedenen Zweige des Wissens, der Technik, der Erfahrungen ist der Übergang zum Sozialismus unmöglich,

[1]) l. c. S. 24. [2]) l. c. S. 32. — [3]) l. c. S. 32. — [4]) l. c. S. 33. — [5]) l. c. S. 33. [6]) l. c. S. 34—35.

Digitized by Google

weil der Sozialismus eine bewußte Massen-Vorwärtsbewegung zu der im Vergleiche mit dem Kapitalismus höheren Arbeitsproduktivität verlangt, und zwar auf der Basis des durch den Kapitalismus Erreichten. Der Sozialismus muß auf seine Art und Weise, durch seine Methoden — sagen wir konkreter, durch Sowjet-Methoden — diese Vorwärtsbewegung verwirklichen. Und die Fachleute sind in der Masse unvermeidlich bürgerlich, infolge der ganzen Umgebung des öffentlichen Lebens, das sie zu Fachleuten gemacht hat[1])." Deshalb verschwendet er keine Zeit mehr an das Suchen der nach seiner Ansicht zweifellos im Proletariat vorhandenen Organisationstalente mit Hilfe des revolutionären Enthusiasmus, sondern er stellt ganz philisterhaft „auf bürgerliche Art, d. h. für hohe Bezahlung[2])" diese bürgerlichen Fachleute, nämlich die früheren Unternehmer als Fabrikleiter an: „Wir müssen jetzt zu dem alten bürgerlichen Mittel greifen und auf eine sehr hohe Bezahlung der ‚Dienstleistungen' der größten unter den bürgerlichen Fachleuten eingehen[3])", erklärt er seufzend. Diesen neu eingesetzten alten Fabrikleitern werden wiederum ähnliche Rechte über die Bestimmung des Fabrikbetriebes gegeben, wie sie sie in der vorkommunistischen Zeit besaßen. Solche Maßnahme erwies sich als notwendig, weil „jede maschinelle Großindustrie — d. h. eben die materielle Produktionsquelle und das Fundament des Sozialismus — die bedingungslose und strengste Einheit des Willens erfordert, der die gemeinsame Arbeit von Hunderten, Tausenden und Zehntausenden von Menschen lenkt. Aber wie kann die strengste Einheit des Willens gesichert werden? Durch Unterordnung des Willens von Tausenden unter den Willen eines einzigen. Diese Unterordnung kann bei idealer Erkenntnis und Disziplin iertheit der an der allgemeinen Arbeit Beteiligten mehr an die linde Leitung eines Orchester-Dirigenten erinnern. Sie kann die scharfen Formen eines Diktatorentums annehmen, — wenn keine ideale Disziplin iertheit und Erkenntnis vorhanden sind. Aber, so oder anders, ist die widerspruchslose Unterordnung unter einen einzigen Willen für den Erfolg von Arbeitsprozessen, die nach dem Typus einer maschinellen Großindustrie organisiert sind, unbedingt notwendig. Für die Eisenbahnen ist sie in doppeltem und dreifachem Maße notwendig[4])."

Was ist dieser langen Rede kurzer Sinn? Die „ideale Erkenntnis und Disziplin iertheit der an der allgemeinen Arbeit Beteiligten" ist ein Ideal und in der Wirklichkeit nicht vorhanden. Mit ihm kann keine Wirtschaft geführt werden. Das Mitbestimmungs- bezw. Selbstbestimmungsrecht der Arbeiter über den Produktionsprozeß der Fabriken, in denen sie tätig sind, wird deshalb wieder aufgehoben. Dabei war es erst gerade als eine der „großen Errungenschaften" der Revolution eingeführt worden!

Das Problem der Fachkunde und fachmännischen Leitung der Industrie löst also der russische kommunistische Staat — dieser „höchste Typus eines Staates"[5]) — auf die Weise, daß er mittels des „alten bürgerlichen Mittels"[6]) sehr hoher Bezahlung die bürgerlichen Fachleute wieder in ihren Aufgabenkreis einsetzt und ihnen einen großen Teil ihrer früheren Rechte im Wirtschaftsleben zurückgibt. Wir hatten oben dargelegt, daß in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft jeder den gleichen Arbeitslohn erhalten sollte. In der zweiten Phase sollte dann die Zuteilung der Gebrauchsgüter nach dem Grundsatze erfolgen: „Jedem nach seinen Fähigkeiten. Jeder nach seinen Bedürfnissen." Mit diesem Programm hatte der Kommunismus seine Herrschaft in Ruß-

[1]) l. c. S. 15. — [2]) l. c. S. 16. — [3]) l. c. S. 16. — [4]) l. c. S. 44. — [5]) l. c. S. 11. [6]) l. c. S. 16.

Digitized by Google

land angetreten. Betrachten wir jetzt das, was Lenin soeben nach fünfmonatlicher Herrschaft als Notwendigkeiten für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität dargelegt hat, so erkennen wir, daß von diesem Programm nichts, aber auch schon gar nichts verwirklicht worden ist. Die gleiche Entlohnung für alle ist restlos preisgegeben worden. Und zwar nicht nur für die Fabrikleiter — die sogenannten bürgerlichen Fachleute — sondern auch für die gesamte Arbeiterschaft. Die bürgerlichen Fachleute erhalten wieder wie in der kapitalistischen Zeit eine Entlohnung gemäß ihrer Leistungsfähigkeit und entsprechend deren Seltenheitswert. Die Arbeiter aber werden ebenfalls nach ihrer Leistungsfähigkeit bezahlt. Das ist der Sinn der Wiedereinführung des Akkordlohnes. Wir erinnern uns dabei mit einem gewissen Vergnügen des sozialistischen Agitationsverses „Akkordlohn ist Mordlohn". In diesem Mordlohn sieht Lenin und mit ihm „die am meisten aufgeklärte Avantgarde des russischen Proletariats" [1]) d. h. die Kommunistenführer heute eines der hauptsächlichsten Mittel, die russisch-kommunistische Wirtschaft vor dem völligen Zusammenbruch zu bewahren. Aber das allein genügt ihm noch nicht. Er verlangt noch weiter die Anwendung von Zwang. Und außerdem eine über die Wirkung des Akkordlohnes hinausgehende Anstachelung des Gewinnstrebens der Arbeiter durch Gewinnbeteiligung. Das ist der Sinn jener Erklärung, daß die hervorragenden Arbeitskommunen unverzüglich belohnt werden. Lenin spricht es nicht aus, aber er weiß es sicherlich, daß durch die Einführung der Gewinnbeteiligung der fleißige Arbeiter ganz von selbst zum Aufpasser und Ansporner des faulen Arbeiters gemacht wird.

Es ist also Kapitalismus in reinster Form, angewendet auf die besonderen Verhältnisse der Arbeiterklasse, den Lenin und die „proletarische Avantgarde", d. h. die Kommunistenführer nach fünfmonatlicher kommunistischer Herrschaft in Rußland wieder zur Einführung zu bringen suchen. Daß dabei auch das Taylorsystem wieder erscheint, ist deshalb belangreich, weil sein eigener Grundgedanke darin besteht, den Arbeitsvorgang so zu gestalten, daß der Arbeiter überhaupt nicht faulenzen kann. Andererseits liegt die dabei erzielte Erhöhung der Arbeitsproduktivität allerdings in der Richtung des marxistischen Gedankens von der Erhöhung der Produktivität der wirtschaftlichen Arbeit. Ob aber jene vorsichtige Untersuchung über die Wirkung des Taylorsystems, die Lenin theoretisch vertritt, auch Wirklichkeit wird, scheint doch mehr als fraglich, wenn man die Art ansieht, wie er seinen Wert als Mittel zur „Kontrolle" der Arbeitsleistung hervorhebt und auch die sonstigen Mittel des Kapitalismus zur Steigerung der Arbeitsproduktivität übernimmt und wie er sonst seine Ideen ohne Schonung Andersdenkender durchzusetzen bestrebt ist.

In der Aussprache dieser Erkenntnis ist Trotzki Lenin zeitlich vorausgegangen. In seiner Rede „Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjetrepublik retten" [2]) auf der Städte-Konferenz der russischen kommunistischen Partei in Moskau am 28. März 1918 erklärt er zum Problem der Räte: „Die Demokratisierung besteht gar nicht darin — dies ist das Abc für jeden Marxisten —, die Bedeutung der qualifizierten Kräfte, die Bedeutung von Personen, die Fachkenntnisse besitzen, abzuschaffen, sondern darin, sie überall und stets durch gewählte Kollegien zu ersetzen. Die gewählten Kollegien, die aus den besten Vertretern der Arbeiterklasse bestehen, aber die nötigen technischen Kenntnisse nicht besitzen, können nicht einen einzigen Techniker, der eine Fachschule durchgemacht hat und der weiß, wie man die gegebene Spezialsache

[1]) l. c. S. 29. — [2]) Promachos-Verlag, Bern-Belp 1918.

Digitized by Google

machen muß, ersetzen. Die Überschwemmung an Kameradschaftlichkeit, die bei uns auf allen Gebieten zu beobachten ist, erscheint als die völlig natürliche Reaktion einer jungen revolutionären, gestern noch unterdrückten Klasse....[1])"

Aber „der weitere Schritt muß in der Selbstbeschränkung der kameradschaftlichen Initiative, in der gesunden und rettenden Selbstbeschränkung der Arbeiterklasse bestehen, die weiß, wo der gewählte Vertreter der Arbeiter ein entscheidendes Wort sagen kann, und wo es notwendig ist, dem Techniker, dem Spezialisten, der mit bestimmten Kenntnissen ausgerüstet ist, dem man eine größere Verantwortung auferlegen und der unter wachsame politische Kontrolle genommen werden muß, den Platz einzuräumen. Aber es ist notwendig, dem Fachmann die Möglichkeit einer freien Tätigkeit, eines freien Schaffens zu überlassen, weil kein einziger irgendwie fähiger, begabter Fachmann auf seinem Gebiet arbeiten kann, wenn er bei seiner Spezialarbeit einem Kollegium von Menschen, die dieses Gebiet nicht kennen, untergeordnet ist. Eine politische kollegiale Sowjet-Kontrolle soll überall und stets sein, aber für ausübende Funktionen ist es notwendig, Spezialisten-Techniker zu ernennen, sie auf verantwortliche Posten zu stellen und ihnen die Verantwortung aufzuerlegen"[2]).

Als Begründung dieser Forderung führt Trotzki an: „Im politischen, im revolutionären, im militärischen Sinne ist das Sowjet-Regime unbesiegbar, aber es kann über seine eigene Unfähigkeit, mit den schöpferischen Organisationsaufgaben fertig zu werden, stolpern[3])."

Trotzki will die Konsequenzen dieser Auffassung auch auf seinem Spezialgebiet, nämlich dem militärischen gezogen wissen. Da seine Ausführungen hier unsere offenherzigste Quelle darstellen, müssen wir sie ausführlicher zu Worte kommen lassen. Trotzki erklärt: „Dies alles bezieht sich im ganzen auch auf das Gebiet, zu dem ich jetzt im engsten Verhältnis stehe — auf das militärische Gebiet[4])." Er geht dann zu einem kitzlichen Punkte über, der jetzt bis zu einem gewissen Grade die kranke Stelle in unserem Parteileben ausmacht. Es ist die Frage der Organisierung der Armee, die Frage über die Heranziehung von militärischen Spezialisten, d. h. mit einfachen Worten, der früheren Offiziere und Generäle zur Schaffung der Armee und zur Verwaltung der Armee. „Ich mußte bereits mehr als einmal in öffentlichen Versammlungen darüber sprechen, daß wir auf dem Kommandogebiete, auf dem Operations- und dem Kampfgebiete die ganze volle Verantwortung den militärischen Spezialisten auferlegen und folglich ihnen auch die notwendigen Rechte verleihen werden. Davor haben viele von uns Angst, und diese Befürchtungen finden in den Resolutionen einiger Parteiorganisationen ihren Ausdruck. Ich habe eine solche Resolution in der Tasche, habe sie gestern aus dem nordwestlichen Gebiet erhalten. Dort ist eine gesprächige Charakteristik der Schwierigkeiten, vor denen wir stehen. Wieviel Willkür jeglicher Art — stellt diese Resolution fest — seitens einiger Sowjet-Vertreter zu beachten sei, wieviel Unordentlichkeit, sogar Ehrlosigkeit und Diebstahl — ja auch Diebstahl! seitens der Vertreter der Sowjet-Macht, der Gewählten der Arbeiterorganisationen zu beobachten sei. Ja, viel von dem, sehr viel von dem gibt es jetzt[5])." Aber „woher entwickeln sich die Willkür, Unordentlichkeit und gar Ehrlosigkeit? Durchweg daraus, daß Menschen Posten einnehmen, die sie nicht bewältigen können"[6]). Für die Schaffung einer „regulären Armee brauchen wir jedoch qualifizierte Fachleute, darunter auch die gestrigen Generäle"[7]).

[1]) l. c. S. 14. — [2]) l. c. S. 15. — [3]) l. c. S. 15. — [4]) l. c. S. 22. — [5]) l. c. S. 25/26. [6]) l. c. S. 26. — [7]) l. c. S. 27.

Digitized by Google

Trotzki fährt fort: „Die zweite Frage ist — über das sogenannte Wahlprinzip der Armee. Der ganze Sinn dieses Prinzips liegt darin, gegen den alten Bestand des Offiziersapparates zu kämpfen, den Kommando-Bestand zu kontrollieren....“ „Ich frage Sie: Ist bei Ihnen in den Gewerkschaftsverbänden und Kooperativen überall und allerorts das Wahlprinzip durchgeführt? Nein! Wählen Sie die Beamten, Buchhalter, Bureauangestellten, Kassierer, wählen Sie die Angestellten von streng bestimmter Profession? Nein! Sie wählen unter den verdienstvollsten und vertrauenswürdigsten Arbeitern des Gewerkschaftsbundes Ihren Aufsichtsrat und die Ernennung aller notwendigen Angestellten und Fachtechniker überlassen Sie demselben. Dasselbe muß auch bei der Armee sein[1].“

Trotzki umkleidet diese Feststellungen natürlich mit vielen bolschewistischen Phrasen, damit seine Vorschläge den „Genossen“ mundgerechter werden. Das ändert aber nichts an seiner Kritik des orthodoxen Systems, der wir wohl nichts hinzuzufügen haben, angesichts der Erfahrungen, die wir in Deutschland während der letzten Monate mit den Soldatenräten machen mußten.

Das geheime Ziel all dieser bolschewistischen „Rückschritte“ aber ist die Gewinnung einer Macht für die Zentralgewalt, damit diese nicht nur nach außen sich behaupten, sondern auch nach innen jene Willkür bekämpfen kann, die von gewissen Sowjets selbst beklagt wurde. Ohne eine zuverlässige militärische Macht, die den Trägern der Souveränität unbedingt gehorcht, kann eben kein Staat bestehen, auch kein kommunistischer, denn nur so ist der Vollzug der Gesetze gewährleistet.

Am notwendigsten aber bedarf eine solche Regierung dieser militärischen Macht, die wie die russischen Kommunistenführer als aufgeklärte Despoten zu regieren unternehmen.

Wie wir sehen, führt also die bolschewistische Regierung Rußlands nicht nur die psychischen Anspornungsmittel wieder ein, die in der gewöhnlichen Wirtschaftsweise die Arbeitswilligkeit erhöhen. Sie ergänzt sie auch noch durch direkte Zwangsmittel, die sich zum Streikverbot, teilweise unter Androhung von Todesstrafe, gesteigert haben. Ja sie richtet auch den alten „Militarismus“ wieder auf. Sie ist überhaupt eifrigst um die Wiederherstellung einer starken Staatsgewalt bemüht.

Lenin hält zwar noch immer die Fiktion aufrecht, als ob es sich bei den neuen Trägern der Gewalt um die „Mehrheit“ handle. In Wirklichkeit aber liegen die Verhältnisse völlig anders. Ossinski spricht in der Prawda — dem offiziellen Organ der russischen Sowjetregierung — vom 15. Januar 1919[2]) offen von „dem erschreckenden Mißverhältnis zwischen der Nachfrage nach durch ihre Klassenzugehörigkeit zuverlässigen Arbeitern[3]) für die Allgemeinheit und dem wirklichen Vorhandensein solcher“ und erklärt hieraus die gegenwärtige Krise des russischen Kommunismus. Auch Lenin gesteht bereits zu, daß nur eine kleine Minderheit eigentlich als das zur Erlösung befähigte Proletariat anzusehen ist, wie seine folgenden Sätze zeigen: „Die Sowjet-Macht ist nichts anderes als die Organisationsform der Diktatur des Proletariats, der Diktatur der vorgeschrittenen Klasse, die zum neuen Demokratismus, zur selbständigen Anteilnahme an der Staatsverwaltung Millionen und abermals Millionen von Arbeitenden und Ausgebeuteten erhebt, die durch ihre Erfahrungen lernen in der disziplinierten und zielbewußten Avantgarde des Proletariats ihre zuverlässigsten Führer zu sehen[4]).“

[1]) l. c. S. 27/28. — [2]) Abgedruckt in den Münchener Neuesten Nachrichten, damals Organ der Räte-Republik Nr. 163 vom 10. April 1919. — [3]) D. h. in der Kommunistensprache: überzeugten Kommunisten. — [4]) l. c. S. 38/39.

Digitized by Google

In Verbindung mit diesem Bekenntnis aber taucht ein weiteres sehr merkwürdiges Geständnis über das Proletariat als Ganzes auf, nämlich das seiner Unreife. Wir lasen soeben, daß die Avantgarde die Millionen der Masse erheben und führen soll. Dieser Aufgabe soll auch der Zwang dienen. „Denn" — so sagt Lenin — „die Form des Zwanges wird durch den Entwicklungsgrad der gegebenen revolutionären Klasse, dann durch solche besonderen Umstände, wie zum Beispiel die Erbschaft eines langen und reaktionären Krieges, und weiter durch die Widerstandsformen der Bourgeoisie oder des Kleinbürgertums bestimmt. Darum gibt es entschieden keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen dem Sowjet- (d. h. sozialistischen) Demokratismus und der Anwendung der diktatorischen Macht von einzelnen Personen."

Wir drucken das Zitat absichtlich ausführlicher ab, damit der Leser sich selbst überzeuge, daß das revolutionäre — also erleuchtete — Proletariat noch so unreif sein kann, daß es der zwangsweisen Erziehung — „der Anwendung der diktatorischen Macht von einzelnen Personen" [1]) — bedarf. Man stelle sich nun vor: nach nur fünfmonatlicher Herrschaft des Erlösers Proletariat schon nimmt Lenin eine Scheidung vor. Ein Teil des Proletariats wird ausgesondert, als unreif bezeichnet und unter die Gewalt einzelner, besonders erleuchteter Personen gestellt. Damit dieser Vorgang mit den Lehren der marxistischen Religion in Einklang gebracht werden kann — die Phrase von der Mehrheit ist doch zu fadenscheinig — wird diesen Proletariern einfach die Zugehörigkeit zum Proletariat entzogen, indem sie zu „Kleinbürgerlichen" — also Adepten von Bourgeoisie und Kapitalismus, d. h. des Bösen — gestempelt werden. Denn die „Traditionen des Kapitalismus" sind „Anarchie, Faulenzerei, Unordnung und Spekulation" [2]). Lenin kennzeichnet diese Teile des Proletariats einfach als das „kleinbürgerliche Element der Liederlichkeit" [3]).

Wie rechtfertigt sich aber da der Anspruch des Proletariates auf die Diktatur? Sehr einfach! „Und der König absolut, wenn er uns den Willen tut!" Der aufgeklärte Despotismus, der in allen diesen klerikal denkenden Marxisten steckt, verrät sich hier ganz offenherzig. Lenin weiß mit jener Sophistik, von der der Marxismus überhaupt lebt, sofort eine „systemgerechte" Erklärung für diese Diktatur Einzelner zu geben: „Daß die Diktatur von einzelnen Personen in der Geschichte der Revolutionsbewegung sehr oft der Sprecher, der Träger und der Führer der Diktatur der revolutionären Klassen war, darüber spricht die unwidersprochene Erfahrung der Geschichte [4])." Natürlich erkennt er klar die Haltlosigkeit dieser Argumentation. Aber er kennt auch die Psyche seiner zum logischen Denken nicht erzogenen bezw. schwärmerisch veranlagten Anhänger. Deshalb gleitet er rasch über diesen Punkt hinweg zu einer Aufpeitschung ihrer Leidenschaften gegen die Andersdenkenden. Seine Technik an dieser Stelle ist ganz besonders charakteristisch für diese Methode der „Volksaufklärung".

So also suchen diese „aufgeklärten Despoten", wie Lenin, Trotzki usw. ihre Einzelherrschaft mit den Theorien des Marxismus über Freiheit in Einklang zu bringen. Und wir müssen gestehen, daß sie nach dem, was wir früher [5]) über die Herrschaft der Guten darlegten, in Übereinstimmung mit ihrem religiösen Mythos denken. Wer an eine absolut richtige Offenbarung glaubt — wie Lenin es nach seinen eingangs angeführten Zitaten tut — kann gar nicht anders denken. Kehren wir nach dieser Abschweifung zum rückständigen Heiland zurück!

Die Einstellung auf den aufgeklärten Despotismus legt logischer Weise den Grundgedanken dieses Systems, nämlich den der Erziehung der rückstän-

[1]) l. c. S. 43. [2]) l. c. S. 33. [3]) l. c. S. 41. [4]) l. c. S. 42. [5]) Bolschewismusheft.

Digitized by Google

digen Massen nahe. Es kann uns daher nicht wundern, von Lenin den Vorschlag zu hören, „die Massen zu erziehen“[1]). Als eines der Mittel dazu sieht er das Abhalten von „Meetings“ zur Aufklärung der Arbeiterschaft an.

Daß diese Entwicklung von Lenin als eine „notwendige“ bezeichnet wird, nimmt uns nach dem Mythos des Marxismus nicht wunder. Merkwürdig aber bleibt die neue Auffassung vom „rückständigen“ Erlöser-Proletariat, zumal sie keine zufällige Entgleisung ist, sondern öfters wiederkehrt. So spricht Lenin in der Schrift „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“ auf Seite 18 von „unserer Rückständigkeit“ und auf Seite 36 erklärt, sie d. h. das russische Proletariat und seine Führer hätten die Verwirklichung der kommunistischen Wirtschaft „noch nicht gelernt. Wir werden es lernen“. Die Einbeziehung der eigenen Person in die Zahl der Unerfahrenen ist dabei ebenfalls kein Zufall. Auf Seite 17 spricht er ebenfalls davon „die Massen zu erziehen und mit ihnen aus der Erfahrung den Aufbau des Sozialismus zu lernen“. Wo bleibt da „die Voraussehung hervorragender Sozialisten“ von der gesetzmäßigen Entwicklung der Zukunft? Waren ihre „Gesetze“ nicht doch vielleicht bloß Utopie und Phantasie?

Am seltsamsten aber werden Lenins Geständnisse an der Stelle, wo er von den Staatsmonopolen spricht. Wir lassen sie wörtlich folgen: „Die Staatsmonopole (für Getreide, Leder usw.), die bereits eingeführt sind, sind zu festigen und in bessere Ordnung zu bringen, — und dadurch ist die Monopolisierung des Außenhandels durch den Staat vorzubereiten. Ohne solch eine Monopolisierung vermögen wir nicht durch Zahlung eines ‚Tributes‘ uns von dem ausländischen Kapital loszumachen. Und die ganze Möglichkeit des sozialistischen Aufbaues hängt davon ab, ob wir im Laufe einer bestimmten Übergangszeit durch Auszahlung eines gewissen Tributes an das ausländische Kapital fertig werden, unsere innere ökonomische Selbständigkeit zu verteidigen[2]).“

Also Auszahlung eines gewissen Tributes an das ausländische Kapital zur Verteidigung der inneren ökonomischen Selbständigkeit des kommunistischen Paradieses auf Erden! Man stelle sich vor: der von der naturgesetzlichen Entwicklung der Menschheit als Erlöser bestimmte Heiland Proletariat ist rückständig und zahlt deshalb an das „Prinzip des Bösen“ einen Tribut, damit er seine ökonomische Selbständigkeit, d. h. sein Erlösungswerk retten kann! Gibt es eine größere Selbstironisierung einer Heilslehre?

Aber es soll noch besser kommen. Wenn man auf dieses Versagen des kommunistischen Mythos in Rußland hinweist, so pflegen deutsche Kommunisten dieser Feststellung mit dem Hinweis zu begegnen, daß hieran der Krieg und der Brest-Litowsker Frieden mit ihren Folgen Schuld trügen, weil sie die russische Volkswirtschaft zerstört hätten. Wir müssen gestehen, daß uns dieses Argument stets seltsam berührt hat. Nach der marxistischen Religion ist die Erlöseraufgabe dem Proletariat durch die Entwicklung, durch das übermächtige „kosmische Geschehen“[3]) zuteil geworden. Deren Leitung untersteht das Proletariat, von hier erhält es, und zwar nur es allein — nach dem Erfurter Programm und kommunistischen Manifest[4]) — die Heilandsaufgabe und Fähigkeit. Nun plötzlich soll der Tag des Erscheinens dieses Heilands ein unglücklich gewählter sein, sollen die „ökonomischen Verhältnisse“ das „übermächtige kosmische Geschehen“, die doch nicht nur ihn selbst sondern auch den Tag seiner Herrschaft er-

[1]) l. c. S. 46. Man vergleiche hierzu auch eine später zitierte Erklärung von Ofzinski. [2]) l. c. S. 21. — [3]) Münchener Neueste Nachrichten (Räte-Ausgabe) v. 11. IV. 1919, Nr. 166, Spalte 1. — [4]) Vgl. die unabhängige „Neue Zeitung“ München, 8. Mai 1919, Nr. 101, Spalte 3.

Digitized by Google

zeugt haben, gegen ihn stehen? Es ist uns etwas unklar, wie dieses Argument sich mit der Idee der gesetzmäßigen Entwicklung vereinigen läßt. Sind etwa die Entwicklungs-„Gesetze" des Marxismus bezw. der „Kosmos" plötzlich in Unordnung geraten? Ist die Weltordnung aufgestanden gegen ihren geliebten Sohn, an dem sie doch soviel Wohlgefallen hatte, daß sie ihm die Menschheitserlösung übertrug?

Diese Unordnung des „Kosmos" scheint in der Tat eingetreten zu sein. Wie wir aus dem kommunistischen Manifest, dem Erfurter Programm usw. und aus Lenins Darlegungen ersehen, behauptete der marxistische Mythos, das Proletariat werde in dem Augenblick zur Macht gelangen, wo der Kapitalismus seine höchste Blüte erreicht und die Volkswirtschaft so vollkommen organisiert habe, daß das Proletariat nur die Herrschaft zu übernehmen und die Kapitalisten abzusetzen brauche, womit die sozialistische Gesellschaft fertig sei. Und jetzt plötzlich erhält es die Macht im Moment des wirtschaftlichen Zusammenbruches und soll noch obendrein durch dessen Folgen in seiner Heilandsaufgabe behindert sein? Auf diese der marxistischen Prophetie widersprechende Änderung in der naturgesetzlichen Entwicklung zielen natürlich die Marxisten nicht ab, wenn sie auf den Brest-Litowsker Frieden als Entschuldigung für den Fehlschlag des Kommunismus in Rußland hinweisen. Sie meinen diesen Hinweis ganz naiv „bürgerlich und rein ökonomisch". Nach Lenins Erklärungen aber ist dieser Hinweis auf den Brest-Litowsker Frieden auch in diesem Sinne hinfällig. In den „nächsten Aufgaben der Sowjetmacht" spricht er auch über die „Sicherung der materiellen Grundlage der Großindustrie: die Entwicklung der Produktion von Brennmaterial, Eisen, des Maschinenbaues, der chemischen Industrie". Er erklärt dabei ausdrücklich: „Die russische Sowjet-Republik befindet sich insofern in vorteilhaften Verhältnissen, als sie — sogar nach dem Brester Frieden — über gigantische Vorräte an Erzen (im Ural), an Brennmaterial — in Westsibirien (Steinkohle), im Kaukasus und im Süd-Osten (Naphta), im Zentrum (Torf) — über Riesenreichtümer an Wald, Wasserkraft, Rohstoffen für die chemische Industrie (Karabugas) usw. verfügt. Die Ausbeutung dieser natürlichen Reichtümer durch die Methoden der neuesten Technik wird die Grundlage zu einem nie gesehenen Fortschritt der Produktivkräfte bilden[1])." Gewiß weist auch Lenin auf den „qualvollsten und zerstörensten aller Kriege[2]) hin. Aber daß die Arbeitsobjekte vorhanden sind und im Gegensatz zu unseren wirtschaftlichen Verhältnissen in großer Fülle vorhanden sind, gibt er selbst zu.

Aber die marxistische Sophistik weiß ihren Gläubigen auch diese Widersprüche zwischen Theorie und Praxis schmackhaft zu machen und zwar auf folgende Weise: Es beruhe die „Eigenart des gegebenen Moments" darin, daß „die Offensive gegen das Kapital" zwar fortgesetzt werden müsse, weil „das Kapital zweifellos von uns nicht niedergerungen ist". Es sei aber „im Interesse des Erfolges der weiteren Offensive die sofortige ‚Einstellung' der Offensive geboten"[3]). „Dies kann man erläutern, indem man unsere Lage in dem Kriege gegen das Kapital mit der Lage eines siegreichen Heeres vergleicht, das — sagen wir — dem Feinde die Hälfte oder zwei Drittel des Territoriums abgenommen hat und die Offensive einzustellen gezwungen ist, um Kräfte zu sammeln, die Vorräte an Kriegsmitteln zu erhöhen, die Verbindungslinien auszubessern und zu verstärken, neue Magazine zu errichten, neue Reserven heranzubringen usw. Die Einstellung der Offensive eines siegreichen Heeres

[1]) S. 28. — [2]) l. c. S. 27. — [3]) l. c. S. 11.

Digitized by Google

unter ähnlichen Verhältnissen erscheint gerade im Interesse der Eroberung des übrigen Territoriums vom Feinde, d. h. im Interesse eines vollständigen Sieges notwendig[1])."

Lenin malt in langen Tiraden diesen Vergleich noch ins einzelne aus. Er beendet ihn aber charakteristischerweise wieder mit einer Schimpferei auf die „Lakaien des Geldsack", um seine „Genossen" vom Nachdenken über das Gesagte durch eine Gemütsanstachelung abzuleiten.

Lenin ist gewiß ein geschickter, ja sogar ein sehr geschickter Sophist. Aber derartige Vergleiche, wie er sie in diesem Falle gibt, sollte ein so geschickter Demagoge nur in einer Volksversammlungsrede mündlich gebrauchen. Sie zu drucken und dadurch ruhiger Prüfung zu unterbreiten, ist unvorsichtig. Denn der Vergleich hinkt gar zu sehr. Der Feldherr Lenin gibt nämlich dem Feind Kapitalismus gegenüber nicht nur Gelände preis, um für sich Verstärkungen heranzuziehen. Er setzt sogar die Offiziere dieses Feindes Kapitalismus — nämlich die bürgerlichen Fachleute — wieder zu Offizieren der eigenen Armee, nämlich der Arbeiterklasse ein. Und noch mehr. Durch Wiedereinführung des Taylorsystems, des Akkordlohnes, der Gewinnbeteiligung, des Zwanges, des Wettbewerbs, dann der hohen Entlohnung der Fachleute — d. h. durch Preisgabe der kommunistischen Ziele — unterwirft er sich und seine Armee, die Arbeiterklasse wieder dem Prinzip des Bösen, nämlich des Kapitalismus. Der vom bourgeoisen Denken Infizierte möchte also nicht von einer vorläufigen Einstellung der Offensive gegen den Kapitalismus, sondern von einer völligen Niederlage und Kapitulation der kommunistischen Idee sprechen. „Aber", sagt Lenin, „wer nicht verstanden hat, daß die uns durch die objektive Lage der Verhältnisse in gegenwärtigem Moment vorgeschriebene ‚Einstellung' der Offensive gegen das Kapital gerade solcher Art ist, der hat nichts von dem politischen Moment, den wir erleben, verstanden[3])." Es ist eben „eine eigenartige Epoche oder richtiger ein Entwicklungsabschnitt, — und um das Kapital bis ans Ende zu besiegen, muß man die Formen unseres Kampfes den eigenartigen Verhältnissen solch eines Abschnittes anzupassen verstehen"[4]).

Also rettet sich Lenin auch hier wieder hinter die Vorstellung, daß die Bösen den Weg der Erlösung nicht zu begreifen vermögen! Die marxistische Prophetie hat sich mithin nicht geirrt. Quod erat demonstrandum!

An anderer Stelle allerdings — es paßt ihm dort in den Kram, seine Anhänger anzuspornen — redet Lenin anders. Anläßlich der Frage der hohen Entlohnung bürgerlicher Fachleute erklärt er: „Es ist klar, daß solch eine Maßnahme ein Kompromiß ist, ein Abrücken von den Prinzipien der Pariser Kommune und jeder proletarischen Macht, die eine Gleichstellung der Gehälter mit der Entlohnung eines Durchschnittsarbeiters verlangen, einen Kampf gegen das ‚Karrieremachen' in Taten und nicht in Worten fordern. Nicht genug damit. Es ist klar, daß solch eine Maßnahme nicht nur den Stillstand — auf gewissem Gebiete und in gewissem Grade — der Offensive gegen das Kapital bedeutet (weil das Kapital nicht die Summe an Geld ist, sondern ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis), sondern auch ein Schritt nach rückwärts seitens unserer sozialistischen Sowjet-Staatsgewalt, die von Anfang an eine Politik der Herabsetzung der hohen Gehälter bis zum Verdienst eines Durchschnittsarbeiters angesagt und durchgeführt hatte[5])." Fast noch deutlicher wird er angesichts der Niederlage der Sowjetregierung in der Frage der Behandlung der Konsumvereine.

[1]) l. c. S. 12. — [2]) l. c. S. 13. — [3]) l. c. S. 12. — [4]) l. c. S. 15. — [5]) l. c. S. 16.

Digitized by Google

Im Grunde ist alles dies aber nur eine Komödie, die Lenin den unentwegten Kommunisten vorspielt. Denn die „Kompromisse“ [1]), das „Abrücken von den Prinzipien der Pariser Kommune“ [2]), die „Schritte nach rückwärts“ [3]) bezw. die Pause in der „Offensive gegen das Kapital“ haben bis heute nicht aufgehört. Im Gegenteil sie haben sich ständig gesteigert. So erklärte Lenin jüngst: „Bezeichnend für unsere versöhnlichen Absichten ist die Konzession, die wir einer internationalen Gesellschaft zum Bau des Veliki severeni pout, das heißt der großen Nordbahn, erteilt haben. Es handelt sich hier um eine Linie von etwa 3000 Werst Länge, welche von der Station Soroka, ungefähr in der Mitte der Linie Petersburg—Murmansk, ausgehend, den Ural überschreiten und bis in die Gegend des Irtisch führen soll. In das Gebiet zu beiden Seiten der Linie, dessen Ausbeutung der Baugesellschaft zusteht, fallen gewaltige Urwälder in dem fabelhaften Umfang von acht Millionen Hektaren nebst allen möglichen Arten von Erzgruben. Da wir selbst nicht in der Lage sind, diese ganze neue Welt zum Leben zu erwecken, ist es nur selbstverständlich, daß wir eine ausländische Gesellschaft damit betrauen. Es ist eine Staatsdomäne, die wir mit Rückkaufsrecht auf achzig Jahre verpachten. Von der Unternehmerin verlangen wir gar keine besonderen Bedingungen. Wir wollen bloß, daß die Gesetze des russischen Sowjet, wie zum Beispiel der Achtstundentag, unter der Kontrolle der Arbeiterorganisationen von der Gesellschaft respektiert und eingehalten werden; das genügt uns. Ich gebe zu, daß diese Geschäftsverbindung sich einigermaßen von unserem kommunistischen Ideal entfernt und verschweige nicht, daß diese Frage der Verpachtung des Veliki severeni pout eine lebhafte Zeitungsfehde unter unseren bolschewistischen Blättern entfesselt hat, allein wir haben uns letzten Endes entschlossen, alles zu akzeptieren, was die Übergangszeit, die wir eben durchmachen, als notwendig erscheinen läßt.“

Die Wiedereinführung der alten Methode der wirtschaftlichen Erschließung Rußlands durch das internationale Kapital gehört also auch zu den „versöhnlichen Absichten“ Lenins gegenüber dem Kapitalismus. All das geschieht natürlich nur wegen der „Übergangszeit“, die merkwürdigerweise sofort nach den ersten praktischen Erfahrungen mit dem Kommunismus einsetzte, und seitdem sich so auswächst, daß Rußland allmählich wieder genau so auszusehen beginnt, wie unter dem zarischen Regime. Das ganze aber heißt sich „Übergang zum Kommunismus“!

Ganz in gleicher Richtung bewegt sich die Entwicklung der kommunistischen Auffassung von der Stellung des Staates im Wirtschaftsleben. Die orthodox-marxistische Lehre bekannte als ihr staatspolitisches Ziel die Zerstörung des bisherigen Staates. Der Staat ist für sie ein „Produkt der Klassengegensätze“. Diese Klassengegensätze aber sind nach ihrer Ansicht „unversöhnbar“. Nur „bürgerliche Ideologen“ und bewußte Verräter an der Arbeiterklasse könnten die Lehre vertreten, daß der Staat die Gegensätze ausgleiche und die Klassen versöhne. In Wirklichkeit unterdrücke die herrschende Klasse durch den Staat die ausgebeuteten Klassen, suche ihnen aber weißzumachen, der Staat sei dazu da, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Kommunisten hätten aber, so erklärt uns Lenin noch im September 1917, diese Natur des Staates genau erkannt und die daraus notwendige Folgerung gezogen, daß es für die Arbeiterklasse nicht genüge, durch eine Revolution nur die Staatsmacht an sich zu reißen. Vielmehr müsse die Arbeiterklasse den Staat selbst zerstören. Der Weg dazu sei die Aufhebung allen Privateigen-

[1]) l. c. S. 25. — [2]) l. c. S. 16. — [3]) l. c. S. 16.

Digitized by Google

tums und seine Vergesellschaftung. Dadurch würden alle Menschen gleichgemacht, es würden alle Sonderinteressen, auf denen die Klassengegensätze beruhen, zerstört und damit der Staat ausgelöscht. Denn wenn keine Klassengegensätze mehr vorhanden sind, könnte natürlich auch ihr Produkt, nämlich der Staat und die Staatsgewalt, nicht mehr bestehen.

In Rußland haben die Kommunisten gemäß dieser Lehre das Privateigentum und alle Klassenunterschiede aufgehoben. Jede Arbeit wird nach einem Einheitssatz, nämlich dem Arbeiterlohn, bezahlt. Haben sie aber dadurch die Sonderinteressen aus der Welt geschafft? Hören wir darüber einen der russischen kommunistischen Führer, den bekannten Karl Radek. Er berichtet uns auf Grund der Experimente und Erfahrungen einer zehnmonatigen Kommunistenherrschaft folgende Organisation der kommunistischen Wirtschaft: Jede Fabrik hat ihren Fabrikrat. Über den Fabrikräten steht der Wirtschaftsrat des betreffenden Industriezweiges, über den Wirtschaftsräten der einzelnen Industriezweige wiederum steht der allgemeine Wirtschaftsrat als oberste Instanz der gesamten kommunistischen Produktion. Diese Organisation sei notwendig geworden, um 1. Planmäßigkeit in die Produktion zu bringen und 2. um Sonderinteressen innerhalb der Arbeiterschaft hintanzuhalten. „Die Arbeiter einer Fabrik," sagt Radek, „würden als Herren dieser Fabrik leicht Sonderinteressen treiben, die sie zu Kleinbürgern machen könnten. Der Wirtschaftsrat des Industriezweiges vertritt in jeder Fabrik die Interessen und die Entwicklungsnotwendigkeiten des ganzen Wirtschaftszweiges. Aber auch er könnte das Interesse des Proletariats eines entscheidenden Wirtschaftszweiges über die allgemeinen Interessen der Arbeiterschaft hinaus betonen. Der allgemeine Wirtschaftsrat, der den ganzen Wirtschaftsplan entwirft und durchführt, gleicht die Arbeiterinteressen aus, macht das allgemeine Interesse zum Gesetz[1])."

Radek stößt also hier mit dürren Worten ein Grunddogma des Kommunismus um. Dieses hatte mit allem Nachdruck betont, daß gerade darin das Wesen der kommunistischen Wirtschaft bestehe, in der einheitlichen Masse der Werktätigen jegliche Sonderinteressen der Berufsgruppen bezw. Klassen durch die Aufhebung des Privateigentums von selbst auszuschalten. Jetzt aber gibt Radek auch für das kommunistische Gemeinwesen das Auftreten von Sonderinteressen zu. Und diese Sonderinteressen sind nichts anderes als die alten „Klassengegensätze". Sie erscheinen nur in einer neuen, der kommunistischen Wirtschaftsorganisation angepaßten Form. Die Aufhebung des Privateigentums läßt ihre Existenz unberührt, denn sie kommen nicht aus der Rechtsordnung, sondern aus der menschlichen Natur mit ihren egoistischen Trieben und aus der arbeitsteiligen Produktion. Deshalb bedarf auch die kommunistische Wirtschaft also einer zentralen Gewalt zur Ausgleichung dieser Gegensätze. Diese zentrale Gewalt aber, die „das allgemeine Interesse zum Gesetz" der ganzen Volkswirtschaft und aller Volksgenossen erhebt, heißt man nach bürgerlichem Ausdruck den Staat und die Staatsgewalt.

Also auch hier schon 1918 Rückkehr zur bürgerlichen Auffassung vom Staate. Die alte Staatsordnung, und zwar die halbabsolutistische und die alte sogenannte kapitalistische Wirtschaftsordnung kommen in Rußland wieder immer mehr zur Einführung und zwar durch Lenin selbst und seine Genossen in der Macht. Den Beweis für diese Behauptung bietet vor allem der Rechenschaftsbericht des russischen Kommunisten J. Osinski über „Die neuen Aufgaben

[1]) Karl Radek, Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Tat, Promachos-Verlag, Bern-Belp 1918, S. 35.

Digitized by Google

der Räterepublik" in der Prawda, dem Organ der russischen Sowjetregierung vom 15. Januar 1919, abgedruckt in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 10. April 1919, Nr. 163, die damals von der Münchener Räteregierung redigiert und herausgegeben wurden. Der Bericht beginnt mit einem Bekenntnis zu den „schwerwiegenden Mängeln im Mechanismus der Räteorganisation".

Oſinski geht dann zu den „allgemeinen Gründen der Krisis der Räteorganisation" über. „Einzelne dieser Gründe sind natürlich solcher Art, daß sie erst nach dem Siege der proletarischen Weltrevolution — und dann nur allmählig — verschwinden werden .... Wodurch aber ist die Krisis im gegenwärtigen Augenblick hervorgerufen worden? Einer der wichtigsten Gründe dafür besteht in dem erschreckenden Mißverhältnis zwischen der Nachfrage nach durch ihre Klassenzugehörigkeit zuverlässigen Arbeitern für die Allgemeinheit und dem wirklichen Vorhandensein solcher. Der einzige lichte Punkt voll lebensfähiger schöpferischer Kraft inmitten der verbrauchten alten Beamtenschaft und den kaum wertvolleren neuangeworbenen ‚Rätebeamten' war die dünne Schicht jener bewußten Arbeiter, die die Führer der Oktoberrevolution gewesen waren. Diese Avantgarde ist aber in den Schlachten dahingeschmolzen, hat sich verausgabt und ist müde geworden. Und die Verminderung der Zahl und Aktivität dieser Elite ist es nun wieder, die es einem Teile der Rätebeamten möglich macht, unter der Hand wieder leise die Sabotage aufzunehmen, während ein anderer Teil seine natürlichen Neigungen offen hervorkehrt, herumlungern und seine Pflicht vernachlässigen möchte. Diese Krankheit wird nur dadurch behoben werden können, daß es gelingt, neue Schichten der Arbeiterklasse heranzuziehen und die Verwaltung selbst durch eine Zurückführung auf elementare Funktionen zu vereinfachen. Eine verstärkte Agitations- und Propagandatätigkeit, sowie eine ausgedehnte Instruktionsarbeit werden zunächst zur Heranbildung dieser neuen Schicht aus der Arbeitermasse dienen müssen. Andererseits muß der Zutritt zu dem Verwaltungsorganismus erleichtert, dieser ganze Apparat vereinfacht und auf die Arbeiterorganisationen gestützt werden. Da all das aber nicht die eigentliche Krankheit betrifft, so können wir da auch nicht die eigentliche Medizin geben. Denn nicht nur im Leutemangel liegt das Übel, sondern vor allem in der Art der Arbeiterorganisation und dem ganzen Wesen des Aufbaus des Verwaltungsapparates."

Lenin selbst hat schon früher einmal, nämlich im Jahre 1917, in einem unbewachten Augenblick der Polemik mit Kautsky den Gedanken einer Vereinfachung der Staatsverwaltung, einer „gewissen Rückkehr zu primitiver Demokratie" ausgesprochen [1]). Angesichts des wachsenden Aufgabenkreises der modernen Staaten berührte diese theoretische Forderung eigenartig. Jetzt stellt Oſinski auf Grund der Erfahrung einer einundeinvierteljährigen Kommunistenherrschaft in Rußland die gleiche Forderung praktisch auf. Nur formuliert er sie bereits erheblich schärfer. Die gegenwärtige „Krankheit" des bolschewistischen Staates „wird nur dadurch behoben werden können, daß es gelingt, neue Schichten der Arbeiterklasse heranzuziehen und die Verwaltung selbst durch eine Zurückführung auf elementare Funktionen zu vereinfachen". Er verlangt, daß der „ganze Verwaltungsapparat vereinfacht" werde. Hinter diesem harmlosen Worte von der Vereinfachung der Verwaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens steckt aber nicht mehr und nicht weniger als die Anerkennung der Notwendigkeit, die menschliche Kultur auf eine primitive Stufe zurückzuschrauben, wenn man die Diktatur des Proletariats bezw. der Arbeiter-

[1]) Lenin, Staat und Revolution, Berlin-Wilmersdorf 1917, S. 39.

Digitized by Google

klasse — beides in wörtlichem Sinne, nicht in dem des marxistischen Mythos genommen — aufrecht erhalten will.

„Als unser Ziel erscheint" — so erklärt Lenin — „die unentgeltliche Erfüllung der Staatspflichten seitens jedes einzelnen Arbeitenden nach Ableistung der achtstündigen ‚Aufgabe' der Produktionsarbeit; der Übergang dazu ist besonders schwer, aber nur in diesem Übergange ist das Pfand der endgültigen Befestigung des Sozialismus gegeben [1])".

Gustav Landauer wählte sein Beispiel für die sozialistische Staatsverwaltung vom altgermanischen Thing und erklärte, so müsse es wieder werden [2]). Denn Landauer übersah die Konsequenz der Grundideen des Sozialismus und hatte den Mut sich zu ihnen zu bekennen. Die Marxisten selbst reden immer um das eigentliche Problem herum, statt offen zuzugestehen: Eine Staatsverwaltung die vom Proletariat neben der achtstündigen Arbeitsaufgabe unentgeltlich geleistet werden soll, kann nur eine äußerst primitive sein. Indem der Marxismus die arbeitsteilige Schichtung der Bevölkerung bekämpft — das ist ja der Sinn seines Kampfes um die Aufhebung der Klassen —, wird er zur nichtarbeitsteiligen, d. h. primitiven Kultur hinabgedrängt. Natürlich ist das alles Theorie. In der Praxis wurden ja die „bürgerlichen Fachleute" bereits wieder in einen Teil ihrer Posten eingesetzt. Das Wirtschaftsleben erzwang diese Abwendung von der Theorie früher, weil die materielle Existenz der Menschen von seinem richtigen Funktionieren stärker abhängig ist als von dem der Staatsverwaltung. Die bolschewistischen Machthaber konnten außerdem auf diesem Gebiet freier schalten, weil ihr Anhang seine Belohnung nicht in arbeits- und verantwortungsreichen Wirtschaftsposten suchte, sondern in Beamtenstellen, in denen man neben der Bezahlung auch noch am Machtgenuß teil hatte. Daher besteht für die Staatsverwaltung auch heute noch die Forderung nach Primitivität, die im Wirtschaftsleben schon überwunden ist.

Als wir früher an anderer Stelle [3]) auf diese Konsequenz des Marxismus hinweisen, haben wir in gewissen bürgerlichen und sozialistischen Kreisen Widerspruch erfahren. Man wies darauf hin, wie kulturfreundlich sich der Sozialismus zu betätigen suche. Wir haben nie bestritten, daß der Sozialismus sich ein solches Mäntelchen umhängt, wie er überhaupt aus agitatorischen Gründen sehr viele Forderungen des Liberalismus aufgenommen hat, die mit seinen Grundideen in Widerspruch stehen. Er hat mit diesem Verfahren viele Menschen über die eigentliche Konsequenz seiner Grundideen in Unklarheit gelassen. Das Bekenntnis von Osjinski aber gibt den schlagenden Beweis, daß seine Konsequenz eben doch in der Richtung der Kulturzerstörung liegt, wie wir behauptet hatten. Fassen wir Proletariat bezw. Arbeiterklasse wörtlich als unterste Schichten der arbeitsteilig organisierten Menschheit und nicht als Vereinigung der Erleuchteten, so kann die „Diktatur des Proletariats" eben nichts anderes bedeuten als die Leitung der menschlichen Lebensorganisationen nach den geistigen Maßstäben und Werturteilen dieser proletarischen Schicht.

Als die Bolschewisten in Rußland die bisherigen Sozialisten in der Herrschaft ablösten, begann diese Wertung auch auf ihre Politik einzuwirken. Es scheint aber, als habe die Idee dort bereits wie eine Lawine sich in ihrer Be-

[1]) Lenin, Nächste Aufgaben der Sowjetmacht, 1918, S. 50. — [2]) Gustav Landauer, Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung, Münchener Neueste Nachrichten (Räteausgabe) v. 12. April 1919, Nr. 167, S. 1. — [3]) Der Bolschewismus als Konsequenz des Marxismus, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1919, Bolschewismus-Heft.

Digitized by Google

wegung, d. h. der radikalsten Konsequenz, zu Tode gelaufen. Denn von dem Augenblicke an, wo sie sich in der Herrschaft befestigt hatten, setzten die kommunistischen Führer in Rußland dieser Tendenz der Massen steigenden Widerstand entgegen. Schon in Lenins Schrift über „die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht" tritt uns an den verschiedensten Stellen der Gedanke entgegen „die Massen zu erziehen".[1]) Auch hören wir von der einzelpersönlichen Diktatur, von der Herrschaft und Leitung des Gemeinschaftslebens durch die Avantgarde des Proletariates. Das heißt: Es vollzog sich der Übergang zum aufgeklärten Despotismus. Und wenn wir Osjinskis Darlegung über die gegenwärtige Krise der russischen Sowjetmacht genauer betrachten, so erkennen wir, daß diese Krise in nichts anderem besteht, als in der Frage, wie man dem von den Kommunistenführern aufgerichteten aufgeklärten Despotismus mit einem gewissen Grade von Demokratie vereinigen könne.

Nach der reinen Lehre sollten alle Organe des Kommunistenstaates Wahlkörperschaften sein. Die bolschewistische Verfassung sieht aber bereits die durch Ernennung geschaffenen außerordentlichen Kommissionen vor. Sie waren sehr zahlreich und die eigentlichen Träger aller lokalen und zentralen Gewalt. Sie arbeiteten rein despotisch ohne Verantwortungspflicht. Osjinski erblickt in ihrer Verminderung auf ein „Minimum" die Behebung eines der jetzt bestehen- „Grundmängel des Mechanismus" der Sowjetrepublik. Er verrät aber noch mehr durch die Aufstellung der Forderung: „Sowohl die örtlichen Räte, wie auch das Allrussische Zentralexekutivkomitee müssen kollegiale Organisationen sein", und durch den Zusatz, es „muß die Zusammenfassung der gesetzgebenden und ausführenden Vollmachten in Händen eng abgeschlossener Kollegien — vom Präsidium des Allrussischen Zentralexekutivkomitees, dem Rat der Volkskommissare und den Spitzen der einzelnen Behörden an bis zu den örtlichen Ausläufern — beschränkt und diesen zum Teil entzogen werden. Nur in diesem Falle wird durch die Vereinigung der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt keine Willkür erzeugt und durch die Zusammenfassung der Vollmachten in den Händen öffentlicher gewählter Kollegien die Entfremdung von den Massen verhindert werden."

Die Gegner des Bolschewismus behaupten schon lange, die Veränderung der Zustände in Rußland durch den Kommunismus bestände einzig darin, daß das Volk für einen Despoten — den Zaren — viele, nämlich die Kommunistenführer eingetauscht habe, bezw. daß die alte Beamtendespotie nur Gewand und Personen gewechselt habe, während die alte Methode der Regierung bestehen geblieben und sogar verschlimmert sei. Die Anhänger des deutschen Kommunismus entrüsten sich gewöhnlich sehr über diese „Verleumdung". Nach Osjinskis Geständnis könnten sie sich ihre Empörung sparen. Denn so vorsichtig es auch formuliert ist, es spricht doch deutlich genug zugunsten jener sogenannten „Verleumder", wenn man es mit den entsprechenden Verfassungsbestimmungen zusammenhält. Nach der bolschewistischen Verfassung Rußlands vom 10. Juli 1918, § 28 soll der Allrussische Rätekongreß das Allrussische Zentralexekutivkomitee in einem Bestand von nicht mehr als 200 Personen wählen. Es ist, soweit nicht der Allrussische Rätekongreß tagt, die höchste Instanz der Republik (§ 30). Es ist also eine vom russischen obersten Parlament gewählte kollegiale Körperschaft zahlreicher gleichberechtigter Mitglieder. Wie reimt sich damit zusammen, daß Osjinski am 15. Januar 1919 im offiziellen Organ der bolschewistischen Regierung die Forderung aufstellen kann, das Allrussische

[1]) Lenin, l. c. S. 17.

Digitized by Google

Zentralexekutivkomitee müsse eine kollegiale Organisation sein? Und wie verhält sich der Fall bei den örtlichen Räten, die nach § 53 bezw. 57 von der Wählerschaft gewählte Parlamente sind? Auch bei ihnen ist der Charakter der kollegialen Organisation nach der Verfassung vorgeschrieben und sollte also selbstverständlich sein. Wie kann Oszinski die Herstellung dieses Charakters jetzt als Mittel zur Hebung eines Grundmangels fordern, zumal der Gedanke der Räte als kollegiale Organisationen doch der organisatorische Grundgedanke des marxistischen Kommunismus ist?

Nun das Problem ist sehr einfach zu lösen. Wie bei jeder Räterepublik in Deutschland, so war auch in Rußland diese Grundforderung des Kommunismus in Wirklichkeit stets nur ein „Fetzen Papier". Die Wirklichkeit kannte nur Diktaturen einiger weniger örtlicher, bezw. zentraler Führer, die obigen engabgeschlossenen Kollegien. Von allgemeinem Wahlrecht war keine Spur. Man ernannte sich gegenseitig. So schuf man sich zuverlässige „Räte" und brauchte Macht und Profit nicht mit Außenstehenden zu teilen. Glänzendes in dieser Sorte von allgemeinem Wahlrecht leistetete z. B. der bayerische Bauernrat unter Gandorfers Führung.

In Rußland hat sich dieser Zustand eines sich aufgeklärt, bezw. erleuchtet fühlenden Despotismus mehr oder weniger örtlicher oder zentraler Machthaber schon sehr bald völlig ausgebildet. Lenin trägt nicht umsonst den Namen: der rote Zar. Das ist der eigentliche Sinn der Oszinskischen Geständnisse. Dabei leidet natürlich der russische Kommunismus selbst noch an der Konsequenz seiner Ideologie. Seine despotischen Führer haben bereits die Torheit seiner Auffassung vom Menschen erkannt. Sie haben die bürgerlichen Fachleute schon wieder in einen Teil ihrer alten Stellungen eingesetzt. Sie sehen auch im Arbeiter bezw. Proletarier nicht mehr den Erleuchteten, sondern den einer bestimmten Klasse Angehörigen und stellen wieder hierauf das Arbeitsrecht ein. Aber ihre Idee erhebt dagegen Anklage auf Abfall vom Glauben und zwingt sie dadurch auf den Weg sophistischer Uminterpretation. „Legt ihr's nicht aus, so leget unter", wird jetzt das Leitwort ihrer Erklärungen.

Dabei stellt sich diesen Führern die tatsächliche Feindschaft der Bildungsschicht hinderlich entgegen. Sie beginnt übrigens abzuflauen, je mehr die Wandlung zum aufgeklärten Despotismus verbunden mit einer gewissen Demokratie sich verstärkt, wie das Beispiel Gorkis zeigt. Noch hemmender ist, wie schon gesagt, die Eigenart der alten Gefolgschaft. Sie ist in den neuen Verhältnissen wenig brauchbar. Aber sie verlangt ihren Lohn für die Gefolgschaftsleistung, d. h. die Ämter, die der neue Staat zu vergeben hat. Sie abzustoßen sind die Kommunistenführer nicht in der Lage, denn sie sind die sicherste Stütze ihrer Macht. Daher stammt auch heute noch ihre Sorge, die Verwaltung zu vereinfachen, d. h. sie so zu gestalten, daß die Anhängerschaft, die ihren Lohn will, sie ausfüllen kann. Zum näheren Verständnis dieses Problems lese man Napoleons I. Sorgen über die Befriedigung seiner Anhängerschaft nach. Hier tut sich eine Aufgabe für Lenin, Trotzki usw. auf, der sich kein Usurpator entziehen kann, solange er an der Macht bleiben will.

Doch kehren wir zum Bolschewismus und zu Oszinskis Rechenschaftsbericht zurück!

Wir sagten, die „gegenwärtige Krise der Sowjetmacht" bestände in dem Problem, wie sich der bereits zur Macht gelangte aufgeklärte Despotismus des kommunistischen Führertums mit einem gewissen Grade von Demokratie vereinigen lasse. Oszinski untersucht selbst „die Gründe für die Ausbreitung

Digitized by Google

der einzelpersönlich-hierarchischen und autoritativen Formen der Diktatur". Ossinski teilt die von ihm aufgeführten Ursachen in außen- und innerpolitische. Die militärische Lage Rußlands im Frühjahr und Sommer 1918, d. h. die „furchtbare äußere Gefahr war es, die dazu zwang, die Räteorganisationen den kriegerischen Aufgaben anzupassen und dem Kommunalstaat eine kommunistisch-kriegerische Organisation hinzuzufügen". Wir haben hier eine Rechtfertigung der militärischen Gewaltherrschaft der „Ära Ludendorff" vor uns, die angesichts der Deklamationen deutscher Kommunisten und Sozialisten nicht ohne Bedeutung ist. Um dieser militärischen Aufgabe willen, war nach Ossinski auch eine rücksichtslose Unterdrückung aller jener Elemente im Innern Rußlands notwendig, die als Gegner des Kommunistenstaats, d. h. als „konterrevolutionär" zu betrachten waren. Ebenso verlangte die ökonomische Krisis Rußlands Gewaltmaßnahmen, es „waren auch hier wieder autoritative Mittel und autoritative Kampforganisationen notwendig". Denn die „Revolution ist der autoritativste aller gesellschaftlichen Prozesse "und gerade dieser scharfe revolutionäre Kampf erforderte die Anwendung„ autoritativster" Mittel (einschließlich der roten Terrors) und autoritativer Ausstattung der Regierungsorgane (insbesondere der „außerordentlichen Kommissionen") .... Das führt in der weiteren Entwicklung zum heutigen Übergewicht der persönlich-hierarchischen und autorativen Formen der Diktatur .... So wurden die kleinbürgerlichen Parteien allmählich eine nach der andern — nachdem sie die Grenzen der Legitimität überschritten hatten — aus den Räteorganisationen verdrängt und ging die Macht immer mehr an die Avantgarde der Arbeiterklasse und ihre politische Organisation, nämlich unsere Partei, über. Ohne Ausnahme wurden die Räte zu kommunistischen und verschwand natürlich von selbst aus den Wahlorganisationen der Kampf der Meinungen und damit ihr kollegialischer Charakter".

Diese Periode sieht Ossinski jetzt als abgeschlossen an. Jetzt „sind wir in eine andere Periode hineingekommen".

Er hält daher die Zeit für gekommen, „die Zahl der autoritativen Elemente in der Arbeiterdiktatur zu beschränken". Allerdings sei der Kampf gegen die Gegner noch nicht ganz beendet und deshalb noch Ausnahmen notwendig „die ‚reine Demokratie für die Armen' kann eben erst nach dem internationalen Siege des Sozialismus volle Verwirklichung finden." ——— Mit diesem Argument sichern sich die Kommunisten eine Ausrede für den Fall, daß ihr System irgendwo fehlschlägt. Ossinski will also das „Kommandoprinzip, d. h. des einzel-persönlich-hierarchisch-autoritative" noch in militärischen Angelegenheiten und im Eisenbahnverkehr erhalten wissen, „angesichts des beschleunigten Zusammenbruches des Transportwesens sowohl als auch der großen strategischen und in großem Maßstabe staatlichen Bedeutung dieses Verkehrszweiges. Eine gewisse Abspiegelung dieser Erscheinung wird sich in allen Verwaltungsgebieten wiederholen. Infolgedessen wird eine Einschränkung der Kompetenzen örtlicher Organe zugunsten der Zentralgewalt unvermeidlich sein".

Führen wir diese bolschewistische Ausdrucksweise auf die von Durchschnittsmenschen zurück, so heißt die Ossinskische Erklärung: die Natur der Aufgaben des Militärs, des staatlichen Eisenbahnwesens und der Verwaltung verlangt, daß sie fest in der Hand der Zentralgewalt des Staates als des Trägers der Souveränität sind. Ohne eine starke Möglichkeit für die Zentralgewalt, diese Organisationen nach ihrem Willen zu leiten, ist ein geordnetes und gesetzmäßiges Gemeinwesen undenkbar. Also kehrt der Kommunismus auch hier zur bürgerlichen Staatsauffassung zurück. Er versüßt diese Erkenntnis seinen Anhängern

Digitized by Google

allerdings mit den alten Deklamationen über die Bureaukratie, doch diesmal ohne ihnen zu verschweigen, daß „eine jede Bureaukratie — mag es nun eine bürgerliche oder proletarische sein — dieselben Kennzeichen zeigt," was nichtkommunistische Menschen auch schon vorher wußten.

Also im allgemeinen muß das „Kommandoprinzip" ganz bedeutende Einschränkung erfahren, erklärt uns Osjinski, d. h. es muß eine größere Annäherung an die „Demokratie für die Armen" hergestellt werden. Osjinski schildert uns diesen „Staat als Kommune" oder „Demokratie für die Armen folgendermaßen:

„Im April 1917 entwickelte Lenin die Idee des sogenannten ‚Staatskommunismus'. Unter ‚Staat als Kommune' verstand er ein dichtes Netz sich selbst verwaltender Zellen, als welche er die Klassenräte ansah, die sich über das ganze Land und alle Gebiete des Lebens erstrecken sollten. Hier war jede höhere Schicht durch eine Reihe von Fäden mit der tieferliegenden verbunden. So führten von dem Gipfelpunkte lebende Wurzeln bis in die tiefsten Tiefen hinab. Nicht das Parlament allein, von den Massen abgerissen, sollte das Land verwalten: das System gewählter Organisationen sollte das ganze Leben durchtränken. All diese Einzelzellen waren nun wieder von äußerster Elastizität, da die Deputierten jederzeit auf den Willen der Wähler hin durch andere ersetzt werden konnten. Ebenso ersetzbar sollten auch die Beamten sein, die durchaus vor ihren Wahlzellchen verantwortlich waren. Diese Räte vereinigen nun in ihren Händen sowohl die gesetzgebende als auch die vollziehende Regierungsgewalt. Daß diese Vereinigung beider Arten der Regierungsgewalt Willkür erzeugen könnte (wovon die bürgerlichen Demokraten immer mit besonderer Vorliebe singen), war nicht zu befürchten. Denn sie sollten ja nicht in den Händen ‚unabhängiger bürgerlicher Beamten' vereinigt werden, sondern in denen der gewählten Arbeiter- und Bauernräte, d. h. des arbeitenden Volkes selbst. Wenn nun aber das Volk die Gewalt in seinen eigenen Händen halten wird, so kann auch keine Willkür mehr zu fürchten sein; man kann nichts mit besserem Gewissen tun, als jeden voll seiner eigenen Willkür überlassen, da kein Mensch sich bewußt selbst Schaden zufügen wird.

Der ‚Kommunalstaat' ist das Bild jener neuen Demokratie, der ‚Demokratie für die Armen', der Arbeiter- und Bauerndemokratie. Die sogenannte ‚demokratische' (Parlaments-) Republik aber war das Ideal der bürgerlichen Demokratie gewesen, der Demokratie für die Reichen und nur die am besten entwickeltste Verkleidung der bürgerlichen Diktatur."

Wir weisen den Leser ausdrücklich nochmals auf den Satz hin: „Man kann nichts mit besserem Gewissen tun, als jeden voll seiner eigenen Willkür überlassen, da kein Mensch sich bewußt selbst Schaden zufügen wird." Er zeigt mit aller Deutlichkeit an, wohin die bolschewistische Reise geht, nämlich zur liberalen englischen Staatstheorie und Organisation. Alle bolschewistische Deklamationen über den Staat und das Beamtentum gehen von der Vorstellung des Staates und Beamtentums eines halbabsolutistischen Staates aus, wie Marx es im alten Preußen und die russischen Bolschewisten es bis in die jüngste Zeit in ihrem Vaterlande vor sich sahen. Was sie an ihre Stelle zu setzen suchen, ist die Verwirklichung der englisch-liberalen Idee des Selfgovernment. Man hat schon darauf hingewiesen, wie vieles von den kommunistischen Verwaltungsideen den Vorschlägen der Stein-Hardenbergschen Reform nahekommt. Man lasse sich durch die Phrasendrescherei der Bolschewisten gegen die „bürgerliche Demokratie" nur nicht über gewisse Tatsächlichkeiten hinwegtäuschen. Immer wieder finden sich unter diesem schier unerschöpflichem Wortschwall Geständ-

Digitized by Google

nisse, die über die wahren Verhältnisse Aufschluß geben. So erklärt Ossinski die Formen der kommunistischen Politik in folgender Weise als vorherbestimmt. „Gewählte Organe leiten sie, unterstützt von Beamten, die unmittelbar diesen Organen unterstellt sind und die ihnen beständig genaue Darlegungen zu machen haben — mit einem Wort, diese Politik befindet sich also unter der wirklichen Kontrolle der öffentlichen Meinung der Arbeiter und Bauern." Man vergleiche hiermit die englische Verfassung. Dort treffen wir als das „gewählte Organ" das Unterhaus — den eigentlichen Träger der Souveränität. Dieses, d. h. dessen Mehrheit bestellt durch die Wahl aus sich selbst die Minister, denen die Beamten unterstellt sind. Die Kontrolle der öffentlichen Meinung besteht aber wohl nirgends so stark wie eben in der englischen Demokratie.

Im Zusammenhalt mit dieser Idee der Staatsorganisation gewinnt der obige Satz erst seine volle Bedeutung: „Wenn nun aber das Volk die Gewalt in seinen eigenen Händen halten wird, so kann auch keine Willkür mehr zu fürchten sein; man kann nichts mit besserem Gewissen tun, als jeden voll seiner eigenen Willkür überlassen, da kein Mensch sich bewußt selbst Schaden zufügen wird." Es ist die von Adam Smith für den Freihandel gegebene Begründung, die hier für die demokratische Staatsorganisation herangezogen wird. Der russische Bolschewismus beginnt sich in den englischen Liberalismus hinüberzuentwickeln und zwar unter Benützung manchesterlicher Gedanken.

Die russischen Bolschewisten haben diese Entwicklungstendenz auch bereits klar erkannt, wie Ossinski mit den Worten gesteht: „Aber Ihr predigt ja nichts anders als die Rückkehr zur Demokratie. Alle Eure Worte riechen verdächtig nach Liberalismus" hören wir schon heute einige Genossen äußern. Das heißt, links von Lenin und Genossen bildet sich bereits eine Gruppe der wahren Zionswächter, der am alten Glauben festhaltenden. Ihnen gegenüber hat sich der Leninsche Bolschewismus jetzt ebenfalls zu verteidigen. Er tut es mit den gleichen Mitteln, wie gegenüber der Bourgeoisie. Das heißt, er spricht diesen orthodox Gebliebenen einfach das Verständnis für den wahren Sinn der marxistischen Lehre ab.

Ossinski legt sich dann die Frage vor: „Was muß getan werden, um die Grundmängel des Mechanismus zu beheben?" Er zählt dabei eine Reihe von Aufgaben auf, die sich alle um das eine Grundproblem drehen, wie „ein jeder Bürger der Räterepublik von ihnen (d. h. den Rätebeamten, d. Verf.) nicht nur die Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflichten verlangen, sondern sich auch etwaigen ungesetzmäßigen Forderungen entziehen können" muß. Das heißt er sucht zu ergründen, wie die Sicherheit der Rechte der Staatsbürger und die demokratische Ausübung ihres Bestimmungsrechts auf die Staatsleitung gegenüber dem derzeitigen Despotismus gewährleistet werden kann. Deshalb drängt er auf Verantwortlichkeit des Beamtentums, auf Schutz der Bürger in ihrer Rechtssphäre durch Unterordnung aller Organe, die Haussuchungen und Arreste vornehmen, unter die richterliche Gewalt, auf Durchführung der örtlichen Räte und des Allrussischen Zentralexekutivkomitees als kollegialer Organisationen, d. h. auf Vollzug der Verfassungsbestimmungen über die Verwaltungsorganisation und das Wahlrecht. Er verlangt ferner Maßnahmen, durch die der Vollzug der Gesetze seitens der örtlichen Organe sichergestellt wird. Damit die Erfüllung dieser Forderungen auch dauernd gewährleistet sei, fordert er schließlich: „die Tätigkeit aller Regierungsorgane muß der Kontrolle der öffentlichen Meinung der Arbeiter und Bauern unterliegen. Die Sitzungen all dieser Kollegien sollen zugänglich öffentlich sein. . . . . Ebenso ist es klar, daß nur die freie Besprechung aller Fragen des öffentlichen Lebens in der Presse sowohl

Digitized by Google

als auch in Versammlungen den festen Boden ergeben kann, der für die entscheidenden Besprechungen in den erwählten Organisationen notwendig ist".

Nachdem Ossinski so einige Grundforderungen der Demokratie als Mittel gegen die „Grundmängel des Mechanismus" der Sowjetrepublik aufgezählt hat, hält er es wieder für taktisch geboten, den Leser von dem Gedanken abzulenken, daß all das mit der kommunistischen Theorie eigentlich wenig mehr zu tun hat. Denn er wendet sich mit großem Pathos den Zweiflern zu:

„Hier hören wir wieder die Fragen: Ihr fordert also allgemeine Preß- und Versammlungsfreiheit? Kann dies noch etwas anderes bedeuten, als die Rückkehr zur bourgeoisen Demokratie? Und vor allem: Bedingt das nicht die Wiederaufnahme derjenigen Parteien in die Räte, welche der Arbeiter- und Bauernschaft feindlich gesinnt sind? Und zeigt es nicht endlich deutlich den veränderten Kurs unserer Politik an, von dem die Menschewiki so lange schon flüstern?

In Wirklichkeit aber rufen wir nicht: Rückkehr zur bürgerlichen Demokratie!, sondern: Vorwärts zur vollen Verwirklichung der Arbeiter- und Bauern-Demokratie! Die Arbeiter- und Bauern-Demokratie sieht ihre vornehmste Aufgabe darin, den Arbeitern und Bauern die tatsächlichen Grundlagen des freien Gebrauches des Wortes, der Presse, der Versammlungen usw. zu sichern (während man der Bourgeoisie ihre Gebäude abnimmt, um sie zu Versammlungen zu benützen, ihre Typographien und ihr Papier gebraucht und die Möglichkeit zu jeder bezahlten Agitation vernichtet).

Hinsichtlich der Ausnutzung dieser realen Möglichkeiten wollen wir nur das eine, daß die Arbeiter und Bauern selbst frei ihre Meinung sagen können; denn wir kennen nur ihre öffentliche Meinung, nicht aber die der Bourgeoisie und deren Parteien. Diese sind gestorben und existieren nicht mehr. Wer sagt also in der Räterepublik seine Meinung? Und was wird er sagen? Das können nur Parteien und Organisationen sein, deren Vertreter von Arbeitern und Bauern in die Räte gesandt worden sind. Und zwischen ihnen werden nun — der Zahl der hinter ihnen stehenden entsprechend — die Gebäude, die Typographien und das Papier verteilt, und wir können in den Versammlungen sowohl als in den Zeitungen nur die Anschauungen wieder hören, welche uns auch von den Räten selbst zu Gehör kommen.

Auf diese Weise kommen wir direkt zu der Frage, welche Parteien denn nun eigentlich an den Räten Anteil nehmen können. Bis in die letzte Zeit waren die kleinbürgerlichen Parteien aus den Räten verjagt. Augenblicklich nehmen sie dort eine halb-legale Stellung ein.

Es muß aber klar und deutlich gesagt werden, daß auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe keine Notwendigkeit besteht, aus den Räten und der freien Diskussion solche Parteien fernzuhalten, die nicht zur direkten Niederwerfung der Rätegewalt auffordern.

Es ist sogar möglich, daß wir diese Freiheit bald allen Parteien zugestehen werden, die stark genug sind, um in den Räten vertreten zu können.

In dem Maße, als das reale Kräfteverhältnis zugunsten des Proletariats und der Armen gefestigt und die Rätegewalt jetzt auf feste Füße gestellt ist, kann und soll auch den kleinbürgerlichen Parteien, die in den Räten vertreten sind, Presse- und Versammlungsfreiheit gewährt werden. Auf diese Art und Weise erfährt die öffentliche Meinung über die Arbeit der Räteregierung natürlich eine Erweiterung und wird in den Chor der öffentlichen Meinung die Stimme der zurückgebliebenen Politiker mit eingeschlossen, welche die Meinung der zurückgebliebensten Schichten der Kleinbourgeoisie ausdrückt. Das ist nur um so besser in dem Maße, als die Räteherrschaft befestigt ist; es kann

Digitized by Google

jeder Zusammenstoß der Meinungen für sie nur nützlich sein; denn die Mannigfaltigkeit der Ansichten erleichtert uns das Auffinden neuer Wege. Was aber die Herren kleinbürgerlichen Politiker betrifft, so haben sie volle Möglichkeit, auf dem von ihnen so hochgelobten ‚friedlichen, parlamentarischem Wege' eine Veränderung in der allgemeinen Politik durch Beeinflussung der öffentlichen Meinungen zu erzielen, nur daß hier die öffentliche Meinung sowohl als auch die Wähler nicht schlechter, sondern besser als die Parlamentswähler darüber orientiert sind, was richtig und was nicht richtig ist."

Der Sinn dieser Darlegungen ist trotz aller verhüllenden Worte der, daß die Sowjetrepublik sich in der Richtung der Demokratie entwickeln muß. Der bolschewistische Marxismus sieht auch in dieser Entwicklung eine Notwendigkeit. Sie liegt auch zweifellos vor, nur in anderem Sinne, als der Marxismus sie sich dachte. „Die historische Notwendigkeit besteht in unserm Falle eben gerade darin", daß ein utopischer religiöser Mythos von seiner machthungrigen Anhängerschaft schließlich jedesmal noch in sein Gegenteil umgedeutet wurde, wenn es durch die Sorge, sich in der Macht zu behaupten, geboten erschien, und zwar auch dann, wenn der rechtgläubig gebliebene Teil auch noch so sehr protestierte. In jeder religiösen Bewegung, die sich auf kanonische Schriften mit der Forderung auf absolute Wahrheit ihrer Offenbarungen stützt, taucht immer irgend wann einmal das Problem der Schriftauslegung auf. Das geschriebene Wort kann mit vielfachem Sinn erfüllt werden, das Prinzip der clara et sufficiens scriptura hat noch niemals widersprechende Auffassungen vom Sinn der Offenbarung zu verhindern vermocht. Dieses Schicksal blüht auch dem Marxismus. Seine Kirchenväter Kautsky, Bernstein, Mehring, Lenin, Plechanow usw. usw. vertreten oft sehr verschiedene Auffassungen vom Sinn der kanonischen Schriften des Sozialismus, d. h. der Schriften von Marx und Engels. Lenin nahm, wie wir schon oben darlegten, für sich den Charakter reinster Orthodoxie in Anspruch. Solange seine Sekte noch im Zustand der ecclesia militans war, konnte er diese Buchstabentreue hemmungslos durchführen. Als ecclesia triumphans, als irdische Herrschaft aber sah sich die kommunistische Sekte zu Konzessionen an die harte Wirklichkeit der Menschennatur genötigt. Sie hätte diese Konzessionen ablehnen und buchstabengetreu bleiben können, wenn sie bereit gewesen wäre, in dem Augenblick wieder die Herrschaft fahren zu lassen, wo das Schicksal sie ihr zuteil werden ließ. Denn der orthodoxe Marxismus steht so im Widerspruch mit der Menschennatur, daß er auf Dauer nicht zu verwirklichen ist. Die Menschheit läßt sich eben nicht nach Marx-Engelschen Rezepten organisieren und leiten. Die kommunistische Sekte hätte andererseits ihren Irrtum eingestehen können. Dann hätten ihre Machthaber jedoch ebenfalls von der Herrschaft abtreten müssen. Aber der Genuß der Macht ist süß und es ist angenehmer, der „rote Zar", d. h. zäsaropapistischer Herrscher eines Millionenreiches zu sein, als ein landflüchtiger oder gar als Irrlehrer entlarvter Prophet.

So kamen Lenin und sein an der Macht teilhabender Anhang zur Forderung, daß sie allein Marx und Engels Gedanken weiterzudenken vermögen. Als Hilfsmittel boten sich ihnen Uminterpretation der Lehre und Verketzerung der Andersdenkenden. Lenin begann seine Religion den Tatsächlichkeiten anzunähern, damit er seine Herrschaft behaupten konnte.

Wie dachte einst Heinrich IV. von Navarra, als er vor der Frage stand, ob er seiner Konfession treu bleiben und dafür seine Anwartschaft auf Frankreichs Königskrone preisgeben soll oder nicht? „Ein Königreich ist eine Messe wert." Heinrich IV. fühlte vielleicht weniger religiös als Lenin. Und sein Ausspruch ist sicher zynischer als dieses „roten Zaren" Auslegungskünste. Aber dafür ist er ehrlicher.

Digitized by Google

Die Choristen der Revolution.

Von Alexander Herzen.

Alexander Herzen und seine Freunde gehören zur Geschichte der russischen Revolution von 1905 und 1917 wie Voltaire und die Enzyklopädisten zur Geschichte der großen französischen Revolution. Geboren am 25. März 1812 als das uneheliche Kind eines altadeligen Russen, Iwan Alexejewitsch Jakowlew und einer Deutschen, Luise Haag, wird der frühreife Knabe geistig bald von den verschiedensten Seiten her beeinflußt, vergöttert die französische Revolution und ihre russischen Nachahmer, die Dekabristen, schwärmt für Schiller und die großen russischen Dichter und vertieft sich natürlich auch in die Bibel. Auf der Universität widmet er sich ernstlich den Naturwissenschaften, die fortan sein philosophisches Denken zielsetzend und wegweisend bestimmen. Selbstverständlich wird auch er ohne rechten Grund eingekerkert, dann nach Perm, Wjatka und Wladimir verschickt. Heimgekehrt beginnt Herzen, von einem Kreis Gleichgesinnter umgeben, Hegel und namentlich Feuerbach, später auch die deutschen Materialisten, die französischen und englischen Positivisten und die französischen Sozialisten, vor allem Proudhon, zu studieren. Zu seinen Freunden gehören damals alle die Männer, die, trotz der unerträglichen Tyrannei Nikolaus I., ein geistiges Rußland gebildet: neben Herzens Jugendfreund, dem Dichter Ogarew, der große Kritiker Belinskij, der katholisierende Verfasser des berühmten „Philosophischen Schreibens" Tschaadajew, der liberale Historiker Granowskij, die Führer der Slavophilen, namentlich Aksakow und die Brüder Kirejewskij. Von diesen wie von Granowskij hat sich Herzen indes bald wieder getrennt. 1847 verläßt er Rußland auf immer, erlebt die Erhebung Italiens leidenschaftlich mit und bricht unter dem Eindruck der Junischlachten in Paris erschüttert zusammen. Das Flüchtlingsleben in Genf ernüchtert ihn vollends; sein Glaube an die Revolution und an Europa verschwindet. Fortan wendet er sich enthusiastisch der Zukunft Rußlands entgegen, kämpft in den weltbekannten Revuen „Polarstern" und „Glocke" für Aufklärung und Befreiung, unterstützt den Kampf Alexanders II. gegen die Leibeigenschaft, tritt dann aber, von seinem Freunde Bakunin schlecht beraten, für die Polen ein und verliert dadurch die Gunst auch der russischen Demokraten. Den einen zu radikal, den andern zu vorsichtig, steht er in seinen letzten Jahren allein; er ist am 21. Januar 1870 in Paris gestorben. Unter seinen Werken nehmen die „Erinnerungen", die er gegen Ende seines Lebens verfaßt hat und deren 2. Bande die folgende Schilderung entnommen ist, einen Ehrenplatz in der russischen Literatur ein. Obwohl keineswegs ein abgerundetes Kunstwerk, zeigen sie, auch in der wenig sorgfältigen deutschen Übersetzung (von Dr. Otto Bueck, Berlin-Wilmersdorf 1916, Verlag der Wochenschrift „Aktion") alle Vorzüge des glänzenden Schriftstellers und führen, besser als eine Darstellung es könnte, in den Reichtum und die Tragik des geistigen Rußland der Jahrhundertmitte ein. Wer die Skizze, die die „Erinnerungen" vom Leben und Denken Alexander Herzens entwerfen, zu einem Bild erweitern möchte, sei hiermit nachdrücklich auf das grundlegende, leider noch unvollendete Werk Th. G. Masaryks „Rußland und Europa" (Jena 1913, Eugen Diederichs) verwiesen. Fritz Endres.

In den unruhigen Zeiten sozialer Umwälzungen und Stürme, wo die Staaten aus den Fugen gehen, wird stets ein neues Geschlecht von Menschen geboren, die man die Choristen der Revolution nennen kann. Aufgewachsen auf einem schwankenden und vulkanischen Boden und erzogen während der Aufregung und dem Stillstand aller Staatsgeschäfte, leben sie sich von Jugend auf in eine gewisse politische Erregung hinein, lernen sie das Dramatische an ihr, die feierliche und grelle Inszenierung, lieben und schätzen. Wie für Nikolaus I. der Parademarsch die Hauptsache an der Kriegskunst war, so sind es für sie die Bankette, die Demonstrationen, die Protestkundgebungen, die Versammlungen, die Toaste und Fahnen. Das ist ihnen das Wichtigste bei den Revolutionen.

Es gibt gute und tapfere Männer unter ihnen, die ihren Überzeugungen aufrichtig ergeben und stets bereit sind, ihre Brust den Flintenkugeln preiszu-

Digitized by Google

geben, aber zum größten Teil sind es unbedeutende und schwerfällige Pedanten. Konservativ bis zum äußersten in allen Fragen der Revolution, halten sie ihr Leben lang an irgendeinem Programm fest, über das sie nie hinauskommen.

Sie sprechen ihr ganzes Leben lang über ein paar politische Ideen und eignen sich von ihnen nichts als die rhetorische Seite der Sache, ihre priesterliche Hülle, d. h. gewisse Gemeinplätze an, die, ganz so wie die kleinen Enten in einem Spiel unserer Kinder, in den Zeitungsartikeln, den Festreden und den parlamentarischen Exkursen à tour de rôle wiederkehren.

Außer ein paar naiven Leuten und revolutionären Doktrinären schließen sich diesen Kreisen noch verkannte Genies, unglückliche Literaten, Studenten, die ihr Examen nicht gemacht, aber das Gymnasium beendet haben, unbeschäftigte Advokaten, Künstler ohne Talent, Menschen von einer großen Eitelkeit, aber geringen Fähigkeiten und um so größeren Ansprüchen, ohne Ausdauer und Arbeitskraft an. Die äußere Autorität, welche in ruhigen Zeiten die Menschenherde leicht lenkt und hütet, wird in den Zeiten der Umwälzungen schwächer, und die sich selbst überlassenen Menschen wissen nicht, was sie mit sich selbst anfangen sollen. Die Leichtigkeit, mit der in revolutionärer Zeit die großen Männer scheinbar emportauchen, macht einen großen Eindruck auf diese jungen Leute, und sie werfen sich auf eine törichte Agitation. Sie gewöhnen sich so an starke Erregungen und Empfindungen und verlieren die Lust an ernster Arbeit. Das Leben in den Cafés und den Klubs hat seine großen Reize, es ist voller Bewegung, es schmeichelt dem Selbstgefühl und läßt ihnen volle Freiheit. Man braucht sich nicht zu fürchten, daß man sich verspätet, braucht sich nicht zu quälen; was heute nicht geschehen ist, läßt sich morgen nachholen; eigentlich braucht man überhaupt nichts zu tun.

Die Choristen der Revolution teilen sich, wie der Chor in der griechischen Tragödie, in zwei Halbchöre. Man kann sie nach dem Vorbild der Botanik in Phanerogamen und Kryptogamen einteilen. Die einen bleiben ihr Leben lang Verschwörer und wechseln beständig ihre Wohnungen und ihre Bärte. Sie laden einen geheimnisvoll zu allerhand hochwichtigen Besprechungen ein, womöglich nachts und an einem unbequem gelegenen Ort. Wenn sie ihren Freunden auf der Straße begegnen, grüßen sie nur ungern mit dem Kopf, sie wechseln nur vielsagende Blicke. Viele von ihnen verheimlichen ihre Adresse, sagen nicht, wann sie abreisen und wohin sie sich begeben, und schreiben chiffrierte Briefe mit chemischer Tinte über Neuigkeiten, die man in jeder Zeitung mit gewöhnlichem holländischem Ruß abgedruckt finden kann. Unter Louis Philippe versteckte sich E., der, wie mir ein Franzose erzählte, in eine politische Affäre verwickelt war, in Paris. Bei allen Reizen, die ein solches Leben haben mag, wird es auf die Dauer langweilig und ermüdend. Delessert, ein reicher Mann und ein Bonvivant, war damals gerade Präfekt. Er diente nicht, weil die Not ihn dazu zwang, sondern aus Liebhaberei in der Polizei, und liebte es, hin und wieder an einem fröhlichen Mittagessen teilzunehmen. Er und E. hatten viele gemeinsame Freunde. Einst sagte einer von ihnen zwischen „Birne und Käse", wie die Franzosen sich ausdrücken, zu ihm: „Wie dumm, daß Sie den armen E. so verfolgen. Wir kommen so um einen feinen Gesellschafter, und er muß sich verstecken wie ein Verbrecher!"

„Ich bitte Sie," sagte Delessert, „wir denken gar nicht daran! Wozu versteckt er sich?" Seine Freunde lächelten ironisch. „Ich werde mich bemühen, ihm und Ihnen klar zu machen, daß er töricht handelt."

Digitized by Google

Als er nach Hause kam, ließ er einen von seinen tüchtigsten Spitzeln zu sich kommen und fragte ihn: „Ist E. in Paris?“ — „Ja,“ sagte der Spitzel. — „Versteckt er sich?“ — „Ja.“ — „Wo?“ fragte Delessert. Der Spitzel nahm ein Taschenbuch heraus, blätterte darin herum und las die Adresse vor. — „Also gehen Sie morgen früh zu ihm hin und sagen Sie ihm, er mache sich unnütze Sorgen; wir suchen ihn gar nicht, er könne ruhig in seiner Wohnung bleiben.“

Der Spitzel führte seinen Auftrag pünktlich aus. Zwei oder drei Stunden nach seinem Besuch aber teilte E. seinen nächsten Freunden geheimnisvoll mit, daß er Paris verlassen und sich in einer fernen Stadt versteckt halten müsse, weil der Präfekt seine Schlupfwinkel ausgekundschaftet habe.

Und wie die Verschwörer ihr Geheimnis mit dem durchsichtigen Vorhang eines geheimnisvollen und vielsagenden Schweigens zu verdecken suchen, so suchen die Phanerogamen alles, was sie auf der Seele haben, bekanntzumachen und auszuplaudern.

Das sind die unermüdlichen Tribune der Kaffeehäuser und Klubs, stets sind sie unzufrieden, immer haben sie etwas zu tun, einem etwas mitzuteilen, selbst das, was nie stattgefunden hat; denn das, was sich wirklich ereignet, erscheint in ihrer Darstellung ins Quadrat oder in die dritte Potenz erhoben, wie die Berge auf den Reliefkarten. Das Auge gewöhnt sich allmählich so sehr an sie, daß es unwillkürlich bei jedem Straßenlärm und Auflauf, bei jeder Demonstration und jedem Bankett nach ihnen sucht.

Gedanken von Kurt Eisner.

Aus „Taggeist. Kulturglossen von Kurt Eisner.“ Erschienen 1901 im Verlag Dr. John Edelheim, Berlin W.:

(Seite 17.) **„Frankreich vergißt keinen Augenblick seine Revanche, und den furchtbaren russischen Bergsturz erwartet das bebende Europa als sein unvermeidliches Schicksal. Der große Weltkrieg der Zukunft reckt in seiner Höhle die Tatzen. Niemand, auch nicht die reichste Phantasie, vermag diese ungeheure Katastrophe, wenn nur in schattenhaften Umrissen, im voraus zu erkennen. Auch für den Krieg ist das patriarchalische Zeitalter vorbei. Es ist nicht mehr das unfreundschaftliche Abkommen zweier Fürsten, Dynastien ... Nur eines weiß man: Wir müssen alles an Soldaten aufbieten, was wir vermögen.“**

*

(Seite 18f.) „Trotzdem der Militarismus heute noch auf der untersten Stufe seiner qualitativen, kulturellen Entwicklung steht, darf man heute schon seine Vorteile nicht verkennen. Für eine hohe Zahl von Menschen bedeutet der Militärdienst eine soziale Erlösung (für sie wäre es freilich auch der Krieg, der den ewigen Kampf um das Sattsein beseitigt — ein Gewinn, der mit dem Leben nicht zu teuer erkauft ist). Die in äußerstem Elend isolierten, eingekerkerten Menschen zieht der Militarismus in eine von höheren Interessen als der primitivsten Notdurft beseelte Gemeinschaft. Der kommunistische Grundzug des Militarismus hebt die Niedrigen und zwingt die Bevorzugten zu einiger gerechten Demut. Der zu Übungen eingezogene Großkaufmann, der seinem Hausdiener als seinem Vorgesetzten parieren muß — das ist kein ungewöhnliches Beispiel für die demokratisierende Tendenz des Militarismus. Dazu kommt die körperliche Selbständigmachung, die physisches Selbstvertrauen und entschlossene

Digitized by Google

Gewandtheit schafft — ein spartanisches Element, das keinem Staatswesen fehlen darf, das nicht einer allgemeinen Gewebeerschlaffung und Herzverfettung verfallen will. Überdies liegt im Militarismus, je weiter er seine Fangnetze aufspannt, ein desto ernsterer, dringenderer Anreiz für die Regierenden, durch soziale Fürsorge die körperlichen Verheerungen, die der Industrialismus anrichtet, zu bekämpfen. Das Wehrinteresse verlangt Männer, während das kapitalistische System Krüppel züchtet; der Egoismus des Militärstaats hemmt die Verwüstungen der wirtschaftlichen Anarchie: All das und noch mehr ließe sich jetzt schon zugunsten des geläuterten Militarismus einwenden."

*

(Seite 66.) „Was schon seit den Tagen, da die Kaiserin Friedrich in Paris der gemeinen Beschimpfung einer pöbelhaften Boulevardpresse sich aussetzen mußte, dem Einsichtigen wider allen Wunsch klar sein mußte, hat der Züricher Kongreß aufs neue bekräftigt. Frankreich ist die eigentliche Gefahr für die Existenz Europas. Es ist russischer als Rußland. Der Zarismus beherrscht in Rußland nur die Regierung, in Frankreich das Volk. Am Chauvinismus Frankreichs wird der Fortschritt Europas scheitern. Möglich, daß einmal mit dem russischen Zarismus die Nihilisten fertig werden, das französische Russentum werden die Sozialisten schwerlich überwinden."

*

(Seite 67.) „Vielleicht hätte der Kongreß klüger getan, den Herren Werner und Landauer auf dem Kongreß Spielraum für Entfaltung ihrer geschätzten Individualitäten zu gönnen. Aber man kann es den anderen aufs Wort glauben, daß die Verhandlungen ohne Ermittierung der Individualitäten keinen Schritt vorwärts gerückt wären. . . . Der Anarchismus, diese Karikatur des Liberalismus, und der polarisch entgegengesetzte Sozialismus zu höherer Harmonie verschmolzen! Es ist auch nicht richtig, wenn man die Unabhängigen für den radikalen Flügel der Sozialdemokratie hält. Sie sind eher reaktionär. Der subjektive Radikalismus des Temperaments ist noch lange nicht objektiver Radikalismus. Reaktionär aber ist, wer sich im Kampf veralteter Waffen bedient. Jedermann hat gegenwärtig im Parlamentarismus einen Weg, um die politische Macht zu erobern. Ein Tor, der ihn nicht benutzt. Gassenrevolutionen sind ein Mittel früherer Zeiten, das heute höchstens noch Rußland angemessen ist."

* * *

„Ferdinand Lassalles Mahnung, daß man in der Politik aussprechen müsse, was ist, beherrscht unser Tun." (Das Regierungsprogramm, 15. 11. 1918.)

*

„Die leitenden Männer der Entente sprechen nach der Umwälzung anders als zuvor. Unser Appell an das Weltgewissen blieb nicht ungehört. Die Waffenstillstandsbedingungen wurden erheblich gemildert. Der Geist des Patrioten, der die französische Republik leitet, spricht heute mit menschlichem Verständnis und Vertrauen." (Ebenda.)

* * *

„Die Konter-Revolution regiert in Berlin ganz gemütlich, als ob garnichts geschehen wäre, und als ich das sah, da holte ich aus meiner Aktenmappe jenes Schriftstück, durch das nun der letzte Schleier von den Geheimnissen dieses Weltkriegs gerissen wird, jenen Bericht des Vertreters des

Digitized by Google

Grafen Lerchenfeld, des Herrn v. Schön, an den Grafen Hertling, in dem nun in aller Behaglichkeit auseinandergesetzt wird, wie man beabsichtigte, den Weltkrieg zu entfesseln."

*

„In Berlin ist das Verbrechen ausgekocht worden . . ."

*

„Wir kommen mit reinen Händen . . ."

(Rede vor dem Münch. Arb.-, Sold.- u. Bauernrat am 28. 11. 18.)

* * *

„Meine Herren, ich bin bereit, aus jedem von Ihnen einen Staatssekretär des auswärtigen Amtes zu machen und in 24 Stunden erledigt er diese Geschäfte, die rein technischen Geschäfte, besser als die Vorgänger."

*

„Stellen Sie sich doch einmal vor, in welcher Lage namentlich Frankreich ist. — Das Land, verwüstet durch die Methoden der deutschen Kriegsführung, die bis in die letzten Augenblicke nach meinen Nachrichten weitergeführt worden sind, im Innersten erregt. Ja, meine Herren, und da sollen Sie verhandeln mit Männern, die das überfallene Volk noch verdächtigen, daß es der Schuldige gewesen ist. —"

*

„Sie mögen sie [die Entente] für mitschuldig halten, genau so wie ich sie für nichtschuldig halte, nicht einmal für mitschuldig."

*

„ich weiß nicht, ob er (der Vorredner), wie ich, ein Fachmann auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist." (Zuruf: Das maße ich mir nicht an!) „Aber Sie reden darüber."

*

„Ich kenne Sie nicht, ich kenne aber alles, was an der Revolution mitgewirkt hat!" (Zuruf: Wir waren im Felde!) „Dann haben Sie eben nicht an der Revolution mitgewirkt!" (Zuruf: Aktiv freilich nicht!) (Zuruf: Die Revolution ist gewachsen!) „Ach, die Revolution ist nicht gewachsen, die ist gemacht worden."

„Ich bin, obwohl Sie es in der Presse gelesen haben, gar kein Ideologe. Ich habe Ihnen gezeigt, wie man sehr praktisch ganz nach den Mitteln moderner Technik mit geringstem Kraftaufwand die höchste Leistung erzielt, wie man Revolution macht." (Rede vor den bayer. Soldatenräten am 30. 11. 18, 10 Uhr vorm.)

* * *

„Seit der Zeit [Abbruch der Beziehungen zu Solf, Erzberger usw.] habe ich die Presse gegen mich, weil die ganze Presse ihren Geist vom auswärtigen Amt in Berlin bezogen hat, auch nach der Revolution weiter bezog. Deshalb wurde die Losung ausgegeben: Feste druff auf diesen Ideologen, auf diesen Phantasten, auf diesen Dichter. Ich teile dieses Unglück mit dem französischen Minister Clemenceau, der auch ein Dichter ist."

(Wahlrede vor den Unabhängigen, 12. 12. 18.)

* * *

„Ich habe niemals von diesem Mann [Clemenceau], der 1870 nie vergessen hat und der mit einer Kühnheit und Entschlossenheit, die ich den deutschen Staatsmännern wünschte, im Augenblick der größten Gefahr für sein Land den Widerstand befeuert und aufrecht erhalten hat, ich habe nie gesagt, daß dieser Mann mein Freund, mein Verbündeter ist."

Digitized by Google

„Parteigenossen, das können wir nicht so machen, daß wir sagen, alle Regierungen seien miteinander schuldig." — „Ich habe . . . jedem, der lesen kann, jedem, der ehrlich ist, bewiesen, wie eine verbrecherische Horde von Menschen diesen Weltkrieg inszeniert hat, wie man ein Theaterstück inszeniert. Denn dieser Krieg ist nicht entstanden, er ist gemacht worden. — Das Bekenntnis zur Wahrheit ist die Voraussetzung, zu einem ehrlichen Frieden zu kommen."

*

Allerdings auch drüben gibt es Kriegshetzer und Chauvinisten, aber die Schuld an diesem Kriege liegt bei Deutschland. Das ist die geschichtliche Wahrheit, und diese Wahrheit müssen wir bekennen."

(Wahlrede vor den Unabhängigen, 12. 12. 18.)

Ein Verein der Arbeitswilligen.

Hamburg 24, den 30. Mai 1919, Ifflandstr. 40.

Der Artikel im letzten (März) Heft der Süddeutschen Monatshefte, betitelt „Die Errungenschaften der Revolution", zeigen wohl jedem, der überhaupt Vernunftgründen zugänglich ist und einen Funken von Ehrgefühl und Liebe zu seinem Land hat, welchem Strudel wir zutreiben, aus dem, sind wir erst einmal darin, uns auf Jahrhunderte hinaus nichts mehr rettet.

Das einzige, was uns retten könnte, wonicht retten, unser Schicksal jedoch bestimmt nicht ungünstiger gestalten würde, ist — Arbeit. Leider hat der Artikel recht! Recht bis auf den I-Punkt!! Gerade hier in Hamburg sieht und hört man nichts anderes tagtäglich von alt und jung, Mann und Frau, als daß es gilt sich dem Staat als Arbeitsloser an die, ach schon so verdorrte, Brust zu legen und ihn unerbittlich bis zum letzten Atemzuge vampyrartig auszusaugen! Es ist das den Leuten, die irgendwie eine bisher innegehabte Stellung gezwungen oder auch freiwillig aufgeben müssen, schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Dieser Zustand muß enden, darüber sind sich ja wohl aufrechte Männer und Frauen, genug im Lande noch trotz allem vorhanden, völlig einig.

Doch damit allein ist es nicht getan. Der Deutsche ist ein Vereinsmeier, viel verspottet deshalb, aber — er ist es nun einmal! Davon ausgehend gilt es, ihn zu fangen, ihn in einen großen Verein der „Arbeitswilligen bis zum Äußersten" zu bringen. Ja, es durchzusetzen, daß die Nichtzugehörigkeit zu diesem allumfassenden Verein, den ich vorschlagsweise einmal „Deutsche Arbeits-Gemeinschaft" nennen will, als eine Schande, eine öffentliche Schande angesehen wird für jeden gesunden, erwachsenen Deutschen ohne Rücksicht auf sogenannte Stände und Gewerbe.

In diesem Sinne habe ich anliegenden Satzungs-Entwurf skizziert.

An die Spitze gehören volkstümliche Männer aller Berufsgruppen. Vor allem natürlich Presse, Industrie jeder Art.

Warum ich diesen Vorschlag, diese Anregung gerade Ihnen unterbreite? Weil mir aus jeder, auch der bittersten Zeile Ihres Blattes die tiefste Liebe für unser Volk spricht, ein Notschrei: Kehrt um, ehe es zu spät ist, gleich!! Sofort; später ist zu spät!!!

Sollten Sie mit meinen hier gegebenen Anregungen irgend etwas anfangen können, so würde mich das tief erfreuen. An die Regierung sich zu wenden, hat erfahrungsgemäß nur Vertagung und Verschiebung ad calendas graecas zur Folge und dazu ist nicht mehr Zeit!!

Ich verfüge leider nicht über Presseeinfluß, doch dafür sind ja auch genug auf-

Digitized by Google

rechte Leute da, die an eine große ideale Idee alles daransetzen und auch Zeit und Mittel haben, diese Angelegenheit sofort in Angriff zu nehmen, um dem deutschen Volk in Wahrheit durch Aufrüttlung der ihrem und unserm Verderben — zutanzenden Volksgenossen einen letzten Halt zu geben!

Ernst Kurtzahn, Schiffsbauingenieur der Hamburg-Amerika-Linie.

Satzungs-Entwurf:

1. Die „Deutsche Arbeits-Gemeinschaft" bezweckt den Zusammenschluß aller derjenigen, die ihr und der Allgemeinheit des deutschen Volkes Wohl in tätiger, rastloser Arbeit allein erblicken.

2. Mitglied kann und soll jeder werden, Mann oder Frau, die von ihrer Hände oder ihres Kopfes Arbeit leben, ohne Rücksicht auf den Beruf! —

3. Jedes Mitglied verpflichtet sich, durch das Wort eines ehrlichen Deutschen, unentwegt zu arbeiten zu seinem und aller Deutschen Wohl und sich unbeschadet seiner politischen Meinung an keiner irgendwie gearteten Arbeitseinstellung zu beteiligen.

4. Unbeschadet seiner etwaigen Zugehörigkeit zu irgendwelchen politischen Vereinen oder Gruppen verpflichtet er sich innerhalb der „D. A.-G." von jedweder politischer Propaganda vollkommen abzusehen.

5. Jeder der „D. A.-G." beitretende Arbeitslose, Mann oder Frau, verpflichtet sich, jede Arbeit, die er körperlich oder geistig imstande ist leisten zu können, anzunehmen.

6. Als Abzeichen gilt ein als Brosche oder Knopf zu tragendes Zeichen, woran das Mitglied sofort als „arbeitend" oder „arbeitslos" kenntlich ist. Das Abzeichen besteht aus einem Ring von grellster Farbe mit den weißen Buchstaben D. A.-G. als Umschrift und einem Mittelteil, der bei arbeitslosen Mitgliedern weiß gehalten ist, hingegen bei arbeitenden Mitgliedern einen schwarzen Hammer auf weißem Grund zeigt.

7. Als Mitgliedsbeitrag zahlt jedes arbeitende Mitglied, das erwerbstätig ist Mark ... — (ca. M. 5.—) einmalig?, jährlich?, außerdem die Kosten der beiden Abzeichen. Jedes arbeitslos beitretende Mitglied zahlt nur die Kosten des Abzeichens.

8. Fördernde Mitglieder, wie Arbeitgeber, können dem Verein ebenfalls angehören und zahlen nach Selbsteinschätzung.

9. Die „D. A.-G." will das äußerste daran setzen, jedem ihr angehörenden Mitglied Arbeit zu schaffen, und wird sich mit allen hierfür in Frage kommenden Stellen behördlicher und privater Art, in Verbindung setzen.

10. Jedes Mitglied ist unbedingt verpflichtet jede ihm bekanntwerdende Arbeitsgelegenheit unverzüglich der „D. A.-G." mitzuteilen.

11. Jeder, der als anständig denkender Mensch sich von seinem ausgeplünderten und verarmten Land nichts schenken lassen will und daher zur Annahme von Arbeitslosenunterstützung zu stolz ist, trete der „D. A.-G." bei und werbe für sie unablässig.

12. Als Mindestentschädigung für geleistete Tagesarbeit gilt überall und ausnahmslos der von den Ortsbehörden festgesetzte ortsübliche Tagelohn.

13. Jeder der „D. A.-G." Beitretende kann und soll dessen eingedenk sein, daß er nur als rastloser Arbeiter ein Baustein an dem neuaufzuführenden Gebäude Deutschlands ist und trachte er unablässig darnach, daß er nicht zu den Bausteinen gehöre, infolge sträflichen Müßigganges, die vom Baumeister, d. h. dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit, verworfen werden.

14. Die Auflösung der „D. A.-G." darf erst nach 5jährigem Bestehen mit zwei Drittel Mehrheit beschlossen werden. Etwaiges Vereinsvermögen verfällt den Kriegerwaisen.

Kurtzahn.

Wir haben diese Zuschrift, so wie sie ist, gebracht — trotz des darin enthaltenen freundlichen Urteils über die Monatshefte — weil sie sich von den uns

Digitized by Google

täglich zugehenden Vorschlägen „Zum Wiederaufbau" in einem wesentlichen Punkte unterscheidet: Der Verfasser will arbeiten und will sich mit andern Leuten verbünden, die auch arbeiten, während die Verfasser der täglich in Deutschland erscheinenden geistreichen Broschüren nur schreiben wollen; sie meinen, sie könnten durch irgend einen Trick, den sie in ihrer Broschüre vorschlagen, das deutsche Volk wieder auf den Damm bringen und sind bereit, durch weitere Broschüren nachzuhelfen. Der Schiffsbau-Ingenieur, dem wir hier das Wort gegeben haben, weiß, daß es solche Tricks nicht gibt und will die Leute organisieren, die es auch wissen.

Wir halten aber das deutsche Volk nicht für fähig, sich ein solches Gesetz zu geben. Wenigstens bei uns würde den Arbeitswilligen ihr Abzeichen heruntergerissen, wie den Offizieren die Achselstücke. Der Arbeitszwang kommt, aber eingeführt durch die Entente.

Wenn wir einen Bund zu gründen hätten, so könnte es nur ein anderer sein: einen Bund von freiwilligen Austauschgefangenen, von Männern, die sich den Feinden freiwillig zur Verfügung stellen im Austausch gegen deutsche Kriegsgefangene, die, seit Jahren in Gefangenschaft schmachtend, jetzt zum Wiederaufbau der Kriegsgebiete verwendet werden und von der deutschen Regierung bedingungslos grausamen Feinden ausgeliefert wurden. Die Entstehung eines solchen Bundes würden wir für ein erstes Anzeichen erwachenden deutschen Ehrgefühls halten.

Schule und Revolution.

In der Behandlung der Fragen, die unsere öffentlichen Schulen angehen, hat sich seit der Revolution ein Umschwung vollzogen. War man vor ihr durchwegs zu optimistisch und konservativ, so ist man seither geneigt, das Kind mit dem Bad auszuschütten und das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen. Wer die vorrevolutionäre Literatur über die Aufgaben der Schulen nach dem Krieg einigermaßen verfolgte, fand eine Menge Schriften über Lehrziele und Lehrpläne der einzelnen Gegenstände, aber sehr wenig über die neuen Aufgaben der Erziehung. Während über vielen dieser Veröffentlichungen das Wort zu stehen schien „und er sahe, daß alles gut war", können sich viele nachrevolutionäre Schriften in ihrem doktrinären Fanatismus gar nicht genug tun, möchten am liebsten die Gymnasien ganz abschaffen oder wenigstens nach dem System des Doktors Eisenbart reformieren. Dafür aber hören wir endlich auch Fragen wie die folgende: Müssen wir nicht den Wissensstoff vermindern? Müssen wir nicht zu diesem Zwecke mit dem Vielerlei unserer amtlichen Lehrpläne brechen, die einzelnen Schulgattungen ihren besonderen Aufgaben entsprechend einseitiger machen? Sind unsere überfüllten Großstadtschulen nicht ein Krebsschaden unseres Geisteslebens? Ist die Verkümmerung unserer kleineren Hochschulen, die mehr und mehr zu einer Monopolstellung sich auswachsende Förderung unserer großen nicht eine Schädigung unseres Volks? Trägt ihr Massenbesuch durch weibliche und ungenügend vorbereitete Hörer nicht zur Verwischung ihrer wissenschaftlichen Gediegenheit bei? Wird die akademische Laufbahn nicht ein Monopol der Reichen? Besteht nicht die ernste Gefahr, daß infolge der militärischen und wirtschaftlichen Verblutung unseres gebildeten Mittelstandes ein plutokratisches Privatdozenten- und Professorentum ihnen mehr und mehr die Signatur gibt? Was können, was müssen wir tun, um uns einen tüchtigen geistigen Nachwuchs zu sichern? Hat sich nicht

Digitized by Google

die wirtschaftliche Kraft der einzelnen Stände des deutschen Volkes während des Kriegs in der Weise verschoben, daß eine dünne Oberschicht finanziell unverhältnismäßig und bedenklich leistungsfähig wird auf Kosten aller anderen? Besteht nicht die Gefahr, daß diese Finanzschicht künftig unser ganzes geistiges Leben beherrscht, monopolisiert, tyrannisiert? Werden wir nicht, um dem zu entrinnen, auf jede erdenkliche Weise das Studium den Begabten erleichtern, den Unbegabten unmöglich machen müssen? Sollte die Erkenntnis und Bearbeitung der Zukunftsfragen unserer Bildung und Erziehung nicht ebenso wichtig sein wie die Einrichtung der Universität Warschau für die Polen seligen Angedenkens? Sind nicht, wie unsere Ernährung während des Kriegs sich mehr und mehr als ein ausschließliches Großstadtproblem entpuppt hat, auch die Mängel unseres Erziehungswesens in erster Linie Schäden der Großstadt?

Die Literatur über pädagogische Zeitfragen ist unübersehbar. Deshalb seien aus der Menge wenigstens ein paar Schriften herausgegriffen, die nicht nach dem Grundsatze „Viel Geschrei und wenig Wolle" zusammengeschmiert sind, sondern aus denen man etwas erfährt und lernt. Da ist einmal das Buch von Tews: Ein Volk, eine Schule (Zickfelds Verlag, Osterwieck, Harz), wohl die wichtigste Veröffentlichung über die Frage der Einheitsschule, über die heute Leute mitreden, die keine Ahnung haben, was man darunter versteht. (Für uns Bayern ist diese Frage nicht so brennend, da unser Schulwesen von jeher viel demokratischer angelegt war, als das norddeutsche; die Vorschulen für die Kinder der Eltern „von Besitz und Bildung" z. B. kennen wir nicht. Bei uns saß der Ministerbube neben dem Taglöhnerbuben in der ersten Klasse, und nördliche Reformapostel wie Wyneken hatten, so wenig wie ihre nördlichen Schwabinger Zuhörer, eine Ahnung, wie offen die Türen waren, die die Herrschaften unentwegt einzurennen für notwendig hielten.) Wer das Buch von Tews gelesen hat, sollte als Korrektiv sogleich dasjenige von Cauer daraufsetzen: Aufbau oder Zerstörung. Eine Kritik der „Einheitsschule" (Münster, Schöningh). Er wird daraus sehen, daß die Einheitsschule, so wie sie die pädagogischen Bolschewisten fordern, ihre Haken hat, sogar sehr ausgewachsene Haken. Daß das höhere Schulwesen etwas Übernationales, Europäisches ist, scheint allmählich auch den Radikalen aufzudämmern. Vielleicht entdecken sie mit der Zeit, daß wir in unserem Schulwesen nicht von heute auf morgen alle Errungenschaften der Vergangenheit über Bord werfen können, wie die expressionistischen Hansdampfe in der Malerei.

Zwei besonders gute Werke kommen aus der Schweiz, beide von dem Berner Universitätsprofessor Paul Häberlin. Das eine heißt „Wege und Irrwege der Erziehung", das andere „Das Ziel der Erziehung". Davon ist das zweite mehr für Erzieher von Beruf, das erste aber unbedingt vor allem auch für die Erzieher von Natur, die Eltern (Verlag Kober, Spittlers Nachfolger, Basel). Es würde auch den gebildetsten Vätern und Müttern gar nichts schaden, wenn sie einmal die vier letzten Kapitel des zuerst genannten Buches läsen: Erziehung zum rechten Willen, Erziehung des Gewissens, Erziehung zur Urteilsfähigkeit, Erziehung zur Tüchtigkeit. Vielleicht kämen sie dahinter, daß hier doch furchtbar ernste Dinge auf dem Spiel stehen. Wohin ein Volk kommt, dessen Söhne nicht mehr erzogen sind, erleben wir alle Tage. Die Zustände, die wir in Deutschland durchmachen mußten und noch müssen, hätten ohne vollständiges Versagen des Elternhauses bis in die gebildetsten Stände hinein nie kommen können. Alles morsch von oben bis unten. Überall der Wahn: „Daß alles sehr gut war."

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Die Revolution in Bayern.

Von Paul Busching.

Am 7. November 1918 ist in Bayern die Monarchie gestürzt und die Republik ausgerufen worden. In den sieben Monaten, die seitdem vergangen sind, haben wir Gelegenheit gehabt, die Republik kennen zu lernen. Der Volksstaat Bayern ist von Kurt Eisner gemacht worden. Eisner war ein kenntnisreicher sozialistischer Schriftsteller. Er soll auch ein ausgezeichneter Redner gewesen sein. Wenn man seine Reden nicht gehört, sondern nur gelesen hat, begreift man die Wirkung, die der Mann auf die Massen ausgeübt hat, nicht recht. Aber Tatsache ist, daß er die Massen für sich hatte. Als Literat war Eisner nicht so bekannt geworden, wie er es verdient hätte. Seine Theaterreferate waren die besten, die in Münchener Tageszeitungen geschrieben wurden, und es war interessant, wie dieser geistreiche Kritiker sich während des Krieges redlich bemühte, in seinen Schauspielkritiken unter dem Strich durch kluge Zitate u. dergl. zu polemisieren gegen die Politik, die das sozialdemokratische Blatt Münchens über dem Strich vertrat. Eisner hat sich mit der Stellung eines Theaterkritikers nicht begnügt, er hatte den Ehrgeiz, die Revolution zu organisieren. Der Putsch, den er Anfang 1918 versuchte, mißlang, und Eisner wanderte mit Toller, Unterleitner und anderen Gesinnungsgenossen ins Gefängnis. In Stadelheim gab man ihm, wie das so bayerische Art ist, Ruhe und Gelegenheit, den Plan für die große Revolution auszuarbeiten, und man muß sagen, daß dieser Plan gut war. Es kamen dann im Herbst 1918 die bekannten unruhevollen Wochen, in denen die Regierung sich umbilden wollte, es kam der offene Aufruf zur Revolution, die Demonstration am 7. November, über deren Bedeutung sich die Mehrheitssozialisten nicht im klaren gewesen sind, und in der Nacht vom 7. auf 8. November war der König geflohen, die Regierung gestürzt, die Herrschaft der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte errichtet. Die Armee schloß sich der revolutionären Bewegung sofort an, Eisner triumphierte. Der kleine jüdische Journalist, der in der eigenen Partei nie voll genommen worden war, machte sich unter dem einmütigen Beifall der Arbeiter, auch der sofort aufziehenden „geistigen Arbeiter", zum Ministerpräsidenten eines alten, wichtigen deutschen Staates und trat, begleitet zunächst nur von einigen jüdischen Literaten aus Berlin, sein gefährliches Amt an.

Eisner hat es immer so hingestellt, als sei die deutsche Revolution von München ausgegangen. Er hat auch gelegentlich behauptet, die Münchener Revolution sei eigentlich gar nicht vorbereitet gewesen, sondern von ihm plötzlich gemacht worden, als er am Nachmittag des 7. November gemerkt habe, daß das Revolutions-Experiment glücken würde. Beides ist unrichtig. Aber Eisner ist durch diese Irrtümer zu einer sehr hohen Auffassung seiner Rolle als bayerischer Ministerpräsident gekommen. So hat er in der Sitzung des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates vom 28. November 1918 gesagt: „Wir in Bayern haben Vertrauen. Es ist uns bereits gelungen, mit der tschechischen Republik in Verbindung zu treten. Wodurch haben wir das erreicht? Nur dadurch, daß wir in vollkommener Offenheit verhandelt haben. So kommen wir auch nur zum Frieden. Aber in Berlin ist keine Regierung, die Frieden schließen kann. Auch eine Nationalversammlung, die einberufen würde, würde keine Regierung schaffen, die fähig wäre, den Frieden zu schließen. Was notwendig ist in Berlin, ist, daß die Massen sich rühren und ihrerseits eine aktionsfähige Regierung

Digitized by Google

einsetzen. Bis dahin wird München allerdings der Vorort von Deutschland sein müssen." Diesen Worten folgte, nach dem stenographischen Bericht, stürmischer Beifall und Händeklatschen, und daraus ergibt sich, daß der pathologische Zustand, in dem sich zweifellos Kurt Eisner damals befand, auf seine Zuhörer übergegriffen war. Denn sonst hätten sie wissen müssen, daß München keinen Tag lang der Vorort von Deutschland gewesen ist. Die Revolution ist ja bekanntlich auch nicht von München ausgegangen, und als sie in München ausbrach, ist sie nicht überraschend gekommen. Hierüber ist bisher noch nicht rechte Klarheit verbreitet worden, aber das muß einmal geschehen, damit nicht die dümmsten Legenden auch noch alt werden.

Als Eisner in München den Landtag besetzte, die Kasernen gewann und im Mathäser die Grundlage zu seinen Räten schuf, war die Revolution in Kiel und Hamburg schon vorbei. Die Matrosen waren über ganz Deutschland verbreitet, und es handelte sich nur um das Zeichen zum Beginn. Daß der Ausgang des Krieges zur Revolution führen würde, stand fest, und wenn alles so ruhig vor sich ging, so beweist das nur, daß alles erwartet worden war. Seit Monaten hatten wir beobachtet, wie die Disziplin der Soldaten planmäßig untergraben wurde, dann hatten wir gesehen, wie die Autorität der Zivilbehörden durch die erzwungene Freilassung der politischen Gefangenen den Todesstoß erhalten hatte. Der Krieg war verloren. Die Grippe wütete in der unterernährten Bevölkerung. Kinder und Greise starben zu Hunderten. Die Aussichten der Lebensmittelversorgung waren schlecht. Das Bürgertum war am Ende seiner Kraft. Der politisch ganz ungeschulte Mittelstand war durch den Krieg ruiniert, durch vergeblich gebrachte Opfer an Gut und Blut apathisch und mürbe geworden. Wir sahen, wie nur der Kriegswucher blühte, wie alles Volk trotz ungeheurer Taten des Heeres demoralisiert war und wie nichts sich dem Untergang entgegenstemmte. Die Eingeweihten wissen, daß das einzige Ziel noch war: kein Blutvergießen und kein Bolschewismus.

Dies Ziel ist damals erreicht worden, und vielleicht ist Eisner dabei mehr der Geschobene als der Führer gewesen. Der Umsturz in München ist unblutig verlaufen, und die Regierung Eisners hat zunächst nicht nach den Rezepten der russischen Räterepublik gearbeitet. Mehr war nicht zu erreichen, wäre auch durch die alte Regierung nie zu erreichen gewesen. Wenn diese alte Regierung bei Nacht und Nebel verschwunden ist, wenn der alte König und seine Familie flüchteten, so war das besser, als wenn der Umsturz durch Gegenbewegungen verzögert worden wäre. Es war gewiß nicht sehr erhebend, daß die Bevölkerung Münchens ins Bett ging mit dem Bewußtsein, nach dem Gelöbnis des Herrn von Brettreich vor allen schlimmen Überraschungen geschützt zu sein und am nächsten Morgen die Proklamation Eisners zu lesen veranlaßt war; aber, ich glaube, die Regierung Dandl-Brettreich legte mehr Wert darauf, daß das Land nach vier Jahren eines blutigen Krieges endlich in Ruhe lebe, als daß der monarchische Staat in Schönheit sterbe.

Es ist nicht möglich, im einzelnen darzustellen, weshalb der Umsturz als eine Art natürlicher Lösung ohne Widerstand hingenommen wurde, aber es ist eine Tatsache, und nur wenn wir diese Tatsache anerkennen, begreifen wir den Fortgang der Bewegung in Bayern oder doch wenigstens in München, dem Stammlokal der Regierung. Bei der Bourgeoisie verlief die Bewegung anders als bei der sozialdemokratischen Masse, und bei dem linken Flügel der Regierung verlief die Bewegung wieder anders als bei ihrem rechten Flügel.

Die Bourgeoisie im Altbayerischen war sich im Augenblick des Umsturzes

Digitized by Google

ihrer Erbärmlichkeit durchaus bewußt, und es ist ein beinahe genialer Zug in Eisners Politik, wie er diese Erbärmlichkeit für sich benützt hat. Der Bourgeoisie war es verborgen geblieben, daß der monarchische Staat hatte Bankerott machen müssen, weil er wohl eine staatliche Sozialpolitik, aber keine soziale Staatspolitik getrieben hatte, weil er die wirtschaftlich Schwächsten nicht sozial hob, sondern unter dem milden Beifall der durch den Krieg reich Gewordenen unterstützte, wie man einen Armen unterstützt, weil er neben der, trotz allem, wundervollen Verwirklichung des Gedankens: Volk in Waffen im Felde, nur eine durch beispiellosen Haß voneinander getrennte Oberschicht der Besitzenden und Unterschicht der Verarmten, tatsächlich Hungernden sich hatte bilden lassen, ohne die daraus entstehenden Gefahren zu bannen. Die Bourgeoisie rührte den Staat nicht an, obwohl Wucherer und Schieber sich breit machten, daß es nicht mehr zum Aushalten war. Was lag dieser Bourgeoisie an diesem Staat? Erst als sie sah, daß der Krieg verloren war, gab sie dem Staat die Schuld. Sie sah das Elend der Gesamtheit voraus und suchte den eigenen Besitz zu retten. Sie erinnerte sich ihres beschämend geringen Anteils an der bureaukratischen Regierung — dieser seltsamen Regierung der Regierungs-Räte —, mancher fruchtlosen Anregungen Unbeteiligter zu einer volkstümlicheren, menschenfreundlicheren Form der Regierung, mancher Demütigungen, die der ehrerbietige Staatsbürger von stolzen Dienern des Staates hatte einstecken müssen, sie vergaß die redliche, gründliche Arbeit, die der König und seine Vorfahren geleistet hatten in Zeiten, wo die Korruption auch schon möglich, aber noch nicht Mode war, und sie las aus solchen Gefühlen und Berechnungen die Proklamation Kurt Eisners an sein bayerisches Volk. Zweifellos war allgemein der erste Eindruck: Der Mann bietet mehr als die frühere Firma. Er bot Freiheit für jedermann. Der Subalternbeamte witterte Höhenluft, der jüdische Kaufmann witterte günstige Chancen für den freien Handel und für die Offizierslaufbahn des Sohnes. Der Kunstmaler ahnte die Freiheit von dem Terror der Jury, der unrhythmische Opernsänger ahnte die Freiheit vom Taktstock des Kapellmeisters, der Schieber ahnte die Freiheit von Staatsanwalt und Untersuchungsrichter, die Dirne ahnte die Freiheit von der Sittenpolizei; allen wurde das Paradies versprochen, wenn sie nur den zwei Götzen der alten Zeit: Militarismus und Monarchie abschwören und wenn sie an die dunklen neuen Räte glauben würden. Man hätte es nicht für möglich gehalten, wie rasch das Abschwören ging. Da stellten sich den neuen Ministern Offiziere zur Verfügung, die kaum Zeit gefunden hatten, sich die Kokarde von der Mütze abzureißen. Richter meldeten sich, die bei Liebeswerken der Kriegsfürsorge in einem huldvollen Blick aus den Augen des Königs oder wenigstens einer seiner Töchter reichen Lohn für alle Mühe erblickt hatten, auf diesen süßen Lohn aber nicht hätten verzichten mögen. Da wurden Rechtsanwälte zu Revolutionären, die den Sozialismus kaum aus flüchtiger Vorbereitung auf Verteidigungsreden kannten und die nun bereit waren, mit Entsetzen Scherz zu treiben. Gerichtsnotorische Ehrenmänner wie der große Abresch von Neustadt an der Haardt meldeten sich als Arbeiterräte im überfüllten Vorzimmer Kurt Eisners, dem es nicht vergessen werden soll, daß er diesen da, den Abresch, hinausgeschmissen hat. Verwaltungsbeamte boten sich der revolutionären Regierung an mit der Begründung, sie seien im Grunde immer schon Sozialisten gewesen, hätten es nur nicht zeigen dürfen. Ehrliche und Schubjacke, wild und bunt durcheinander, und allen voran die Literaten, unter denen nun einmal besonders viele Juden sind. Ihnen sagte die neue Zeit besonders zu. Sie

Digitized by Google

haßten den Krieg fast so ingrimmig wie die Zensur, sie waren geneigt, den Franzosen in ihrem Abscheu gegen die Muffigkeit, Spießigkeit und Kleinlichkeit der „Boches" rechtzugeben, sie hofften wieder auf Mai-Abende im Bois, auf erlesene Abendstimmungen in der Gegend von Castelgandolfo und auf Einladungen in einen Klub in der Gegend von Trafalgar Square. Ihnen waren die patriotischen Philister, die im Vertrauen auf eine deutsche Zukunft sich den Magen mit Kriegsbrot verdorben, die Kinder aber durch gefahrvolle Hamsterfahrten vor dem Verhungern bewahrt hatten, einfach gräßlich. Sie glaubten an Wilson und an Weißbrot. Sie überlegten sich auch nicht, was in einem streng sozialistischen Staat aus Faulenzern und Ästheten werden müßte und meinten, es genüge, der Masse zu schmeicheln, um von ihr einen Ministerialpaß fürs Leben zu erwirken.

In der Tat: das Gefolge der revolutionären Regierung war groß, und sie mußte durchdringen, wenn die alten politischen Parteien zerbrechen und wenn die in zwei Richtungen getrennten Sozialdemokraten sich auf das Programm Eisners einigen würden. Das eine gelang. Die herrschende Partei, das Zentrum, gab sich auf. Es sah, wie geschickt Eisner die rohen Kräfte des Bauernbunds für sein System benützte und ahnte den Abfall der treuesten und bequemsten Wählerscharen. Um aus anderen Quellen Wasser auf die alte große Mühle zu leiten, verleugnete das Zentrum seine heiligsten Grundsätze: ein Hort der Monarchie und der katholischen Kirche zu sein. Mit einer wehmutsvollen Geste nahm es vom Hause Wittelsbach Abschied, und bedachte nicht, daß Ludwig III. populärer gewesen wäre, wenn er weniger streng nach den Grundsätzen eines dem Zentrum ergebenen Landesherrn regiert hätte. Die Leute, die die Volksseele hatten kochen lassen, wenn eine nackte Tänzerin trotz dem Protest eines Bischofs aufzutreten gewagt hatte, sorgten sich plötzlich nicht mehr um das Schicksal des armen Gefangenen im Vatikan und der Flüchtlinge in Wildenwart, sondern erklärten, jetzt müsse Katholik und Protestant Hand in Hand fürs Vaterland, ja, auch für das neue Vaterland, wirken. Sie wußten mit einem Male nicht mehr, daß nur auf konservativer Grundlage ein Staatswesen gedeihen könne und bekannten sich als Demokraten. Bei den Liberalen ging es noch rascher. Unter der geschickten Führung Quiddes kam die pazifistisch republikanische Richtung der Partei ans Ruder, die Nationalliberalen, die im neuen Bayern als fossil empfunden wurden, verließen gern das Schiff, das mit vielen Wimpeln in „das Meer der Freiheit" hinaussegelte und dessen greise Mannschaft wohl ziemlich bald still auf gerettetem Kahn irgendwo in einen armen Hafen treiben wird.

Diesen Parteien versprach Eisner, die Regierung werde bald den neuen Landtag einberufen, auf Grund des freiesten Wahlrechts der Welt; die Regierung werde die Stimme des Volks, die bekanntlich in Wahlen zum Ausdruck kommt, respektieren, werde dem Landtag eine feine Verfassung vorlegen und bis dahin alle Rechte aller freien Staatsbürger schützen, wenn keine Gegenrevolution komme. Soweit war die Rechnung gut und richtig. Der Loyalität der bürgerlichen Parteien konnte Eisner gewiß sein; die sind schon so. Sein Untergang kam von der anderen Seite. Er konnte ihn nicht aufhalten, weil er kein Staatsmann war, sondern nur ein politischer Dilettant und weil er von Wirtschaftspolitik, obwohl er auch hierüber famose Reden hielt, nichts verstand. Kurt Eisner war im Grunde ein Idealist. Mich hat nichts so empört wie das Gerede bürgerlicher Schwätzer über die Entente-Millionen, die in seine Privatschatulle geflossen seien und die er auf Schweizer Banken

Digitized by Google

in Sicherheit gebracht habe. Ich glaube, daß er ehrlich davon überzeugt war, vom Promenadeplatz aus Hindenburg bessern, Clemenceau gewinnen, das Berliner Auswärtige Amt ausmisten und selber alles besser machen zu können. Ich glaube, daß die menschlich unerfreulichsten Züge am Bild Eisners sehr wohl zu einem Idealisten passen, und daß der Zusammenbruch seiner Politik nicht so rasch und so vollkommen eingetreten wäre, wenn Eisner nicht Idealist gewesen wäre. Aber dieser Idealismus war auch etwas Dilettantisches: der Mann meinte, man könne etwas, wenn man nur wolle, während der Starke und Erfolgreiche nur das will, was er kann. Dem Dilettanten kommt alles einfach vor. Für Eisner stand es fest, daß der Geist der Ordnung, der Disziplin, der Pflichttreue, der Entsagung, der Vaterlandsliebe alles namenlose Unglück über Deutschland und Bayern gebracht habe. Da er naturgemäß nicht deutsch zu empfinden vermochte und in seinem Milieu gewisse Vorzüge deutschen Wesens kaum zu würdigen gelernt hatte, konnte er das einfache Ziel seiner Politik aufstellen: in vollster Ordnung jede Ordnung völlig zu zerstören.

Heute überblicken wir die Wirkungen dieser idealistischen Politik und es ist leicht zu sagen, daß sie Fiasko machen mußte. Im November 1918 war noch nicht alles klar. Damals gelang es Eisner, in sein Kabinett tüchtige Männer zu berufen: Frauendorfer für den Verkehr, Timm für die Justiz, Auer für das Innere. Diese wußten, daß auch der Volksstaat Bayern (jetzt heißt er richtiger: Freistaat, denn das Wort „Volksstaat" ist ein populärer Schnitzer) ohne Arbeit und Ordnung weder zu regieren, noch zu verwalten sein würde. Sie hofften vielleicht auch, allmählich Kurt Eisner von der Notwendigkeit einer festen Ordnung zu überzeugen, und in der Tat hat er gelegentlich in diesem Sinne gesprochen. Aber es waren nur Sprüche. Denn ihrem Wesen und Ursprung nach konnte sich die bayerische Revolution nicht in Ordnung und zur Ordnung auswachsen, es sei denn, daß Kurt Eisner ein Bonaparte gewesen wäre, der aus dem Revolutionsheer die große Kaiserliche Armee gemacht hat. Eisner aber war, als er am 7. November das Königreich Bayern mit einem kühnen Handstreich auflöste, nicht mehr Herr seiner Entschließungen. Er war, als die Soldaten mit Maschinengewehren durch die nächtlichen Straßen rasselten, nur mehr das Werkzeug seiner Werkzeuge. Er war der Gefangene der Matrosen, die sein Palais am Promenadeplatz schärfer bewachten, als jemals das Palais des alten Kaisers Unter den Linden bewacht worden ist. Er war Verbrechern und Dirnen ausgeliefert, die in der Revolutionsnacht befreit worden waren, er war der Untergebene der russischen Emissäre, die mit gefälschtem Geld und flammenden Reden die Massen nun erst aufpeitschten, und er war der armselige Spielball der fest organisierten Arbeitslosen, deren Aufklärung über den Segen der Arbeit und über den Fluch der hohen Erwerbslosen-Unterstützung dem gescheiten, aber unerfahrenen jungen Sozialminister Unterleitner nie gelingen konnte.

Eine Regierung, die sich nicht auf Moral, sondern auf Gewalt oder Lüge oder auf Versprechungen stützt, kann sich lange halten; denn die Völker sind sehr harmlos. Aber eine Regierung, die sich nicht auf Waffen stützt, kann sich nicht halten. Und eine Regierung, die den bolschewistischen Ankündigungen der Weltrevolution und einer arbeitslosen Paradieswirtschaft mit Polygamie und Kinderlosigkeit die Predigt von freiwilliger Disziplin und demokratischer Ordnung entgegensetzt, macht sich lächerlich und stirbt. Eisner hat gemeint: Wenn man mit den Methoden des russischen Bolschewismus das alte Bayern über den Haufen wirft, dann wird an der gesunden Natur der bayerischen Bauern alles

Digitized by Google

Krankhafte, Gewaltsame, Asiatische des Bolschewismus sich verflüchtigen und eine soziale Agrar-Demokratie mit Eisner an der Spitze und mit Festabenden im Nationaltheater möglich. Wie schlecht hat der Mann die bayerischen Bauern gekannt, die dann später für die Vollsozialisierung von tausend Tagwerk an aufwärts eingetreten sind und die zu ihm gingen, weil sie durch die Ablieferungspflicht gegen die alte Regierung rebellisch geworden waren! Und wie schlecht hat er die Bolschewisten gekannt, die natürlich nur die Gelegenheit benützt haben, in Bayern nach Lenins Rezepten zu wühlen, nachdem Eisner, den sie als Reaktionär haßten, es ihnen ermöglicht hatte, nach Bayern zu kommen!

Es ist Eisner oft zum Vorwurf gemacht worden, daß er den Bürgerlichen und den Mehrheitssozialisten die parlamentarische Demokratie, gleichzeitig aber den Unabhängigen und Kommunisten die Räte-Republik versprochen habe. Ich glaube jedoch, Eisner hat nicht die Absicht gehabt, eine zweideutige, hinterhältige Politik zu treiben. Er wurde das Opfer des Grundirrtums, auf dem sein schönes System beruhte. Er war sicher kein Terrorist mit Blutrausch wie etwa Levien und Egelhofer. Er hat wohl überhaupt Blut weder sehen noch riechen mögen und war deshalb so stolz auf seine unblutige Revolution. Wenn man sich seine nervös geschäftige Wirksamkeit ins Gedächtnis zurückruft: wie er Spartakisten, die in bürgerliche Redaktionen eingedrungen waren, über den Geist der wahren Freiheit belehrte; wie er dunklen Ehrenmännern, die nächtlicherweile der österreichischen Gesandtschaft einen Besuch abstatteten, dort eine Nachtvorlesung über Gesandtenrecht und Exterritorialität hielt; wie er in Kommunistenversammlungen ging, um vor dem Bolschewismus zu warnen; wie er Festgesänge im Theater singen ließ und vor pfeifenden Mittelschüllern als Redner über Völkerverbrüderung auftrat: wenn man alles das bedenkt, so liegt es nahe zu meinen, daß dieser nervös-hysterische Mann sich für fähig gehalten hat, ein krankhaft erregtes, verwirrtes, verwahrlostes Volk durch Reden gesund und vernünftig zu machen, hartgesottene Sünder, die kurz zuvor noch im „Franzl" gesessen waren, zu nützlichen Mitgliedern der sozialistischen Gemeinschaft zu machen und die furchtbaren Gefahren des Bolschewismus durch Gelegenheit zu Debatten, in einem dekorativen Parlament und in dekorativen Räten, und durch soziale Reformen zu beseitigen. Freilich, ein Staatsmann kann auf eine solche Idee nicht kommen, aber Eisner war eben kein Staatsmann. Ihm träumte von einer in völliger Freiheit gegründeten Macht Eisners, und was er über Freiheit und eigene Verantwortung dachte und sagte, läßt uns lächeln; wir denken an die Freiheit und Verantwortung, die in Ibsens „Frau vom Meer" den letzten Aktschluß bengalisch beleuchtet: nachdem der Meermann, und zwar endgültig, von dannen gegangen ist.

Andere Mitglieder des revolutionären Kabinetts waren weitblickender als der Ministerpräsident. Roßhaupter wußte genau, daß das System des Vorsitzenden des Landessoldatenrats Sauber den letzten Funken militärischer Disziplin in der einst so ruhmreichen bayerischen Armee — haben wir es denn ganz vergessen: Westfront, Polen, Rußland, Kaukasus, Serbien, Rumänien, Oberitalien: allenthalben bayerische Fahnen, allenthalben bayerische Siege! — auslöschen müßte, daß die Verbindung der höchst bedenklichen Matrosen mit den schäbigen Überbleibseln der alten bayerischen Truppen die Regierung um ihren unentbehrlichsten Rückhalt bringen würde. Timm hat davor gewarnt, die Justiz zugunsten der Bolschewisten zum Kindergespött zu machen. Er hat es durchgesetzt, daß Levien, dieser allergefährlichste unter den russisch-jüdischen Beherrschern Bayerns, nach monatelanger Agitation verhaftet wurde. Frauendorfer

Digitized by Google

hat bei jeder Gelegenheit gegen Bolschewismus und für Autorität gesprochen. Auer schließlich, der alte Gegner Eisners, hat gegen den Bolschewismus angekämpft, bis er im Landtag angeschossen wurde. Er wußte, welche Gewalt die Gewerkschaften und die Bauern-Organisationen auf Arbeiter und Bauern besaßen und besitzen konnten. Er sah von Tag zu Tag die Autorität der Staatsbehörden, den Einfluß ruhiger Arbeiterführer auf die Arbeiter schwinden, sah, wie die Reste der Armee verluderten und verlumpten, wie die verhetzten Massen nur mehr die Verheißung des Paradieses als unmittelbare Wirkung der Weltrevolution lockte, wie alle Gewerkschaftsführer systematisch verdächtigt und verleumdet wurden von den Unabhängigen, wie vor dem Räte-Gedanken, in seiner plump gezimmerten russischen Konstruktion, der Gedanke an redlichen demokratischen Parlamentarismus völlig verblaßte. Auer, den Eisner ungern in sein Ministerium aufgenommen hatte, wollte Eisners ursprüngliches Programm verwirklichen, weil es das sozialistische Programm war. Indessen, was galt Auers Wirken gegenüber der zähen, leidenschaftlichen, wilden Agitation der Russen wie Levien und der von ihnen beeinflußten Ostjuden wie Toller und Wadler? Als das Eisnersche Programm vom 8. November längst in Fetzen zerrissen war und die Väter der Räte-Republik bereits ihre Vorbereitungen trafen, den Parlamentarismus zu vernichten, ehe er recht geboren wäre, arbeitete Auer noch an dem Problem der Arbeit. Er hatte die Landtagswahlen durchgesetzt gegen Eisner, der sie aus taktischen Erwägungen, den Arbeiter- und Soldatenräten zuliebe, noch hinauszögern wollte. Er war, als die Wahlen keine sozialistische Mehrheit gebracht hatten und Eisner deshalb den Landtag am liebsten wieder aufgelöst hätte, für die Einberufung des Landtags eingetreten. Auer war, nachdem der vernünftige, aber dumm eingeleitete Plan einer regierungstreuen Bürgerwehr hatte aufgegeben werden müssen, für starken militärischen Schutz des Landtags eingetreten. Er war dann, entgegen seiner ursprünglichen richtigen Anschauung, für eine Berücksichtigung der Arbeiter- und Bauernräte in der Verfassung eingetreten, und hatte sich auf den Weg der Konzessionen begeben. Aber damals war alles schon zu spät. Denn das ist meine Überzeugung: Wäre etwa Eisner nicht am 21. Februar von einem imbecillen Grafen Arco erschossen worden, der Mörder, der sich gegen Auer gefunden, hätte doch seinen Plan ausgeführt; denn Eisner war, nach dem für ihn blamablen Ausfall der Wahlen, nach den bedenklichen Erzählungen über den Frieden mit der Entente, für ein parlamentarisches Kabinett unmöglich geworden. Auer aber war der Mann, der dem Landtag gegenüber eine Regierung hätte vertreten können als Sozialist und Demokrat. Und deshalb mußte er unschädlich gemacht werden, mußte die neue Revolution kommen, und Eisner hätte sich nicht gegen sie gewehrt.

Es ist dann ja alles ganz anders gegangen, als man erwartet hatte. Eisner war tot, und damit die Frage, ob er als entthronter Ministerpräsident in den Räten den Kampf gegen den Landtag aufnehmen würde, gegenstandslos; Auer schwebte monatelang zwischen Leben und Tod; der Landtag war in Panik auseinandergegangen; Roßhaupter und Timm mußten ihre Ämter niederlegen und schleunigst verschwinden; die Bourgeoisie, durch Eisners unklare und erfolglose Politik gegen den Sozialismus, der sich so nett angelassen hatte, wieder aufgebracht, war enttäuscht und apathisch, auch durch die Angst vor revolutionären Gegenwirkungen der angeblich „gegenrevolutionären" Ermordung Eisners eingeschüchtert und verängstigt; das Wirtschaftsleben lag völlig darnieder; keine Hoffnung auf baldigen Frieden, auf Arbeit und Brot; das Heer

Digitized by Google

zertrümmert, die Beamtenschaft terrorisiert und machtlos, die Massen, die wochenlang gegen Eisners Parlamentarismus aufgehetzt waren, jetzt gegen die aristokratische und bürgerliche Mördergesellschaft wild erbittert — das war Bayern Ende Februar 1919.

Damals traten die Räte die Herrschaft an. Sie haben dann die Herrschaft behalten, bis die preußischen und württembergischen Truppen, unterstützt von bayerischen Freikorps, am 1. Mai in München einrückten. Diese Herrschaft war nicht über ganz Bayern ausgedehnt; Franken, speziell Nürnberg, blieb rätefeindlich. Aber wir wissen jetzt, daß in den ersten Apriltagen nur durch einen Zufall, den man vielleicht glücklich nennen kann, die Ausrufung der Räterepublik in ganz Bayern, ausgenommen die Pfalz, verhindert worden ist. Wir wissen auch, daß die Regierung Hoffmann im März dieses Jahres eine traurige Farce gewesen ist. Die Minister waren vom Zentralrat eingesetzt, der im Augenblick der Panik nach dem vorbereiteten Attentat auf Auer die Herrschaft angetreten hatte, und diese Minister (Hoffmann, Segitz, Frauendorfer, Schneppenhorst, Endres, Unterleitner) waren sich jedenfalls darüber klar, welche Rolle sie spielten. Sie werden sich gefügt haben, damit nicht jede politische und wirtschaftliche Verbindung mit Berlin und Weimar unterbrochen würde und damit nicht der Bolschewismus sofort triumphiere. Irgendeine Macht hatte die Regierung nicht. Der Militärminister Schneppenhorst tat, ganz im Sinne des Spartakusbundes, aber jedenfalls unabhängig von ihm, für die rasche Auflösung der Armee das Menschenmögliche und verfolgte alle Bestrebungen, Truppen zusammenzuziehen, die der Regierung einen Rückhalt hätten geben können. Schneppenhorst verbot die Werbungen für den Grenzschutz im Osten, und Schneppenhorst wollte den Oberst Epp vom ehemaligen Infanterie-Leib-Regiment verhaften lassen, weil Epp ein Freikorps von zuverlässigen Truppen zu bilden versuchte. Alle Macht war bei den Räten, den Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten, dieser von Rußland geist- und kritiklos herübergenommenener Schöpfung Eisners, an der insbesondere die Soldaten festhielten, um nie entlassen zu werden und stets einen Druck auf jede Regierung ausüben zu können. Die Räte saßen im Ministerrat, sie herrschten in jeder Bauerngemeinde. Der Bezirksamtmann hing von der Gnade der Räte ab; Soldatenräte terrorisierten die Stellen, die mit der Lebensmittelversorgung befaßt waren, requirierten ohne jede Vollmacht Kohlen, Zigaretten und was es sonst Brauchbares gab, und über all diesen Räten saß der Zentralrat unter der Führung von Toller und Niekisch. Der Zentralrat selbst war dem Ministerium gegenüber eine vorgesetzte Behörde, deren Entscheidung endgültig war; dagegen war er selbst wiederum völlig abhängig von den Soldatenräten, zumal dem Münchener Stadtkommandanten Dürr, der genau wußte, warum er seine verwahrloste Münchener Garnison nicht längst zum Teufel gejagt hatte. Die kurze Zeit, in der die Regierung Hoffmann unter der Fuchtel dieses Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit „Räte" stand, war ganz entsetzlich für jeden, der Gelegenheit hatte, einen Blick zu tun in den dunklen Raum, wo die verrostete, verbeulte, halb demolierte bayerische Staatsmaschine stand und so tun mußte, als könne und wolle sie noch arbeiten. Die Zeit der heimlichen Räterepublik Bayern war schlimmer als die der offenen Diktatur des Proletariats. Das Bürgertum war ihr gegenüber innerlich wehrloser als dann später in der Aera Egelhofer-Lévinné. Wie groß waren die Gefahren, die der von den Räten gerufene, dem Ministerium aufgedrängte Dr. Neurath für das bayerische Wirtschaftsleben mit sich brachte! Dieser Mann, dessen Eloquenz den heiligen Franziskus beschämt und den auf seine Redekunst eitlen Eisner sicher

Digitized by Google

eifersüchtig gemacht hätte, wollte für Bayern die Vollsozialisierung und zwar sofort: heute nachmittag oder morgen, spätestens übermorgen. In Sachsen war es nicht geglückt, weil der Idealismus der Sachsen bekanntlich seine festen Grenzen hat. Daher mußte es in Bayern gehen. Es gab Professoren, die dem Dr. Neurath zujubelten, als er ihnen die Vollsozialisierung auseinandersetzte, und es gab Subalterne, die jubelten, weil sie hofften, die Vollsozialisierung würde das Ende alles Vorgesetzten bedeuten. Mächtige Landtagsabgeordnete waren für die Sozialisierung. Die Regierung drehte und wand sich. Sie wußte, daß die Ideen Neuraths gefährlicher Unsinn seien, aber sie wußte auch, daß diese Ideen die Massen entzückten und daß eine Regierung ohne Neurath als Leiter der Wirtschaftspolitik unmöglich sein würde. Das Bürgertum mag von der furchtbaren Spannung, die damals das öffentliche Leben beherrschte, kaum etwas gemerkt haben; denn die Theater, Konzerte, Kinos standen noch offen und die Banken nahmen und gaben Geld.

Dieser Zustand, in dem sich alles gleichsam unter einem Schein von Verfassungsleben auflöste, in dem es unmöglich war, sich aufzulehnen, weil offiziell ein Landtag bestand und eine Regierung, die dem Landtag verantwortlich war, dieser Zustand konnte nicht dauern. Es war daher eigentlich ein Glück für Bayern, daß endlich mit der dritten Revolution das neue Ziel klar aufgestellt wurde. In den ersten Apriltagen wurde in Augsburg die Räterepublik ausgerufen. Jetzt mußte sich die Regierung entscheiden. Ein Teil der Minister, Simon und Unterleitner, wohl auch Schneppenhorst und der Bauernbündler Steiner, waren bereit, in die Räteregierung einzutreten und als Volksbeauftragte mitzutun. Sie hatten gesehen, wie es dem Zentralrat gelungen war, mit Hilfe der Münchener Garnison den Zusammentritt des Landtags zu verhindern, und sie kapitulierten. Hoffmann kapitulierte nicht. Er war ein Gegner der Räte. Er war durch das von der revolutionären Verfassung bestellte Parlament als Ministerpräsident bestätigt worden und fühlte sich dem Landtag verantwortlich. Er sah nichts Gutes bei der Russenregierung und nahm daher, zäh und überzeugungstreu, wie dieser Mann ist, den Kampf auf. Er verlegte die bayerische Regierung von München erst nach Nürnberg, dann nach Bamberg. Hätte er sie nicht freiwillig verlegt, so hätten die Räte die Regierung Hoffmann in Sicherheit gebracht, hinter Schloß und Riegel. Als Hoffmann, einzig und allein auf den Justizminister Endres gestützt, in Bamberg anfing, herrschte in Bayern das Chaos. Die Minister Simon und Unterleitner waren unter Protest aus dem Ministerium ausgeschieden, Schneppenhorst schlug sich eben erst zur Bamberger Regierung, war aber unzuverlässig; einen Finanzminister gab es nicht. Segitz und Frauendorfer gingen erst später nach Bamberg. Die Regierung in Bamberg hatte kaum hundert Mann zuverlässige Soldaten hinter sich; die Reste der Armee, auf die Schneppenhorst so stolz war, kamen für den Schutz der sogenannten gesetzmäßigen Regierung nicht in Betracht; sie haben dann ja auch der Roten Garde gegenüber versagt. Fürth, Regensburg, Hof, Augsburg, Kempten, Rosenheim waren für die Räte. Nürnberg blieb, wie erwähnt, dem sozialistischen Ministerpräsidenten treu und ermöglichte ihm, formell die Regierung wetterzuführen, bis Truppen von Preußen und Württemberg kämen, mit denen eine kurze, erfolgreiche Aktion gegen die Münchener Republik möglich wäre. Da nun in Bamberg dank der Zuverlässigkeit seiner Bürgerschaft die Regierung vor Attentaten sicher war, siedelten die meisten Ministerien in die oberfränkische Bischofsstadt über, wo sich, wie man hörte, „ruhiger arbeiten ließ als in München".

Digitized by Google

In der Tat fehlte es in München an Ruhe. Wir wissen ja heute noch nicht genau, was eigentlich den Vätern der ersten Räte-Republik vorgeschwebt hat. Wir wissen auch noch nicht, ob die erste Räte-Republik ein Werk der Mehrheitssozialisten gewesen ist, um das arme Volk vor den Kommunisten zu bewahren, oder ob es sich um eine Aktion der Unabhängigen und Spartakisten handelte mit der Absicht, dem Parlament und der aufs Parlament verpflichteten Regierung Hoffmann den letzten Stoß zu versetzen und dann über den verhaßten Parlamentarismus nebst Mehrheitssozialisten rasch zur Tagesordnung überzugehen. Es wäre somit denkbar, daß die erste Räte-Republik von Freunden Hoffmanns ausgerufen wurde, um noch ein Kompromiß mit den Parlamentaristen zu ermöglichen, ehe die Kommunisten sie zum Teufel jagten. Ich glaube an diese biedere Theorie nicht. Ich weiß, daß es auf Gottes Erdboden im April 1919 keinen grimmigeren Haß gegeben hat als den zwischen Unabhängigen und Mehrheitssozialisten. Dieser Haß beruht nicht auf realen Ursachen, er beruht nur auf Machthunger. Er beruht auf einer ungestümen, rücksichtslosen Hetze, auf dunklen Instinkten, auf vagen Vorstellungen von der Streberei gutbezahlter, träge gewordener Gewerkschaftsführer, auf Verbitterung der Unorganisierten, der berufsmäßig Erwerbslosen, der durch eigene Verbrechen Deklassierten, der befreiten und der sitzenden Verbrecher gegen die Mehrheitssozialisten, gegen die im Grunde nur zu sagen ist, daß sie im Krieg manchmal sehr vernünftige Ansichten gehabt, daß sie für ihre Gewerkschaftler das Möglichste durchgesetzt haben, daß sie für das Parlament eingetreten sind, weil die revolutionäre Verfassung das Parlament gebracht hatte, und daß sie absolut keine hervorragenden Führer hatten. Auer, der ein guter Führer gewesen war, lag schwerverletzt im Krankenhaus, Timm und Roßhaupter waren infolge der Agitation der Unabhängigen und Spartakisten in der Öffentlichkeit unmöglich geworden, und die anderen Führer sind gute Leute, tüchtige Gewerkschaftsbeamte, aber doch nicht fähig, eine Versammlung zu gewinnen, in der ein „Dr." Levien den Hörern auseinandersetzt, daß er das gleiche wolle wie Jesus Christus, und Landauer dem Proletariat die feinen und schönen Frauen der Bürger als Morgengabe der Räte-Republik in Aussicht stellt. Politisch ist der Erfolg der Räte-Republik nicht zu erklären, denn sie ist total steril gewesen. Psychologen werden sich gleichfalls vergeblich um Gründe bemühen. Dagegen bietet sich meiner Überzeugung nach dem Psychiater hier ein weites Feld. Ich kann nach zahlreichen eigenen Beobachtungen an früher verständigen und ruhigen Arbeitern nur sagen, daß die Leute durchaus nicht etwa den Eindruck bekehrter, selbstgewisser, politisch reifer Männer gemacht haben, sondern überhitzt, verbittert, enttäuscht und dabei phantastisch hoffnungsfroh erschienen. Sie warteten auf etwas, das ihnen ihre alten Führer vorenthalten hatten. So merkwürdig es klingt: die Münchener Holzarbeiter, Metallarbeiter und Brauer glaubten an das Paradies und die Weltrevolution, an Meutereien in den Heeren der Alliierten, an die Vereinigung der russischen und magyarischen Bolschewisten-Divisionen mit der bayerischen Räte-Armee. Sie glaubten an jeden Unsinn. Mir hat der damalige Volkskommissar für das Wohnungswesen, Dr. Wadler, gesagt, in den nächsten Wochen, also zwischen Ende April und Anfang Mai, käme die Naturwirtschaft; Geld und Kredit hörten auf; Bayern müsse den Anfang machen, sonst würde keiner anfangen; wenn aber Bayern die Naturwirtschaft aufmache, so würden England und Amerika eben mitmachen. Dr. Wadler mag das geglaubt haben. Jedenfalls haben es die Massen geglaubt, denen er's erzählt hat. Der Mann, der im Auftrage des gefesselten Ministerpräsidenten Hoffmann die Sozialisierung

Digitized by Google

der bayerischen Volkswirtschaft durchzuführen hatte, Dr. Neurath, hat in einer Volksversammlung darauf hingewiesen, daß das Volk bald über die Bank-Depots der Bürger verfügen werde. Natürlich ist das gern gehört und geglaubt worden, und natürlich hat man sich von den Räten, die in so kurzer Zeit den verfluchten Kapitalismus erledigen würden, mehr versprochen, als von dem langweiligen Parlamentarismus, bei dem ohne eine Vertretung der Bourgeoisie eben doch nichts zu machen gewesen war.

Welche Gründe sonst noch den Umsturz vom 5. April herbeigeführt oder beschleunigt haben, ist schwer zu sagen. Man sollte meinen, daß die vielen Hochverratsprozesse, die neuerdings im ganzen Lande stattgefunden haben, reiches Material zur politischen Geschichte jener Wochen erbracht hätten. Aber dem ist nicht so. Da die Angeklagten, als Befreier des Volks und absolute Idealisten, nur das Interesse hatten, sich als harmlos hinzustellen, und die Zeugen sich in der Regel an Belastendes nicht erinnern konnten, werden wir wohl auf das angewiesen bleiben, was wir wissen: daß die Massen, angeregt durch russische oder von Rußland bezahlte Agitatoren eine Räte-Republik verlangten als Ersatz für einen Parlamentarismus, der nicht etwa abgewirtschaftet, sondern noch nicht einen Tag lang gewirtschaftet hatte, und als Ersatz für die Regierung eines Kabinetts, dem man keine Gelegenheit gegeben hatte, zu arbeiten.

In dieser ersten Räte-Republik spielten Toller und Nieckisch, also ein Student aus Samotschin und ein Volksschullehrer aus Augsburg, die Hauptrollen. Da das Charakteristische solcher Republiken der Neid und die Eifersucht der Führer aufeinander ist, wechselte die Oberherrschaft alle paar Tage. Genaueres erfuhr man nicht, da die Betriebsräte in sehr beschränkter Öffentlichkeit tagten und die Preßfreiheit völlig unterbunden war. Es dürfte in Deutschland selbst in den schlimmsten Zeiten der Reaktion niemals eine so drakonische Preßzensur gegeben haben, wie in den Tagen der Räte-Regierung. Sicher war nur, daß die neuen Herren in der Auswahl der maßgebenden Beamten unvorsichtig waren. In den leitenden Stellen tauchten Herren auf, die sich in der Verbrecherwelt einen geachteten Namen erworben hatten. Ich meine nicht politische Verbrecher, sondern solche, die mit den Kapiteln des Strafgesetzbuchs betreffend Eigentumsdelikte, Sittlichkeitsvergehen und dergleichen bereits befaßt gewesen sind. Andere, wie der Finanzminister Sylvio Gsell, der die Geldwirtschaft für ungeeignet erklärte, waren wohl im Kopfe nicht ganz klar. Auch von Herrn Dr. Lipp, dem Minister des Äußeren, wird man ähnliches sagen dürfen. Dieser Mann, dem der vom Ministerpräsidenten Hoffmann nach Bamberg mitgenommene Abortschlüssel sozusagen in den Kopf gestiegen war, gehörte zu den Menschen, deren Heimat das Wirtshaus, deren Bestimmung das Irrenhaus ist. Als bayerischer Minister hat er den päpstlichen Nuntius seiner Hochachtung versichert. Den bayerischen Gesandten in Berlin hat er angewiesen, dem Grafen Brockdorff-Rantzau „sein Abschiedsgesuch einzureichen". Jetzt sitzt der Unglückliche in Eglfing, zur Beobachtung seines Geisteszustands.

Die erste Räte-Regierung war nach wenigen Tagen erledigt. Sie konnte sich in der von radikalen Mehrheitssozialisten gedachten Form nicht entwickeln, weil die Bauernbündler die Sozialisierungsgedanken Dr. Neuraths schroff ablehnten und weil damit die rasche Ausdehnung der Räte über das ganze Land als unmöglich erwiesen war. Ihr Untergang war aber besiegelt nicht etwa, als die Mehrheitssozialisten sich in einer mehr als naiven Volksabstimmung gegen die Räte-Regierung aussprachen, sondern als Levien eingriff, dem die Tollersche Räte-Republik mit ihrem idealistischen Anhang Landauer,

Digitized by Google

Nöggerath usw. nicht im mindesten gefiel und der jetzt, gestützt auf Kommunisten und Anarchisten, die reine Räte-Republik nach russischem Muster forderte. Was waren dagegen die bescheidenen Reformer, welche in wenig Tagen das Hoch- und Mittelschulwesen umgestaltet, die Professoren der Akademie der bildenden Künste entlassen und jedem Maler, auch dem frechsten und talentlosesten, eine Staatspension auf Lebenszeit versprochen hatten! Der berüchtigte Palmsonntag kam, an dem ein Putsch zugunsten der Regierung Hoffmann an der Unzuverlässigkeit der „gesamten Münchener Garnison" elend scheiterte, und an dem abends nach wilden Straßenkämpfen der Hauptbahnhof von den Spartakisten besetzt wurde. Jetzt herrschte Levien.

Was in den nun folgenden Wochen geschah, hat genügt, um die Landeshauptstadt zu ruinieren. Die Räte-Regierung Levien-Toller, vorbereitet von Axelrod und anderen Russen in der Kuranstalt Ebenhausen, von Lévinné und anderen Russen in der Presse, setzte scharf ein. Sie ließ dem Bürgertum keinen Zweifel, wohin die Reise gehen sollte. Gegen die Regierung Hoffmann, die München mit Truppen zurückerobern wollte, wurde die Rote Armee gebildet. Die Regierung Hoffmann war der Feind der Republik. In den offiziellen Mitteilungen der Regierung — die Presse war gänzlich abgeschafft worden — wurde unausgesetzt gegen Hoffmann Stimmung gemacht. Um die Rote Armee zu verstärken, wurde die Arbeiterschaft bewaffnet, während der Bourgeoisie bei Todesstrafe Ablieferung sämtlicher Waffen anbefohlen wurde. Da in den ersten acht Tagen der zweiten Räte-Republik vollständiger Generalstreik war, konnten sich die Arbeiter ihren militärischen Pflichten widmen. Sie zogen in Trupps und einzeln, das Gewehr auf der Schulter oder auf dem Rücken, die rote Binde am Arm, durch die Straßen und gaben zu erkennen, daß sie nun die Herren waren. Kommandant der Roten Armee war ein desertierter Matrose, Egelhofer: einer der gefährlichsten Menschen, die jemals in Bayern gewirkt haben: blutgierig, total ungebildet, eitel, tyrannisch, moralisch völlig haltlos und dabei gänzlich unfähig in den Angelegenheiten seines Amtes. An der Spitze des Vollzugsausschusses der Betriebsräte standen: Levien, Lévinné, Axelrod, Toller. Toller schied später aus dem Vollzugsrat aus, um den Oberbefehl im Abschnitt Dachau zu übernehmen. Von ihm stammen köstliche Tagesberichte, ganz im Ludendorffschen Stil. Toller hat auch die Schlachten bei Dachau und Karlsfeld gewonnen. Er war ein ganz junger Student, der aber der Abgott der Unabhängigen geworden war. Er war auch, was nebenbei erwähnt sei, ein Abgott kultivierter Frauen. Ein jüdischer Revolutionär und jung. Seiner Rede Zauberfluß, sein Händedruck und ach, sein Kuß! Toller war lungenleidend; an seinen Händen sollte Blut kleben: Glückes genug. Er hat sich dann, als die Rote Garde geschlagen wurde, feige verkrochen und sich die Haare rot gefärbt. Zu den genannten Volkskommissaren gesellte sich als Finanzminister der sehr jugendliche Maenner, dann Klingelhöfer, dann inoffiziell der alte Berliner Anarchist Landauer, der schon unter Eisner nach München gekommen war, und Arbeiterführer wie Thomas. Daß auch die Schwabinger Intellektuellen den Sowjets mit Rat und Tat, vor allem mit ihrer edlen Gesinnung beistanden, braucht nicht besonders erwähnt zu werden; ebensowenig, daß bei der Regierung und ihrem geistigen Anhang das jüdische Element durchaus überwog und die Führung hatte.

Das Ziel der Räte-Republik, die sich zeitweise bis Rosenheim und Augsburg und ziemlich tief südlich von München erstreckte, war die unverhüllte Diktatur des Proletariats. Die Herren Volksmänner, die jetzt vor dem Standgericht

Digitized by Google

durch freche Lügen ihr Leben zu retten suchen, wollen nichts mehr von ihren eigenen Worten und Taten wissen, und, in der Tat: die gelben Anschläge sind von den Mauern verschwunden. Aber wir wissen noch, was war: Das Proletariat, das unter Wohnungsnot leidet, wurde auf die Wohnungen der Bürger verwiesen mit den Worten: „Wohnungen sind da. Greift zu!" Den Bürgern wurde mitgeteilt, daß Brennstoffe ausschließlich dem Proletariat geliefert würden. Den Bürgern wurde mitgeteilt, daß bei der Verteilung von Lebensmitteln in erster Linie das Proletariat bedacht werde. Die Bürger hatten um acht Uhr abends zu Hause zu sein, während das Proletariat sich die ganze Nacht hindurch versammeln und amüsieren konnte. Den Bürgern wurde es aufs strengste untersagt, München zu verlassen, während das Proletariat angenehme Autofahrten ins Gebirge unternahm. Lévinné meinte, daß die Kinder der Bourgeois keine Säuglingsmilch brauchten, weil es nicht im Interesse des Proletariats liege, künftige Reaktionäre aufzuziehen. Axelrod erbat sich von den Betriebsräten die Vollmacht, allen Schmuck der Bourgeoisie zu requirieren, um die Rote Armee bezahlen zu können. Der Bürger durfte nur hundert Mark pro Tag von der Bank abheben, mußte seine Safes öffnen, mußte seine Wohnungsmiete direkt der Räte-Regierung abgeben, mußte alles Bargeld auf die von den Räten beaufsichtigte Bank bringen. Außerdem war der Bürger in seinem Hause nicht nur streng beaufsichtigt, sondern auch stets an Leib und Leben bedroht. Unter dem Vorgeben, gehamsterte Lebensmittelvorräte dem Proletariat zuzuführen, wurde in den Häusern der Bürger systematisch gestohlen, geraubt, geplündert. Die Plünderer waren immer gut legitimiert; war doch ihr Anführer der von den Räten eingesetzte Herr Polizeipräsident selbst, ein alter Schwerverbrecher und geborener Räuberhauptmann. Sie nahmen alles: Lebensmittel, Weine, Zigarren, Geld, Schmuck, Kunstwerke und führten das Geraubte nicht etwa dem notleidenden Proletariat, sondern dem Schleichhandel oder der verehrlichen Damenwelt zu, die in sämtlichen Bureaus eine bedeutende Rolle spielte. Von den Plünderungen verschont blieben nur jene reichen Leute, die das Plünderungskommando zu schmieren verstanden, oder die sich durch erhebliche Zahlungen an den Spartakusbund ihre persönliche Sicherheit erkauft hatten, und dann Leute, bei denen es sich nicht lohnte zu plündern.

Nichts deutete darauf hin, daß diese Republik etwa eine soziale Republik war. Sie hat positiv nichts, aber auch gar nichts für die Arbeiter geleistet. Es war eine Räuberbande, die nach außen herrschte, und mit ihr verbündet war etwas Schlimmeres: Männer wie Levien, Lévinné, Axelrod, Toller. Sie stahlen und plünderten nicht, aber sie freuten sich der Diebstähle und Plünderungen; denn dadurch kam die inbrünstig gehaßte deutsche Bourgeoisie ihrem Ende näher und dadurch wurde die Unordnung, die Verrohung, Entsittlichung, Blutgier und Schamlosigkeit der Massen immer größer, das Fundament einer richtigen Räte-Republik also immer fester. In tollster Weise wurde alltäglich von den Volksbeauftragten die Masse gegen das Bürgertum aufgehetzt. In wildestem Haß rief Egelhofer die bewaffneten Arbeiter auf gegen die giftige Bestie Kapitalismus und Reaktion. Machtlos und rechtlos mußte der Bürger sein, und er war es geworden, als nach acht Tagen Generalstreik die Herrschaft der Volksbeauftragten noch immer nicht gebrochen war. Zwar, innerlich war das Regiment der russischen Juden im Wittelsbacher Palais längst brüchig, als sie noch mit flammenden Aufrufen das Volk verhetzten. Toller und Levien, Axelrod und Maenner, Toller und Egelhofer konnten auf

Digitized by Google

die Dauer nicht miteinander arbeiten, aber ihr Opfer: das bewaffnete Volk, dem Lenin versprochen war und die Bruderhand der französischen und italienischen Revolutionäre und Reis und Wein und gutes Leben, erfuhr nichts von dem Streit unter den Führern. Das Volk redete und redete in den Betriebsräten toller als je ein Parlament geredet hat, und dabei schaute es geblendet und vernunftberaubt auf seine zwei Feinde: die Bourgeoisie und die Regierungstruppen. Gegen die Regierungstruppen konnte man sich nicht schützen, aber gegen die Bourgeoisie gab es einen Schutz: man verhaftete Geiseln. Hunderte und Tausende von Münchnern sind während der Räte-Regierung mit Zustimmung der Betriebsräte ohne jede Spur von Schuld verhaftet und festgehalten worden. Tausende sind wochenlang umhergezogen, haben bei Freunden oder bei Mitleidigen Unterkunft gefunden, da sie in ihrer Wohnung vor den Roten Garden nicht sicher waren. Tausende mußten fliehen, weil ihnen die Verhaftung angedroht worden war. Wer wohlhabend oder in bevorzugter Stellung oder angesehen war, mußte jede Minute fürchten, als Geisel festgenommen zu werden: stunden-, tage- oder wochenlang. Wer auf der Straße einen der halbverrückten Aufrufe der Regierung zu kritisieren oder einen der von den Fliegern der Regierung Hoffmann verbreiteten Trostsprüche auch nur zu lesen wagte, wurde sofort von den zahllosen Spitzeln der freiesten Volksregierung den Roten Garden ausgeliefert.

Sinnlose, rohe Vernichtung alles Bestehenden, zuchtlosester Terrorismus und schamlose Verbrechentyrannis: das war die zweite Münchener Räte-Republik. Die Gasse herrschte, aber sie ahnte das Ende ihrer Herrschaft. Und da geschah denn das Unausbleibliche, als die Truppen der Regierung Hoffmann, Preußen und Württemberger zu Tausenden, und auch Bayern in einigen mutigen aber schwachen Fähnlein, vor den Toren des ausgehungerten, ausgepowerten München erschienen: von vertierten Soldaten wurden in der Nacht zum 1. Mai auf Befehl des Oberkommandierenden der Roten Armee und mit Wissen Tollers, Leviens und Levinnés, im Hof des Luitpoldgymnasiums die zehn Geiseln grausam hingemordet, Leute, die nichts gegen das Land unternommen hatten, die elend sterben mußten nur, weil sie Bourgeois waren, und weil die Diktatur des Proletariats die Bourgeois auszurotten verpflichtet war.

Das Maß war voll: Entschlossene Männer entwaffneten, selbst unbewaffnet, die feigen Posten in der Residenz und im Kriegsministerium, besetzten die Stadtkommandantur und das Luitpoldgymnasium, hißten auf der Residenz die weiß-blaue Fahne anstelle der roten Fahne und bereiteten den Truppen den Weg. Mit schmählicher Hast verschwanden am Morgen des Weltfeiertages der Arbeit die roten Rosetten aus den Knopflöchern, die roten Binden von den Armeln des Straßenproletariats, das der weißen Garde hatte zeigen wollen, wie die Rote Armee zu siegen versteht, verschwanden die Gewehre und Patronentaschen, verschwanden die Führer, die dem Volk versprochen hatten, es nicht nur auf die, sondern auch auf den Barrikaden zu führen. Jüdische Freunde der großen Volksbeauftragten verschafften ihnen Asyl bei armen christlichen Subjekten, Kunstmalern und faulenzenden Schriftstellern vom verlotterten Geschlecht der Schwabinger, Almosenempfängern der Räte-Regierung, halb Trotteln, halb Tieren, und in ihren Asylen färbten sich die heldenhaften Volksbeauftragten das Haar oder rasierten sich oder nahmen ein Bad. Dann verkrochen sie sich hinter einem Berg schmutziger Damenwäsche oder hinter einer Tapetentür und warteten auf ihre Verhaftung, indessen der Kampf um München tagelang weiter ging ohne die Führer. Die irregeführten, vom Haß verblende-

Digitized by Google

ten Massen, die zwischen Hoffmann und Ludendorff keinen Unterschied mehr kannten, die kämpften: mit vergifteten Waffen, mit Dumdumgeschossen, aus Kellerfenstern und Dachluken, kämpften mit Vorliebe hinterlistig und meuchlings, aber sie kämpften doch, bis nach drei Tagen die Rote Armee, die nach der Absetzung des Vollzugs-Ausschusses drei Tage lang die Hauptstadt terrorisiert hatte, endgültig erledigt war und die Preußen und Württemberger an das schwere Werk der Säuberung von Häusern, Kellern und Speichern gehen konnten.

Die Regierung Hoffmann, die viel früher Waffengewalt gegen München hätte anwenden müssen, konnte die Ausgabe militärischer Tagesberichte mit Kartenskizzen vom Operationsgebiet einstellen und erklärte, daß sie von Bamberg aus das Land weiter regieren wolle. Die Bürgerschaft war erlöst von einem Druck, den nur der zu würdigen weiß, der die Räte-Wochen in München und seiner Umgebung erlebt hat und sich täglich hatte sagen müssen, daß es einer Regierung Hoffmann nie gelingen würde, München zu befreien. Einen Tag hatte die Bourgeoisie Widerstand versucht: damals, als es hieß, die Bankguthaben würden von den Räten beschlagnahmt. Da gab es eine zornige Aufwallung. Aber am Tag darauf wurde schon erlaubt, hundert Mark abzuheben, und der Zorn legte sich. Dann kamen die Plünderungen, Verhaftungen, die Verhandlungen vor dem Revolutionstribunal, aber die Bürger waren schon mürb und kraftlos; sie hatten keine Waffen, und für welche Regierung sollten sie denn ihr Leben aufs Spiel setzen: für die Regierung Hoffmann, die den Segen der Vollsozialisierung über die Stadt und das Land ausbreiten wollte, die in Bamberg darauf wartete, ob Toller und Egelhofer nicht doch mit ihr verhandeln möchten, ob nicht doch der Bruderkrieg zu vermeiden sein würde? Gewiß, das Bürgertum war haltlos und direktionslos, vielleicht auch mutlos. Gewiß, die Intellektuellen hatten unter jüdischem Einfluß ihr Sonderbündnis mit der Räte-Republik abgeschlossen und waren freudig bis auf weiteres Proletarier geworden. Trotzdem wäre wohl eine Gegenaktion, nicht Gegenrevolution, eingetreten, wenn die Gegner der Räte-Republik Anlaß gehabt hätten, der Regierung Hoffmann zu vertrauen. Wie konnten sie aber einer Regierung trauen, deren mächtiger Militärminister im Verdacht stand, zu den Machern der Räte-Republik zu gehören?

Genug. Die Zeit liegt hinter uns, und es ist eine widerwärtige Beschäftigung, den Ursachen des Jammers nachzuspüren. Diese Beschäftigung wäre aber notwendig, wenn Aussicht bestünde, aus den Erfahrungen der Räte-Zeit so etwas wie eine bessere Zukunft aufzubauen. Daran kann ich aber nicht glauben. Die Revolution, welche die Räte-Republik gebracht hatte, ist niedergeworfen, die Führer sind, wenigstens auf einige Zeit, unschädlich gemacht. Aber die Aussichten einer vernünftigen Regierung sind schlecht. Die Massen sind nicht überzeugt, sie fühlen sich vorübergehend unterdrückt durch die Preußen und Württemberger. Die Massen halten die braven Soldaten, die München gerettet haben, für Söldner reaktionärer Bluthunde, und als Typus des reaktionären Bluthunds gilt ihnen Noske. Die Massen hätten sehen können, daß die Zeit der Räte-Republik ihnen nichts Positives, keinen sozialen Fortschritt, keinen wirtschaftlichen Nutzen, kein Plus an Brot und Bildung und Kultur gebracht hat, daß sich vom gestohlenen Gut nicht die Armen genährt, sondern die Führer gemästet haben, daß die Betriebsräte nicht eine einzige verständige Anregung durchgesetzt, sondern tagein, tagaus geschwätzt, nichts als geschwätzt haben, daß Handel und Industrie Münchens, der Kredit Bayerns zerstört ist, daß die meisten

Digitized by Google

der Führer eitle Narren oder skrupellose Spekulanten oder bezahlte Agitatoren, fast alle aber feige Patrone sind: alles das hätten die Massen sehen müssen, wenn sie nicht geblendet, wenn sie nicht blind wären. Sie wollen nichts wissen vom Wert der Arbeit, sie wollen keine Wohnungen bauen, obwohl die Wohnungsnot entsetzlich ist, sie wollen nicht vernünftig werden, denn sie sind von Grund auf verhetzt und verwirrt. Sie wollen das nicht, was zurzeit da ist und im Besitz der Macht ist. Sie wollen das Chaos, weil Ordnung und Ruhe sie an ihre Niederlage erinnert. Die Gemeindewahlen in München und Nürnberg haben das gezeigt; es genügt, festzustellen, wie die Stimmung ist.

Zur Zeit herrscht ein krankhafter Zustand, aber er wird vielleicht nicht dauern. Auf alle Fälle muß die Regierung sich Mühe geben, diesen Zustand zu beseitigen. Dazu gehört Arbeit. Die Arbeit muß in München geleistet werden; Bamberg eignet sich nicht dazu, auch wenn im Bamberger Stadtrat das Zentrum, im Münchener Stadtrat aber die Unabhängigen die stärkste Partei sind. Zu dieser Arbeit gehört viel Entsagung, aber auch einiger persönlicher Mut. Ob die Arbeit von einem sozialistischen oder einem Koalitionsministerium geleistet wird, ist nebensächlich. Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht, Abschaffung des Adels und Erhöhung der Erwerbslosen-Unterstützung nenne ich nicht Arbeit. Die Vorarbeiten zur Sozialisierung müssen weiter betrieben werden, nicht durch Dr. Neurath, aber doch recht energisch und nicht mit der Absicht, die Sache zu verschleppen. Wohnungs- und Siedlungsreform muß betrieben werden; das bedeutet aber nicht, daß denen, die es wollen, nur Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Der Industrie müssen neue Wege erschlossen werden; das geht aber nicht dadurch, daß man die Juristen munter weiter Ausschüsse bilden läßt und die Fachleute höflich aus dem Tempel jagt. Die Versorgung mit Lebensmitteln muß besser werden. Das geschieht aber nicht dadurch, daß die Regierung den Schleichhandel und Wucher ruhig fortgewähren läßt. Arbeit genug. Ob eine Regierung, die solche Arbeit leistet, der Spartakisten und Kommunisten Herr wird, kann niemand sagen. Aber diese Arbeit ist auch nicht allein zur Bekämpfung des Bolschewismus, sie ist für die Gesundung Bayerns, das unter den Wirkungen der Eisnerschen Revolutionsmethoden und der bolschewistischen Räte-Epoche leidet, nötig, und deshalb muß unter Zurückstellung aller Eifersüchteleien und Intriguen innerhalb der Ressorts die Lösung sozialer und wirtschaftlicher Aufgaben wenigstens versucht werden. An den Beamten in Staat und Gemeinden, die den Vollzug einer wirklich sozialen Staatspolitik besorgen, wird es in Bayern nicht fehlen. Gerade in den Wochen der Räte-Republik hat sich gezeigt, daß die von den Radikalen so sehr gehaßte Bureaukratie ein leckes Schiff noch führen kann, wenn Kapitän und Navigationsoffiziere sich in einem Rettungsboot auf den Weg gemacht haben, um einen Landungsplatz zu finden.

Und wenn dies Werk der Gesundung gelingt, was ich nicht glaube, cui bono?

Das ist nun das Schlimmste. Lohnt es sich denn noch zu schaffen? Wir haben Frieden, wir haben Demokratie. Wir werden vielleicht auch bald Brot haben, damit unsere Kinder sich wieder einmal satt essen können. Und vielleicht gibt es auch wieder soviel Milch, daß die Tuberkulösen einen halben Liter abgerahmte Milch am Tag erhalten können. Trotzdem ist alles hin. Weil wir den Frieden haben. Um den Frieden zu erhalten, haben die Deutschen, allen voran die Bayern, die Monarchie beseitigt. Mir hat die Frage: Monarchie oder Republik? niemals eine schlaflose Nacht gekostet; vielleicht weil ich in einer deutschen Republik aufgewachsen bin, vielleicht auch deshalb, weil bei jeder Regierungsform die Möglichkeit der Mißwirtschaft, der Korrup-

Digitized by Google

tion, der Zersetzung und der nationalen Kraftentfaltung besteht. Allerdings bin ich der Meinung, daß das Haus Wittelsbach das ihm von Eisner bereitete Schicksal nicht verdient hat, und daß die Monarchie in Bayern besser war als die Räte Republik der Toller und Levien. In Bayern hat man sich mit der Republik besonders beeilt, weil man auf einen raschen Sonderfrieden der alliierten Demokratien mit der Eisnerschen Republik hoffte. Heute wissen wir, daß die Würdelosigkeiten Eisners, seine Enthüllungen und Selbstanklagen uns nur geschadet haben. Um den Frieden zu erhalten, haben wir überall Demokratien mit sozialistischer Spitze eingeführt, allen voran Bayern. Es hat uns bei den Feinden nicht geholfen; sie haben uns doch zerschmettert. Um den Frieden zu erhalten, haben wir, Bayern voran, die staatliche Autorität aufgelöst, Einrichtungen geschaffen, durch die das unparteiische Walten einer bescheidenen, streng ehrlichen Beamtenschaft zur Unmöglichkeit, dagegen Gesinnungslumperei, Charakterlosigkeit, Streberei und Denunziationssucht zur Mode wurde. Bei der Entente hat uns das alles nichts genützt, und den Frieden haben wir nicht einen Tag eher bekommen, als bis wir gänzlich vernichtet waren. Um den Frieden zu erhalten, haben wir, Bayern voran, das Heer zerstört, planmäßig und bewußt zerstört. Wir wissen jetzt, was wir damit getan haben, und selbst die Blödesten werden jetzt einsehen, wie gefährlich der Idealist Eisner gewesen ist. Den Frieden haben wir nicht eher erhalten, als bis unser stolzes Heer von eigener Hand in Stücke geschlagen war.

Wir haben uns wehrlos gemacht, aber wir haben keinen Feind davon überzeugt, daß wir reinen Herzens sind. Wir haben uns nackt ausgezogen, um zu beweisen, daß wir ganz sauber sind, und haben uns dann fünfundzwanzig Peitschenhiebe herunterziehen lassen. Wir haben uns zu Sklaverei erboten, aber wir haben nicht bedacht, daß wir ja das Arbeiten verlernt haben. Wir haben gesehen, daß das Proletariat nicht herrschen kann, weil es keine Führer hat und weil es in der Minderheit ist, und wir sehen, wie das durch den Krieg völlig ausgesogene, verarmte, verprügelte Bürgertum, jenes Bürgertum, dessen Sparpfennige in Kriegsanleihen festliegen, das kein Kapital zur Auswanderung hat, von den Feinden jeder gesellschaftlichen Ordnung zum Tode verurteilt ist. Wir sehen, daß Juden, reiche und arme, deutsche und polnische, im Bunde mit den radikalsten Ausläufern eines in sich zerrissenen, kranken Proletariats, das arme Volk um die letzten Möglichkeiten einer langsamen Genesung bringen wollen. Denn die mit dem 1. Mai 1919 beendete Revolution wird nicht die letzte Revolution in Bayern gewesen sein.

Indem wir der Zukunft mit Fassung entgegensehen, erinnern wir uns daran, daß uns erzählt worden ist, an unserem Unglück sei nur der Imperialismus schuld. Dieses unsinnige Märchen hat Deutschland und mit ihm Bayern zu Fall gebracht. Wir haben jetzt ein halbes Jahr im freien Volksstaat zugebracht und müßten allmählich seine Segnungen schätzen gelernt haben. Der freie Volksstaat wird uns niemals das bringen, was wir verloren haben. Wir hatten einmal die Möglichkeit, ein großes Reich zu werden. Unser Volk hätte die Fähigkeiten dazu gehabt, und Führer hätte es auch gegeben. Gewiß war vieles schon Dekadenz, was noch Stärke schien, aber die Leistungsfähigkeit war ungeheuer groß. Was uns vorschwebte, war nicht ein großer Trust, war nicht die Übermacht des Kapitalismus in einem reaktionären Staat. Wer das behauptet, lügt. Was wir wollten, haben die Landwehrleute 1914 mit Kreide an die Eisenbahnwagen geschrieben: „Unsere Kinder sollen es besser haben." Das hieß nicht: wir wollen die Reaktion, sondern es hieß: wir wollen in einem freien Staat

Digitized by Google

glücklich werden. Und die jungen Soldaten sangen wie die Kinder das: Gloria, Victoria! Sie meinten damit nicht belgische Greuel und Triumphzüge, sondern ein angesehenes, großes Deutschland. Wer das bestreitet, lügt.

Weshalb alle diese edlen Träume und großen Ziele zunichte geworden sind, das ist in dieser Zeitschrift oft genug auseinandergesetzt worden; ich brauche dem nichts beizufügen. Heute steht es so, daß alles, was wir jemals hatten und jemals hätten gewinnen können, verloren ist. Wir sind keine Nation mehr, wir haben kein Heer, keine Schiffe, kein Geld, keine Industrie, keine Rohstoffe, keine Ehre, keine Würde, keine Arbeitsfreude, und wir haben nichts zu essen. Wir haben den tödlichen Haß der Feinde nicht um ein Atom gemildert, seitdem wir unseren Nacken gebeugt haben. Sie verachten uns, und es gibt keinen Neutralen, keinen Papst, der für uns ein gutes Wort eingelegt hätte. Wir haben die Räte und haben das Wort von der Verankerung der Räte in der Verfassung. Die Räte aber haben uns nicht weiter gebracht, und wir sind in einem halben Jahre zu arbeitsscheuen, prahlerischen Bettlern geworden, wir, das deutsche Volk.

Es ist nun die Aufgabe des freien Volksstaats Bayern, bald dafür zu sorgen, daß die Sklavenarbeit organisiert wird. Sonst sterben noch mehr Säuglinge und halberwachsene Kinder Hungers, und wir können doch keine Arbeitskraft entbehren, weil wir die Kriegsentschädigung bezahlen müssen, damit nicht die Senegalneger noch in zwanzig Jahren die bayerische Pfalz besetzt halten.

Die Lage der deutschen Gefangenen in England nach dem Waffenstillstand.

Ein im April aus englischer Gefangenschaft Zurückgekehrter schreibt uns:

Mit Recht vermuten Sie, daß ich es noch gut getroffen habe. Gilt doch Donington als „das" Musterlager Englands, wie ja auch wohl die Berichte der neutralen Kommissionen, die alle Jahre 1—2 mal auf eine Zigarettenlänge erscheinen, von dem alten Herrensitz der Hastings, dem viele hundert Morgen großen Park und der abwechslungsreichen Umgebung dem auch hierin gutgläubigen Deutschen vorerzählen.

Der Park ist gänzlich abgesperrt, vor den Baracken ein Platz für Fußballspiele, der bei dem meist feuchten Wetter besser als Moorbad zu verwenden wäre, dann ein zweiter Kral, der gewisse Stunden zum Umhergehen geöffnet ist, aber auch durch Unmengen hohen Stacheldrahts die Sucht, auch nur an einer Stelle den Blick vom Draht zu lösen, nicht aufkommen läßt. Kein Schritt, kein Blick ohne Draht, ohne Posten.

Im Hause und in den Baracken wohnen über 400 Offiziere und 100 Mannschaften, Gedränge in den Gängen, Stuben, Sälen. Die älteren Offiziere, die das kittschige Haus bewohnen, hocken in feuchten Stuben, denen der Engländer weder Tisch noch Stühle, geschweige denn Ofen oder irgendwelche Wandbekleidung liefert. Selbst das Wasser wird von uns bezahlt! Der Kalk der Zimmerdecken liegt jeden Morgen auf den Betten, die Kleider sind so feucht, daß sie nicht angezogen werden können, ohne — verbotener Weise — an den, zu schamlosen Wucherpreisen und mit größten Schwierigkeiten erstandenen kleinen Ofen vorher getrocknet zu sein. Und doch sind diese Rattenlöcher (4—5 qm pro Mann) die Sehnsucht jedes Barackenbewohners, der Ort höchsten Genusses, denn dort sind vielleicht nur 3, 4 Menschen, nicht die ewige drängende Masse. Das Gros der Offiziere liegt in den zugigen, naßkalten Holzbaracken, wo Bett an Bett steht und nur der kleine Platz um den Ofen zum stumpfsinnigen Brüten Raum gibt. Und in dieser Beengung das geisttötende Einerlei des Tages, genau eingeteilt durch 3—4 Zählungen auf der „Festwiese", durch gleichfalls 3 Mahlzeiten, wo man sich in wenigen Minuten einige Teller dicken Breies in den Magen schlägt, um schleunigst für die nächste Essensgruppe Platz zu machen. Halt, werden Sie einwenden, die Engländer hatten doch keine Blockade wie wir! Nein, die haben den Hunger nicht gespürt! Um den zu sehen, halten sie sich Gefangene, an denen sie vor allem nach dem Waffenstillstand ihre ganze Lust auslieben. Doch hier muß ich gleich einer falschen Auslegung vorbeugen. Es sind nicht die einzelnen Engländer, nicht die Offiziere, die

Digitized by Google

den Gefangenen schikanieren, sondern es ist das von der War Office (Kriegsministerium) gründlich durchdachte und eisern durchgeführte System. O, die Herren haben Erfahrung! Farbige schlägt man tot, aber Weiße, ob Irländer, Buren oder Deutsche, die kriegt man, ohne die eigene Moral zu gefährden, viel besser mit Stumpfsinn und Hunger. Man setzt Rationen fest, die gerade ein Leben erhalten, aber „ohne Garantie", sie auch zu liefern. Sogar Fleisch gibt es manchmal, nur daß alle halbwegs Gesunden den stinkigen Gaul lieber vergraben möchten. Doch „der Hunger treibt's rein!" Kommt dann, wie bisher dreimal, die Grippe, so nimmt sie mit Leichtigkeit jeden Zehnten ins Grab, während der feiste Tommy auf Posten mit einem kräftigen Schluck alle Bedenken erledigt, die der periodische Leitartikel der Daily Mail über den geradezu aufregend guten Ernährungszustand der well-fed Huns (gutgefütterten Hunnen) vielleicht doch nicht ganz zu beseitigen vermochte.

Und in dieser Umgebung soll man nun etwas tun, geistig arbeiten. Eine Studierbaracke, wo vielleicht ein Zehntel der Gefangenen Platz finden könnte, ist vorhanden. Der Neuangekommene sitzt eifrig in ihr, um durch Arbeit den stets schmerzenden Dorn der Gefangennahme zu vergessen. Doch was nutzt alle Energie, selbst so lange eine gute Gesundheit das niederziehende Herdenleben noch nicht empfindet! Man hebt den Blick, und sieht die einen stumpfsinnig die Zeitung lesen, ob Austauschaussichten vorhanden sind, die anderen, Schlimmeren, gegen die Wand stieren. Bald kennt man auch den Blitz, der periodisch in ihren Augen aufzuckt. Es ist die Wut über die Unmöglichkeit der Flucht von dieser blutigen Insel, öfter aber jetzt der zehrende Haß gegen die Heimat! Was uns gegen Italiener und Rumänen so heiß machte, zehnmal schärfer schmerzt dieser Verrat des eigenen Volkes. Keiner ist hier Politiker, aber jeder empfindet: Das, wofür Du so oft Dein Leben einsetztest, wozu Du Dich immer und immer wieder mit übermenschlicher Energie zwangst, was Du für Deine heilige Pflicht hieltest, es ist zerbrochen, zerstampft, beschmutzt durch die, für die Du Dich opfern wolltest. Diese Gedanken werden durch die körperliche und mehr noch geistige Not bis zum Wahnsinn gesteigert. Viele sind in der Irrenanstalt, andere bereits zur Ruhe. Auch von den Mannschaften wird nicht die Hälfte leidlich gesund zurückkehren. Waren doch in dem einen Lazarett Brocton auf einmal annähernd 2000 Todeskandidaten (infolge Tuberkulose) oder Amputierte (durch Erfrieren der Füße), die in diesen Zustand dank der humanen Behandlung der Kulturvölker gebracht wurden im Winter nach dem Waffenstillstand, da sie mit wenigen oder gar keinen Decken, niemals in Baracken, auf dem nassen Winterboden „schlafen" mußten.

Revolutionsgespräche.

1.

Zeit: 8. November 1918, am ersten Tag der bayerischen Republik.

An allen Ecken Münchens stehen Posten mit roten Armbinden, Patrouillen mit Handgranaten durchziehen die Stadt, Reiter sprengen durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hört man vereinzelte Schüsse.

Ein Posten steht am Maximiliansplatz, in der Nähe des Neuen Tores. Er hat eben einen Schuß abgegeben. Ein Menschenhaufen sammelt sich um ihn und fragt und disputiert. Niemand weiß, warum geschossen worden ist. Der Soldat auch nicht.

Ein anderer Soldat kommt hinzu und tadelt den Posten, daß er ohne Grund geschossen hat. Ein Berittener hält an und erklärt, der Posten habe Recht gehabt zu schießen: „Jetz muaß's knalln. Schieß nur zua!" Der andre Soldat zieht seine Legitimation als Soldatenrat heraus und besteht auf seiner Meinung. Dem Berittenen macht dies nicht den mindesten Eindruck, und er besteht auf der seinigen. Die beiden geraten untereinander in einen Wortwechsel, der rasch lebhaftere Formen annimmt. Inzwischen wirft der Posten sein Gewehr weg und entfernt sich mit den Worten: „Ihr könnt's mi alle zwei kreuzweis am . . . . mit eurer ganzen saudummen Revolution" in die Anlagen.

2.

Zeit: Anfang April 1919, an einem der ersten Tage der bayerischen Räteregierung.

Ort: Vor dem Wittelsbacher Palais, in dem der Zentralrat seinen Sitz hat.

Rechts und links von der Einfahrt lehnen die Soldaten der Wache des Zentralrats am Gitter und unterhalten sich mit der Menschenmenge, die neugierig draußen auf dem Bürgersteig und der Straße steht und den Sitz der neuen Regierung betrachtet.

Digitized by Google

Gustav Landauer, mit langen Locken, in Mantel und Schlapphut, kommt langsam und melancholisch vom Schillermonument heraufgegangen. Gerade während er der Wache am kleinen Fußgängereingang seinen Ausweis als Mitglied der Regierung vorweist, fährt ein Auto mit anderen Volksbeauftragten aus dem Palais. Landauer grüßt die Freunde, indem er müde die rechte Hand über den Kopf erhebt. Das Auto hält, mitten in der gespannten Menschenmenge; Landauer tritt hinzu und fährt, nach kurzer Besprechung, mit den andern fort. Die Soldaten der Wache, die mit den Bürgern das Auto umdrängt hatten, kehren an ihren Platz am Gitter zurück. Sie sind mitten in einem eifrigen Gespräch über das Gesehene.

Der eine Wachsoldat (Leiberfigur; für einen Altbayern sehr erstaunt, ärgerlich): „Jetzt, den schaug o. Der schaugat ja bald den alten Eisner gleich. (Mit Handbewegung:) Langhaarat, mit an Havelock, und deß verhungerte G'schau."

Der andere Wachsoldat: „Du, der hat's sei scho g'hört am Auto, was du gsagt hast. Dem hat er sei gstunka."

Der eine Wachsoldat: „Na soll er eam stinka. Mir ham jetzt gnua von dene Judn und Schlawiner."

3.

Zeit: Anfang Mai 1919, kurz nach dem Zusammenbruch der Räteregierung.
Ort: Eckelsche Schoppenstube in der Sparkassenstraße.

An einem Tisch sitzen beim Mittagessen eine alte aufgeregte Hausbesitzerin aus der Amalienstraße und ein bekannter bayerischer Graf (inkognito), die sich leidenschaftlich in altbayerischem Dialekt über die Erlebnisse der letzten Wochen auslassen. Daneben, am gleichen Tisch, zwei männliche Gestalten vom Land, eifrig essend und trinkend, jeder für sich, schweigend.

Allmählich gelingt es der Hausbesitzerin, den einen ins Gespräch hereinzuziehen. Er ist ein großer, breitschultriger, cholerischer Mann im besten Alter. Ökonom. Aus Altötting. Er erzählt, wie die Münchener Rotgardisten im Auto in Altötting erschienen sind und 60000 M.[1]) Brandschatzung von den „Bürgern" verlangt haben. 25000 M.[1]) haben sie bekommen. Die heilige Muttergottes und den Kirchenschatz haben die Geistlichen schon weggeschafft gehabt. Er selber sei draußen auf seinem Hof gewesen: „Mi hätt'n's net derwischt. Ih hab mir scho a Dachluckn hergricht ghabt, und mei Gwehr. Ih hätt an Kneißl gspielt."

Der andre, klein, rotfärbig, etwas mürrisch, hört alles ruhig an und wirft nur manchmal einen stummen Blick auf den Erzähler. Erst wie der auf den Tisch schlägt, fängt er auf einmal an: „Gengan's, was wissen denn Sie! Wartn's amal, bis daß Sie's drei Wochn in eanan Hof sitzn ham, wiar ih. (Er ist aus einem kleinen Ort südlich von München, der mit F anfängt). Von alle Viecher im Stall und draußt im Wald lebn überhaup's b'oß mehr die Fliagn. Auch die Rebhendln hams glei mitn Maschinagwehr higschossn, daß d'Federn gflogn san. (Nach einem Schluck Wein.) Lassn's eana amal so eanane Küah und Kalbln und Säu abschlachtn oans nachm andern, mitten im Hof. Nachad machen's an Mund auf. Bal ih mir mei Suppn kocht hab und hab an Löffl neigsteckt zum Essn, na is oana kemma und hat mir an Teller unter der Nasn weggazogn und hat gsagt: ‚Des schmeckt jetzt grad mir'. Bal ih mir aus meiner Kommodn a Hosn rauszogn hab, zum Anziagn, na is scho oana hinter meiner gstandn und hat gsagt: ‚Die Hosn paßt jetzt grad mir,' und hat's anzogn. Damal an an Tag da san wieder neue dazuakemma (so a vierzge san's im ganzn gwesn). Wiar i am Abend in d' Stubn komm, san's ganz grüabt um an Tisch rumghockt und ham angstossn auf die ‚schöne Freiheit'. Jetzt hab ih's gfragt, warum daß sie grad die schöne Freiheit lebn lassn. Jetzt ham's glacht. Nachad ham's verzählt. Die oan san grad vo Stadlheim kemma, und die andern vo Straubing. Der oa hat erzählt, wia er an Pfarra derdrosselt hat, der ander hat sei Frau derschlagn. Und nachad liegst nebndro, Freunderl, in dein Bett und alle Augnblick kimmt oana rei und holt si was nebn deiner. Oana hat mir alle Tag a's Gwehr vor die Augn ghaltn und hat gfragt: Fürchst die jetzt nachad? Wenn's no länga daurt hätt, hätt er gwiß amal losgschossn vor Langaweil. Na san aber die Regierungstruppn kemma. Da ham die Rotn aggrat a hochtragate Kuah schlachtn wolln. Sie ham's scho hochzogn ghabt im Stadel. Da is oana glaufn kemma und hat gschrien: ‚Die Weißn kemma!' Da san's auf und davo, alle mitananda. Die Kuah ham's im Stadel hänga lassn."

[1]) Für diese Zahlen kann sich unser Berichterstatter nicht verbürgen.

Digitized by Google

An die Intellektuellen[1]).

Ein offener Brief.

In dieser Zeit der Umwälzung, deren einziger Wert darin liegen würde, daß er eine reine Erkenntnis von Wert und Unwert gibt, kann man nicht erwarten, daß das Publikum sofort richtig orientiert ist; Gewohnheit und Beschränktheit sind Feinde jeder Neuerung und werden es immer bleiben.

Aber man könnte billig verlangen, daß Ihr Geistigen, deren Beruf die Erkenntnis ist, deren Geist auf jede Reaktion vorbereitet und gerüstet sein muß, all Ihr Gelehrten, Musiker, Dichter, bildenden Künstler — daß Ihr erhabenen und gefaßten Sinnes über dem Chaos der Neuordnung stündet — und Eure Schlüsse zöget.

Was aber erleben wir?

Kaum ist der soziale Umschwung geschehen, so laßt Ihr Euch infizieren von diesem Taumel der Neuerungen und Proteste — hängt Ihr den Mantel automatisch nach dem Winde und wollt auch Eure kleine Revolution haben. Ganz plötzlich entdeckt Ihr Euer Herz — Ihr erlaßt Aufrufe zur Gründung einer geistigen Organisation.

Als ob Geist zu organisieren sei! Welche Utopie!

Geist hat man oder man hat ihn nicht. Hat man ihn — so hat man ihn allerpersönlichst — was braucht er organisiert zu werden? Hat man ihn aber nicht, so nützt ihm alle Organisation der Welt nichts. Oder denkt man ihn durch Organisation zu ersetzen, ihn sich anzuorganisieren?

Wem kommt also eine solche Organisation zustatten? Dem Mittelmaß. Das Mittelmaß aber ist der Feind allen Geistes. Also ist das von den Geistigen angestrebte Ziel durchaus ungeistig, wenn nicht unehrlich, zum mindesten verderblich.

Eine Organisation ist nur nützlich für Zwecke, für Utilitaritäten, nicht für Mentalitäten. Das will sagen: für geldliche oder andere praktische Bedürfnisse, die wiederum mit Geist nichts zu tun haben — so für Dienstboten, Handwerker, Fabrikbetriebe, meinetwegen auch für Künstler, um ihre äußeren Interessen wahrzunehmen — aber immer für das Niveau. Also wählt Leute fürs Parlament, die dort Eure Interessen vertreten. Aber laßt dann geistige Dinge aus dem Spiel. Dort kommt es nur auf praktische Leute an, wenn sie gut reden können, brauchen sie nicht außerdem gute Künstler zu sein. Und wenn Ihr noch so gute und kluge Vorschläge für geistige Reorganisationen macht oder hört — es werden doch immer wieder die Wichtigtuer, Schönredner und „guten Freunderl" des Mittelmaßes, wie in allen Vereinen, das große Wort führen und für die Mittelmäßigkeit sorgen — denen die Talente des echten Künstlers nicht gewachsen sind. Macht da eine reinliche Trennung.

So aber schwankt Ihr auf dem hohen Kothurn der Geistigkeit, des „Allerbesten", „Hervorragenden", jongliert mit den anmaßendsten Schlagworten, wie nur je Leute allgemeiner Phrasenziele es taten und wirkt nur unwahr mit Euren Prätentionen auf Einsichtige. Ich sage es offen: Im Grunde kommt das alles doch nur auf Interessen heraus, nicht auf Geistigkeiten. Euch Beste regieren nur die Phrasen und Suggestionen der Masse, des weniger Guten, der mittleren und kleinen Geister. Und Ihr laßt Euch von ihnen, von der Suggestionskraft der Zeit, düpieren. Sie aber versuchen genau so im Trüben zu fischen wie die falschen Revolutionäre, die nicht die Umwandlung machen des allgemeinen Guten,

[1]) Geschrieben November 1918. Von zwei führenden deutschen Zeitungen (M. N. N. und Frankf. Z.) damals abgelehnt — Freiheit? F. B.

Digitized by Google

der Einsicht wegen, sondern um persönliche Vorteile zu erraffen. Sie wollen all ihren Groll auf die Ungerechtigkeit der Welt, auf Verkennung, Schikanen, höhere Gagen und Tantiemen des anderen unter dem Deckmantel der Geistigkeit austoben zu eigenem Profit. Wenn Ihr von Geist sprecht, meinen sie den Nutzen.

Ihr laßt Euch im Namen der Menschlichkeit an den Wagen ihrer Unbedeutendheit spannen. Ihr vermengt so zwei ganz entgegengesetzte Ziele und täuscht Euch und andere damit.

Nun werdet Ihr, erbost über meine Schwarzseherei (alle Wahrheit wurde bisher in Deutschland mit diesem Wort abgetan) aufgebracht sein und sagen: Du hast unrecht, uns solche perfide Unterstellungen zu machen. Gerne zugegeben, es würde mich freuen, wenn Ihr recht hättet. Aber erlaubt mir die Frage in die Realität: was wollt Ihr denn sonst? Ihr wollt einen internationalen Zusammenschluß des Geistigen. Das klingt gut. Aber zu welchem Zweck? Rennt Ihr nicht offene Türen ein? Täuscht Ihr Euch nicht wieder über das Wesen der Geistigkeit? Zweifelt Ihr denn daran, daß alle Geistigkeit der ganzen Welt einen Zusammenhang hat und hatte durch alle Jahrhunderte, der keinen Verein brauchte und keinen Namen, daß alle schaffende Wichtigkeit ewig verbrüdert ist durch ihr Wesen, es ewig bleiben wird, solange sie nicht zerstört wird durch gewaltsame Eingriffe ähnlicher Zwangsmaßnahmen, die Ihr für günstig und zum Guten wirksam erachtet? Von jeher gab es die Republik des Geistes, aber sie hatte keine Statuten und Gesetze, hatte keine Führung als die jedes einzelnen für sich in seinen Werken.

Mit Verlaub: Ihr verwechselt Politik und Geist. Ihr vermischt, angesteckt durch den Organisationsbazillus, der die ganze Welt seit Jahrzehnten ruiniert, jetzt entflammt durch den Taumel der politischen Revolution, zwei gänzlich getrennte Welten, die nur durch ihre Trennung existieren. Freie Kunst, alle Geistigkeit hat als Idee nichts zu tun mit Politik und Staatsform, — im schlechtesten Falle nur des Essens und Trinkens wegen.

Ob Demokratie, ob Monarchie, ob Republik oder Absolutismus — wir können nie sagen, daß irgendeine bestimmte Staatsform als solche ausschlaggebend für das Gedeihen der Künste oder Wissenschaften gewesen wäre — sondern behaupten, daß nur einzelne erlauchte Geister sie inaugurierten und gestalteten — ganz unabhängig von der Politik, nur durch ganz persönlichen Willen und beherrschende Einsicht — ob sie Kaiser hießen oder Tyrannen oder Kaufherren oder Päpste — nie aber auf Befehl der Masse, weshalb es auch kein Zufall ist, daß gerade in den am wenigsten demokratischen Zeiten der absolutistischen Gewalten die Künste ihre Blütezeit erlebten. So hätten wir also heute um so weniger Veranlassung, unsere Erwartungen und Ansprüche allzu hoch zu spannen.

Ihr aber macht Euch gemein, Ihr Geister, Ihr erlauchte Namen der Kunst, indem Ihr fraternisiert mit den unzufriedenen Elementen der Politik und des Sozialismus. Bedenkt, daß Ihr geborene Aristokraten seid, die nur abseits von der Menge und ihren Zielen für homogene Geister wirken können, nur durch Eure abseitige Persönlichkeit und Einzelheit lebensfähig seid und berechtigt.

Oder aber, wenn Euer Ziel ist, unter Euch zu bleiben: Glaubt Ihr denn wirklich, Herr Rodin oder Strindberg hätten ohne Euren Verein keine Achtung vor Euren guten Werken, vor Euch als Autoren keinen Respekt? Sie haben es noch im Tode dadurch, daß sie auf Euch wirken, wie Ihr im Leben auf sie wirktet, — genau so wie ein Sophokles, Dostojewski, ein Goethe oder Donatello eine Bruderschaft bilden, ohne sich je gekannt zu haben. Diese Gemeinschaft war immer, wird immer sein und bleiben, auch ohne den „Klub der Geistigen".

Ihr meint also vielleicht das persönliche Zusammenleben. Erstens ist das Außer-

Digitized by Google

ordentliche immer Einzelgänger, nicht sehr für Gemeinschaft zu haben, aus Instinkt und Veranlagung, aber selbst, wenn sie eine Verbrüderung wünschten: schön, ich schreibe eine Postkarte, wenn es mich drängt, an Herrn Rolland oder Herrn Gorki oder Herrn Mann. Ich bin fest überzeugt, falls er etwas hält von meinen Werken, wird er mir antworten und wir werden einmal eine Flasche Wein zusammen trinken. Wenn er aber nichts davon hält, wird auch die Empfehlung des Klubs, in dem ich Mitglied bin, nichts nützen.

Außerdem sorgen ja Journale, Zeitungen, Bücher, Abbildungen, die über die ganze Erde verbreitet sind, schon übergenug für die Verbreitung aller wichtigen Geistesprodukte — von den unwichtigen ganz zu schweigen.

Kann man je Geistigkeit fassen, in Organisation zwängen? Nein, nie. Geist ist unfaßbar wie die Schallwellen, wir hören ihn, wenn wir Ohren haben. Geist ist nur mitteilbar durch Geist, nicht durch Einrichtung der Menschen. Diese Mitteilung geschieht automatisch durch die Luft, gleichsam zeitlos, raumlos, durch alle Zeiten und Weltteile. Eine Internationale des Geistes, sie existiert, sie hat immer existiert — sie braucht keinen Verein und Proteste und Aufrufe.

Also wozu der Lärm? Organisationswut, Ansteckung, Bazillus, Mangel an Einsicht, Selbstsicherheit, Würde, Vertrauen. Herdentrieb. Ihr laßt Euch hinreißen durch eine augenblickliche Konstellation — Ihr, die Ihr frei sein solltet und urteilsfähig. Ihr wart *immer* die einzig Freien — und Ihr meint es jetzt erst zu sein durch diese Revolution. Das ist Euer beschämender Irrtum.

Ein anderer Irrtum ist das übliche Schlagwort von der „Volkskunst". Kunst kommt aus den Völkern im einzelnen, ist aber nie für das Volk in der Allgemeinheit. Kunst ist aristokratisch in Ursprung und Wirkung, nie demokratisch. Kunst läßt sich nicht politisch festlegen. Künstler sind Aristokraten, da sie vereinzelt sind. Ihre Ausübung ist aristokratisch, da sie nur individuell, abgesondert von den Massen denkbar ist. Es gibt *Kino* fürs Volk, aber keine *Kunst* fürs Volk. Beides wird immer verwechselt in heutigen „fortgeschrittenen" Zeiten mit ihren „Errungenschaften".

Nun aber zu etwas Wichtigem: wir wollen einmal ehrlich abrechnen: Jetzt plötzlich sucht Ihr zu organisieren unter Euch, zu werben mit Posaunen im stillen Garten der Geistigkeit. Nicht bezweifelt sei Euer guter Glaube, Gutes damit zu stiften. Wo wart Ihr denn früher? Warum wartetet Ihr bis jetzt mit Euren Kampfrufen? Woher jetzt auf einmal der Mut, diese frappante Sicherheit, all Ihr Stillen und Leisen, dieser laute Eifer?

Ja, jetzt fühlt Ihr Euch sicher, beschützt und getragen von der Masse, große Worte wurden über Nacht in ihrem Schutz zur Mode. Jetzt haben stolz verkündete Überzeugungen hohen Kurswert. Denn — Ihr riskiert nichts dabei.

Darum sagt Ihr alles erst heute.

Wer aber von Euch tat damals den Mund auf zu dem leisesten Appell, Ihr großen Geister, als es bitter nötig war, als der Mut noch nicht so billig war?

Wer wagte es zu nennen, was wir alle wußten, beweinten, als wir unsre Herzen zerfleischten über den Jammer des Krieges? Wer sprach es damals aus, als unsre Brüder, die Blüte der Geistigkeit, all die jungen Gelehrten, Künstler, Dichter in Hekatomben fielen, die Besten unter uns sich quälten in unerhörtem Frondienst für eine Sache, an die sie nicht glauben konnten, glauben durften?

Wer half diesen armen Opfern gewalttätiger, unsinniger, unmenschlicher Institutionen — die hunderttausendfach mehr litten als Hunderttausende um sie herum — wer nahm sich ihrer an? Warum schwiegt Ihr damals, Ihr, unsre besten Geister, die Ihr Euch jetzt hervorwagt? Hättet Ihr damals den Mund geöffnet zur Anklage, zur Belehrung für die freie Geistigkeit, die Ihr verkündet, hättet Ihr

Digitized by Google

die maßgebenden Instanzen bestürmt mit Aufrufen, Protesten, Eingaben, all die Kommandogewalten, denen Geist nichts galt und gelten wollte, denen der Mensch nur Nummer war und Maschine, nur blindes Werkzeug einer abgewirtschafteten Weltanschauung, die sich anmaßten, mit dem Unteroffizierston die Welt zu erneuern und zu beglücken, hättet Ihr dem zu Hause Ausdruck gegeben, was Eure geistigen Brüder draußen täglich und stündlich erlitten, bedachten, besprachen in ihrer Ohnmacht, wehrlos in den Ketten dieses öden Militarismus — hättet Ihr damals organisiert: ja, dann hättet Ihr dem Geist Dienste geleistet, dann hättet Ihr Positives geschaffen, man hätte Euch gepriesen als Apostel, als Wohltäter der Menschheit und Kämpfer für die Menschlichkeit.

Ihr tatet es nicht. Ihr schwiegt beharrlich, unbegreiflich, nichts begreifend. Ihr schwiegt, auf die wir warteten, die Ihr jetzt in Protesten schreit — oder Ihr schriet ebenso laut Hurra wie jetzt das Anathema. Ihr wart feige Ästheten des Patriotismus — gefährlicher als die vielverspotteten Ästheten des Anti-Militarismus.

Ihr schwiegt alle.

Jetzt ist es zu spät — jetzt verschüttet Ihr den Brunnen, nachdem das Kind hineinfiel. Unendlich vieles ist verloren, nicht wieder gutzumachen.

Jetzt kann es nur heißen: haltet Euch fern von dem Taumel der Zeiten. Arbeitet für Euch — trotz allem — so werdet Ihr für alle schaffen, erhaltet in Euren Werken frei und stolz die einzige höchste Menschenwürde, die wahre Geistigkeit

Aber verderbt nicht auch diesen Rest durch Organisationen.

München. Fritz Behn.

Vom Konstitutionalismus zur Räteverfassung.

Von Martin Spahn.

Friters begreift in seinem guten Buche: „Räte, Selbstorganisation und Reichsverfassung“ die Bewegung für die Räte als eine demokratische „reactio“ dagegen, daß sich die Führer der bisherigen demokratischen, der konstitutionellen Bewegung soeben von ihr abgelöst und als eine neue Aristokratie oder Oligarchie (wie man will) aufgetan haben, Minister und Landes- oder Reichspräsidenten geworden sind.

Ohne Zweifel ist der Konstitutionalismus in Deutschland reif, von einer neuen Bewegung überholt zu werden. Im politischen Leben ist er durchs Ziel gelaufen; die republikanische Staatsform mit einer parlamentarischen Kabinettsregierung an der Spitze und einer einzigen Kammer, dem Reichstag, ist eingeführt. Im wirtschaftlichen Leben ist das Ziel ebenfalls schon beinahe erreicht; in allen Betrieben sind Arbeiter- und Angestelltenausschüsse durch das Hilfsdienstgesetz von 1916 oder durch revolutionäre Verordnung vorhanden; die Arbeitsgemeinschaften sichern den Arbeitervertretungen vollgültigen Einfluß auf die Verwaltung der Industrie, Arbeiterkammern werden ihnen demnächst denselben Einfluß auf die wirtschaftliche Gesetzgebung einräumen. Im Staat liegt alle Macht bei den großen Parteimaschinen, in der Wirtschaft bei den Gewerkschaften. Die Macht wird hier von den Gewerkschafts-, dort von den Parteiführern ausgeübt. Parteien wie Gewerkschaften ruhen durch Beiträge und Vermögen, wie durch Gehälter und mannigfache Unternehmungen auf kapitalistischer Grundlage, ihre Verflechtung in die Interessenwelt des Kapitalismus nimmt täglich zu. Der Konstitutionalismus ist die vom Kapitalismus hervorgetriebene und ihm genehmste Verfassungsform. Es ist daher durchaus in der Ordnung, daß sie sich bei uns durchgesetzt hat, da der Kapitalismus mehr als je unser Meister geworden ist.

Digitized by Google

Der Konstitutionalismus richtete sich gegen den Absolutismus. Er ist indessen nur eine andere Erscheinungsweise des Absolutismus. In der absolutistischen Staatsform herrscht der Fürst oder sein Beamtentum ohne Befragung der Volksmenge, aus eigenem Recht. In der konstitutionellen Staatsform herrschen, sobald sie voll entwickelt ist, die Partei- und Gewerkschaftsführer auf den Rechtstitel einer in mehrjährigen Fristen sich wiederholenden Volkswahl hin. Einfluß auf die Auswahl der Führer hat das Volk nicht, es bekennt sich — in Deutschland zurzeit nach einem besonders krassen Wahlverfahren — durch den Wahlzettel lediglich zu der einen oder anderen Partei. Hat es einmal den Wahlzettel in die Urne geworfen, so wird es im Falle der konstitutionellen Staatsform genau so von oben herab beherrscht wie im Falle der absolutistischen Staatsform. Seine Erwählten erhalten kein imperatives Mandat und sind nicht abberufbar. Alles Staatsleben bleibt in der Spitze des Staats, in den Regierenden konzentriert. Etwa geduldete Selbstverwaltungseinrichtungen für örtliche oder provinziale Lebenskreise sind unter dem Konstitutionalismus unfreier als in der Regel unter dem Absolutismus. Diesem fehlte es teils am Apparat, um bis in die untersten Lebenskreise des beherrschten Volks hinunterzugreifen, teils verlangte er nicht nach so weiter Ausdehnung seiner Macht. Im konstitutionellen Staate regiert dieselbe Parteimaschinerie die Dinge oben und unten.

Der Konstitutionalismus bringt bewußt die Staatsverfassung in keinen Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben und dem sich aus der Wirtschaft ergebenden Aufbau der Gesellschaft. Er denkt wie der Absolutismus individualistisch; er kennt grundsätzlich nur Bürger, alle einer dem andern gleich, zusammen eine Allgemeinheit, die Masse, nicht ein gegliedertes Volk bildend. Umgekehrt hinderte er aber auch die Volkswirtschaft nicht, die Gütererzeugung völliger Anarchie preiszugeben, immer größere Teile der Bevölkerung aus dem heimatlichen Boden zu reißen, sie zu proletarisieren und je nach der Geschäftskonjunktur in die Fabriken zu ziehen oder auf die Straße zu werfen.

Wie verhält sich zu all dem der Rätegedanke? Bedeutet er wirklich in der Sisyphus-Tätigkeit der Massen nur einen Wiederanfang unten am Berge, da der mühselig den Berg hinaufgedrückte Felsblock auf der Höhe abermals, wie so oft schon, in die Tiefe polterte? Oder steckt in dem Rätegedanken mehr?

Die Räteverfassung will wie der Konstitutionalismus eine Staatsordnung schaffen. Aber sie geht von der Wirtschaft und der durch sie bewirkten Gliederung der Gesellschaft aus. Sie übersieht weder noch verkennt sie den Zusammenhang von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat.

Weil der Rätegedanke den Staat auf der Wirtschaft aufbauen will, kann er die Anarchie nicht ertragen, die in der Gütererzeugung herrscht. Er verlangt deshalb, daß wir wieder von der Bedürfniserregungs-Wirtschaft des Kapitalismus zur Bedarfsdeckungs-Wirtschaft des Mittelalters zurückkehren. Damit soll in das wirtschaftliche Leben Stetigkeit und in das Dasein des Arbeiters Sicherheit kommen; der Arbeiter würde aufs neue ansässig werden, einer Heimat genießen, und die seelischen Eigenschaften würden sich in ihm wieder entfalten, die das Proletariertum in seiner Brust zertrat und erstickte.

Ist einmal Wirtschaft und Gesellschaft beruhigt, so erscheinen sie in der Tat geeignet, die tragenden Pfeiler des künftigen Staats zu werden. Man könnte daran denken, die Erwerbsstände — die großen Querschnitte durch unsere gegenwärtige Gesellschaft — zum Ausgangspunkt dieser neuen Staatsordnung zu nehmen. Bisher galten sie für zu zersplittert, um zu solchem Zwecke zu taugen. Sie unterliegen aber zurzeit einer wesentlichen Vereinfachung, da die Staatsbe-

Digitized by Google

triebe aufhören, fiskalische Betriebe zu sein und sich vor allen anderen sozialisieren, und da sich gleichzeitig das Beamtentum überhaupt durch den allgemeinen Sozialisierungsprozeß nicht mehr so schroff von den Angestellten der Privatunternehmungen abzusondern vermag. Die deutsche Gesellschaft teilt sich voraussichtlich in Zukunft nur in die drei großen Gruppen der Arbeiter (einschl. der unteren oder sog. „wirtschaftlich notleidenden Beamten der Staatsbetriebe"), der Angestellten und Beamten (einschl. der Lehrer), der Unternehmer (einschl. der freien Berufe). Auch das Mittelalter war in der Zuweisung der nicht in sein Schema passenden Berufe nicht ängstlich. Hauptsache war ihm, daß jeder, der das Bürgerrecht ausüben wollte, einer Zunft angehörte.

Aber der Rätegedanke zielt gar nicht an erster Stelle auf die Teilung des Volks in einige große Erwerbsstände. Denn genau geprüft, weisen sich diese Erwerbsstände als Klassen aus und drohen deshalb in das Staatsleben durch die Vordertüre wieder dieselben Unarten hineinzutragen, die wir durch die Überwindung des Parteiwesens hinten hinaus fortzujagen hoffen. Der Rätegedanke strebt vielmehr weit gründlicher nach der Erneuerung des Staatslebens.

Ihm schwebt die Vorstellung vor, daß der einzelne industrielle Großbetrieb und das einzelne landwirtschaftlicher Arbeit obliegende Dorf eine Genossenschaft ist. Sie schließt in sich alle zu dem Betriebe oder Dorfe gehörigen werktätigen Personen, Unternehmer, Angestellte und Arbeiter, unter Überwindung des Klassengeistes in ihnen, zu einer Einheit zusammen. Der Konstitutionalismus stellte in jedem Betrieb Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich feindlich gegenüber, wie im Staate Regierung und Volk. Er kontrollierte die einen durch die andern. Brachte er sie am selben Tisch zusammen, so teilte er den einen mechanisch gleich viel Stimmen wie den andern zu, so daß sie einen Draußenstehenden als Obmann und Schiedsrichter heranholen mußten. Die Räteverfassung will davon nichts wissen. Ihr sind alle verantwortlich für die Leistung der Genossenschaft, alle nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Kopf und dem Herzen an der Leistung beteiligt, alle auch als Genossenschaftsmitglieder berechtigt, aber ein jeder doch nur nach seinem sachlichen Anteil an der Leistung, mit andern Worten nach der Bedeutung, den die Tätigkeit des einzelnen Genossenschafters für die Gesamtheit hat. Sie ringt noch danach, ob sie die Rechte auch nach dem Maße der von jedem Genossenschafter bewiesenen sozialen Gesinnung zu differenzieren vermag. Die Produktion, nicht die Kontrolle ist ihr das Wesentliche.

Der Betriebs- und der dörflichen Genossenschaft obliegt zunächst die Selbstverwaltung ihrer wirtschaftlichen Anliegen. Soweit sich diese im einzelnen Betriebe oder Dorfe nicht erschöpfen lassen, werden alle zur selben Wirtschaftsgruppe gehörigen Betriebe oder die sämtlichen Dörfer eines Kreises oder einer Provinz zu einer umfassenden Genossenschaft zusammengelegt. In ein und derselben Stadt aber werden sämtliche am Ort befindlichen Genossenschaften gemeinsam und ebenso jede dörfliche Genossenschaft für sich auch mit der politischen Selbstverwaltung betraut oder doch an ihr beteiligt. Gleicherweise werden die sämtlichen Genossenschaftsbildungen jedes Kreises, jeder Provinz, zuletzt des gesamten Staates zur politischen Verwaltung ihres Bezirks herangezogen und diese recht eigentlich auf sie gestützt. Immer und überall handelt es sich um Verwaltungstätigkeit für die Genossenschaften, nicht um bloßes Dreinreden und Beschließen, wie es bei parlamentarischen Einrichtungen unvermeidlich ist.

Es ist bewußt ein Aufbau von unten auf. Wer zusammenwohnt und wer zusammenarbeitet, alle, die sich kennen und miteinander den Gesichtskreis gemein haben, sollen das Fundament der Verwaltung legen; und nur wer bei dieser Legung des Fundaments dabei war, soll nachher auch an den Stockwerken mit-

Digitized by Google

bauen und schließlich bei der Krönung des Ganzen helfen dürfen. So beabsichtigte es schon der Freiherr vom Stein. Nur davon versprach er sich eine nützliche Wirkung der Mitarbeit des Volks am Staate.

Der Haupteinwand ist, daß auch die Räteverfassung nicht am Wählen vorbeikommt und die Räte daher über kurz oder lang doch wieder den Ungeist des Parlamentariertums in den Staat hineinschmuggeln werden. Die Verfechter des Rätegedankens bestreiten, daß diesem Schicksal nicht zu entrinnen ist. Sehr kleine und in der Zusammensetzung nicht mehr fluktuierende Wahlkörper, imperative Mandate, wöchentliche Berichterstattung an alle Genossen, gründliche Orientierung und geistige Mitarbeit aller Wähler dank der verkürzten Arbeitszeit, jederzeit erlaubter Widerruf des Mandats werden von ihnen als die Riegel bezeichnet, die der Parlamentarisierung der Räte vorbeugen. Je weniger gewählt wird, je mehr Möglichkeiten einfachen Aufrückens der „fleißigsten und weisesten" Genossen geschaffen werden, desto sicherer wird die Räteverfassung ihren Zweck erfüllen. Sie kann nur lebensfähig werden, wenn sie das sachliche Urteil zu Gehör bringt und die Genossenschaften frei von dem Maulheldentum und der Hetze hält, wovon der Konstitutionalismus, das politische Parteiwesen gelebt hat und leben mußte. Denn was sie letzten Endes will, ist die Befreiung des Arbeiters von seinem Sklavendienst an der Maschine, seine Interessierung für das Unternehmen, das ihn beschäftigt, als lebendigen, kämpfenden, wachsenden Organismus, mehr noch sein geistiges als sein materielles Miteigentum daran. Der Genosse, dem die Partei jahrzehntelang den Kopf verwirrt und das Dasein verbittert hat, soll zum aufrechten, seiner Manneswürde und der Gemeinschaft frohen Genossenschafter werden.

Ebenso wertvoll an der Räteverfassung aber verspricht zu werden, daß sie durch die Überwindung des Individualismus in der Wirtschaft und durch die Erziehung aller Fach- und Betriebsgenossen zu wirklicher Mitarbeit und wahrhaftem Mitüberlegen im Betrieb wie in der Gemeinde auch wieder den Weg für das Hervortreten echter Führerpersönlichkeiten zu öffnen hofft. Der Konstitutionalismus hat uns nach Ruedorfers Ausdruck den „bessern Durchschnitt" herangezüchtet. Er hat uns im Staate längst um alle Führung gebracht und droht uns nun um sie ebenso in der Volkswirtschaft zu bringen. Genossenschaftlicher Sinn verträgt sich dagegen vortrefflich mit willenskräftiger Führung. Gemeingeist verlangt nach Führung. Jeder Offizier weiß, daß, solange die Truppe noch unverdorben war, sie ihm überallhin folgte, wenn er nur selber die Eigenschaften eines Führers besaß. Unsere Industriellen verdienten bisher Geld; in der Politik und in der gesellschaftlichen Ordnung zählten sie nicht. Keiner war der Führer seiner Arbeiter; deshalb scharte sie der Gewerkschaftssekretär um sich. Wird der Betrieb nunmehr Genossenschaft, so muß sich der Unternehmer als Führer bewähren, oder er wird hinausgedrängt werden. Erweist er sich aber als Führer, so braucht er um seine Rechte nicht bange zu sein. Die Genossenschaft trägt ihn. Der Gemeingeist, den er seinen Arbeitern zeigt, wird umgekehrt seine Arbeiter hinter ihm herreißen.

Ich stelle Prinzip gegen Prinzip. Ich erörtere nicht die Durchführbarkeit. Der Konstitutionalismus ist ein rein mechanisches Verfassungssystem. Der Rätegedanke strebt wieder Geist und wirkendes Leben in unser völkisches Dasein zu bringen. Aber eben deshalb hängt seine Ausführung davon ab, welche Gesinnung das Volk beseelt. Sind wir nicht schon so materialisiert, daß wir zu genossenschaftlichem Zusammenstehen nicht mehr fähig sind? Geht unser Volk nicht so weit in seiner Weltanschauung auseinander, daß ein Gemeingeist in ihm nicht mehr geweckt werden kann? Es ist die Grundfrage, die vor

Digitized by Google

allem andern beantwortet werden muß. Der Geist kann alles; er vermag alles. Aber ist er vorhanden? Vor dem Kriege hätte jeder ehrliche Mann mit einem Nein antworten müssen. Heute steht es vielleicht anders. Die Nation schreitet soeben den Tagen ihrer furchtbarsten Prüfung auf Tod und Leben entgegen. Besteht sie die Prüfung, muß sie geeinigten Geistes und muß sie dem Ideal wieder zugewandt daraus hervorgehen.

Das denkende Pferd.

Eine traurige Geschichte.

Ein Reitpferd wollte einst des Menschen Reiten
Auf seinem Pferderücken ganz vermeiden.
Als nun der Reiter in den Sattel stieg
Erklärte ihm das Reitpferd still den Krieg.
Es rannte fort wie toll, es stieg, es bockte —
Der Reiter zog die Zügel an und hockte
Sich krampfhaft ohne Sporen auf den Sitz.
Da ging es scheinbar fromm. Doch wie der Blitz
Hat es auf einmal abgeworfen jetzt
Das trotzig schlaue Reitpferd seinen Reiter,
Der sah sich an den Straßenrand gesetzt.
Das Reitpferd raste ledig weit und weiter.
Als es ward müd im heißen Sonnenschein
Und hungrig lief zu einem Dorf hinein,
Stand da ein Wagen, vollgepackt mit Heu,
Das Pferd trat hin und fraß ganz ohne Scheu.
Das sah ein Bauernknecht. „Was tut der Gaul"
— Rief er — „mit leerem Sattel hier?" Ins Maul
Riß er den Zügel ihm mit scharfem Druck,
Das Pferd schlägt hinten aus; mit einem Ruck
Will es vom starken Knechtsarm sich befrein,
Da stürzt es hin, verstauchte sich ein Bein.
Von Menschenarmen ward es aufgehoben,
In einen Kuhstall ward es eingeschoben.
Man schickte Leute aus, um zu erkunden
Den Eigentümer, der war bald gefunden.
Der Reiter kam. Er hat das Pferd verkauft.
Was nützt ein Reitpferd, wenn es schlecht nur lauft?
Nachdem sie eingerenkt den hintern linken
Der Pferdefüße, blieb dem Tier ein — Hinken.
Der Käufer sprach: „Ich reit ihn nicht; doch ziehen
Kann dieser Gaul sehr gut mir noch allhieen!"
Und so begab es sich, daß nach dem Fall
Das Pferd ward heimisch in der Ochsen Stall,
Fraß Häckerling aus einer Ochsenraufe,
Vom Regen wars gelaufen in die Traufe —
Ein andrer Zügel legt sich in sein Maul,
Schwer zog es, hinkend, nun ein — Karrengaul.

Hermann J. Losch.

Redaktionell abgeschlossen am 21. Juni 1919.
Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Der „Friede"

Dr. Heim / Vorgänge in Weimar
Eine Unterredung mit Erzberger
General v. Stein / Schmachfrieden
Admiral Scheer / Wehrlos, ehrlos!

Ferner Beiträge von

Georg Karo * Spectator Germanicus * Hermann Kurz * A. von Rieppel * Hans Ludwig Rosegger Paul Reusch * Richard C. Krogmann * Ronneberger Adolf Dirr * Martin Spahn * Karl Hoffmann Richard Dehmel * Isolde Kurz Paul Nikolaus Cossmann

Juli 1919.

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

Süddeutsche Monatshefte

Leipzig * Berlin * München

Jahrg. 16 * Vierteljährlich M 6.—. Einzelheft M 2.25 * Heft 10

Auslieferung für den Berliner Buchhandel: Georg Stilke

DEUTSCHES ERZEUGNIS

FEIST-CABINET

Feist-Sektkellerei Akt. Ges.
Frankfurt M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassungen:

München und Nürnberg

Zweigstellen:

Aichach	Freising	Lindau i. B.	Schwabach
Amberg	Fürth	Neustadt a. Aisch	Schwandorf
Ansbach	Garmisch	Neu-Ulm	Stadt Kemnath
Aschaffenburg	Hersbruck	Öttingen	Straubing
Augsburg	Ingolstadt	Partenkirchen	Sulzbach
Bad Kissingen	Kaufbeuren	Pfarrkirchen	Uffenheim
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Benediktbeuern	Landsberg a. L.	Regensburg	Weißenburg i. B.
Dingolfing	Landshut	Rosenheim	Würzburg
Erlangen		Schrobenhausen	Zirndorf

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

Digitized by Google

Näheren Aufschluss über die **stets prompt lieferbaren**

„Agfa"-Photoplatten
„Agfa"-Rollfilme
„Agfa"-Filmpacke
„Agfa"-Entwickler
„Agfa"-Hilfsmittel
„Agfa"-Blitzlichtartikel

erteilt das bereits in **220,000 Exemplaren** erschienene

„Agfa"-Photo-Handbuch

180 Textseiten / Bildeinlagen / Preis M. 1.20

sowie die **„Agfa"-Preisliste (kostenlos)**

Bezug durch Photohändler.

„Agfa" bedeutet Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit, Haltbarkeit!

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation / Berlin SO 36

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang Heft 10

	Seite
Der „Friede" / Von Paul Nikolaus Cossmann	245
Die Vorgänge in Weimar vor der Unterzeichnung / Von Geheimrat Dr. Georg Heim, M. d. R.	259
Unterredung mit Erzberger / (Aus dem Matin)	267
Die Schuldfrage im Friedensvertrag / Von Professor Dr. Georg Karo, erstem Sekretär des Archäologischen Instituts in Athen	270
Kann Kaiser Wilhelm II. ausgeliefert werden?	277
Wie es kam / Von Spectator Germanicus	278
Senkt die Gefall'nen hinab / Gedicht von Hermann Kurz	290
Die Scham über den Schmachfrieden / Von General von Stein, ehemals Generalquartiermeister	291
Wehrlos, ehrlos! / Von Admiral Scheer, ehemals Chef des Admiralstabs	293
Der „Friede" und die Industrie / Von Geheimrat Dr. A. von Rieppel	298
Der „Friede" für Österreich / Von Dr. Hans Ludwig Rosegger	299
Der „Friede" im Orient / Von Dr. Adolf Dirr	300
Das linke Rheinufer / Von Professor Dr. Martin Spahn	303
Westpreußen als Sinnbild / Von Dr. Karl Hoffmann	308
Aus Weimar	318
Die rheinisch-westfälische Industrie nach dem Friedensvertrag / Von Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Paul Reusch	319
Der deutsche Seehandel nach dem Friedensvertrag / Von Richard C. Krogmann, Vorsitzendem der See-Berufsgenossenschaft	319
Scapa Flow / Von Marinepfarrer Ronneberger	320
Spruch / Von Richard Dehmel	322
Der Brief Hindenburgs an Foch	323
Zur Trauerfeier für die Gefallenen der Universität Berlin, im Namen der Studentinnen / Von Isolde Kurz	323

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30692 (nur bis 3 Uhr).

Verlagsleitung: München, Karlstraße 6. Fernsprecher 53728 (nur bis 3 Uhr).

Reist in deutsche Bäder

Bad **Aachen,** Bad **Aibling,** Bad **Bernburg,** Radiumbad **Brambach,** Bad **Elisen** bei Bückeburg, Bad **Elster,** Bad **Friedrichroda,** Bad **Lippspringe,** Bad **Misdroy,** Bad **Orb,** Bad **Pyrmont,** Bad **Reinerz,** Bad **Salzschlirf,** Bad **Tölz,** Bad **Wildungen**

Werbeschriften kostenlos durch die **Badeverwaltungen** und die **Bäder-** und **Industrie-Anzeigen G. m. b. H. (Buiag), Berlin W 35.**

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Digitized by Google

Der „Friede".

Die Auslieferung der Helden durch die Schieber.

Genau so hatten wir uns den Verständigungsfrieden immer vorgestellt. Was aber keine Phantasie sich vorstellen konnte, ist die Ehrlosigkeit der Deutschen.

Es wäre im deutschen Interesse gelegen, irgend einen Fall von gleich großer Ehrlosigkeit in der Weltgeschichte zu finden und wir fordern alle deutschen Historiker auf, nach einem solchen zu forschen. Wir meinen mit Weltgeschichte nicht nur die Geschichte der griechisch-römischen und der christlichen Zeit, sondern auch die Geschichte Indiens und Ägyptens, die der Ureinwohner von Amerika und der Völker Ostasiens, gegen die Wilhelm II. die Völker Europas zur Wahrung ihrer „heiligsten Güter" aufrief. Unsere eigenen Nachforschungen sind vergeblich geblieben. Hannibal, der nach seinen beispiellosen Siegen über die römischen Weltherrscher in seinem Vaterland Karthago den Gegnern seiner Reformversuche weichen mußte, begab sich unter den Schutz fremder Fürsten und nahm sich das Leben, um der Auslieferung zu entgehen, wurde also nicht von Landsleuten ausgeliefert. Jugurtha, Gewaltherrscher von Numidien, ein Missetäter, der mit Mord und Bestechung seine Macht erweiterte und erhielt, flüchtete als seine Heere von Marius und Sulla besiegt waren zu seinem Schwiegervater Bochus von Mauretanien und wurde durch diesen an die Römer ausgeliefert; Bochus, der wegen dieser Tat in der Geschichte als ehrlos fortlebt, war kein Landsmann von Jugurtha, geschweige denn Regierer eines Landes, für das Jugurtha gekämpft hatte. Napoleon flüchtete 1815 aus Frankreich in falscher psychologischer Berechnung, statt nach Deutschland, wo er hätte Kaiser werden können, zu den Engländern, die ihn nach St. Helena brachten. Auch bei ihm hat sich kein Angehöriger des Landes, dessen Gewaltherrscher er gewesen war, zur Auslieferung hergegeben. Bei den sogenannten Wilden scheint der gleiche Ehrbegriff zu bestehen. Aus der englischen Kolonialgeschichte ist uns kein unterworfener Stamm bekannt, der zu Erlangung besserer Bedingungen seine bisherigen Führer ausgeliefert hat. Auch bei den Spielen der Kinder scheint bisher zu allen Zeiten und in allen Ländern die Auffassung bestanden zu haben, daß die Auslieferung der Führer durch die geschlagene Partei — wir wollten eben sagen, der Gipfel der Ehrlosigkeit sein würde, der Ausdruck sagt aber zu wenig, da uns kein Fall bekannt ist, in welchem Knaben bei einem Kampfspiel diese Auslieferung überhaupt in Erwägung gezogen haben. Auch bei Räuberbanden scheint derselbe Ehrbegriff zu bestehen und befolgt zu werden, wenn es sich um Auslieferung an eine feindliche Räuberbande handelt, wogegen es oft vorgekommen ist, daß Verbrecher ihre Komplizen an ordentliche Gerichte ausgeliefert haben. Ja in Dichtung und Sage, die so oft wirkliches Geschehen in gesteigerter Form festgehalten haben, ist uns eine Tat von gleicher Verruchtheit nicht überliefert.

Wenn gesagt wird, daß der Verzicht auf Ehre doch viele Vorteile zu verheißen schien für die Ernährung u. dgl., so ist zu sagen, daß das von dem Verzicht auf Ehre immer gilt. Wer argumentiert, er könne augenblicklich für seine Ehre

Digitized by Google

nichts tun, weil er in einer Zwangslage sei, beweist eben damit, daß er keine hat. Der Hochstapler und Zuhälter kann für sich anführen, daß durch seine Handlungen materielle Erfolge erzielt werden und zwar, wenn er verheiratet ist, nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Familie. Das hat die Ehre so an sich, daß ihre Gebote mit denen der Selbsterhaltung in Konflikt kommen; ja, eben dieser Konflikt und die Bewährung in ihm hat wohl zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Prüfstein der Ehre gegolten.. Man muß daher in den deutschen Schulen alle Dichtungen und alle Geschichtsbücher aller Zeiten und aller Völker abschaffen und statt ihrer Lehrbücher des Börsenjobbers und Viehschmusers einführen. Beides zusammen — Verherrlichung der Helden von Marathon und derer von Weimar — geht nicht.

Man kann aber auch als Verbrecher Größe haben. Der Ausdruck Verbrecher wäre indessen zu hoch gegriffen. Die Art wie die Chose in Weimar gemanaged wurde, gehört einer so niedrigen Sphäre an, daß die Bethmannsche Schieberzeit daneben fast wie eine Heroenzeit erscheint. Sie geben ihre Antwort achtundvierzig Stunden früher als sie verlangt ist, um dem andern Teil damit anzudeuten, daß es nicht ihr letztes Wort ist, sondern nur eine Komödie für ihre Wähler und daß sie bezüglich der Ehre natürlich mit sich reden lassen würden. Sie fallen in einer Frage wie der der Unterzeichnung von Tag zu Tag um, lassen über ihre Stimmung Berichte ausgeben wie bei Berliner Premieren, wechseln die Personen, wer an einem Tag auf der Bühne nein gesagt hat, kann am nächsten Tag hinter der Szene ja sagen, so daß das Volk, um dessen Schicksal es geht, sich überhaupt nicht mehr auskennt, wer es führt und was die ihm unbekannten Führer wollen. Den Geist kleinsten Schiebertums verkörpern diejenigen, die an einem Tag gegen die uneingeschränkte Unterzeichnung stimmen und am nächsten Tag dafür stimmen, die gegen sie erfolgte Abstimmung vom vorigen Tag sei dahin zu verstehen, daß die Regierung auch ohne Einschränkung unterzeichnen könne. Wir kennen Roßtäuscher nur vom Hörensagen, nehmen aber an, daß unter den besseren von ihnen derartige Tricks als unehrenhaft gelten. Übrigens gilt auch im bürgerlichen Sinn jemand, der einen Vertrag unterzeichnet, von dem er weiß, daß er ihn nicht halten kann, als ehrlos. Viele einzelne unter den Abgeordneten würden sich als Privatpersonen scheuen, eine derartige Handlung zu begehen, während sie hier glaubten, eine geringere Verantwortung zu haben, weil sie mit andern zusammen handelten. Das Abschieben der Verantwortung ist die schlimmste Gattung des Schiebens. Es verdient übrigens für eine spätere Zeit hervorgehoben zu werden, daß über die Unterzeichnung des „Friedens" nicht namentlich abgestimmt wurde. Von Nationalehre abgesehen: jeder Beliebige, der einen treuen Dienstboten, der täglich sein Leben für ihn eingesetzt hat, um einen haßerfüllten Feind von ihm abzuwehren, an eben diesen Feind auslieferte, würde — auch wenn er sich und anderen damit das Leben rettete — für diese Tat von der tiefsten Hölle ausgespieen werden.

Die Ehre ist aber im Leben der Völker eine Realität. Als Gneisenau in einer Denkschrift für Friedrich Wilhelm III. den Vorschlag machte, die Prediger sollten über den Unterjochungsplan Frankreichs predigen und an den Kampf der Makkabäer erinnern, schrieb der König an den Rand „Als Poesie gut". Darauf antwortete Gneisenau am 20. August 1811: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gerne hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterlande, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne

Digitized by Google

sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist." Dies alles ist wörtlich wahr. Gefühle sind, wie überall, so auch in der Politik das einzig Schöpferische. Wenn Moral etwas Wirkliches ist, so ist sie das Naturgesetz einer anderen, höheren Welt. In diese Welt wurde mit Händen, die noch schmutzig waren von Parteigeschäften, hineingegriffen.

Hätte Bismarck noch gelebt, so wäre auch er ausgeliefert worden. Man kann annehmen, daß wenn die Feinde noch weitergegangen wären und die Auslieferung aller Deutschen mit Ausnahme der Regierung und ihrer Wähler verlangt hätten, auch unterschrieben worden wäre. Die Stimmungsberichte aus Weimar erinnerten an Börsenberichte. Die Ehre war außerordentlichen Kursschwankungen unterworfen, bis sie so tief sank, daß sie überhaupt nicht mehr gehandelt und notiert wurde. Daß bei Friedensverhandlungen gehandelt wird, ist üblich. Noch nie vorgekommen ist, daß das, was als strittige Zuwage gehandelt wurde, die Ehre war, deren Bedeutung ja eben darin liegt, daß sie der Konjunktur entrückt ist. Limitierte Ehre ist keine.

Durch ihre Verlegung nach Weimar ist die deutsche Politik nicht geadelt, aber dieser jedem Deutschen ehrwürdige Ort beschmutzt worden. Für sie ist Berlin ein passenderer Aufenthalt als Weimar.

Der Ort macht es nicht, sondern die Menschen. Wie unter Börsenjobbern keine religiösen Wunder geschehen, so auch keine nationalen.

Auch bei der Erklärung der Nichtunterzeichner, sie anerkennten die vaterländischen Gründe der Unterzeichner, hatten wir gleich das Gefühl einer Schiebung (inzwischen hat man gehört, das Zentrum habe diese Erklärung dadurch abgenötigt, daß es gesagt habe, wenn sie nicht abgegeben werde, trete es aus der Regierung aus und überlasse sie den Sozialdemokraten). Die Opposition mochte überzeugt sein, daß die Regierung meinte, für diejenigen Deutschen, die sie nicht durch Abtretung und Auslieferung an ihre Todfeinde verriet, abgesehen ferner von den Gefallenen und künftigen Geschlechtern, die sie verriet, indem sie wider besseres Wissen die Schuld Deutschlands am Krieg anerkannte, abgesehen von allen diesen für den verbleibenden Rest bessere Lebensbedingungen zu erzielen. Das mochte die Opposition glauben. In diesem Sinn kann sie auch den deutschen Fürsten, die im 18. Jahrhundert Landeskinder als Soldaten nach England verkauften, vaterländische Gründe zubilligen, denn für die Nichtverkauften haben sich durch die Verkäufe die materiellen Lebensbedingungen verbessert (nach Droysen wurde sogar nur durch diese Verkäufe die deutsche Handelsbilanz aktiv erhalten), aber wie die meisten derer, die die vaterländische Gesinnung der Unterzeichner anerkannten, ganz genau wissen, hat man so etwas nie als vaterländisch bezeichnet. Es ist ein Unterschied zwischen einem Vaterland und einem Konsumverein.

Beim Waffenstillstand haben sie die Gefangenen verhandelt und beim Frieden verhandelten sie die Führer, und führten dabei zur Begründung des Geschäftes an, daß sie dabei die früher verhandelten Gefangenen herausbekämen. Alle anständigen Gefangenen werden mit Entsetzen hören, welcher Preis für sie bezahlt wird — mit Entsetzen, weil sie erkennen, wie zwecklos sie all das Furchtbare erduldet und sich inmitten grausamer Feinde anständig und würdig verhalten haben. Denn es gibt Dinge, die dem Abwägen von Vorteilen und Nachteilen entzogen sind. Wenn einem Vater, der sich in äußerster Not befindet, vorgeschlagen wird, er solle eins seiner Kinder an ein amerikanisches Bordell verkaufen gegen Lieferung von amerikanischem Speck für die übrigen, so wird er, wenn er nicht ein gänzlich Verworfener ist, nicht abwägen, was in seiner Zwangslage

Digitized by Google

das geringere Übel ist. Die tiefste Verworfenheit, die die Gemeinschaft mit den höheren und höherstrebenden Menschen aller Zeiten aufhebt, liegt schon in dem Gedanken, daß für die übrigen Kinder Glück und Segen aus dem eingetauschten Fleisch ihrer Schwester erwachsen werde. Nicht nur die im nationalen Leben aufgehenden höheren Menschen der Vorzeit wie Kleist, Eichendorff, Wagner, auch die ihm ferner blieben wie Kant, Beethoven, Goethe, Schopenhauer, würden jede Gemeinschaft mit solch unmenschlicher Tat und ihren Urhebern ablehnen.

Die Treue — von der Oberst von Müller, der Vater des Kommandeurs der Emden, in seinem 1897 erschienenen Buch „Deutsche Erbfehler" sagt, sie habe den Deutschen öfter gemangelt als Völkern, auf die sie in dieser Hinsicht herabsehen — die deutsche Treue gipfelt in der Auslieferung der deutschen Helden.

Die gleichen Leute, die Anfang 1917 den uneingeschränkten U-Bootskrieg beschlossen und damit den U-Bootskommandanten befohlen haben, eidgemäß ihn zu führen, mochten sie wollen oder nicht, die gleichen Leute haben beschlossen, die gleichen U-Bootskommandanten, soweit sie nicht bei Ausführung ihres Befehls umgekommen sind, an die Engländer auszuliefern.

Wir haben nur noch den Wunsch, uns diesen U-Bootskommandanten anschließen zu dürfen. Einen an die Feinde auszuliefern, ist die einzige Ehre, die eine solche Lumpennation noch zu vergeben hat.

Die Folgen

Kann der Verzicht auf Ehre nützliche Folgen haben? Für den einzelnen Schieber gewiß. Für eine Gesamtheit nie. In der Weltgeschichte macht man mit dem Verstand allein keine Geschäfte.

Von der Dummheit der Unterzeichnung kann nur gesagt werden, daß sie ebenso groß ist wie die Ehrlosigkeit.

Alles das, was sie vermeiden wollten, kommt natürlich doch. Diese Herren halten immer noch den Krieg für ein Gesellschaftsspiel, bei dem die andern die Spielregeln befolgen, wenn man sie selbst befolgt. Sie meinen, wenn sie recht brav sind, werden die Engländer sagen: jetzt können wir unsere Absicht, die Deutschen dauernd zu vernichten, doch nicht ausführen, sie haben den Vertrag unterschrieben; jetzt müssen wir die Kolonialtruppen nach Hause schicken, die englischen Ingenieure, die den Koffer gepackt haben zur Abreise ins rheinisch-westfälische Industriegebiet, müssen ihn wieder auspacken, denn da die Deutschen den Vertrag unterschrieben haben, muß man sie nach den Spielregeln wieder zu Kräften kommen lassen. In der deutschen offiziellen Wiedergabe der Mantelnote war zunächst ein Satz vorenthalten worden, wonach sich die Alliierten vorbehalten, den Vertrag jederzeit zu ändern. Im Vertrag selbst findet sich ein Satz, wonach sich die Deutschen im voraus verpflichten, neue Vereinbarungen zu halten. Es ist der deutschen Liebe für Wortschälle zuzuschreiben, daß man von einem Vertrag spricht. So etwas hat man noch nie als Vertrag bezeichnet. Sowohl zu einem Vertrag, wie zu einem Frieden gehören mindestens zwei.

In Wirklichkeit hat die Unterzeichnung auf das, was geschieht, natürlich nicht den mindesten Einfluß. Ob Kolonialtruppen einrücken, hängt vom Wetter ab und nicht von deutschen Schiebern. An Vorwänden wird es nie fehlen, da ja der Vertrag undurchführbar ist. Außerdem bedarf es uns gegenüber jetzt keiner Vorwände mehr. Jetzt wird alle Welt den Engländern recht geben. Der Punkt, den die Regierung als Zuwage verhandelt hat, war der einzige, auf den es ankam. Für die übrigen Punkte bedurfte es für die Entente keiner Unterschrift mehr, sie konnte wie nach Kolonialkriegen alles, was sie wollte, auf dem

Digitized by Google

Verordnungswege einführen, der einzige Zweck der Unterschrift war ein moralischer; die Entente wollte die Bestätigung des abgeurteilten Verbrechers, daß er zu Recht verurteilt ist und daß er zu einem neuen, in der Weltgeschichte unerhörten Verbrechen, der Auslieferung seiner Führer, bereit ist.

Das Winken mit dem Völkerbund wird jetzt aufhören, da es nur den Zweck hatte, Deutschland bis zum tiefsten Punkt der Selbsterniedrigung zu treiben.

Die Deutschen, die sich um die Mitgliedschaft bewerben, gleichen Schlachttieren, die sich bemühen, in den Verein ihrer Metzger aufgenommen zu werden.

Der Völkerbund hat nie einen anderen Zweck gehabt als die Aufteilung und dauernde Niederhaltung der Deutschen. Ja, er konnte logisch keinen anderen Zweck haben. Ein Verein muß einen ihn nach außen abgrenzenden Vereinszweck haben. Ein „Verein der Menschen", dem alle Menschen angehören, wäre kein Verein, er würde seinen Mitgliedern keine Vorteile bieten und sie daher nicht zusammenhalten können. Er wäre logisch nur denkbar, wenn eine Verbindung mit dem Mars entstünde, so daß die Erdbewohner sich gegenüber den Marsbewohnern organisierten. Solange diese Verbindung nicht besteht, ist eine menschliche Vereinigung nur unter der Voraussetzung lebensfähig, daß ihr nicht alle Menschen angehören, sie also ein außerhalb ihrer selbst liegendes Betätigungsfeld besitzt.

Die deutschen Schieber werden außerordentlich erstaunte Gesichter machen, wenn ihnen diese Wahrheit, die sie logisch nicht verstehn, praktisch demonstriert wird. Vorerst meinen sie vielleicht noch, durch ihre löbliche Unterwerfung auf dem Weg zum Völkerbund ein gutes Stück vorwärts gekommen zu sein.

Für die wenigen wirklichen Pazifisten die es in den feindlichen Ländern gibt, war diese Unterwerfung natürlich der schwerste Schlag. Wir können uns nicht recht vorstellen, wie sie zugunsten der Deutschen erfolgreiche Propaganda gegen einen Vertrag machen sollen, den die Deutschen unterschrieben haben. Die Unterzeichner erwarten wohl, daß die Pazifisten in Paris und London sich bei Protestversammlungen gegen den Frieden werden den Schädel einschlagen lassen, nachdem sie den eigenen durch Unterzeichnung in Sicherheit zu bringen gesucht haben. Denn daß die Unterzeichnung günstige Folgen für Deutschland haben werde, haben sie selbst nicht geglaubt. Das Aufschlußreichste was man aus ihren Kreisen hören konnte, war das Argument: wenn sie nicht unterzeichneten, gäbe es Unruhen. Ihre Absicht war, die Massen in den großen Städten bei der Stange zu halten. Wir kommen noch darauf zu sprechen, was von dieser Absicht und von dieser Stange zu halten ist.

In den Vereinigten Staaten schienen trotz der Geschicklichkeit der amerikanischen Regierung und der Ungeschicklichkeit der deutschen noch Faktoren vorhanden, die der Versklavung der Deutschen widerstrebt hätten. Durch die deutschen Schieber wurde ihnen wie während des Kriegs so auch beim „Frieden" jede Parole aus der Hand genommen.

Frankreich soll vor der Unterzeichnung vor einer inneren Krisis gestanden haben; wenn sie einem entschlossenen Widerstand des deutschen Volkes begegnet wäre, so habe sich die französische Regierung nicht halten können. Wir können das vorerst nicht nachprüfen. Wir wissen nur, daß maßgebende militärische Kreise Frankreichs die Unterzeichnung für unmöglich hielten, weil sie glaubten, daß die deutschen Truppen sie nicht zulassen würden. Wir schätzen aber die Bedeutung Frankreichs gegenüber den jetzt die Erde beherrschenden Angelsachsen überhaupt nicht hoch ein. Und die Angelsachsen werden nach unserer Anschauung durch Dinge wie Unterzeichnung und Nichtunterzeichnung in dem was sie tun,

Digitized by Google

überhaupt nicht beeinflußt. Sie werden, wenn der ganze europäische Kontinent in dauerndem Kriegszustand ist, genau so nach Europa fahren wie in früheren Jahrhunderten nach Afrika und Amerika, die Eingeborenen untereinander im Kampf zu halten suchen und an den Küsten Handelsgeschäfte treiben. Ist unsere Auffassung richtig, so war das, was als Zuwage gehändelt wurde, das einzige, worauf es ankam. Je mehr die englische Herrenkaste Schwierigkeiten mit ihren Arbeitern bekommt, destomehr wird sie die Sklavenländer (Indien, Irland, Deutschland) auspressen, wohl auch wieder wie früher zur Aufrechterhaltung ihres Weltreiches in Deutschland Soldaten kaufen. Deutsche Optimisten bilden sich ein, jetzt in einer englischen Kolonie zu wohnen. England unterscheidet aber zwischen Kolonien — bei ihnen fördert es in jeder Weise Selbstverwaltung und Gedeihen — und Sklavenländern, die wie Irland und Deutschland ihrer geographischen Lage wegen England unmittelbar unbequem werden können und deren Gedeihen daher auf jede Weise verhindert werden muß. Von jetzt ab ist die Freiheit des Zulukaffern größer als die des Deutschen. Die meisten Deutschen können sich in die weltpolitische Denkweise der Engländer nicht hinein-, und aus dem kleinen deutschen Gesichtskreis nicht herausdenken. Für die Engländer ist ein gutes Einvernehmen mit Deutschland nicht wesentlich, weil dieses nicht an Indien grenzt. Für sie ist Afghanistan wichtiger als Deutschland.

Weit entfernt aufzuhören, wird sich der Krieg auch auf Künste und Wissenschaften ausdehnen, die wir früher dem Kampf der Völker entrückt glaubten und die von uns auch niemals in ihn hineingezogen worden wären. Es mag als unmöglicher Unsinn erscheinen, etwa in den Naturwissenschaften ein Land zu boykottieren, und doch wird es geschehen. Wenn ein deutscher Chemiker ein neues Element entdeckt, so kann man dieses zwar nicht ignorieren, aber man wird sagen, Professor X vom Institut de France habe dieses Element schon längst gekannt, der Deutsche habe die Darstellungsmethode ein wenig verbessert, sei im übrigen ein Dieb.

Die deutschen Arbeiter aber glauben vorerst, daß sie ihren Zielen immer näher kommen werden. Sie meinen, jetzt kommt Schokolade mit Schlagrahm und Schlagworten. Verminderte Arbeitszeit, hohe Löhne (auch für die Nichtarbeitenden), Ausbau aller sozialen Einrichtungen, Neubauten — je nach Geschmack — von Theatern oder Kinos fürs Volk, und vor allem Freiheit, Freiheit so viel wie die Welt noch nicht gesehen hat. Den Vertrag halten sie für eine bloße Formalität. Sie meinen, mit der Unterzeichnung sei es geschehen. Der Gedanke, daß die Feinde sich in unsere Einrichtungen mischen könnten oder gar, daß diese jetzt ausschließlich von den Feinden abhängen, scheint ihnen noch nicht gekommen.

Der deutsche Freiheitstraum vor, bei und nach Unterzeichnung des Sklavenvertrags wird die größte Tragikomödie der an Tragikomödien so reichen deutschen Geschichte bleiben.

Die Entente wird, wenn es ihr zur Niederhaltung der Deutschen als zweckmäßig erscheint, ententefreundliche Dynastien einsetzen und wiedereinsetzen, und das gleiche Volk, das seine alten Fürsten beschimpft hat, wird die neuen, wenn sie mit der Lieferung von amerikanischem Speck verbunden sind, geduldig hinnehmen. Der deutsche Freiheitsdrang richtet sich überhaupt nur gegen Deutsche und ist mit Unterwürfigkeit gegen Fremde verbunden. Der deutsche Spartakist schießt aus dem Hinterhalt auf deutsche Truppen, während aus den besetzten Gebieten kein Fall bekanntgeworden ist, daß ein deutscher Spartakist auf fremde

Digitized by Google

Truppen geschossen hätte. Verordnungen in deutscher Sprache werden auf deutschem Boden überhaupt nicht mehr befolgt, nur solche in fremden Sprachen.

In diesem Augenblick wissen die deutschen Arbeiter noch nicht, wieviel sie den deutschen Erfindern, Chemikern, Technikern, Fabrikleitern verdankt haben, trotz aller Verfehlungen und Unterlassungssünden der Arbeitgeber. Vorerst meinen sie, den Aufschwung vor dem Krieg nur sich selbst zu verdanken, weil sie die besten Arbeiter waren. Es scheint aber, daß die japanischen Arbeiter mit deutschen Erfindungen konkurrenzfähige Qualitätsarbeit liefern und vielleicht werden die Arbeiter auch in anderen Ländern mit geraubten deutschen Erfindungen das gleiche leisten. Ohne die bisherigen Leiter der deutschen Industrie sind unsere Arbeiter Kulis. Was sie früher gelernt haben, veraltet mit jedem Tag. Ohne neue deutsche Erfindungen ist das Wiederentstehen einer deutschen Industrie überhaupt nicht denkbar. Auch wir haben früher das Wort von den besten Arbeitern der Welt gedankenlos nachgesprochen, ohne uns genügend klarzumachen, welchen Anteil an ihren großen Leistungen doch auch die Leistungen der geistigen Berufe hatten — die Volksschullehrer nicht zu vergessen. Ausgegeben wurde die Parole von der Gottähnlichkeit der Arbeiter durch die Berufsdemagogen, die von Umschmeichlung der Arbeiter leben. So sind diese gleichzeitig von oben und von unten angelogen worden.

Es wurde ihnen auch erzählt, man brauche nur einen billigen Frieden zu machen, dann verschwinde der Haß der Franzosen. Nun haben die Franzosen — man kann nicht sagen, den größten Triumph, denn sie brauchten, um gegen Deutschland zu kämpfen, die Unterstützung von mehr als der halben Welt — aber jedenfalls die größten Erfolge erreicht, die sie sich nur träumen lassen konnten, ja viele von ihnen sagen, es sei ihnen jetzt noch alles wie ein Traum, und doch sehen wir, wie der Volkshaß die Vertreter der unterjochten Deutschen beschimpft, wie der Sadismus sich nur noch gesteigert hat.

Alle günstigen Vorausjagen, die sich an die Unterzeichnung knüpfen, beruhen auf Unkenntnis der Gegner. Wenn Bethmann für möglich hält, daß die Engländer ihn statt des Kaisers zur Verantwortung ziehen, so beweist er, daß er die Engländer jetzt noch ebensowenig kennt wie während seiner Amtszeit. Den Engländern ist es darum zu tun, diejenigen Personen unschädlich zu machen, von denen sie ein Erstarken des deutschen Gefühls erwarten. Also die Heerführer, Flottenführer, vielleicht auch nationale Publizisten. Hingegen wünschen sie Bethmann, Jagow, Lichnowsky, Bernstorff usw. ein langes und ungestörtes Leben und eine zahlreiche Nachkommenschaft zur Besetzung etwaiger deutscher Gesandtenposten. Wir glauben auch nicht, daß sie den Kaiser nach seiner Aburteilung begnadigen würden, sondern wir glauben, daß sie ihn nach St. Helena bringen wollen, als sinnfälligen Unterricht in der Geschichte für alle Völker des Erdkreises: „Wir haben es euch immer gesagt, daß dieser ein Verbrecher ist, der bestraft werden wird. So geht es jedem, der sich gegen England auflehnt."

In der Eisenbahn hörten wir einen Deutschen: „Wenn er schuldig ist, soll er bestraft werden und wenn er unschuldig ist, wird er ja also freigesprochen!"

Die Lafontainesche Fabel von den pestkranken Tieren mit der Abänderung, daß der Löwe behauptet, sich kümmerlich von rechtmäßig erworbenem Gras zu ernähren und der Esel sich beschuldigt, Schafe und Schäfer zerrissen zu haben.

Auch die sozialdemokratischen Führer scheinen sich in die neue Zeit noch nicht hineinzudenken. Während des Krieges und bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand und „Frieden" haben die Feinde die deutschen Sozialdemokraten als ihre wirksamsten Verbündeten zur Wehr- und Ehrlosmachung Deutsch-

Digitized by Google

lands betrachtet. Auch in ganz anderen Kreisen hat man an den internationalen Einfluß der deutschen Sozialdemokratie geglaubt; als während des Kriegs in einem Offizierskasino an der Westfront von der Möglichkeit einer englischen Besetzung Deutschlands gesprochen wurde, meinten manche: die würde gar nicht so schlimm werden, dafür würden schon unsere Sozialdemokraten sorgen. Jetzt bedarf es der für die deutsche Sozialdemokratie an den Tag gelegten Hochachtung nicht mehr, wie sich in Elsaß-Lothringen und den besetzten Gebieten bereits täglich zeigt. Zeigen sich die deutschen Sozialdemokraten auch weiterhin zur Organisation der deutschen Sklavenarbeit als unfähig, so werden sie zum Teufel gejagt und durch Engländer und Amerikaner ersetzt.

Manche werden wohl annehmen, daß dann die deutschen Sozialdemokraten erkennen werden, daß es der Entente mit der Befreiung des deutschen Volkes von dem Joch des preußischen Militarismus vielleicht doch nicht so ganz ernst war. Daß sie den Frieden, den 1871 der preußische Militarismus diktiert hat, mit dem vergleichen werden, den 1919 der Völkerbund diktiert hat und daß sie an ihrer früheren Ansicht über die westlichen Demokratien irre werden würden, nachdem diese die seit dem Altertum abgekommene Sitte wieder eingeführt haben, die Besiegten zu Sklaven zu machen. Wir teilen diese Erwartung nicht. Der geistige Selbsterhaltungstrieb ist unerschöpflich an Erfindungen zur Rechtfertigung des Ich.

Die Vorstellung der deutschen Arbeiter vom Weltbürgertum der nichtdeutschen Arbeiter ist nichts anderes als eine Projektion, eine Hinausverlegung des eigenen Seelenzustandes in fremde Seelen. Umgekehrt verlegen die ausländischen Arbeiter ihre eigene Vaterlandsliebe in die deutschen Arbeiter und trauen daher dem Weltbürgertum der Deutschen nicht. Liebe und Haß schaffen sich die Gegenstände, die sie zu ihrer Betätigung brauchen.

Viele Leute in Deutschland meinen auch, je mehr Revolution es bei uns gebe, desto größer werde die Ansteckungsgefahr für die anderen Länder. Wir halten das Gegenteil für wahr. Die herrschenden Klassen in den Ententeländern halten sich durch Schlachtfeste, die sie für ihre Bevölkerungen in Deutschland veranstalten.

Eitelkeit scheint mit Blindheit zu schlagen. Armsälige Pinsel, die jahrelang glaubten, durch Abstimmungen auf das englische Weltreich einwirken zu können, glauben jetzt durch Unterschriften Europa den Frieden zu geben. Deutschland befindet sich in einer Lage wie 1630, wo der Regensburger Kurfürstentag beschloß, das Reichsheer zu entlassen, weil er meinte, daß es dann keinen Krieg mehr gebe, der dann bekanntlich noch achtzehn Jahre fortdauerte und alle beutegierigen Mordbrenner auf deutschen Boden führte. Es scheint, daß erst, als mit dem Westfälischen Frieden der tiefste Punkt der Unterdrückung und Zerstückelung Deutschlands erreicht war, das Nationalgefühl sich zu rühren begann.

Der Weltkrieg, der von deutscher Seite der größte jemals unternommene Versuch war, einen Kampf um die körperliche Existenz ohne gleichzeitigen Kampf um die nationale Ehre zu führen, hat durch seinen Ausgang die Deutschen über die Unzweckmäßigkeit dieser Trennung auch für die materielle Existenz noch nicht belehrt. Sie versuchen ihn durch einen Frieden zu beenden, der nach derselben Formel — Existenz, nicht Ehre — angelegt ist, nach welcher der Krieg verloren wurde.

Die Kinder, die uns um wenig zu sagen ebenso am Herzen liegen wie den Schiebern, werden es ihnen einmal nicht danken, daß sie ihnen das Letzte geraubt haben, was ihnen noch zu rauben war. Wir würden es aber auch gar nicht

Digitized by Google

für gut halten, wenn die Kinder in dem Gedanken aufwüchsen, daß das Geschäft des Judas mit den Juden die Grundlage einer soliden Finanzwirtschaft bilden könne. So grausam es klingen mag: jetzt ist nur noch zu wünschen, daß es uns so schlecht wie möglich gehe, da sonst das deutsche Volk in der Anschauung bestärkt würde, der die Unterzeichnung dieses Vertrages entsprungen ist, daß man es durch Lumperei zu etwas bringen könne.

Die Stange.

Der terminus technicus der deutschen Politik heißt „bei der Stange halten". Das Zentrum wollte durch die Unterzeichnung die Sozialdemokraten bei der Stange halten, die die Unabhängigen bei der Stange halten sollten, die die Spartakisten bei der Stange halten sollten. Das Eigenartige dieses Verfahrens ist, daß regelmäßig derjenige die Führung der Stange bekommt, der an ihr gehalten werden soll.

Während des Kriegs wurden Polen, Tschechen, Italiener, elsässische Notabeln, die Königin von Rumänien, Gerard, England bei der Stange gehalten. Beherrscht war die ganze politische Kriegsführung durch das Vorhaben, die Sozialdemokraten bei der Stange zu halten, wobei es sich nicht um die sozialdemokratischen Helden im Feld handelte, bei denen es keiner Stange bedurfte, sondern um die zu Haus gebliebenen Schieber, die den Weltkrieg als eine günstige Gelegenheit betrachteten, ihre Parteizwecke zu fördern. Bethmann, der so lange Reichskanzler gewesen ist, weil er als der Mann galt, der die Sozialdemokraten bei der Stange hält, mußte in seiner Phantasie zur Erhöhung dieses seines Persönlichkeitswertes die von ihm an der Stange gehaltenen sozialdemokratischen Abgeordneten und diejenigen, die wie Payer an der Stange gehalten wurden, weil man ihnen zutraute, sozialdemokratische Abgeordnte an der Stange zu halten, mit überirdischer Macht ausrüsten. In der letzten Zeit des Kriegs (in Österreich schon früher) war das Vorhaben maßgebend, die Hochverräter bei der Stange zu halten. Bei diesem Verfahren haben die Hochverräter die Stange so vollständig in die Hand bekommen, daß jetzt das Nichtherausgeben deutschen Bodens an die Polen als Hochverrat gilt. Wir erwarten als Abschluß dieser Entwicklung die gesetzliche Einführung des Hochverrats oder wenigstens das Verbot vaterländischer Reden und Handlungen.

Als Ebert Reichskanzler wurde, wurde er es, um nötigenfalles die nationale Verteidigung zu organisieren. Wenigstens wurde uns erzählt, im Hauptausschuß des Reichstages — die Verhandlungen sind ja protokolliert und werden wohl eines Tages ans Licht kommen — habe Ebert bei Antritt seines Amtes gesagt: wenn die Feinde die hingestreckte Bruderhand nicht annähmen und nicht einen gerechten Frieden machten, so würde die Sozialdemokratie einen Volkskrieg organisieren, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, dreimal so viel U-Boote bauen wie bisher usw. Dieses Heroenzeitalter hat nicht ganz vierzehn Tage gedauert. In nicht ganz vierzehn Tagen wurde die „Nationale Verteidigung", unter deren Auspizien die Sozialdemokraten die Regierung angetreten hatten, in der sozialdemokratischen Presse ein Schimpfwort so etwa wie „Alldeutsch". Die Sozialdemokraten hatten den Eindruck gewonnen, daß bei den Fabrikarbeitern für die nationale Verteidigung keine Stimmung vorhanden war und wandten sich daher gegen ihr Programm von der vorletzten Woche, um die Arbeiter bei der Stange zu halten.

Es hat sich aber im ganzen Krieg gezeigt, daß Angst ein schlechter Berater ist. Angst vor einem Ereignis führt es herbei. Das, was man vermeiden will, kommt immer, zwar später, dafür aber um so schlimmer. Krankheitsstoffe in einem Volk müssen heraus und zwar so schnell wie möglich. Kurpfuscher

Digitized by Google

treiben sie zurück. So hat sich der „Burgfrieden" zum „Frieden" ausgewachsen. Die Fähigkeit des Führers muß angeboren sein. Man kann durch Wahlen ebensowenig Führer machen wie Komponisten. Die Wahlen gelten zudem immer weniger der Person, immer ausschließlicher der Partei.

Die an Stelle der Führer getretene Stange ist psychologisch wohl als Ergänzungsillusion entstanden. Leute, die in sich kein Rückgrat haben, stellen sich ein Rückgrat außerhalb ihres Körpers vor, das sie in der Hand halten. Das ist die Stange.

Diese Auffassung wird von Leuten anerkannt werden, die unsere sonstigen Auffassungen nicht teilen, z. B. von Spartakisten. Sie werden mit uns der Auffassung sein, daß ohne Überzeugungstreue und Mut der Bekenner jede Idee verloren ist, sei sie religiös, politisch, künstlerisch oder was immer. Es handelt sich hier gar nicht um Ansichten, sondern um Naturgesetze, deren Formel noch nicht gefunden ist. Es gibt eine immanente Gerechtigkeit, deren Gesetz aber nicht so leicht zu erkennen ist wie die Gerechtigkeit bei Schiller, sondern so schwer wie die bei Shakespeare.

Christliche Unterwerfung?

Wenn die Unterwerfung Christentum wäre, wir wären die ersten, zu ihr Ja zu sagen. Aber die Unterwerfung, die das Christentum verlangt, ist die unter den Willen Gottes, nicht die unter den Willen der Franzosen. Die Unterzeichner meinen, für „unser tägliches Brot" müsse der Mensch selbst sorgen; wogegen „dein Wille" ohne sein Zutun geschehe. Wir halten das Gegenteil für wahr.

Wollten alle Deutschen innerlich umkehren, nichts Äußeres mehr von der Welt verlangen, alles geduldig ertragen, was über sie kommt, den Haß der Welt mit Liebe zu allem Geschaffenen erwidern — sie würden sich einen Schatz im Himmel erwerben, gegen den alle Schätze der Erde, auch das einstige Deutsche Reich, verblassen würden. Aber das wollen die Händler ja gar nicht. Sie wollen die deutsche Ehre gegen amerikanischen Speck eintauschen.

Erzberger will nicht dem, der ihn auf die eine Wange schlägt, die andere, sondern er will ihm die Wange des deutschen Volkes hinhalten. Er selbst will ein großer Mann sein, er läßt sich für den „Matin" photographieren und fühlt sich gewiß geschmeichelt, wenn sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift dort erscheint. Wollte er selbst Einkehr und Buße tun, so würde er zunächst eine Bilanz über seine Einnahmen und Ausgaben während des Krieges veröffentlichen und dann in ein Trappistenkloster gehn.

Sollte unser Volk den Weg innerer Einkehr geführt werden, so müßte man die Händler zum Tempel hinausjagen, statt sie zu Hohenpriestern zu machen.

Es ist nicht an dem, daß die Deutschen, die in den eroberten Gebieten während des Krieges Werke der Kultur geleistet haben, wie sie noch nie in einem eroberten Gebiet während eines Kriegs geleistet worden sind, es ist nicht an dem, daß sie aus christlicher Demut sich jetzt selbst verleumden, „ganz recht haben die andern, wir haben's noch viel schlimmer getrieben", — ganz im Gegenteil: von Professor Förster bis zu den Matrosen, die die Offiziersräume auf deutschen Kriegsschiffen mit Menschenkot beschmutzten, sagen ja die, die Greuelpropaganda gegen ihr Volk treiben, mit jedem Wort: ein so feiner Kerl bin ich, so unparteiisch, ich bin kein Barbar, trotzdem ich ein Deutscher bin. Sie verleumden Bismarck, sie verleumden die Gefallenen, um sich zu erhöhen. Wenn Prinz Max von Baden als Reichskanzler sagt, jetzt seien wir vom Wahn der Macht geheilt, so meint er nicht sich, sondern nur die andern, die das, was sein erleuchteter Verstand schon vor Jahren erfaßt hat, nun allmählich auch zu erfassen beginnen.

Digitized by Google

Zu solcher Selbstverherrlichung kommt es ihm nicht darauf an, dieses arme Volk, das um seine primitivste Existenz gegen das größte Eroberervolk der Weltgeschichte kämpft, als machthungrig zu verleumden. Der in seinem Fett erstickende Kriegsgewinnler liest in seinem Leibblatt mit Behagen, wenn Männer, die ihre sämtlichen Söhne geopfert haben, als frivole Kriegsverlängerer beschimpft werden. Als die Parlamentarier die Heeresleitung ausgeschaltet hatten, betrachteten sie sich sozusagen als Verbündete der Feinde; sie gaben ihnen zu verstehen, daß an allem Übel die früheren Regierungen und die Generale schuld gewesen seien, und erwarteten, daß ihnen auf diese edle Bekundung hin die feindlichen Regierungen in die Arme sinken würden. Sie gaben die Schuld oder Mitschuld Deutschlands an Entstehung und Fortdauer des Krieges zu, wobei sie natürlich andere Deutsche meinten, nicht sich. Noch nie haben Parlamentarier und Journalisten solchen Einfluß auf die politische und militärische Führung eines Kriegs gehabt, wie diese, die jetzt so tun, als ob sie Herrn von Bethmann einmal aus der Ferne unter den Linden gesehen hätten. Über Dinge, die der Liftboy ihrer Redaktion wußte, schreiben sie so, als ob sie in diesem Augenblick mit Entsetzen Kenntnis davon erhielten. Äußerungen, daß sie vielleicht dieses oder jenes nicht recht gemacht hätten, haben wir nur von großen Menschen gehört, die Schieber haben immer Recht gehabt. Das sind nicht die sich selbst Erniedrigenden, die erhöht werden sollen, sondern Pharisäer, die sprechen „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber und Ungerechten". Von den Teegesellschaften im Bauer au lac in Zürich bis zu den Kneipereien in obskuren deutschen Puffs brüsten sie sich als schlackenlose Engel und meinen mit ihren Selbstanklagen stets nur ihre Landsleute. Weit entfernt davon sich selbst zu erniedrigen, erniedrigen sie ihre Landsleute und fühlen sich dadurch erhöht. Die Zerknirschung der Schieber ist nicht die des Christen, sondern die des Reineke Fuchs, der in seine Beichte alle hineinzieht, denen er etwas am Zeug flicken will. Ihnen muß man sagen, was der Dachs als Beichtvater zu Reineke sagt:

> ich find es besonders, ihr beichtet
> Fremde Sünden. Was will es Euch helfen? Mich dünkt, es wären
> Eurer eignen genug.

Das Gefühl des verletzten Stolzes, der Rache ist gewiß kein christliches. Noch schlimmer aber ist es Menschenfurcht, Verrat an seinen Nächsten. Nicht die verlorene Ehre in den Augen von andern beklagen wir als das furchtbarste Ergebnis des „Friedens", sondern die verlorene Ehre vor uns selbst, den Verzicht auf die Brücke, die auch dem Tiefstgefallenen den Aufstieg zu höheren als den materiellen Werten ermöglicht.

Der Durchschnittsmensch glaubt nie, ganz Hohes und ganz Niedriges zu erleben, sondern drückt alle Erlebnisse auf ein mittleres Maß. Er glaubt nie, daß ein Zeitgenosse der größte Künstler aller Zeiten sein könne und er glaubt nie, daß ein Zeitgenosse das größte Verbrechen aller Zeiten begehen könne. Unsere Erlebnisse sind viel mehr Projektionen unseres eigenen Innern in der Außenwelt, als Projektionen der Außenwelt in unser Inneres. Erst wenn sie hundert Jahre durch das Medium höherer Seelen hindurchgegangen ist, wird die Größe unserer Ehrlosigkeit allgemein erfaßt werden.

Wieweit Nationalismus und Christentum zusammenbestehen können, ist ein schwieriges Problem. Dagegen ist es überhaupt kein Problem, ob Sittlichkeit und Christentum zusammenbestehen können. Wir würden es für eine Be-

Digitized by Google

schmutzung des Christentums halten, auch nur die Frage aufzuwerfen, ob die Menschenverkäufer von Weimar etwas mit ihm zu tun haben. Ihr Gott ist nicht Christus, sondern Judas.

Und doch? Wir haben all die Jahre her geglaubt, wenn nicht der vollkommene Sieg errungen werde, werde es mit dem deutschen Volke für immer zu Ende gehen, werde das neue Deutsche Reich als kurze Episode völlig ausgewischt sein, das deutsche Volk, das durch einen einzelnen gegen seine Natur geeinigt worden war, gemäß seinem unveränderlichen Charakter in sein altes Elend zurücksinken, so daß es nach dem Zusammenbruch des Reichs sein würde, wie wenn es nie existiert hätte. Nun aber es so weit ist, sehen wir, daß die Wirklichkeit wieder einmal anders ist als die Erwartung.

Vor hundert Jahren mag es hier in München außer dem Kronprinzen und seinen Kreis einige Norddeutsche gegeben haben, die auf ein einiges Deutschland hofften, in Frankfurt einige Schriftsteller. Das ist jetzt anders. Kapitänleutnant von Mücke sollte kürzlich in Frankfurt vor einigen tausend Schülern sprechen. Da er ein deutscher Held ist und nicht Marschall Foch, wurde er natürlich mißhandelt, — aber er sollte in Frankfurt vor einigen tausend Schülern von Deutschland sprechen; das hätte es nach den Befreiungskriegen nicht gegeben. In einem Teil der deutschen Jugend lebt etwas, das nicht durch Gewalt zu unterdrücken ist, weil es vom Geiste ist. In einem Teil. Als einer unserer Freunde, der Gymnasiallehrer ist, vor einiger Zeit die Schüler nach französischen Städten fragte, wurde ihm lachend Straßburg, Metz usw. genannt. Unser Freund sagte alles, was zu sagen ist, mit der weiteren Frage: glaubt ihr, daß ein einziger französischer Junge im Jahre 1871 auf die Frage nach deutschen Städten lachend Straßburg genannt hätte? Wir wissen nicht, ob der gleiche Vorgang in Preußen möglich wäre. Für einen Teil der deutschen Jugend ist jedenfalls die Zeit noch nicht gekommen, von der Eichendorff 1809 gesungen hat:

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Auch für die Mehrzahl der deutschen Arbeiter ist diese Zeit noch nicht gekommen. Wir haben das, was ihnen bevorsteht, in dem Heft „An die deutschen Arbeiter" vorausgesagt, aber mit Schriften ist nicht zu wirken, wo es sich um Charakter handelt — auf den haben Worte und Gedanken selten Einfluß, wenn überhaupt, dann nur in tiefstem Leiden. Wie es deutschen Protestanten und Katholiken wohl erst beim Frieden von Münster dämmerte, wie dumm sie gewesen waren und wie viel Gemeinsames sie gehabt hätten, so wird den deutschen Arbeitern erst dämmern, was sie am Deutschen Reich gehabt haben, wenn sie für das englische arbeiten. Vorerst sagt es den deutschen Arbeitern nichts, ob der Ort, wo Stifter geboren ist, tschechisch wird, ob die Wälder, die Storm geschildert hat, dänisch werden, wenn die Stadt, wo Meister Eckart und Tauler geboren, Pfitzner den Palestrina schrieb, wenn das Straßburger Münster und Sesenheim französisch sind. Sie wissen nicht, daß die anderen ein Märchen von Brentano, ein Gedicht von Eichendorff und Mörike nie ganz verstehen können. Sie sind Jahrzehnte hindurch dahin belehrt worden und haben sich gern dahin belehren lassen, daß das Gebiet des Geistigen dem Nationalen entrückt sei, daß es keine nationale Kultur gebe, jedenfalls keine deutsche, allenfalls eine französische. So haben sie, ohne es zu wissen, die Kulturgüter verraten, auf deren

Digitized by Google

Erwerbung sie so großes Gewicht legten. Hätte das deutsche Volk siegen wollen, so hätte es gesiegt. Die deutschen Arbeiter haben den Engländern geglaubt, daß sie ihre Befreier seien, den Engländern, die ihre eigenen untersten Volksklassen in einem Elend verkommen lassen, das auf der ganzen Erde nicht seinesgleichen hat. Die deutschen Arbeiter wissen heute noch nicht, daß sie und ihre Familien in der schlimmsten Kriegsnot nie eine ähnliche Armut kennen gelernt haben, wie jene, in der ungezählte Tausende in London zehn Minuten von der Bank von England, in Manchester, in Liverpool, in Glasgow mitten in der Stadt ihr ganzes Leben verbringen.

Und doch gibt es einen Unterschied gegen früher.

Bismarck lebt, Scheidemann lebt nicht. Er glaubt zu leben, weil er körperlich lebt, aber er existiert so wenig wie all die Literaten, Maler und Musiker, die zu leben glauben und Bach und Dürer für tot halten. In der Welt des Geistes herrschen andere Gesetze als in der des Körpers. Wir meinen nicht nur das lebendige Wort, das uns entgegenklingt, wenn wir Bismarcks Schriften und Reden irgendwo aufschlagen — ein Wort, das er zu seinem Kammerdiener gesprochen hat, lebt, während die Reden, die in weltgeschichtlichem Augenblick in Weimar gehalten wurden, Makulatur waren, bevor sie gedruckt wurden — nein, wir meinen Leben im eigentlichen Sinn, im Sinn unzerstörbarer Wirkung. Es ist durch die Körper alles geschehen, was geschehen konnte, um Bismarcks Werk zu zertrümmern und es ist gelungen — und doch lebt er, das ist die erstaunlichste Erfahrung dieser Tage. Er lebt sogar in den Arbeitern, die im Haß seines Namens aufgezogen wurden. Welches auch die Motive der Seeleute gewesen sein mögen, die die deutsche Flotte versenkt haben, jedenfalls wäre diese Tat vor hundert Jahren unter französischer Herrschaft nicht erfolgt und haben sich hier deutsche Arbeiter und Revolutionäre zum erstenmal gegen den wirklichen Feind, gegen den neuen Herrn, gegen einen Nichtdeutschen aufgelehnt.

Es muß hier allerdings ein Punkt berührt werden, über den zu sprechen uns peinlich ist, der aber bei einer Vergleichung der Zeiten nicht umgangen werden kann. Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß in den Süddeutschen Monatsheften niemals die unübertreffliche Opferwilligkeit vieler Juden in diesem Krieg herabgesetzt werden wird. Viele Deutsche, und zwar in rasch wachsender Anzahl, sind aber der Ansicht, daß alles Unglück für Deutschland von den Juden gekommen sei. Wir können diese Ansicht nicht teilen. Zwar ist nicht zu bestreiten, daß unter den vielen Ursachen des Zusammenbruchs die zum Teil deutschfeindliche oder gefühllose, zum Teil nur gegen einen ausgesprochenen deutschen Sieg, von dem sie ein Erstarken des Antisemitismus und antisemitischer Kreise fürchteten, gerichtete Gesinnung eines Teiles der deutschen Juden die wirkungsvollste war; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß in früheren Jahrhunderten, in welchen die Juden keinen Anteil am politischen Leben hatten, etwa im Zeitalter Ludwigs XIV., die gleiche Schwäche des deutschen Nationalgefühls sich zeigte wie in der Gegenwart. Der Unterschied gegenüber der Zeit vor hundert Jahren, von der wir hier sprechen, ist nur der, daß damals die Feinde des deutschen Gedankens in Deutschland ebenso ungeschickt, ungesammelt und führerlos waren wie seine Verteidiger, während sie jetzt in jüdischen Rechtsanwälten gewandte Führer, in jüdischen Kapitalisten opferwillige Geldgeber und vor allem in der jüdischen Presse ein überlegenes Propagandamittel besitzen. Man kann auch nicht sagen, daß die Wirkung der Judenemanzipation sich ausgleiche; denn in den anderen, nationalbewußten Ländern unterstützten die Juden mit der gleichen Geschicklichkeit die nationalistische Strömung wie in Deutschland die antinationalistische

Digitized by Google

Aber, wie gesagt, der Mangel an Nationalgefühl ist eine deutsche Eigenschaft gewesen in Zeiten, wo die Juden in schwerster Bedrückung lebten, ja in Zeiten, wo es überhaupt keine auf deutschem Boden gegeben hat.

Es ist aber doch nicht so wie vor hundert Jahren. So leicht werden die Franzosen die Deutschen nicht wieder unter ihren Stiefelsohlen halten, so leicht werden die deutschen Regierungen das deutsche Nationalgefühl nicht noch einmal unterdrücken.

Als ein französischer General von Napoleon verstärkte Besatzung für eine preußische Stadt erbat, entschied dieser: Verstärkung sei unnötig, ein so geduldiges Volk wie das deutsche gebe es nicht noch einmal, niemals sei in all den Jahren der Besetzung auch nur eine einzige Ausschreitung gegen französische Truppen vorgekommen, er selbst habe sich nirgends sicherer gefühlt als in Deutschland. So ist es nicht mehr. Es ist ein Unterschied — unbeschadet der tieferen Unveränderlichkeit des Volkscharakters — ob ein Volk durch die Regierung von Duodezfürsten hindurchgegangen ist, oder durch die Regierung Bismarcks. Er lebt trotz der Einbußen, die der nationale Gedanke seit seiner Entlassung dadurch erlitten hat, daß er für einen großen Teil seiner Bekenner an ein untaugliches Symbol, Wilhelm II., gebunden war. Auch Friedrich der Große war nicht tot, trotz der Niederlagen, die sein Heer unter seinen Nachfolgern erlitt; daß er lebte, zeigte sich in den Befreiungskriegen. Seine Erfolge in Krieg und Wirtschaft waren dahin, aber sein Geist lebte in andern Geistern. Diese geistige Wirkung ist es, die den Schiebern versagt bleibt. Sie schieben Werte und Worte, die andere geschaffen haben, hin und her, aber sie schaffen keine. Es ist daher ein tantenhaftes Beginnen, abzuwägen, ob in dieser oder jener Frage Bismarck oder Wilhelm II., Bismarck oder Bethmann recht gehabt habe. Recht und Unrecht liegen hier auf verschiedenen Ebenen und können nicht zur Deckung gebracht werden. Der Mann von Blut und Eisen, als welcher er der Menge erscheint, lebte in der Welt der Ideen, der Philosoph von Hohenfinow lebte in der Welt der Schieber. Aber solang es ein mächtiges Reich gab, hefteten sich an Bismarcks Schöpfung alle, die Schutz und Vorteil von ihr suchten. Jetzt gibt es keinen Schutz und Vorteil mehr, sondern nur Schande und Schaden, nach aller Welt werden sie auseinanderstieben, die sich von den Kriegslasten drücken, die sich in den andern Ländern Ansehen und Gewinn verschaffen wollen. Was übrig bleibt, das ist echt. Es kommt wieder die Zeit der Patriotenverfolgung, wo nicht mehr im Reichstag deklamiert, sondern in Hinterzimmern geflüstert wird. Aber seit Bismarck bedarf es keiner Reden und Schriften, keiner Gedichte und Lieder mehr. Es genügt ein einziges Wort — Deutschland.

Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Die Vorgänge in Weimar vor der Unterzeichnung.

Der Reichstag hat durch seine Abstimmung, Sonntag, den 22. Juni, die Regierung bevollmächtigt, bedingungslos den Frieden zu unterzeichnen. Bindend werden Friedensverträge erst durch die Unterschrift bei der Ratifikation des Friedens. Da aber die Entente Deutschland eine Woche vorher in einer Mantelnote, unterschrieben von Clemenceau, zur Auflage gemacht hatte, innerhalb 5 resp. 7 Tagen den Vertrag, *sowieer „heuteist"*, zu unterschreiben, so ist mit der Unterschrift des Bevollmächtigten der deutschen Reichsregierung der Friedensvertrag perfekt. Die Mehrheit, die der Regierung am 22. Juni die unbegrenzte Vollmacht zur Unterschrift gegeben hat, wird auch die Ratifikation des Friedens decken.

Die wenigsten Deutschen ahnen die furchtbare Bedeutung und die unermeßliche Tragweite dieser Handlung. Die wenigsten Deutschen haben heute noch Kenntnis davon, welche Auflagen der Friedensvertrag dem deutschen Volke bringt. Zunächst denkt jeder Vaterlandsliebende an die Abtretung von gutdeutschem Lande, an die Entwaffnung von Heer und Flotte. Viel furchtbarer aber sind die Friedensbedingungen in ihrer politischen und wirtschaftlichen Wirkung. Die 440 Paragraphen des Friedensvertrages sind auf das Raffinierteste darauf eingerichtet, Deutschland ein- für allemal die Kraft zu nehmen sich wieder zu erheben, und es dauernd in die wirtschaftliche Abhängigkeit und Schuldsklaverei der Entente zu bringen. Wir sind nicht mehr Herr im eigenen Hause. Deutschland ist, solange dieser Frieden gilt und wirkt, auf Gnade und Ungnade seinen Feinden ausgeliefert. Jene übertreiben nicht, welche das Schicksal Deutschlands mit dem Irlands und Indiens vergleichen. Mit jedem Tag, der künftig ins Land geht, wird das deutsche Volk mehr und mehr dessen gewahr werden. Über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages, der die Deutschen zu einem Volke von Bettlern macht, der die dauernde Verarmung Deutschlands bedeutet, werde ich ein andersmal berichten.

Was war nun zu tun? Sollte die deutsche Nationalversammlung in Erkenntnis dieser Tatsachen den Friedensvertrag ablehnen? Was waren dann die Folgen? Wurde dadurch etwas besser gemacht?

Hätte die deutsche Nationalversammlung die Regierung zur Unterzeichnung des Friedensvertrages nicht ermächtigt, so wären die Feinde in die deutschen Lande einmarschiert, die Hunger- und Rohstoffblockade wäre wieder aufgelebt resp. verlängert worden; an einen Widerstand war nicht zu denken und niemand dachte daran. Ganz nach seinem Belieben konnte der Feind Deutschland oder Teile Deutschlands besetzen. Die Besetzung des Ruhrkohlengebietes hätte die Erstarrung des Wirtschaftslebens in kürzester Frist bedeutet. Was war damit gewonnen? War nicht zu befürchten, daß die Feinde Deutschland einen noch schlechteren Frieden diktieren und noch weitere Landesteile Deutschlands besetzen oder dauernd abteilen würden? Neun Tage lang wurden in den Parteien die Gründe für und wider den Frieden beraten, mit Ausnahme einer Partei (U. S. P.), die nur *eine* Parole ausgegeben hatte. In allen Parteien erhoben sich Stimmen für und gegen Annahme des Vertrages und es ist zuzugeben, daß man bei Entscheidung einer so schwerwiegenden, verantwortungsvollen Frage Für und Wider, *jede Meinung respektieren muß*. Und schließlich wurde für jeden Grund, der für die Annahme sprach, wieder ein Grund, der dagegen sprach, in die Wagschale geworfen.

Die einen sagten: Mit Ablehnung des Friedensvertrages bleiben unsere

Digitized by Google

650 000 deutschen Gefangenen noch länger in den Händen der Feinde, die anderen sagten: Wenn wir den Friedensvertrag annehmen, werden 63 Millionen Deutsche dauernd Gefangene der Entente. Wenn die einen sagten, bei Ablehnung kommt der Feind ins Land, so konnten die anderen mit Recht darauf verweisen, daß nach Annahme des Friedensvertrages die Feinde sich im Deutschen Reiche dauernd häuslich niederlassen würden. Wenn viele Abgeordnete schließlich sich für die Annahme entschieden, weil sie den Kriegszustand und innere Unruhen fürchteten, so hielten die anderen dem wieder entgegen, daß die Unerfüllbarkeit der Friedensbedingungen bei Annahme des Vertrages nichts anderes bedeute als einen dauernden Kriegszustand. Nur wenige Abgeordnete der Mehrheitsparteien waren von Anfang an entschieden für Annahme oder Nichtannahme, viele schwankten in ihrer Meinung von Tag zu Tag, je nachdem die Gründe für oder gegen stärker auf sie einwirkten.

Richtig ist, daß es sich bei allem nur um die Wahl zwischen zwei Übeln handelte und es war schließlich nur die Wahl zwischen Schrecken ohne Ende und einem Ende mit Schrecken. Schließlich war die letzte Frage die, bei welcher Entscheidung besteht für Deutschland mehr Hoffnung für eine künftige Befreiung aus den furchtbaren Fesseln des Friedensvertrages. Viele sagten: Wenn wir den Frieden unterschreiben, so werden die fremden Völker nicht darnach fragen, welche Gründe die Nationalversammlung zur Annahme bestimmten, sondern sie werden nur diese Tatsache für alle Zeiten im Auge behalten und sagen: Deutschland hat den Frieden angenommen, also muß es ihn halten. Daß der Frieden aber unerfüllbar ist, hat noch niemand im Deutschen Reiche bestritten, daraus ergibt sich die unausbleibliche Folge, daß schon in allernächster Zeit Deutschland mit der Erfüllung der Friedensbedingungen im Rückstande bleibt und dann wird das deutsche Volk als vertragsbrüchig die Verfolgung unerbittlicher und erbitterter Feinde zu kosten bekommen. Daher wollten viele Gegner des Vertrages selbst einen Einmarsch der Feinde in Kauf nehmen, selbst eine Verschlechterung des Friedens und selbst das Risiko laufen, daß die Entente Deutschland vorübergehend noch weitere Landesteile abtrümmern würde, nur um dadurch Deutschland vor diesen furchtbaren Folgen für alle Zukunft zu schützen. Die Vertreter dieser Meinung gaben rundweg zu, daß bei einer Nichtannahme des Friedensvertrages die Feinde alsbald einmarschieren und Deutschland den Frieden aufzwingen würden. Diese Auffassung war nicht nur in bürgerlichen Parteien, sondern auch bei der Sozialdemokratie vertreten. 14 sozialistische Abgeordnete, darunter, was beachtlich ist, mehrere bayerische Abgeordnete u. a. auch der Minister Hoffmann, sagen in einer Erklärung vom 21. Juni:

„Wir sind für Ablehnung des sogenannten Friedensvertrages, um unsere Gegner, falls sie auf der Durchsetzung ihrer Bedingungen bestehen, in die Notwendigkeit zu versetzen, ihn selbst durchzuführen und sich dadurch am wirksamsten von der moralischen und materiellen Unmöglichkeit der von uns geforderten Bekenntnisse und Leistungen zu überzeugen. ..."

Als der Friedensvertrag am 12. Mai in einer Sitzung der Nationalversammlung zu Berlin in der Universitätsaula dem deutschen Volke bekanntgegeben wurde, hat die Regierung feierlich erklärt, der Vertrag ist unerträglich, unerfüllbar, unannehmbar. Als der Ministerpräsident Scheidemann mit Emphase ins Land rief, die Hand müsse verdorren, die diesen Vertrag unterzeichne,

Digitized by Google

ging ein Jubel durch die Nationalversammlung. Die Führer aller Parteien sprachen sich im gleichen Sinne aus. Der preußische Ministerpräsident Hirsch sprach die Worte: „Demgegenüber erklären wir, die Vertreter aller deutschen freien Staaten, vor aller Welt ‚Lieber tot als Sklav'!" Die Abgeordneten aller Parteien wurden von ihren Fraktionen ins Land geschickt, um dem Volke klar zu machen, daß der Vertrag unerträglich, unannehmbar und unerfüllbar sei.

Auch in der Zentrumsfraktion, der die Abgeordneten der Bayerischen Volkspartei angeschlossen sind, hörte man nur die eine Stimme: Der Vertrag ist unannehmbar. In Tausenden von Versammlungen haben die Abgeordneten auch der Zentrumspartei dieses „Unannehmbar" ins Land gerufen. Ich gehörte nicht zu diesen Abgeordneten. Ich glaubte nicht an die Kraft und den Willen. Ich habe mich der Agitation ferngehalten.

Als am 14. Juni die Abgeordneten nach Weimar berufen wurden, begann das große Ringen der Meinungen. Nur in den drei Minderheitsparteien bestand Einmütigkeit. Die Deutsch-nationale und Deutsche Volkspartei waren einmütig in der Ablehnung und zwar aus den gleichen Gründen, aus denen die beiden Ministerpräsidenten Scheidemann und Hirsch den Friedensvertrag am 12. Mai abgelehnt hatten. Die Unabhängigen waren einig in der Annahme des Friedensvertrages. Sie erwarten die Befreiung Deutschlands durch die Weltrevolution, durch die Internationale. Wie falsch diese Rechnung ist, wird sich alsbald herausstellen. Die Arbeiterbewegung in England ist, abgesehen von einer ganz kleinen Gruppe, durchaus national gesinnt, ebenso in Frankreich. Die Zukunft wird lehren, daß diese Spekulation nebengängig war und dann werden die deutschen Arbeiter, die dieser Partei angehören, in erster Linie die Folgen spüren. Bei den Mehrheitsparteien waren die Meinungen geteilt. Der weitaus größte Teil der Deutsch-demokratischen Partei[1]) war gegen die Annahme und verharrte bei dieser Auffassung; bei den Mehrheitssozialisten schwankten die Meinungen von Tag zu Tag, gegen die Annahme des Friedensvertrages waren ungefähr 40 Abgeordnete. Die Abstimmung in den Fraktionen wurde nicht geheim gehalten, sie war wenige Minuten, nachdem die Entscheidung gefallen war, Gegenstand der Erröterungen bei den anderen Parteien. Im Zentrum waren anfänglich die Gegner der Annahme in der Mehrheit, während die Minderheit für Unterschreiben des Vertrages eintrat.

Bei so verantwortungsvollen Entscheidungen ist eines Mannes Rede keines Mannes Rede, kein Teil ist berechtigt dem anderen seine Stellungnahme zu verübeln, wenn sie ehrlich, offen und rückhaltlos verfochten wird. Im Zentrum war die Abwicklung der Dinge unschön, ja man kann sagen häßlich. Man merkte alsbald die Regie jenes Mannes, der im Jahre 1914 nach Ausbruch des Krieges in einer Denkschrift ein wütiges Annexionsprogramm à la Nimmersatt entworfen hatte, im Jahre 1915 noch London mit Schwefel und Feuer vernichtete, im Jahre 1917 Verfasser einer Friedensresolution Wiener Bestellung war, der von sich rühmte, er könne sich in zwei Stunden mit Lloyd George über den Frieden einigen, im Jahre 1918 ein Buch über Weltfrieden und den Völkerbund schrieb, als ob er zeitlebens niemals keinen anderen Standpunkt vertreten hätte, der im Jahre 1918 als Waffenstillstandskommissar durch seine Getreuen das Loblied des bon général catholique (Foch) singen und daran

[1]) Die Demokraten machten ihre Zustimmung zum Vertrag nicht nur von den sogenannten Ehrenpunkten, sondern von materiellen Zugeständnissen abhängig. Die beiden anderen Mehrheitsparteien lehnten diese Forderung ab. Eine Folge war die Kabinettskrisis und die Bildung einer neuen Regierung aus Mehrheitssozialisten und Zentrum.

Digitized by Google

überschwengliche Hoffnungen knüpfen ließ, desselben Mannes, der für die Notwendigkeit der Beteiligung des Zentrums bei der Koalitions-Regierung ins Treffen führte, daß der Frieden dann viel besser ausfallen würde, was ihm angeblich maßgebende Engländer bedeutet hätten, desselben Mannes, der sich gelegentlich der Einführung des 1. Mai als gesetzlichen Feiertag an hohe kirchliche Stellen mit der Zumutung wandte, diesen Tag zum katholischen Feiertag zu erklären. Schon vor Wochen hat die feindliche Presse („Temps" und der „Corriere") verkündet, Herr Erzberger habe sich einem französischen Journalisten gegenüber für die unbedingte Unterzeichnung des Friedens ausgesprochen. Richtig ist, daß diese Meinung bei der Entente allgemein verbreitet war und daß Herr Erzberger als Kronzeuge hiefür angerufen wurde. Das ist nicht so zu deuten, als ob die Auslandspresse vor Herrn Erzbergers Staatskunst besondere Achtung hätte; ich erinnere nur an das vorzügliche Wortspiel im „Figaro" aus letzter Zeit von den „kollies erzbergères". Im Rahmen dieser Betrachtungen will ich von einer Polemik gegen diesen Herrn absehen.

So viel ist sicher, Herr Erzberger hat mit allen gewohnten Mitteln für die Unterzeichnung des Friedens gearbeitet und das wäre ihm nicht zu verübeln, das wäre sein gutes Recht, wenn diese Mittel immer schön gewesen wären. Dabei ist aber zu konstatieren, daß Herr Erzberger im Ministerium Scheidemann ebenfalls für das „Unannehmbar" gestimmt hatte, ebenso wie sein Kollege Bell und der Minister Giesberts, der als Mitglied der Friedensdelegation in Paris gegen die Annahme gestimmt hatte und noch zwei Tage vor der Abstimmung in den Wandelhallen im Foyer des Nationaltheaters zu Weimar erklärte, daß er unter gar keiner Bedingung dem Frieden zustimme und in keiner Regierung bleibe, die ihn unterzeichne.

Aber schließlich kam doch alles anders. Die erste Abstimmung im Zentrum lautete nicht auf Annahme oder Nichtannahme des Friedens, sondern nur auf Annahme des Friedens unter Bedingungen („Ehrenpunkte"). Die Mehrheit entschied sich dafür, den Frieden nur ohne Anerkennung des Schuldbekenntnisses des deutschen Volkes als Urheber des Krieges und ohne eine Verpflichtung nach Artikel 227—230 des Friedensvertrages anzunehmen. Diese Artikel verpflichten Deutschland zur Auslieferung aller Personen an die Militärgerichte der Entente, die nach Auffassung der Entente gegen Gesetz und Gebräuche des Krieges verstoßen haben. Deutschland verpflichtet sich ferner alle Behelfe zur Durchführung der Anklagen, Urkunden und Auskünfte jeder Art zu liefern. Bekanntlich sollen über 300 deutsche Männer, darunter viele ruhmgekrönte Offiziere, Generäle und U-Bootskommandanten auf dieser Liste stehen.

Der Vorbehalt hinsichtlich der Ehrenpunkte hatte nur dann einen Zweck, wenn die Entente hierin den unabänderlichen Entschluß der Mehrheit der deutschen Volksvertretung erblicken mußte. Wie alsdann die Entscheidung der Entente ausgefallen wäre, sei dahingestellt. Jedenfalls aber war die Aktion nur dann würdig, wenn sie vorbehaltlos und entschieden den unabänderlichen Willen der Mehrheit der Volksvertretung zum Ausdruck brachte. Daran zu glauben hatte aber die Entente keinen Augenblick Veranlassung; denn bereits zwei Tage vor der Abstimmung war auf Veranlassung Erzbergers eine inoffizielle Anfrage (durch Mittelspersonen) an die Entente in Paris gerichtet worden, ob sie mit einer Unterschrift einverstanden wäre, welcher in der Vollmacht die einschränkenden Bedingungen bezüglich Kriegsschuld, Urheberschaft am Krieg und Auslieferungspflicht beigefügt wären. Diese Anfrage konnte die Entente nur in

Digitized by Google

dem Sinn deuten: „Wir unterschreiben auch ohne diese Bedingungen". Darüber dürfte zweierlei Auffassung bei niemand bestehen.

In der Antwort der Entente auf die Rückfrage der deutschen Regierung vom 20. Juni sagt Punkt 7:

„Die Entente-Mächte beabsichtigen einen Monat nach Inkraftsetzung (Ratifikation) des Vertrages, Deutschland die Liste jener Personen vorzulegen, die gemäß Artikel 228 an die Entente auszuliefern sind."

Im Zentrum, wie in den anderen Parteien mit Ausnahme der U. S. P. hielt man diese Zumutung für etwas Unerhörtes, Ehrloses. Abgeordneter Gröber, der Führer des Zentrums, sagte am 22. Juni: Unsere Zustimmung zu dem Friedensvertrag **findet eine Grenze**; diese unübersteigbare Grenze ist die Rücksicht auf die nationale Ehre des deutschen Volkes (lebhafter Beifall). Wir weisen die **Schmach und Schande** der Auslieferung deutscher Angehöriger an ein **feindliches Kriegsgericht** wegen angeblicher Verfehlungen zurück..... Wir wollen ein Vaterland, das seine Ehre auch in aller Zukunft fleckenlos, wenn auch gebeugt trägt." Gröber verdeutschte damit die Auffassung der großen Mehrheit der Zentrumspartei.

Der Ministerpräsident Bauer verkündete in der entscheidenden Sitzung: „Wir werden die Vollmacht zur Unterzeichnung in folgender Form geben:

„Die Regierung der deutschen Republik ist bereit den Friedensvertrag zu unterzeichnen, ohne jedoch damit anzuerkennen, daß das deutsche Volk der Urheber des Krieges sei und[1]) ohne eine Verpflichtung nach Artikel 227

[1]) Einer nachträglichen Abschwächung dieses Mindestmaßes eines zur Wahrung der völkischen Ehre erforderlichen Widerstandes habe ich durch die ausdrückliche Frage vorgebaut, ob die Artikel 227—230 von der Unterzeichnung ausgeschlossen würden. Meine Anfrage wurde durch den Vorsitzenden Gröber ausdrücklich und entschieden bejaht. Die obige Formulierung durch den Ministerpräsidenten Bauer bedeutet eine Abschwächung. Die Verweigerung der Auslieferpflicht ist nicht gleichbedeutend mit der Verweigerung der Anerkennung der fremden Gerichtsbarkeit über deutsche Untertanen. Damit waren bereits die Deutschen in den besetzten Gebieten, die sich schon in der Gewalt des Feindes befanden, geopfert. Mein Kollege Schneider und ich haben auf diesen Unterschied aufmerksam gemacht.

Nun trat zu dieser materiellen Verflüchtigung des Vorbehalts noch eine Verflüchtigung des Verfahrens hinzu, eine Verdunkelung der Mitwirkung der Nationalversammlung bei der Entscheidung über die Friedensfrage, also eine Minderung der Möglichkeit für die Fraktionsmitglieder, ihre beschlossene Stellungnahme durch Stimmabgabe zur Geltung zu bringen. Vor dem 22. Juni war es als selbstverständlich angesehen worden, daß die Nationalversammlung über die Friedensfrage in materieller Weise mitzuentscheiden habe. Angenommen nun selbst, die von der Entente gestellte Frist hätte noch keine völkerrechtlich endgültige Bindung der Deutschen Regierung verlangt, noch keine innerstaatlich bereits durch alle maßgebenden Instanzen gelaufene Bereitschaftserklärung zur Abgabe der ratifizierenden Unterschrift, sondern nur eine vorbereitende Erklärung der Reichsregierung, die der Entscheidung der Nationalversammlung und des Staatenausschusses noch freie Hand ließ, so wäre doch diese nachträgliche Ratifikation, wenn auch rechtlich noch möglich, so doch politisch bedeutungslos. Eine Entscheidung der Nationalversammlung war also immer deren — wenn auch nicht formales — so doch politisches Recht. Daß übrigens die Regierung selbst nicht von der Maßgeblichkeit einer nachträglichen Ratifikation überzeugt war, dafür dient als interessantes Streiflicht, daß sie zwar die wohl an sich schon nicht ernst gemeinte Vorbehaltsnote mit dem Vorbehalt der Ratifikation versah, nicht aber die entscheidende unbedingte Antwortnote.

Die eingeschlagene Taktik hat viele Mitglieder der Nationalversammlung um das Recht gebracht in offener Abstimmung mit ihrer Meinung zu siegen oder zu unterliegen.

Am Tage der Plenarsitzung, eine Stunde vor deren Beginn, gab Minister

Digitized by Google

bis 230 des Friedensvertrages zu übernehmen." Von Mehrheitssozialisten und Zentrum, die die neue Regierung bilden, neben einem Antrag, welcher der Regierung das Vertrauen aussprach, lag folgender Antrag vor:

„Die Nationalversammlung billigt das Verhalten der Regierung in der Frage der Unterzeichnung des Friedensvertrages."

Zentrum und Mehrheitssozialisten hatten vorher beschlossen, diesen Antrag einzubringen.

Nun ergab sich aber folgendes: Mitten in den Verhandlungen wurde plötzlich dieser Antrag zurückgezogen und ein Antrag Schulz-Gröber eingereicht, der lautete: Die Nationalversammlung ist mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages einverstanden.

Daß dieser Antrag etwas ganz anderes bedeutete und ohne jede Einschränkung, auch ohne jeden Vorbehalt, die Regierung bevollmächtigte, den Vertrag zu unterzeichnen, ist selbstverständlich. Der Regierung blieb es wohl unbenommen den Vorbehalt bezüglich der Schulderklärung und der Auslieferung in einer Begleitnote mit nach Versailles zu geben, aber er hatte seine Bedeutung mit diesem Antrag verloren. Die Conditio sine qua non war preisgegeben. Jedenfalls ist unbestreitbar, daß die Entente, der diese Antragsänderung nicht unbekannt bleiben konnte, sofort erkennen mußte, daß der Wille zum bedingungslosen Unterschreiben vorhanden sei. Mindestens war also die Regie bei diesem geschichtlichen Akt sehr naiv, Naivität war es aber beileibe nicht, wenigstens nicht bei den Antragstellern. Die Vorgeschichte dieser Umänderung ist sehr interessant. Wie kam nun trotz der Abmachungen der Regierungsparteien dieser Szenenwechsel? Herr Abgeordneter Cohn (U. S. P.) begab sich während der Verhandlungen zum Präsidialtisch, offenbar in der Absicht, einen Antrag einzureichen. Der Schriftführer Zentrumsabgeordneter Pfeiffer, verständigte alsbald den Abgeordneten Gröber, gleich darauf konnte man beobachten, wie zwischen Herrn Schulz von den Mehrheitssozialisten, Herrn Cohn und Herrn Gröber verhandelt wurde. Offenbar geleitet von der Furcht, es könnte eine Mehrheit nicht zustande kommen, suchte man sich unter jeder Bedingung die Stimmen der Unabhängigen zu sichern und so wurde im letzten Augenblick der Antrag im Sinne des Herrn Cohn und eines Teiles der Mehrheitssozialisten geändert ohne Befragen der Zentrumsabgeordneten, ohne jede Rücksicht auf die vorher gefaßten Beschlüsse.

Ich selbst war mir über die Bedeutung der Änderung der Antragstellung keine Minute im Zweifel. Ich meldete mich zum Wort und zwar fühlte ich mich dazu als Obmann der Abgeordneten der Bayer. Volkspartei verpflichtet. Diese hatte auf meine Veranlassung am Freitag, den 20., früh 8 Uhr, ehe noch die Gesamtfraktion dazu Stellung genommen hatte, in einer Sitzung, einstimmig beschlossen, dem Friedensvertrag nur zuzustimmen, wenn die entehrenden Bedingungen

Erzberger als Absicht der Mehrheitsparteien bekannt, daß über die Friedensvorlage überhaupt nur in Form eines Vertrauensvotums abgestimmt werde. Damit ging all den Abgeordneten aus den gefährdeten Gebieten, die gegen die Annahme stimmen wollten, die Möglichkeit verloren, ihre Stimme im Sinne des Festhaltens ihrer Heimat am Deutschen Reich abzugeben, wenn sie nicht zugleich ihren eigenen Regierungsmitgliedern das Vertrauen versagen wollten. Zugleich ermahnte der Vorsitzende Abg. Gröber diese Abgeordneten, kurz vor Beginn der Plenarsitzung im Sinne des Ganzen zu stimmen, während bisher eine Zustimmung ihrerseits zur Abtretung ihrer Heimatgebiete als Verrat bezeichnet worden war.

Aus diesen Gründen wird man die Gewissensnot und die Entrüstung vieler Abgeordneter aus den vom Frieden betroffenen Gebieten nach der Abstimmung begreifen.

Digitized by Google

des Schuldbekenntnisses und der Auslieferung gestrichen würden. Dieser Antrag der Bayer. Volkspartei wurde widerspruchslos und einstimmig gefaßt.

Ich hatte nicht die Absicht lange Ausführungen zu machen. Die Abänderung des Antrages hatte unter vielen Abgeordneten der Zentrumspartei lebhafte Erregung hervorgerufen. Eine große Zahl ihrer Mitglieder besprachen sehr lebhaft im Foyer die veränderte Lage. Abgeordneter Gröber suchte die Sache so zu deuten, als ob sich „gar nichts geändert hätte“[1]). Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß ich anderer Ansicht wäre, deshalb hätte ich mich zum Wort gemeldet. Gröber bemerkte: „Sie werden nicht reden, ich habe Schluß der Debatte beantragt.“ Und das war richtig. Ich stand als nächster Redner auf der Rednerliste. Gröber hatte also, da ein Schluß der Debatte keinen Sinn hat, wenn niemand mehr auf der Rednerliste steht, beim Einbringen des Schlußantrages gewußt, daß ich der nächste Redner sei. Der Beschluß wurde gefaßt und ich konnte nur noch in einer persönlichen Bemerkung feststellen, daß mir durch meine eigene Partei die Möglichkeit zur Meinungsäußerung genommen wurde.

Als sich seinerzeit die Abgeordneten der Bayer. Volkspartei dem Zentrum als Gruppe angeschlossen haben, wurde ausdrücklich als ihr Recht anerkannt, in gesonderten Beratungen zu jeder Frage Stellung zu nehmen. Die Gesamt-

[1]) Harmlosen, die selbst nach dem 23. Juli die Änderung der Antragstellung für belanglos hielten, muß nachfolgender Vorfall die Augen öffnen. Die Deutsche Tageszeitung Nr. 321 vom 4. Juli meldet aus Weimar unter der Überschrift:

„Herrn Fehrenbachs Stenogramm.“

Als der Präsident der Nationalversammlung in der Sitzung vom 22. Juni den zum sogenannten Blankowechsel umgeschriebenen Antrag Schulz-Ostpreußen-Groeber nochmals verlas und daraufhin von der Rechten durch den Zuruf: „Also vorbehaltlos!“ die Bedeutung der Abänderung sofort sprechend gekennzeichnet wurde, erklärte Herr Fehrenbach wörtlich: „Ich finde keinen Unterschied“ (zwischen der ersten und der jetzigen Fassung des Antrags. D. R.), „ich habe auch nichts dazu zu erklären, ob in dieser Beziehung ein Unterschied in den beiden Wortlauten liegt.“

Mit den Worten: „Ich finde keinen Unterschied“ stellte Herr Fehrenbach also fest, daß zum mindesten für seine Partei auch bei dem abgeänderten Antrag Groeber-Schulz der Friede nach den Erklärungen seines Freundes Groeber unannehmbar blieb, solange die Entente uns in den sogenannten Ehrenpunkten nicht nachgab. 24 Stunden später gab dann auch die Zentrumspartei die Ehre des deutschen Volkes preis. In dem jetzt vorliegenden Stenogramm über die Sitzung vom 22. Juni findet sich nun, daß die damals von Herrn Fehrenbach gesprochenen inhaltsschweren Worte: „Ich finde keinen Unterschied“ durch die inhaltslosen: „Ich weiß nicht“ ersetzt worden sind. Was solche Änderung bedeutet, wird jeder verstehen. Nicht verstehen läßt sich aber, wie es möglich ist, daß eine derartige stenogrammatische Festlegung, wie es die wirklich getane Äußerung des Herrn Präsidenten war, und die auch unzweifelhaft eine solche sein sollte, nachträglich in eine Form umgegossen werden konnte, die ihr alle Bedeutung nahm. Es ist selbstverständlich, daß es dem Parlamentsredner freisteht, seine Rede bei der Vorlage des Stenogramms in der äußeren Form druckreif zu machen und hier und da abzuschleifen. Der hier vorliegende Fall liegt doch aber auf einem ganz anderen Gebiete, und man darf daher wohl um Aufklärung darüber bitten, aus welchen Gründen diese — Korrektur der ursprünglichen Äußerung vorgenommen wurde, um so mehr, als es sich hier um eine Frage handelt, die das ganze Volk angeht.“

Manche Harmlose werden auch durch diese sehr eindeutige Retouche nicht bekehrt. Sie beruhigen ihr Gewissen mit der Erklärung, die der Ministerpräsident Bauer in der entscheidenden Sitzung abgegeben hat (s. oben). Als ob die schärfsten Worte in einem Begleitschreiben, das man einem Wechselakzept beilegt, irgendwelchen Wert hätten und in den durch das Akzept eingegangenen Verpflichtungen etwas ändern könnten.

Digitized by Google

fraktion des Zentrums hat erst nach der Sitzung der Bayer. Volkspartei den gleichen Beschluß (siehe oben!) gefaßt.

Da der vereinbarte Antrag zurückgezogen war, blieb mir für meinen Teil nach meiner Auffassung nichts anderes übrig, als mich der Stimme zu enthalten und sofort meinen Austritt aus der Zentrumspartei zu erklären und zwar aus folgenden Gründen:

1. Ich halte es für untunlich, daß der Führer einer Partei, ohne seine Parteiangehörigen zu befragen, einen Parteibeschluß auf eigene Faust umändert. Ich gebe zu, daß in rein taktischen Fragen der Parteiführer freie Hand haben muß, aber nicht in einer Sache, bei der es sich um das Sein oder Nichtsein eines Volkes handelt. Der Führer der Unabhängigen war berechtigt, weil er in einstimmiger Auffassung seiner Parteifreunde handelte, ebenso der Führer der Mehrheitssozialisten, weil er im Einverständnis mit der Mehrheit seiner Parteifreunde den Antrag stellte. Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt, weil ich weiß, daß in diesen Parteien und in jeder anderen Partei sich die Angehörigen eine derartige Eigenmächtigkeit, die die Abgeordneten zum Stimmvieh herabdrückte, nicht hätten bieten lassen.

2. Ich mußte den Schritt tun, weil ich darin, gelinde gesagt, Mangel an Rücksicht gegenüber der Bayerischen Volkspartei erblickte.

Die Erregung unter den Zentrumsmitgliedern war eine außergewöhnliche. Sie machte sich in Bemerkungen über Irreführung, Täuschung Luft.

Am 23. Juni, Montag vormittags 10 Uhr, wurde abermals eine Fraktionssitzung anberaumt, die sehr dramatisch-bewegt verlief. Schließlich wurde die Beruhigung durch den Beschluß herbeigeführt, daß noch einmal abgestimmt werden solle. 68 Stimmen votierten gegen einen bedingungslosen Frieden und nur 14 Stimmen dafür. Auch solche Mitglieder, die vorher „immer" entschlossen waren, den Frieden unter jeder Bedingung anzunehmen, sprachen sich dagegen aus. In dieser Fraktionssitzung erschien Minister Noske, aber erst nach dieser Abstimmung und erklärte, die Lage sei sehr ernst, besonders innerpolitisch, da die sämtlichen höheren Offiziere der Reichswehr erklärt hätten, sie müßten im Falle einer bedingungslosen Annahme des Friedens ihre Stelle niederlegen. Es hatte den Anschein, als ob in der nachmittägigen Plenarsitzung der Nationalversammlung, die auf 2 Uhr anberaumt war, das Abstimmungsresultat vom Tag vorher geändert würde. Unzweifelhaft wäre das der Fall gewesen, wenn die 62 Mitglieder der Zentrumspartei mit „Nein" abstimmten. Unter den 62 Mitgliedern waren die sämtlichen Bayerische Volkspartei-Abgeordneten, soweit sie der Fraktion noch angehörten. Abgeordneter Schneider-Franken und ich waren bereits ausgeschieden. Während in der Vormittagsitzung Herr Minister Erzberger geschwiegen hatte, erschien er in einer Fraktionssitzung, die Nachmittag vor der Plenarsitzung anberaumt war und produzierte eine Depesche des Generals Gröner als Gegengewicht gegen die Äußerungen Noskes. Gröner war der Meinung, die militärischen Führer würden sich wieder beruhigen. Den vormittägigen Beschluß über nochmalige Abstimmung ließ man fallen. Die Stimmung war wieder umgeschlagen.

Die Motive für diesen Stimmungswechsel bei dem Würfelspiel um Deutschlands Schicksal ergaben sich aus obiger Schilderung der beiden Fraktionssitzungen vom Vormittag und Mittag am 23. Juni. Die Betrachtung ist keinesfalls sehr erbaulich.

Es verblieb bei dem Entschluß vom Tag vorher: „Annahme des Friedensvertrages auf Gnade und Ungnade".

Dr. Georg Heim.

Digitized by Google

Unterredung mit Erzberger.

Der „Matin“ vom 19. Februar enthält an erster Stelle folgenden Artikel, den wir in wortgetreuer Übersetzung mit dem von Erzberger unterschriebenen, für den „Matin“ aufgenommenen Bild und Druckanordnung genau nach der Vorlage wiedergeben.

Herr Erzberger zweifelt an nichts.

Herr Erzberger, photographiert durch den Vertreter des „Matin“, in seinem Zimmer im Hotel zur Post in Trier.

Trier, 16. Februar.

Wie nett sieht doch Herr Erzberger aus! Fett, rund, schmuck, verbindlich, hinter seiner goldenen Brille lächelnd, ist er von den guten Feen mit einem unerschütterlichen Optimismus begabt worden, der im Handumdrehen die wackligsten Pessimisten wieder ins Lot rückt.

Digitized by Google

Vorige Woche schlugen mehrere Zeitungen seines Landes vor, ihn aufzuhängen, weil er durch Unterzeichnung der Waffenstillstandsbedingungen vom 11. November und dessen Erneuerung „den Strick um den Hals Deutschlands gelegt" hätte. Das wäre wirklich schade gewesen!

Wir hätten dann nicht das Vergnügen gehabt, ihn heute zu sehen und zu hören, wie er uns von der Krise erzählte, die die ganze Kulturwelt in Angst versetzt, mit einer so kostbar tröstenden Heiterkeit.

Alles wird in Ordnung kommen! Alles kommt in Ordnung! Es muß nur ein jeder ein bißchen das Seinige tun . . . Durch den Mund des Marschall Foch hat die Entente Deutschland drei Bedingungen gestellt bezüglich der Erneuerung des Waffenstillstands vor der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. Wiederholen wir diese Bedingungen, und man wird sehen, daß Deutschland von jeher nichts lieber wollte als sich ihnen unterwerfen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte Deutschland selbst sie der Entente vorgeschlagen . . . Wenn man ihm dazu Zeit gelassen hätte!

Polen.

Vor allem Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Polen und Stehenbleiben der deutschen Truppen auf der durch General Weygand festgesetzten Linie.

Hierin, ruft fröhlich Herr Erzberger, sehen wir nicht die geringste Schwierigkeit, sollen nur die Herren Polen beginnen, das ist das einzige! Ganz beschäftigt mit seinem innern Wiederaufbau unter einer republikanisch-sozialistischen Regierung, welche „die Welt in Staunen setzen wird", kann Deutschland mit diesen slavischen Provinzen nichts mehr anfangen, die der neuen nationalen Einheit feindlich sind. Deshalb wird Deutschland sicher nicht in Schwierigkeiten mit der Entente kommen . . .

Bezüglich der Frage der Entwaffnung wird Herr Erzberger ironisch. Eine Ironie, hinter der sich vielleicht ein wenig Bitterkeit birgt, aber die trotzdem lächelnd bleibt.

Entwaffnen! Was denn? Du lieber Gott! Seit einem Vierteljahr hat ja Deutschland keine Armee mehr! . . . Gewiß, wenn man in den Straßen der deutschen Städte noch viel uniformierte Soldaten herumziehen sieht, so ist das nur deshalb der Fall, weil sie keine anderen Kleider anzuziehen haben, die Zivilanzüge, die sie vor dem Krieg trugen, sind von den Motten gefressen worden und Konfektionsanzüge sind in Deutschland unerschwinglich, wegen der Blockade. Im übrigen würde nicht ein Prozent der Soldaten freiwillig wieder zu den Waffen greifen. Das Vaterland könnte höchstens auf 70 000 verlässige Leute zählen. Das ist wenig, um den 15 Nationen der Entente die Spitze zu bieten! Damit könnte man nicht einmal die schreckliche Drohung eines bolschewistischen Einfalls beschwören.

Das rote Gespenst.

Hier wird Herr Erzberger ernster, fast pathetisch. Er seufzt:

Wenn Deutschland von der Entente weißgeblutet wird, versinkt es in schauerliches Unglück. Der Hunger ist ein schlimmer Ratgeber. Unsere riesige Industriebevölkerung, zur Arbeitslosigkeit und zum Hungern verurteilt, wird ein Herd des Bolschewismus werden, der sich bald auch bei Ihnen ausbreiten wird. In diesem Punkt gehen unsere Interessen zusammen. Es ist Ihr Interesse mindestens in demselben Grad wie das unsere, uns das Leben wieder genug

Digitized by Google

aufnehmen zu lassen, daß wir Herr werden über diese Geister und die Ansteckung aufhalten.

Nachdem Herr Erzberger so mit dem roten Gespenst gewunken hat, hat er sich einen Augenblick gesammelt, bevor er uns erklärte, was wir allerdings schon wissen, daß nämlich Deutschland keinen aufrichtigeren Wunsch hegt, als am Völkerbunde teilzunehmen unter der Voraussetzung politischer und wirtschaftlicher Gleichheit; daß es vollkommen bereit ist, Wilsons vierzehn Punkte anzunehmen; daß seine alte Agressivität mit seinem Imperialismus spurlos verschwunden ist; daß es nach zwanzig Jahrhunderten eines erobernden Militarismus die friedlichste aller Republiken werden wird, daß es im europäischen Konzert artig auf seinem Platz bleiben wird ohne jeden Versuch, das Musikpult des Nachbarn umzuwerfen. Usw. usw.

Das Motiv ist bekannt; was Herr Erzberger noch besonders hinzufügt, ist eine Variation über Elsaß-Lothringen.

Hier nimmt er den Ton eines guten freundschaftlichen Ratgebers an:

Ich versichere Ihnen, Frankreich hat unrecht, sehr unrecht, wenn es diese nach Abstammung und Sprache reindeutsche Bevölkerung annektieren will, ohne sie um ihre Meinung zu fragen. Vor allem ist das gar nicht „Wilsonisch" und sodann ist es ein großer politischer Fehler! Wir haben ihn 1870 begangen!

Aber damit, Exzellenz, erkennen Sie an, daß zu dieser Zeit die elsaß-lothringische Bevölkerung noch nicht ganz reindeutsch war, in bezug auf Rasse und Sprache? Betroffen von dieser Unterbrechung zögert Herr Erzberger einen Augenblick, aber er faßt sich sehr rasch.

Nach Sprache und Rasse deutsch, allerdings. Immer! Seit Karl dem Großen! Aber mit dazwischen liegenden Perioden der Französierung. 1870 stießen wir gerade auf eine dieser Perioden. Elsaß-Lothringen war damals französiert. (Herr Erzberger liebt dieses Wort und unterstreicht es, indem er seine goldene Brille abnimmt und wieder aufsetzt.) Wir haben die denkbar größte Mühe gehabt, es zu regermanisieren, und wir haben gerade angefangen, in diesem Punkt Erfolg zu haben, als Sie gekommen sind . . . Sie! . . . Sie müssen jetzt unsere ganze Arbeit in umgekehrter Richtung von vorn beginnen . . . Sie werden schon sehen, was für Scherereien Sie bekommen! . . .

In diesem Augenblick tritt in das ziemlich gewöhnliche Zimmer eines Hotels zweiten Ranges, in dem Herr Erzberger mit der ganzen Waffenstillstandskommission demokratisch untergebracht ist, ein junger Serketär, lang, schlank, elegant, der ihm einige Worte ins Ohr flüstert.

Herr Erzberger erhebt sich sogleich und entschuldigt sich lächelnd:

Meine Herren, ich muß Sie jetzt leider verlassen. Es ist 10 Uhr und Marschall Foch erwartet uns in seinem Waggon auf dem Bahnhof von Trier.

Alles kommt in Ordnung.

Nur noch ein Wort Exzellenz . . . Bevor Sie die Bedingungen der Entente annehmen, müssen Sie da nicht die Zustimmung der Nationalversammlung einholen?

Selbstverständlich. Da wir in Deutschland von nun an eine Regierung haben, eine bewundernswerte Regierung, so ist es an ihr, die Frage, ob Krieg oder Frieden, zu entscheiden.

Und wenn Sie sich . . . für den Krieg entschiede?

Herr Erzberger lächelt.

Das könnte nur ein Mißverständnis sein! Dann würde ich einfach den

Digitized by Google

Marschall Foch bitten, uns noch einige Tage Frist zu gewähren, um in Weimar die letzten Bedingungen bekanntzugeben und zu diskutieren.

Herr Erzberger zweifelt entschieden an nichts. Alles wird in Ordnung kommen! Alles kommt in Ordnung. Im übrigen haben ihm die Tatsachen wirklich recht gegeben, da die Nationalversammlung Fochs Bedingungen ohne weiteres angenommen hat.

Unmittelbar unter der Unterredung steht:

Erzbergers Berichterstattung über die Trierer Zusammenkunft.

Basel, 17. Februar. Man meldet aus Weimar:

Zwei Uhr 25 eröffnet Herr Fehrenbach die Sitzung der Nationalversammlung. Herr Erzberger liest den Text des neuen Zusatzvertrages zum Waffenstillstand und erklärt:

Ich wünsche keinem Mitglied unserer Versammlung, daß es in seinem Leben derart peinliche Augenblicke durchmachen muß, wie ich in Trier. Der Aktionsradius war auf ein Minimum reduziert durch die Tatsache, daß Marschall Foch jede Verlängerung der Frist kategorisch verweigerte und uns gleichzeitig erklärte, er sei nicht in der Lage, was auch immer an den mir übergebenen Bedingungen zu ändern oder zu erweitern, da diese Bedingungen von den Führern der betreffenden Regierungen aufgestellt seien. Der amtliche Dolmetsch teilte mir ausdrücklich mit, auch Wilson habe diesen Bedingungen formell zugestimmt. (Große Bewegung. Hört. Hört.)

. . . . . .

Herr Erzberger beschreibt die vergeblichen Anstrengungen, die er in Trier gemacht hat, um eine Erleichterung der Bedingungen zu erlangen. Ebenso erfolglos blieben die Anstrengungen für die deutsche Oberhoheit in den östlichen Gebieten.

Die Schuldfrage im Friedensvertrag.

Der Krieg ist in eine neue Phase getreten. Die Feinde nennen sie „Frieden". Sie bietet ihnen die Vorzüge völliger Gefahrlosigkeit und unbegrenzter Möglichkeiten. Eine ganz neue Ära der Kriegführung setzt ein: man verzichtet auf die altmodischen, kostspieligen und schwerfälligen Kampfmittel früherer Zeiten, die nur als Kulisse in den besetzten Gebieten aufgestellt bleiben. Einige Kommissionen und Missionen, die auf unsere Kosten in unserem Lande als unsere Beherrscher üppig leben werden, die stete Knebelung und Beschränkung unserer Zufuhren an unerläßlichen Lebensnotwendigkeiten, die ewige Drohung militärischer Besetzung und verschärfter Hungerblockade, eine geschickte Propaganda, die wie schon seit Jahren erfolgreich bei uns wühlen und demoralisieren soll, dieser einfache Apparat wird nach dem Ermessen unserer Feinde vollauf genügen, Deutschland auszusaugen, zu zersetzen, zu vernichten. Wer etwa daran zweifeln konnte, daß Vernichtung des Deutschtums im ganzen ihr Ziel ist, den müßte der „Friedens"-Vertrag belehren, der Deutsch-Österreich aufgezwungen werden soll, und neben dem der unsere, so unmenschlich er ist, in territorialer und wirtschaftlicher Hinsicht noch recht milde erscheint.

Dieser ganze Kriegsplan aber gründet sich auf eine unerläßliche Vorbedingung: den von Deutschland „freiwillig" angenommenen und unterzeichneten „Friedens"-Vertrag, und zwar vor allem auf seine demütigenden, entehrenden

Digitized by Google

Teile, die Auslieferung des Kaisers und der Heerführer, das Eingeständnis unserer alleinigen Schuld am Kriege. Man hat bei uns vielfach in diesen Klauseln des Vertrages und ihrer brutal pöbelhaften Formulierung in der feindlichen Mantelnote vom 16. Juni 1919[1]) nur den Ausdruck wilden Hasses gesehen. Sehr mit Unrecht. Gerade die maßlose Schärfe und die bewußte Verlogenheit dieser Angriffe auf unsere Ehre sind das Ergebnis lang ausgereifter Überlegung, sind die wahre Grundlage, auf der die allmächtigen Führer unserer Feinde ihr Werk aufgerichtet haben. Denn der Sieg war vollkommen erst, wenn man Deutschland zwang, seine Schuld zu bekennen, in seine Schmach zu „willigen", nach chinesischem Hinrichtungsbrauch am Schaffott zu gestehen, daß die Strafe gerecht sei — und schließlich selbst daran zu glauben. Dann mußten sich auch die zartestbesaiteten Gewissen widerwillig von uns abwenden.

Dieses Ziel haben unsere Feinde schon seit Jahren planmäßig verfolgt. Neben dem offen ausgesprochenen Willen, das Deutsche Reich zu vernichten, gingen stets Beteuerungen der Gerechtigkeit gegen das deutsche Volk in die Welt hinaus. Das Volk sollte für die Sünden seiner verruchten Regierung nicht büßen, ja durch die Entente von ihr befreit, einer glücklicheren Zukunft zugeführt werden. In schillernder Abwechslung waren es Hohenzollern und Alldeutsche, preußischer Militarismus und Autokratie, gegen welche sich der Kreuzzug der freien Demokratien richtete; beileibe nicht gegen das deutsche Volk. Dem winkten Wilsons 14 Punkte und alle die anderen edlen Botschaften des Messias der Bethlehem-Stahlwerke. Die verhängnisvolle Wirkung dieser meisterhaften Propaganda blieb nicht aus; sie hat uns über den Verrat während unserer Frühjahrsoffensive 1918 und über die Novemberrevolution in den Wald von Compiègne, nach Spa und Versailles geführt.

Aber mit dem Waffenstillstand vom 11. November begann für unsere Feinde der schwierigere Teil der Arbeit. Es galt nicht nur den Deutschen Gewalt für Recht aufzuzwingen — gegenüber dem waffenlosen, sich selbst zerfleischenden Gegner keine Kunst —, sondern den Völkern der Entente die Wandlung von Rechts- in Gewalt- und Straffrieden mundgerecht zu machen, an Stelle der gestürzten Fürsten, Minister, Heerführer, das ganze deutsche Volk auf die Anklagebank zu setzen. Das war bei den Franzosen, deren natürliche Grausamkeit und Rachsucht durch die Verwüstungen und Leiden des Krieges ins Ungemessene gesteigert waren, viel leichter als bei den Angelsachsen, die ungleich weniger gelitten hatten, bei denen der Deutschenhaß wesentlich jünger und weniger organisch, Begriffe wie **fair play** und **New England conscience** kein leerer Wahn sind, trotz allen Gemeinheiten ihrer Politiker. So erscheint denn auch Clemenceau, der seit fünfzig Jahren ehrlich nur seinem Hasse gegen uns lebte, achtbarer als seine beiden Genossen: der Tiger neben Schlange und Krokodil. Aber man muß eingestehen, daß die verschiedenen Pariser Räte, die Vier und Zehn und Fünfzig, hier ein Meisterstück vollbracht haben. Im Laufe von sechs Monaten war man soweit, daß in Versailles zwei sozialdemokratische Minister im Namen des deutschen Volkes ein Schuldbekenntnis unterschreiben mußten, für die Politik eines Regiments, das ihre Partei stets heftig bekämpft hatte; vor allem aber, daß die Welt ziemlich gleichmütig einem Schauspiel zusah, das sonst Jedermann empört hätte: ein ganzes Heer von Vertretern

[1]) Antwort der alliierten und assoziierten Mächte, Berlin, Reimar Hobbing 1919, S. 5 ff. Dieses Buch sollte ebenso wie der amtliche Text des „Friedens"-Vertrages in den Händen aller Deutschen sein. Beide sind ja nun leider vorläufig unser Staatsgrundgesetz.

Digitized by Google

großer, mittlerer, kleiner Mächte, die dem winzigen Häuflein der Deutschen ihren Willen aufzwangen. Sorgsam hatte Clemenceau jede Einzelheit der Inszenierung und Regie ausgedacht und angeordnet: der Schlußakt der Tragödie vom Deutschen Kaiserreich sollte den wirksamsten Gegensatz zu der glänzenden Anfangsszene bilden, die in derselben Spiegelgalerie am 18. Januar 1871 stattgefunden hatte. Der alte Tiger wußte genau, daß dieser Krieg, bis auf sein Ende, für uns weit ruhmvoller war und bleiben wird als der Feldzug von 1870—71. Warum konnte er, dessen Geistesschärfe und Stilgefühl so stark sind wie sein Haß, eine Inszenierung wagen, die aufdringlich dartat, gegen welch überwältigende Übermacht wir uns jahrelang behauptet, aus welch entlegenen Winkeln der Erde die Entente Bundesgenößchen wie Haiti und Liberia, Siam und Panama gegen uns zusammenzuholen nicht verschmäht hatte? Warum schlug das Schauspiel unserer Ohnmacht und Erniedrigung nicht zu unserem Ruhme um, angesichts dieser buntscheckigen Weltversammlung? — Weil zugleich feierlich unsere „Schuld" verkündet wurde, weil wir uns offiziell zu dem „größten Verbrechen" bekannten, „welches je eine Nation (wohlgemerkt, Nation nicht Regierung!), die sich als eine zivilisierte betrachtet, bewußt unternommen hat" (Mantelnote S. 5). Weil in Versailles nicht Sieger und Besiegte tagten, sondern Richter und Verbrecher. Verstockte Verbrecher, die härteste Strafe verdienten; geständige Verbrecher, denn wer etwa das Urteil ungerecht nennen wollte, dem führte die Entente ihre Kronzeugen vor: den deutschen Botschafter in London, Fürsten Lichnowsky, einen deutschen Ministerpräsidenten, Kurt Eisner — von kleinerem Gewürm wie den Muehlon und Grelling zu schweigen. Die Anklagen unserer Feinde, vom Gebelfer der Zeitungen bis hinauf zu dem freilich auch ganz unerhört leichtfertigen und gewissenlosen Bericht der alliierten Schuldkommission[1]), gründen sich ganz überwiegend auf die Äußerungen dieser mehr oder minder deutschen Kronzeugen.

Ich denke, kein Leser wird sich mehr der ungeheuren Bedeutung der Schuldfrage verschließen. Viele unter uns, auch von den Besten, haben sich bewußt von ihr abgekehrt, weil doch nichts dabei herauskäme als wachsende Zwietracht im Innern. Aber dieser Standpunkt, selbst für unsere innerpolitischen Verhältnisse m. E. irrig, muß jedem durchaus verfehlt erscheinen, seitdem der „Friede" unsere Schuld zum Angelpunkt der weiteren Befehdung Deutschlands gemacht hat. Jetzt ist es Pflicht jedes gebildeten Deutschen, dieses Problem möglichst genau zu kennen und dazu Stellung zu nehmen.

Im engen Rahmen dieses Aufsatzes kann ich nur ein paar andeutende Winke über wichtige Einzelpunkte und Hilfsmittel zu eindringenderem Studium der Schuldfrage geben. Denn leider fehlt in der gewaltigen Flut der Kriegs-

[1]) Rapport présenté à la Conférence des Préliminaires de Paix, par la Commission des Responsabilités des Auteurs de la Guerre, 29 mars 1919. Daß die Entente dieses jämmerliche Machwerk sorgsam geheim zu halten suchte, versteht man eher als daß berühmte Staatsmänner und sogar Rechtslehrer ihren Namen darunter gesetzt haben. Leider ist bisher nur die erste Hälfte in dem ausgezeichneten Deutschen Weißbuch zur Schuldfrage veröffentlicht (Berlin 1919; dieser Teil auch gesondert französisch unter dem Titel: L'Allemagne est-elle coupable?), das schon durch seine wissenschaftliche, streng objektive Attribie aufs Ruhmvollste von jenem Gelbbuch absticht. Es wird die Grundlage aller späteren Arbeiten bilden. — Der Name Grellings, des landflüchtigen Verfassers von J'Accuse und Le Crime, verdient um so mehr an den Pranger gestellt zu werden, als dieser Verräter sich nicht entblödet, eine Erklärung von in der Schweiz lebenden Reichsdeutschen, allerdings in dem Entente-Blatt „Freie Zeitung" (Bern) an erster Stelle zu unterzeichnen (Tägliche Weltstimme, 8. 7. 1919).

Digitized by Google

literatur heute noch eine ausführliche und zugleich volkstümliche aktenmäßige Bearbeitung von deutscher Seite. Wir besitzen zahlreiche Einzelschriften erklärenden, anklagenden, apologetischen Charakters, die denen der Feinde an Gründlichkeit und Sachlichkeit meist weit überlegen sind, aber nichts annähernd so Umfassendes und Volkstümliches wie etwa die kleinen, zu 50 Cts. bis 1.25 Fr. verkäuflichen Hefte Pages d'Histoire, die schon mehr als 150 Nummern umfassen und von amtlichen Weißen, Gelben, Blauen, Grauen, Roten, Grünen Büchern aller Völker bis zu Soldatenliedern in jedes Gebiet, jeden Winkel der Kriegsliteratur einführen. In England hat man das Blaubuch über den Kriegsausbruch zum Preise von einem Penny in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, ebenso die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky in der gewaltigsten Auflage, die je ein Buch erlebt; unsere deutschen Weißbücher sind fast mit Ausschluß der Öffentlichkeit gedruckt, ebenso die so unendlich wichtigen belgischen Akten[1]). Diese, wie die Denkwürdigkeiten unserer Staatsmänner und Diplomaten — Bethmann Hollweg, Helfferich, Jagow, Pourtalès — sind für die meisten unerschwinglich. Und meines Wissens gibt es kein deutsches Gegenstück zu dem — übrigens durchaus einseitig die Tatsachen entstellenden — bequem übersichtlichen Manuel des Origines de la Guerre von J. Roche (Paris 1919). Diese Lücke füllt auch das soeben erschienene Deutsche Weißbuch zur Schuldfrage, das in aller Händen sein sollte, nur zum Teil aus. Es ist seit einem Monat „erschienen", aber aus unverständlichen Gründen bei Abschluß dieses Artikels noch nicht im Handel erhältlich, also gerade während der entscheidenden Wochen das wichtigste Hilfsmittel zur Bildung der öffentlichen Meinung dem deutschen Volke vorenthalten worden. Damit ein breiteres Publikum die gesamte Frage verstehen lerne, müssen alle die weit verstreuten Materialien nicht nur gesammelt, sondern einheitlich *verarbeitet werden*. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich die Verfasser jenes Weißbuchs — Hans Delbrück, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Graf Max Montgelas, Max Weber — dieser Arbeit unterzögen, nicht nur ihrer sachlichen und wissenschaftlichen Kompetenz wegen, sondern auch, weil sie während der letzten Kriegsjahre nicht „mit dazu gehörten". Denn bei dem tief eingewurzelten Mißtrauen weiter Kreise in Deutschland findet niemand so schwer Glauben wie unsere ehemaligen Führer.

Unsere Feinde greifen in ihren Behandlungen der Schuldfrage weit aus, je nach Bedarf um 10—15 oder 40—50 Jahre. Sie machen es sich leicht dabei: indem sie alles wegleugnen oder totschweigen, was in ihren Kram nicht paßt, geben sie uns allein die Schuld an der gewitterschweren Spannung der Jahrzehnte vor dem Kriege. Die Behauptung scheint sich in ihrer Lächerlichkeit selbst zu widerlegen. Aber sie wirkt verhängnisvoll, solange wir nicht immer wieder betonen, daß Deutschland allein seit 40 Jahren keinen Krieg geführt hat, daß auch solche Handlungen wie die Eroberung Kubas und der Philippinen

[1]) Documents diplomatiques belges 1905—1914, Berlin 1915; Belgische Gesandtschaftsberichte 1905—1914, München 1916. Dazu die Behandlung des belgischen Juristen F. Norden, La Belgique neutre et l'Allemagne, Bruxelles 1915. Ferner Conventions Anglo-Belges, s. l. 1918. Besonders wichtig und weit ausholend die in diesem Jahre bei Reimar Hobbing in Berlin erschienenen fünf Bände „Zur europäischen Politik 1897—1914". Auch die leider soeben erst vom Generalstab herausgegebene Schrift „Hat der Deutsche Generalstab zum Kriege getrieben?" enthält höchst wichtige Dokumente zu diesen Fragen. Dazu vergleiche man Marschall Joffres Mitteillungen über Frankreichs Kriegsvorbereitungen (Deutsche Allgem. Zeitung, 7. 7. 1919).

Digitized by Google

durch die Vereinigten Staaten, Südafrikas durch England, Marokkos durch Frankreich, Tripolitaniens durch Italien, der Mandschurei und Turkestans durch Rußland kaum als friedfertig oder als Verteidigungskriege frisiert werden können; solange wir nicht eingehend darlegen, wie die unermüdliche französische Revanchepolitik in feinster Verästelung das gesamte Nervensystem des Staates und der Nation, von der Volksschule zur Akademie, vom Winkelblättchen zum literarischen Kunstwerk, von Straßenaufläufen zu diplomatischen Beratungen, durchdrungen hat; solange wir darauf verzichten, die deutschfeindliche Arbeit Englands, über die uns die belgischen Archive unschätzbares Material geliefert haben, ins rechte Licht zu rücken; solange wir nicht die russischen Akten in vollem Umfange verarbeiten, die unwiderleglich beweisen, wie Rußland seit vielen Jahren die Eroberung der Meerengen und die Zertrümmerung Österreich-Ungarns erstrebte, im vollsten Bewußtsein, daß dies nur um den Preis eines europäischen Krieges möglich sei. Dies alles, oder fast alles, ist ja „bekannt", das heißt, es ist irgendwo gedruckt. Aber es ist selbst in Deutschland für das große Publikum toter Buchstabe. Die politische Dogmatik der Entente ignoriert oder leugnet es, im „Friedens"-Vertrag, in Büchern und Reden. Und die Völker, feindliche wie neutrale, glauben schon seit Jahren an die Fabel vom deutschen Wolf in der Lämmerherde der Entente. Credunt quia absurdum. Aber auch in Deutschland greift dieser Glaube verheerend um sich und wird immer tiefer fressen, wenn wir ihn nicht immer von neuem widerlegen. Das ist ja leicht genug: denn ohne irgend etwas zu verschleiern und zu beschönigen, ohne zu leugnen, daß unsere auswärtige Politik in manchem gefehlt, daß sie in den Fragen von Marokko und Bosnien zu der Gewitterstimmung beigetragen hat, dürfen wir kühn behaupten, daß unsere Schuld an dieser Stimmung unendlich viel geringer ist als die der anderen, die bewußt auf die Entladung abzielten, während wir nur den Wunsch hatten, sie zu vermeiden. Das können wir mit Dokumenten von ganz anderer Kraft erhärten, als die „Beweise" der Feinde gegen uns, die ja wahrlich ein Hohn auf jede ernste Forschung sind.

Dasselbe gilt von Deutschlands Rolle in den verhängnisvoll sich überstürzenden Ereignissen, die zum Kriegsausbruch führten. Hier fehlen uns noch einige Quellen, die aber hoffentlich bald erschlossen werden. Indessen können wir schon heute in mehreren kapitalen Punkten die Wahrheit feststellen. Da ist zunächst der sagenhafte Potsdamer Kronrat vom 5. Juli 1914, in dem das Ultimatum an Serbien und der Krieg angeblich beschlossen wurden. Daß er niemals stattgefunden hat, beweist jetzt aktenmäßig, sogar unter Anführung englischer Zeugnisse, das Weißbuch zur Schuldfrage; aber das muß mit allem Nachdruck immer wiederholt werden, denn gerade diesen Kronrat führt die Entente stets von neuem gegen uns ins Feld[1]). Und wer ist uns hier in den Rücken gefallen? Sogenannte Deutsche! Denn auf unbewiesene Vermutungen des Fürsten Lichnowsky und die von Kurt Eisner willkürlich und tendenziös aus den bayerischen Gesandtschaftsberichten herausgerissenen persönlichen Eindrücke eines jungen Diplomaten (nicht des Grafen Lerchenfeld!) gründen die Feinde ihre „Beweisführung".

[1]) Z. B. Gelbbuch der alliierten Schuldkommission, S. 22 der deutschen Ausgabe L'Allemagne est-elle coupable?; Roche, Manuel, und sonst oft. Der amerikanische Botschafter in Konstantinopel, Morgenthau, hat in seinem geschwätzigen Buche Secrets of the Bosporus unseren Botschafter Freiherrn von Wangenheim als Kronzeugen dafür zitiert, während dieser gerade das Gegenteil erklärt hat. Dieser schändliche Mißbrauch des Zeugnisses eines Verstorbenen entspricht der von Jules Cambon erdichteten Kriegsdrohung des Generalstabschefs von Moltke; L'Allemagne est-elle coupable? S. 62.

Digitized by Google

Noch wichtiger ist die Frage, ob wir in Wien energisch genug „gebremst" haben, um womöglich den Krieg mit Serbien zu verhindern. Die Telegramme des Kanzlers vom 28. und 29. Juli 1914, die unsere Bemühungen in dieser Richtung klarlegen, hat Roche einfach für Fälschungen erklärt, weil sie im ersten Deutschen Weißbuch von 1914 fehlen. Daß sie durchaus authentisch sind, läßt sich leicht erweisen, und eine vollständigere Publikation der einschlägigen Aktenstücke wird auch den Grund zu ihrer verspäteten Veröffentlichung dartun. (Vgl. vorläufig L'Allemagne est-elle coupable? S. 43 ff.)

Was ferner die verwickelten chronologischen Fragen der russischen Mobilmachung und des Telegrammwechsels zwischen unserem Kaiser und dem Zaren angeht, so genügt es, die eingehende und vornehm objektive Abhandlung v. Eggelings[1]) mit den bewußt entstellten Berichten Roches und der alliierten Schuldkommission (welche diese Frage einfach übergeht!) zu vergleichen, um zu erkennen, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit sind (vgl. auch das Weißbuch zur Schuldfrage, Anlage I). Aber wie wenige stellen diesen Vergleich an!

Wer hat zuerst mobilisiert, wer zuerst die feindliche Grenze verletzt, Frankreich oder Deutschland? Hier steht Behauptung gegen Behauptung, und der Laie, wird man sagen, kann sich kaum entscheiden. Wenn aber in dem wichtigsten französischen Dokument zu dieser Frage, dem Bericht des Ministers des Auswärtigen an Cambon, zu Greys Information, Datum und Text „verändert" worden sind, und zwar zu wiederholten Malen, so gibt das doch zu denken (Englisches Blaubuch Nr. 105, Anlage 3, Nachweis der „Änderungen" in der deutschen Ausgabe, „Die Eiche" II 4, November 1914, S. III ff.). Und wenn im Gelbbuch der feindlichen Schuldkommission aus dem Telegramm unseres Kaisers an den König von England (1. August 1914) zitiert wird: Les troupes, sur ma frontière, sont en ce moment arrêtées ... dans leur marche en avant au delà de la frontière française, so ist das eine bewußt falsche Übersetzung des deutschen Wortlauts: „Die Truppen werden ... abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten", welche die eben aufgehaltene Grenzverletzung als vollzogen darstellen soll. Gerade solche listig versteckte Entstellungen verdienen eingehende Widerlegung.

Endlich die Verletzung der belgischen Neutralität. Nachdem der erste und der letzte deutsche Kriegskanzler unser „Unrecht an Belgien" laut verkündet und Graf Brockdorff-Rantzau ebenso wie die Verfasser des Weißbuchs zur Schuldfrage unbegreiflicherweise sich ihnen angeschlossen haben, liegt hier unsere Sache recht im argen. An der Hand der Akten darauf einzugehen, ist um so dringender geboten; indessen kann das hier nicht einmal versucht werden. Erwähnen möchte ich nur, daß sowohl Delaisi[2]) vor, wie Shaw[3]) während und nach dem Kriege den Einmarsch in Belgien, für uns oder unsere Feinde, als etwas ganz Selbstverständliches, Gebotenes darstellen. Ja, Shaw hält in seiner furchtlos schonungslosen

[1]) Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch, von Oberstleutnant von Eggeling, Deutschem Militärattaché in St. Petersburg, Berlin 1919. Vgl. auch die knappe amtliche Zusammenstellung „Rußlands Mobilmachung für den Weltkrieg," Berlin 1919 (mit zwei Karten). — [2]) Francis Delaisi, La Guerre qui vient, Paris 1911 (Der kommende Krieg, Berlin 1915), ein vortreffliches, viel zu wenig bekanntes Büchlein; sehr empfehlenswert die für den Schulgebrauch bearbeitete Ausgabe von K. Wehrhan, München 1917. — [3]) Common Sense about the War, London 1915 (deutsche Übersetzung in der „Europäischen Bibliothek" Band 9, 10, Zürich 1919); Peace Conference Hints, London 1919 (deutsch bei S. Fischer, Berlin).

Digitized by Google

Art mit dem Spott über die darob erregte Entrüstung nicht zurück, und wie er mit so vielen Fabeln der Entente aufräumt, erklärt er es als pure Heuchelei, daß England um Belgiens Neutralität willen in den Krieg gezogen sei.

Je mehr man sich in die Anklagen unserer Feinde vertieft, desto klarer wird ihr Bestreben, die Schuld am Kriege und im Kriege von Kaiser, Heerführung und Regierung auf das gesamte deutsche Volk auszudehnen. Wir alle müssen schuldig sein: sonst wäre es ja nicht gerecht, daß wir alle auf Jahrzehnte hinaus büßten. Anderseits beweist die Weigerung der Entente, die Schuldfrage einem internationalen Gerichtshof zu unterbreiten, oder auch nur ihr Belastungs-Material bekanntzugeben, wie schwach sie sich gerade auf diesem Gebiet fühlt. Und die unglaublich oberflächliche, dilettantische Anklageschrift unserer Feinde, die nun glücklich doch von uns wenigstens zum Teil veröffentlicht ist, bestätigt dies vollauf. Da aber das Urteil vor der ganzen Welt gefällt ist, viele in Deutschland, unzählige im Auslande, daran glauben, und wir gezwungen worden sind, es anzuerkennen, muß es unser eifrigstes, unausgesetztes Bestreben sein, eine Revision durchzusetzen. Denn sobald die Akten über den Kriegsausbruch wirklich vorgelegt und besprochen werden können, muß es klar werden, daß die ungeheure Katastrophe schon lange vorbereitet war, und das zum kleinsten Teil durch unsere Schuld; daß an ihrem endlichen Ausbruch, der ja nur das Abreißen einer Zündschnur an einem längst geladenen Geschütz bedeutet, alle Mächte eine viel schwerere Verantwortung tragen als wir, und daß manches, was uns als verschlagen berechnete Hinterlist ausgelegt wird, Ungeschick, Unentschlossenheit, Mangel an Kühnheit war. Immer mehr gewinnt man den Eindruck, daß man im Sommer 1914 in den Krieg hineingestolpert ist. Und kaum ein Mißverständnis ist so schwer zu beseitigen, als wenn kleine Menschen einander für große Intriganten und Verbrecher halten. Dennoch müssen wir alles daran setzen, diese Mißverständnisse aufzuklären, den Tatbestand nachzuweisen. Es geht um unsere ganze Zukunft.

Indessen werden wir im Auslande nichts ausrichten, ehe es uns gelungen ist, die Schuldfrage in Deutschland selbst zu klären. Man sollte es ja kaum für möglich halten, daß sich der unselige Hang der Deutschen, fremder Anklage eher zu glauben als eigener Verteidigung, auch hier geltendmachen könnte. Daß dem wirklich so ist, zeigt der Erfolg jener oben erwähnten Schriften, die unseren Feinden so gelegen kamen. Eine kleine Entschuldigung für diese deutsche Selbstzerfleischung mag man darin finden, daß unser Volk, jahrelang systematisch belogen und dann von einem Tag auf den anderen vor den entsetzlichsten Zusammenbruch gestellt, jedes Vertrauen zu amtlichen Erklärungen verloren hat. Darum werden gerade nicht „kompromittierte" Männer, wie die Verfasser des Weißbuchs, sich hoffentlich in stets wachsender Zahl mit diesem Problem befassen, sich der systematischen Aufklärung unseres Volkes widmen, bis schließlich allgemein und einmütig die Tatsachen erkannt sind. Es wird schwere, langwierige Arbeit kosten; aber sie wird dadurch erleichtert, daß wir die Wahrheit nicht zu verhüllen und nicht zu fürchten brauchen. Und der Preis ist jede Mühe wert: denn nur um diesen Preis können wir gesunden.

Freilich, mit der Wahrheit über die politischen und diplomatischen Vorbedingungen ist es nicht getan: unendlich viel verwickelter als diese äußeren Dinge ist die Frage nach dem Maße und der Art unserer allgemeinen ethischen Mitschuld an diesem Zusammenbruch Europas, an dem ungeheuren Weltgericht, dessen Vorspiel der Krieg gewesen ist. Niemand, der tiefer denkt und fühlt, wird in der riesenhaften Katastrophe bloß eine Kette von Zufällen sehen, die

Digitized by Google

bestimmte Männer und Handlungen hätten aufhalten oder verhindern können. Man müßte verzweifeln, wollte man glauben, daß wirklich nur einige nicht abgehaltene Konferenzen, ein paar falsch abgefaßte Noten das unsägliche Unheil verschuldet haben. Die Ursachen müssen tiefer liegen, unendlich viel tiefer auch die Schuld. Aber wenn wir uns auch mitverantwortlich fühlen für die Oper mit großer Dekoration und Orchester, die einen wesentlichen Teil von Deutschlands Geschichte während der letzten Jahrzehnte ausmacht, für die Materialisierung und Mechanisierung unseres Geisteslebens, den Mangel an Zivilcourage und Verantwortungsgefühl: dies alles sind Sünden, die nur uns angehen, über die wir niemandem sonst Rechenschaft schulden — genau wie sich die anderen Völker auf ihre Sündenregister besinnen mögen, die gewiß dem unseren nicht nachstehen.

Es ist eines der wichtigsten Zeichen der Zeit, daß sie im Gegensatz zu manchen anderen Perioden der Geschichte die Völker mehr und mehr voneinander trennt, in sich abschließt. Dies muß vor allem für uns Deutsche gelten, nicht nur, weil wir von den anderen wie Parias ausgestoßen werden. Man hat uns während des Krieges übersättigt mit dem zur Phrase abgegriffenen Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle. Lernen wir doch endlich, daß die Welt nichts von uns wissen will, daß wir durchaus nicht verpflichtet sind, für sie zu sorgen, daß wir nicht Europäer oder Weltbürger sein sollen, sondern Deutsche. Und setzen wir alles daran, daß allmählich wenigstens das deutsche Wesen selbst genesen möge!

Georg Karo.

Kann Kaiser Wilhelm II. ausgeliefert werden?

Unter diesem Titel sind soeben bei Carl Heymann in Berlin zwei Gutachten hervorragender Gelehrter erschienen, auf die vor Schluß des Heftes wenigstens in aller Kürze hingewiesen werden muß, da sie die allerweiteste Verbreitung verdienen. In dem ersten legt der Münchener Rechtslehrer Professor Reinhard Frank knapp, klar und auch dem Laien verständlich, die juristische Grundlage des Falles, die er fast ausschließlich aus den Schriften der berühmtesten feindlichen Völkerrechtslehrer aufbaut. Er gelangt zu folgenden Sätzen: „1. Die Immunität der fremden Souveräne ist durch internationales Gewohnheitsrecht allgemein anerkannt. 2. Sie gilt in strafrechtlicher Beziehung ohne irgendwelche Einschränkung. 3. Sie ist nur eine Erscheinungsform der Immunität des Staates, an dessen Spitze der Souverän steht. 4. Sie wird dadurch nicht aufgehoben, daß sich der Staat, dem das Gericht angehört, mit dem Staate des Souveräns in Kriegszustand befindet. 5. Sie gilt auch nach der Entthronung des Souveräns bezüglich derjenigen Handlungen, die er in seiner Eigenschaft als Souverän vollzogen hat. — Mithin ist Wilhelm II. vor keinem Gerichte eines außerdeutschen Staates wegen derjenigen Handlungen strafrechtlich verfolgbar, die er als deutscher Kaiser vollzogen hat." (S. 15 f.) — Die Niederlande sind zur Auslieferung Wilhelms II. gegenüber keinem Staate verpflichtet, ja auch nicht dazu berechtigt (S. 28 f.) — Das Gutachten Franks hat seit seiner Abfassung (9. 5. 1919) die denkbar schwerwiegendste Unterstützung durch die Proteste erfahren, welche die amerikanischen und japanischen Delegierten dem feindlichen Gelbbuch zur Schuldfrage einverleibt haben. Leider ist in dem deutschen Weißbuch zur Schuldfrage nur ein Teil des sehr ausführlichen amerikanischen Gutachtens abgedruckt, das kurze japanische gar nicht. Das Machwerk unserer Feinde wird aus ihrer Mitte selbst in seiner ganzen Jämmerlichkeit entlarvt — was sie freilich nicht gehindert hat, es uns aufzuzwingen.

Der zweite Teil des Büchleins (S. 31—57) enthält aus der Feder des Freiburger Historikers Rachfahl eine ausgezeichnete, bei aller Kürze doch umfassende Darstellung der Laufbahn Napoleons I. und Kaiser Wilhelms II. Gerade durch den Vergleich mit dem großen Eroberer, dessen Gefangenschaft unsere Feinde stets als willkommenen Präzedenzfall anführen, tritt die Friedensliebe unseres Kaisers in ebenso helles Licht, wie seine Treue zum eigenen Volk, zu Bundesgenossen und Freunden, sogar zu falschen Freunden. Diese Seiten sagen natürlich den Kundigen nichts Neues. Sie werden aber hoffentlich bei vielen Unkundigen ein besseres Verständnis für den Kaiser wecken. Daß seine Auslieferung für uns alle die schlimmste Schmach wäre, das zu fühlen braucht man nicht einmal Vaterlandsliebe, nur ein Mindestmaß von Ehrgefühl.

G. K.

Digitized by Google

Wie es kam.

Die Verschuldung unseres Zusammenbruchs liegt im Februar 1915, in der ersten Unterwürfigkeitsnote an Amerika begründet. Auf die völlig falsche Einschätzung der damaligen und späteren politischen Konstellation durch den Reichskanzler von Bethmann Hollweg soll hier nicht eingegangen werden. Ein kurzes Wort nur zunächst zur militärisch-technischen Seite der U-Bootfrage.

Es besteht unter sachverständigen Beurteilern in der Tat kein Zweifel, daß wir den uneingeschränkten U-Bootkrieg damals schon hätten führen können, und daß er bei rücksichtsloser Durchführung binnen kurzem zum Ziele geführt hätte. Zu allermindest trifft letzteres zu, wenn er spätestens von Anfang 1916 an geführt worden wäre. Als Bethmann Hollweg Anfang 1915 vor Amerika zurückwich und den von ihm selbst und so, wie geschehen, ohne ausschlaggebende Mitwirkung des Staatssekretärs v. Tirpitz angekündigten U-Bootkrieg aus rein politischen Gründen wieder abbaute, ließ er dies durch seine Presse und seine Agenten vor der öffentlichen Meinung mit technischen Gründen rechtfertigen. Dasselbe geschah dann 1916 wieder. Dies ist kennzeichnend für die politischen Methoden dieses Mannes. Hätte man dem damals noch nicht politisch urteilslos gemachten deutschen Volke reinen Wein eingeschenkt, hätte man ihm die politischen Zusammenhänge so, wie sie lagen, wahrheitsgemäß dargelegt, es wäre keinem Staatsmann gelungen, dem Volke den Verzicht auf sein schärfstes und schlechthin sieghaftes Kampfmittel verständlich zu machen. Technischen Gründen gegenüber war die Volksmeinung jedoch waffenlos. Und zu der naheliegenden Frage, warum sich der Reichskanzler nicht vor seiner ungemein folgenschweren Kriegsgebietserklärung über die technische Durchführbarkeit vergewissert habe, langte die politische Urteilsfähigkeit der deutschen Öffentlichkeit nicht zu. Denn in der Tat lagen doch nur zwei Möglichkeiten vor: entweder hatte sich der Reichskanzler bei Beurteilung der militär-technischen Fragen geirrt und mußte diesen Irrtum nun in einer das Reich schwer schädigenden Weise im Rückzug vor Amerika anerkennen, — dann war er einer der leichtfertigsten Spieler, die je ein Volk ins Unglück gestürzt haben, oder, er hätte sich nicht geirrt, — dann war die Begründung seines Rückzuges mit militärischen Gründen eine Unwahrhaftigkeit.

In der Tat ist die von der Bethmann-Presse eifrig betriebene, auf militärisch-technische Einwendungen abgestellte Anti-U-Bootagitation und Tirpitzhetze eine der gefährlichsten und frivolsten politischen Lügen, mit denen je ein Volk um Glück und Zukunft betrogen worden ist. Die Behauptung, daß die „Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges aus militärischen Gründen nicht eher, als am 1. Februar 1917 möglich gewesen sei", ist aber auch eine so dürftige Spekulation auf die Oberflächlichkeit der Zeitungsleser, daß ihr Erfolg zu den großen psychologischen Rätseln dieses Krieges gehört. Tatsächlich handelt es sich ja nur um ein Jonglierspiel mit einer Vokabel, mit dem Worte „Eröffnung". Um die „Eröffnung" des U-Bootkrieges hat es sich am 1. Februar 1917 überhaupt nicht gehandelt. „Eröffnet" war der U-Bootkrieg bereits im Februar 1915 durch Herrn v. Bethmann Hollweg (nicht durch Tirpitz!). Worum es sich handelte, war keine „Eröffnung", sondern ausschließlich eine technische Erleichterung des eröffneten, bereits zwei Jahre geführten U-Bootkrieges von wahrhaft grausamen, weder militärisch noch moralisch zu verantwortenden Beschränkungen, die ihm der Reichskanzler aus — noch dazu ver-

Digitized by Google

fehlten — politischen Gründen auferlegt hatte. Am 1. Februar 1917 ist also kein U-Bootkrieg „eröffnet" worden, er ist nur, wenn auch leider in höchst unvollkommenem Maße, erleichtert, d. h. von naturwidrigen technischen Erschwernissen befreit worden, die die Verwendung der Boote ungemein erschwerten, sie als Kampfmittel wertlos machten, die Verlustmöglichkeiten außerordentlich steigerten, ihre Führung zu einer Qual für Offiziere und Mannschaften machten und für alle Insassen eine gesteigerte Lebensgefahr bedeuteten.

Aus alledem erhellt der ganze Aberwitz jener sinnlosen, aber leider erfolgreichen Lügen, daß technische Gründe, Ölmangel, unzureichende Motoren u. dgl. oder gar Mangel an Zahl der Boote der Anlaß gewesen sei, daß der unbeschränkte U-Bootkrieg nicht frühzeitig genug hätte eröffnet werden können. In Wahrheit liegen hier die Dinge, wie auch sonst in der Bethmann-Politik, gerade umgekehrt: der bereits im Februar 1915 „eröffnete" und seitdem geführte U-Bootkrieg wäre während der ersten beiden Jahre technisch viel einfacher, militärisch viel leichter zu führen gewesen, wenn er von vornherein der Natur der Boote angemessen hätte geführt werden dürfen. Wenn nach Ansicht des Herrn v. Bethmann Hollweg die Zahl unserer U-Boote und ihre Ausrüstung schon Anfang 1915 genügte, um sogar einen technisch unerhört erschwerten U-Bootkrieg zu führen, so mußten sie noch viel eher zu einer technisch wesentlich erleichterten Kriegführung ausreichen. Oder anders ausgedrückt: je geringer die Zahl der Boote, desto mehr Anlaß wäre gewesen, ihnen nicht auch noch außerordentliche Erschwerungen aufzuerlegen. Ein U-Bootkrieg, wie ihn unsere zur Schweigsamkeit verurteilten U-Kommandanten während der Jahre 1915 und 1916 führen mußten, wäre, wenn überhaupt, so allerhöchstens zu rechtfertigen gewesen, wenn wir schon damals eine riesige U-Bootflotte gehabt hätten. Bei unserm damaligen Bestande aber, der allerdings bei unbeschränkter Führung schon 1915, zu allermindest 1916 zum vollen Erfolge völlig gereicht hätte, war die Hinausschiebung der Aufhebung jener naturwidrigen Erschwerungen bis zum 1. Februar 1917 schlechthin unverantwortlich, genau so unverantwortlich wie die Entwertung der Zeppeline zu einer untauglichen und deshalb um so bösartigeren Nadelstichwaffe.

In der Tat hat denn auch Herr v. Bethmann Hollweg hinter den verschlossenen Türen des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten niemals mit technischen oder numerischen Unmöglichkeiten operiert und hat gelegentlich auch zugegeben, daß durch die lediglich aus politischen Irrtümern hervorgegangene naturwidrige Beschränkung der Kriegführung eine schwere Gefährdung der Boote und ihrer Insassen eintrete. Er hat gemeint, dies sei eine Tatsache, mit der man sich eben um höhere Zwecke willen abfinden müsse. Die sinnlose Entwertung unserer beiden siegverbürgenden Kriegsmittel durch Herrn v. Bethmann Hollweg hat ausschließlich ihren Grund in seiner hartnäckigen Illusion, daß uns die nicht volle Anwendung unserer während der Jahre 1915 und 1916 absolut überlegenen und durch keine wirksamen Gegenmittel paralysierbaren Kriegsmittel einer sieglosen „Verständigung" mit den Feinden, an deren Vernichtungswillen er eigensinnig nie geglaubt hat, nahebringen werde. In welchen schier unfaßlichen Gedankengängen sich diese Art „Politik" bewegte, geht daraus hervor, daß Herr v. Bethmann-Hollweg vom vollen Einsatz unserer Kriegsmittel befürchtete, daß dann „England den Kampf auf Tod und Leben" beginnen werde. Coram publico sprach er allerdings davon, daß Staasmänner, die nach solcher Maxime handeln, „gehängt" werden müßten. Noch bezeichnender ist es vielleicht, daß man den Kaiser in der Zep-

Digitized by Google

pelinfrage schwach zu machen wußte mit der eigenartigen Begründung, daß man England mit einer zielbewußten Verwendung dieser Waffe (die England selbst jedenfalls nicht eine Stunde im Tischkasten gelassen hätte!) bis aufs Blut reizen würde: „denn nichts reizt so sehr wie etwas, gegen das man sich nicht wehren kann" (wörtlich aus einem dem Kaiser in die Hand gespielten Briefe!). Weil die Feinde sich bis ins Jahr 1917 hinein gegen U-Boote und Zeppeline bei deren rücksichtslosem Gebrauch „nicht wehren konnten", hat man beide zurückgehalten. Daran ist Deutschland zugrunde gegangen.

War Deutschlands Geschick eigentlich schon im Februar 1915 besiegelt, so trat in den politisch hocherregten Monaten Ende 1915, Anfang 1916 noch einmal die Möglichkeit einer Wendung ein. Damals war noch die Möglichkeit, bei Einsetzen des unbeschränkten U-Bootkrieges den Krieg zu gewinnen. Falkenhayn, der im Jahre 1915 aus nicht zu rechtfertigenden Gründen eines gewissen Ressortpartikularismus heraus gegen den U-Bootkrieg gearbeitet hatte, habe offenbar eingesehen, daß der Krieg als Landkrieg kaum zu gewinnen war, nachdem die politischen Sünden des Reichskanzlers und die kleinmütige Verzagtheit Moltkes und des Kaisers an der Marne die Durchführung des Schlieffenschen Kriegsplanes vereitelt hatten. Jedenfalls trat Falkenhayn damals rückhaltlos auf die Seite der U-Bootpolitiker und hielt die unbeschränkte Einsetzung dieser Waffe für nötig und ihren Erfolg in diesem Falle für sicher. Dazu kam, daß die Stellung Bethmann Hollwegs damals bei seinen Anhängern und bei denen, die auf seine parlamentarische Sattelfestigkeit vertrauten, einigermaßen ins Wanken geriet. Die Gründe sind von historischem Interesse, weshalb sie hier kurz gestreift seien.

Zunächst geriet Bethmann Hollwegs Position ins Wanken durch das vorzeitige Offenbarwerden seiner verderblichen Beeinflussung der damals noch starken Wiener Kriegspolitik. Es muß überhaupt um der Wahrheit willen festgestellt werden, daß die Vorgabentwicklung der österreichischen Kriegspolitik mit der schließlichen Folge des erst heimlichen, dann offenen Verrats durchaus Berliner Werk ist. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß in Wien, anders als in Berlin, volles Verständnis für das Wesen dieses Krieges als eines spezifisch englischen Handelskrieges vorhanden war, daß bei Beginn des Krieges der politische Wille, der in Berlin fehlte, in Wien vorhanden war, daß in Wien das Empfinden für politische Ehre und deutsche Belange besser ausgebildet und diesem Empfinden in Handlungen und offiziellen Verlautbarungen mehr Rechnung getragen wurde als in Berlin. Auch die Grundlagen für die unselige Balkan-Kriegspolitik (Rumänien, Griechenland, Saloniki!) sind nicht in Wien, sondern in Berlin gelegt worden. Darin liegt ja die eigenartige Tragik dieses Krieges: in Wien war (bis zum Einschwenken in die vatikanisch-jüdische Verratspolitik) neben der militärischen Schwäche und wirtschaftlichen Desorganisation die politische Stärke, in Berlin neben der überragenden und unbezwingbaren militärischen Stärke und wirtschaftlichen Kraft die politische Schwäche.

Es liegt uns völlig fern, die staatsgefährliche und bundeswidrige Politik der Czernin, Lammasch, Andrassy usw. entschuldigen zu wollen. Aber es ist erweislich wahr, daß diese Politik nur möglich wurde auf dem durch mittelbare und unmittelbare Betätigung der Berliner Politik bereiteten Boden. Das Wiener politische Rückgrat ist in Berlin gebrochen worden! Wie unser innerer Zusammenbruch, die deutsche Revolution und der

Digitized by Google

Sturz der Monarchie, so war auch die spätere hochverräterische Kriegspolitik Österreich-Ungarns „zwangsläufig" im Geleise der Politik Bethmann Hollwegs.

Doch kommen wir nun auf die Zeit Ende 1915, Anfang 1916 zurück. Damals hatte Wien in seiner auf deutsches Ehrgefühl geradezu erlösend wirkenden Note an Amerika in der Ancona-Angelegenheit den letzten Anlauf zur Rettung deutscher Ehre und Zukunft unternommen, den letzten Versuch, das eingeklemmte politische Steuer in Berlin herumzureißen. Die unverfrorene amerikanische Antwortnote an das Wiener Kabinett nahm man in Berlin mit sichtlichem Behagen auf. Der Berliner Kommentar (24. Dezember 1915) fand sie „entgegenkommend" und zwischen den Zeilen dieses Kommentars war unverblümt der Druck auf Wien zu gehorsamer Unterwerfung zu erkennen. Die Wirkung dieser bundesunfreundlichen und für das deutsche Volk überaus gefährlichen Stellungnahme der Berliner Leitung war bekanntlich in der national empfindenden Öffentlichkeit Deutschlands erschütternd. In Wien bewirkte sie die endgültige Resignation. Jene Wirkung regte aber auch hinter den Kulissen die Geister gewaltig auf. In den durch den Verständigungswahn Bethmann Hollwegs noch nicht völlig geblendeten Kreisen schwand sichtlich das Vertrauen zur Führung dieses unseligen Mannes, und selbst in den international-orientierten Kreisen des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei geriet man in Unruhe und Zweifel, ob es Bethmann Hollweg gelingen werde, sich dem nationalen Willen des damals noch gesunden deutschen Volkes gegenüber „zu halten", zumal auch der vorsichtig abgesperrte Kaiser damals die Fähigkeit politischen Handelns noch nicht völlig verloren hatte. Hätten damals die nationalen Kreise des Reichstags, hätten insbesondere die Konservativen sich zu ehrlicher und unverhüllter Absage an das Regime Bethmann Hollwegs aufgerafft, so wäre noch alles zu retten gewesen, so hätten wir heute noch Kaiser und Reich. In der Reihe der konservativen Unterlassungssünden, die teils auf verfehlten taktischen Erwägungen, teils auf autosuggestiven Bindungen durch eine nichtverständliche Auffassung der monarchischen Doktrin beruhen, ist diese eine der folgenreichsten geworden.

Diese Erschütterung der Stellung des Reichskanzlers wurde verstärkt durch den eigenartigen Erfolg des ersten deutschen Friedensfühlers, des bekannten Artikels über die „Friedensgedanken" in der „Neuen Züricher Zeitung" (Dezember 1915). Es wird in dem widerlichen Wuste der Schulderörterungen häufig übersehen, daß Deutschland (mit der Folge schwerster Schädigung!) schon ein Jahr vor dem vielumredeten Dezember 1916, also Ende 1915, sein erstes unverblümtes Friedensanerbieten lancieren ließ, eben in jenem Artikel des Schweizer Blattes, der vom W.T.B. amtlich verbreitet wurde. Die auf das Ausland völlig verfehlte, auf das Inland zerrüttende Wirkung dieses Fühlers ist bekannt. In Berlin erschrak man und fürchtete erneut für Bethmann Hollweg. Dieses Erschrecken war ehrlich. Man dementierte nicht nur, sondern erklärte: „Über den Ursprung und den Verfasser des Züricher Artikels ist hier nichts bekannt". Schließlich wurde verbreitet, Verfasser sei der nicht ernst zu nehmende Pazifist Fried. Nicht ohne Reiz ist jedenfalls, daß der damalige deutsche Gesandte in der Schweiz, der ohne Kenntnis der inneren Zusammenhänge den Artikel dem Auswärtigen Amte mit einem despektierlichen Kommentar einsandte, aus eben diesem Amte eine unverhüllte Zurechtweisung erhielt, etwa in dem Sinne: der Aufsatz der Neuen Züricher Zeitung sei sehr beachtlich und jedenfalls kein Unsinn und nicht unerwünscht.

Digitized by Google

Durch die bezeichneten Vorgänge war Bethmann Hollweg, dem Anfang 1915 und endgültig im August 1915 zum Nachteile des Reiches und des deutschen Volkes durch Intrigen mancherlei Art die Beseitigung der Tirpitzschen Kriegspläne und die faktische Ausschaltung des nur noch nominell und zur Irreführung des Volkes im Amte gehaltenen Staatssekretärs des Reichsmarineamts gelungen war, in eine nicht unbedenkliche Situation geraten. Falkenhayn, dessen Gegnerschaft zum U-Bootkrieg nicht sowohl sachlich, als vielmehr persönlich begründet war, war, wie gesagt, endgültig auf die Seite der Tirpitzschen Pläne getreten. Als selbst die nächsten Freunde Bethmann Hollwegs, maßgebliche Kreise der Hochfinanz, ja sogar der berühmte „Triumvirat" (Treutler, Valentini, Müller), dem Deutschland Schweres zu verdanken hat, „umzufallen" schienen, geriet der Kanzler in eine immer bedenklichere Enge.

Immer bedrohlicher wurde die Situation, als sich die preußischen Konservativen doch endlich aufzuraffen schienen. Der sachlich und verfassungsrechtlich nicht nur berechtigte, sondern notwendige und schließlich selbstverständliche Vorstoß des preußischen Abgeordnetenhauses im Februar 1916 und die hocherregte, taktisch verfehlte und von jedem Gesichtspunkt aus unerhörte Abkanzelung der Interpellanten unter gleichzeitiger Antastung zweifelsfreier Verfassungsrechte der Bundesstaaten durch Bethmann Hollweg in der „Norddeutschen Allg. Zeitung", schienen ihm den letzten Rest des Bodens unter den Füßen zu entziehen. Hätten die Konservativen damals mannhaft die letzten Konsequenzen gezogen, und hätte der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, auf den wir noch zu sprechen kommen, nur halbwegs seine Pflicht getan, so wäre die Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs erledigt und das Reich gerettet gewesen.

Leider geschah das Gegenteil: Heydebrand erklärte in der Aussprache der preußischen Abgeordneten mit dem Ministerpräsidenten über dessen Attacke: man habe den Kanzler nimmermehr angreifen, ihm seine Position keineswegs „erschweren", sondern seine Position nur „stützen" wollen. Zu gleicher Zeit gab ihm der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten ein Vertrauensvotum. Damit war Bethmann Hollweg gerettet, war dem Kaiser gegenüber gerechtfertigt und saß fester im Sattel als je zuvor. Der für den 28. Februar 1916 vorausgesagte Fall Bethmann Hollwegs war verhütet, aus einer Niederlage war ein Sieg geworden. Der U-Bootkrieg war erledigt, die Hoffnung auf den deutschen Sieg begraben. Der Kronprinz, der seinen Vater in letzter Stunde über die unausbleiblichen Folgen aufklären wollte, wurde klüglich abgehalten und nicht empfangen. Am 3. März 1916 fuhren Bethmann Hollweg und Holtzendorff, der in alledem, wie überhaupt, eine recht bedenkliche Rolle spielte, zur entscheidenden Besprechung zum Kaiser. Tirpitz blieb als endgültig erledigter Mann in Berlin. Er „erkrankte" zunächst und trat dann Mitte März offiziell aus seinem Amte, das er, wie gesagt, seit August 1915 nur noch dem Namen nach führte. Dem Grafen Reventlow aber, der, man mag sonst zu ihm stehen wie man will, einer der wenigen sachverständigen Politiker des Reiches ist, wurde verboten, weiter über die U-Bootfragen zu schreiben.

Es muß Tirpitz zur tragischen Schuld angerechnet werden, daß er nicht schon im August 1915, als er endgültig in „Ungnade fiel", ging und dem damals noch zu nationalen Willensentschlüssen fähigen Volk reinen Wein einschenkte. Mitte 1915 hatte die tropfenweise Methode Bethmann Hollwegs noch nicht derart gewirkt, daß sich das deutsche Volk willenlos den einzigen Vertreter seiner

Digitized by Google

nationalen Hoffnung in der Regierung hätte nehmen lassen. Eben weil man dies wußte, hielt man Tirpitz noch im Amte fest. Daß sich Tirpitz von August 1915 bis März 1916 zur Täuschung des Volkes mißbrauchen ließ, derart, daß dieses Volk annehmen mußte, daß alle Entschlüsse in Sachen der Kriegführung unter Billigung dieses einzigen Staatsmannes im deutschen Kabinett vor sich gingen, ist schwer zu verstehen. Sittlich zu rechtfertigen ist dieses Verbleiben im Amte nur in der Annahme, daß es ihm doch vielleicht noch gelingen werde, den Kaiser aus den Schlinggewächsen seiner Umgebung und aus dem Banne seiner Irrtümer und Voreingenommenheiten zu retten. Politisch zu rechtfertigen war eine solche Annahme aber für den, der die einschlägigen persönlichen und sachlichen Verhältnisse kannte, nicht. Nur der rückhaltlose Appell an die Öffentlichkeit und die rücksichtslose Stellung der Machtfrage konnten Kaiser und Reich retten. Dasselbe Urteil trifft übrigens auch die nachmalige Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff. Beide — und mit ihnen Kaiser und Reich — sind am politischen Mißbrauch ihres Amtes durch Berlin und am Verkennen ihrer nächstliegenden Pflicht, in Berlin Ordnung zu schaffen, gescheitert. Ihre tragische Schuld ist es, nicht beizeiten die Entweder-Oder-Frage gestellt zu haben. Sie glaubten, daß sich nach errungenem Siege die Berliner politischen Dinge von selbst bereinigen würden, und verkannten, daß eben dieser Sieg durch Berlin unmöglich gemacht wurde.

Der Fortgang der Ereignisse seit März 1916 ist bekannt. An zielbewußten Vertretern der U-Bootkriegführung war in den maßgebenden Kreisen nur noch Falkenhayn übriggeblieben. An seiner Beseitigung wurde deshalb energisch gearbeitet. Das ist eines der interessantesten Kapitel der bedenklichen Kulissengeschichte des Krieges, das einer besonderen Erörterung vorbehalten bleiben mag. Die Bethmann Hollweg nahestehenden Kreise agitierten gegen Falkenhayn nicht nur, weil er sich später zur Tirpitzschen U-Bootkriegführung bekannte, sondern auch deshalb, weil sie ihn der Spekulation auf die Nachfolgerschaft Bethmann Hollwegs verdächtig hielten. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, für Falkenhayn irgendwie Stimmung zu machen, es sollen lediglich miterlebte Charakteristika zur Kriegsgeschichte gegeben werden. Tatsache ist, daß gegen Falkenhayn seit März 1916 eine subkutane Maulwurfsarbeit einsetzte, deren einzelne Phasen überaus bezeichnend sind für die in Berlin beliebten Methoden. Auch die Presse wurde auf vorsichtigen Umwegen über den Verlegerverein in ihren Dienst gestellt: es wurde geradezu eine stillschweigende Vereinbarung dahin erzielt, daß der Name Falkenhayn überhaupt nicht mehr öffentlich genannt werden durfte. Falkenhayn wurde auf diese und andere Weise sehr geschickt zum „toten Mann" gemacht, bis er fiel. Eine besondere Rolle spielte dabei der Vorsitzende des Deutschen Zeitungs-Verlegervereins, der Verleger der Magdeburger Zeitung.

Soweit nun die Gründe und Notwendigkeiten zur Ersetzung Falkenhayns auf dem rein militärischen Gebiete der Landkriegführung liegen, sollen sie hier gänzlich außer Acht und unerörtert bleiben. In kriegspolitischer Hinsicht war die Beseitigung des unbequemen und politisch absolut nicht willenlosen, sondern sehr willenskräftigen und zielstrebigen Generalstabschefs ein starker Erfolg im Sinne der Bethmännischen Politik. Verstärkt wurde dieser Erfolg durch die Übernahme der Obersten Heeresleitung durch Hindenburg, der als „unpolitisch" galt und es zum Schaden der weiteren Entwicklung ja leider auch war und von dem bekannt war, daß sein Monarchismus in den Banden des

Digitized by Google

romantischen und innerlich unfreien Royalismus einer von Bismarck überwundenen Staatsauffassung lag. Man war sich klar darüber, daß Hindenburg, falls er sich überhaupt einmal zu unbequemem politischen Handeln bewegen lassen sollte (was nie der Fall wurde), genau wie der maßgebliche Teil der Konservativen mit dem geschickten Ausspielen der Autorität des Kaisers ohne weiteres lahmzulegen und handlungsunfähig zu machen sei. Bei der politischen Veranlagung oder, besser gesagt, Nichtveranlagung Hindenburgs durfte man auch damit rechnen, den breiten Rücken des ebenso edlen und großen, wie harmlosen Volkshelden unter Umständen als wundervollen Schutz- und Deckschild für politische Entschließungen zu benutzen. In alledem hat man sich in Berlin auch keineswegs verspekuliert. Die Rechnung stimmte bis aufs letzte.

So ist das Jahr 1916 so recht eigentlich zum Siegesjahr Bethmann Hollwegs und damit zum Unglücksjahr Deutschlands geworden. Im März 1916 war es gelungen, der U-Bootwaffe ihre für die Feinde Deutschlands vernichtende Wirkung zu nehmen. Das Volk wurde der Wahrheit zuwider geflissentlich in dem Glauben gelassen und erhalten, daß der U-Bootkrieg seit Anfang 1916 im „vollen Maße" geführt werde. In offiziellen Verlautbarungen gegenüber hie und da geäußerten Zweifeln hieß es wörtlich: „Der U-Bootkrieg ist in vollem Gange". Im übrigen taten Zensur, Beschlagnahme (sogar von Predigten!!), Haussuchungen, Brief- und Telephonspionage, Verbot von Sammlungen von Petitionen für den U-Bootkrieg usw. usw. ihr stilles, aber schließlich doch erfolgreiches Werk. Durch tausend Kanäle, parlamentarischer und nichtparlamentarischer Natur, floß die oben gekennzeichnete frivole Lüge, daß der wirklich unbeschränkten Führung des U-Bootkrieges unüberwindliche, zumeist durch Tirpitz verschuldete technische Mängel entgegenstünden. Tirpitz wurde zum „Lügner" gemacht, der aus ehrsüchtigen Motiven gewissenlos mit dem Schicksal des Reiches habe spielen wollen. Von oben nach unten, bis in die äußersten Verästelungen des Volkskörpers wurde zielbewußt, aber stets „unfaßbar", dieses Gift geträufelt. Hand in Hand mit alledem ging die mit Hochdruck betriebene Verzichtspropaganda, der Versuch, dem deutschen Volke das auszutreiben, was Bethmann Hollweg die „militärische Hybris" nannte. In Beziehung mit dieser Propaganda steht vor allem auch die schwer zu rechtfertigende, geradezu mit Feuereifer betriebene Miesmacherei mit unserer angeblich nicht ausreichenden Ernährung, wobei übrigens zu beachten bleibt, daß die wirklich vorhandenen Mängel und Beschränkungen nicht sowohl am Mangel eigener Erzeugnisse, als vielmehr an unserm rein sozialistisch orientierten Zwangswirtschaftsverfahren und Kriegsgesellschaftswesen lagen und liegen. Es ist schier unfaßlich, was in Richtung zielbewußter Schwarzmalerei und Zuversichtszerstörung vom Bethmannschen Kreise gesündigt worden ist. Wäre nur die Hälfte von dem eingetroffen, was in amtlichen und halbamtlichen, vor allem für den Kaiser bestimmten Denkschriften behauptet worden ist, so wären wir schon Weihnachten 1915 samt und sonders verhungert. Nach Berliner Unterlagen hätten wir sozusagen von Monat zu Monat verhungern müssen. Mitte August 1916 wurde einem Seeoffizier von sehr hoher Stelle in Berlin versichert: „Sie brauchen nicht wieder an die Front zu gehen. In zwei Monaten haben wir Frieden, unsere Vorräte sind alle." Das ist ein Beispiel von unzählig vielen.

Oben war andeutungsweise gesagt, daß ausschlaggebend der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg über Wasser gehalten hat. Wie war das

Digitized by Google

möglich? Wie konnte ausgerechnet die Vertretung der Bundesstaaten, als deren Einreißer sich Bethmann Hollweg trotz aller glatten Redensarten immer wieder erwies, auf den gefährlichen und unpolitischen Gedanken verfallen, diesem nach Wirkung seiner Taten schlimmsten Feinde der staatlichen Konsistenz des Reiches das amtliche Dasein zu retten? Auch die Beantwortung dieser Frage liegt, wie ja überhaupt alles Politische, auf dem Gebiete der Personalfragen. Daß Leute wie Weizsäcker, Graf Lerchenfeld, Graf Vitzthum v. Eckstädt usw. alles weniger als „Politiker" waren, darf ohne Übertreibung gesagt werden. Die geschickte Erledigung laufender Verwaltungsgeschäfte und die anständige Privatgesinnung macht eben noch lange nicht den Staatsmann. All die Genannten, bezw. ihre Geschäftsträger, sonnten daheim ihr kleines Geltungsbedürfnis in dem Glauben, viel zu wissen und viel zu können. In Wahrheit wußten und konnten sie nichts und gingen gehorsam am Leitseil Bethmann Hollwegs. Sie waren Marionetten. Lerchenfeld hatte sich sogar überzeugt, daß die Kriegsschuld im Flottenbau begründet liege. Beiläufig sei bemerkt, daß auf Sachsen manche im Reiche gehofft haben. Anlaß hiezu gab zunächst die Tatsache, daß der König von Sachsen ein Mann ohne Menschenfurcht und ohne die in bundesfürstlichen Kreisen übliche, fast byzantinische Scheu vor Bethmann Hollweg war. Es war bekannt geworden, daß der Reichskanzler dem König von Sachsen wegen seiner unter Umständen ziemlich offenherzig geäußerten natürlichen Empfindung nicht sonderlich gewogen war. Anlaß gab weiter die Tatsache, daß der sächsische Finanzminister v. Seydewitz so ziemlich der einzige deutsche Minister war, der während des Krieges ohne Rücksicht auf Berliner Wohl- oder Mißwollen ein unerschrockenes Auftreten wagte und in seinen Äußerungen politische Sachkunde und politischen Willen verriet. Offenbar hat er sich aber dem sächsischen Außenminister Vitzthum gegenüber nicht durchzusetzen vermocht, der nebst seinen Geschäftsträgern nicht ohne Grund als der leiseste Gefolgsmann Bethmann Hollwegs galt, mit dem er übrigens auch verwandt war. Man nannte ihn deshalb in einem bekannten politischen Kasino in Berlin mit gutmütigem Spott nach seinem großen Vetter, den „kleinen Theo".

Viel wichtiger war München. Hier liegen die Dinge auch ganz besonders interessant. München hat gewußt und hätte gekonnt, wenn es nur gewollt hätte. Es hat nicht gewollt, weil es sich gründlich verspekuliert hat. Daß der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten hätte helfen können, wenn er nur gewollt hätte, steht außer allem Zweifel. Der Einwand, daß der Bundesrat verfassungsrechtlich nicht zur Leitung der auswärtigen Politik, nur zur Entgegennahme von Informationen über sie berufen war, ist nicht stichhaltig. Abgesehen davon, daß der schließlich allein herrschende Reichstag dazu noch viel weniger berufen war, bleibt zu beachten, daß in einem Weltkriege, in dem es sich nicht zuletzt auch um das Schicksal der Bundesstaaten und ihrer Dynastien handelte, ein kraftvoller nationaler Wille der Einzelstaaten sehr wohl und radikal in Berlin und am Kaiserhofe hätte Abhilfe schaffen können. Nicht ohne Interesse und auch nicht ganz ohne Grund ist allerdings das spöttisch-gutmütige Wort des Königs von Bayern (der übrigens von Patrioten arg überschätzt worden ist!) an einen Besucher, der ihn bat, in Berlin Fraktur zu reden: „Erst hat man uns Bundesfürsten alle Macht genommen, und jetzt sollen wir helfen."

Es ist auch im übrigen versucht worden, an einzelne Bundesfürsten heranzukommen und ihnen klar zu machen, worum es ging. Die Äußerung eines

Digitized by Google

dieser hohen Herren, der sich trotz aller Berliner Bemühungen nicht absperren ließ, und der sich zugänglich zeigte, besagt den ganzen Jammer der Situation: „Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Der Kaiser verspielt seine große Krone und mit ihr unsere kleinen. Aber es ist nichts zu machen. In Berlin ist alles vergeblich." Ähnlich später der König von Bayern, der gegen den Willen Hertlings bewogen worden war, beim Kaiser vorstellig zu werden: „Ich war längere Zeit bei ihm. Er läßt einen nicht zu Worte kommen, länger als 5 Minuten im ganzen habe ich mit ihm nicht reden können. Es ist nichts zu machen." Letzteres ist ein Irrtum. Es wäre sehr wohl „etwas zu machen" gewesen, wenn sich nur sämtliche Bundesfürsten zu einer einheitlichen politischen Aktion hätten entschließen wollen. Eine solche Aktion ist in ihren Voraussetzungen von Berlin aus hintertrieben worden, und zwar mit Hilfe der eigenen bundesstaatlichen Vertretungen, die sich — zumeist samt ihren übel beratenen Fürsten — der Diktatur des Staatenverderbers Bethmann Hollweg sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus politischer Instinktlosigkeit beugten. Erinnert sei beispielsweise an das wahrhaft würdelose Telegramm des Königs von Württemberg anläßlich seines Regierungsjubiläums an Bethmann Hollweg. Wie konnte solches und ähnliches möglich werden? Die Leitung der bundesstaatlichen Geschäfte lag fast durchweg in ähnlichen Händen wie die in Berlin. Man war in der Tat „homogen", und das bittere „Tu l'as voulu" gilt nicht nur gegenüber dem Kaiser, sondern ebenso gegenüber den Bundesfürsten.

Die Hauptsache war allerdings, daß die ausschlaggebende Bundesregierung, Bayern, schlechterdings nicht zu bewegen war, offen und ehrlich gegen den Reichskanzler und seine eigenartigen Methoden Stellung zu nehmen. Im Gegenteil. Das Kabinett Hertling in München, in dem sich als junge Kraft des Bethmannschen „Ringes" vor allem Herr v. Stengel betätigte, wurde in eingeweihten Kreisen geradezu als Filiale Bethmann Hollwegs bezeichnet. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die mit weitsichtigen Zielen inaugurierte Bethmannpolitik des Kabinetts Hertling vom König von Bayern gedeckt wurde. National gesinnte bayerische Politiker, insbesondere auch solche aus den nationalen Teilen der bayerischen Zentrumspartei, haben das ernstlich bestritten, ohne allerdings faßbare Unterlagen für diese Auffassung beizubringen. Sie haben immer wieder behauptet, daß sowohl der König wie der Kronprinz von Bayern sehr wenig einverstanden mit dieser Politik seien und sie nur duldeten, weil größte Dankesschuld sie an Hertling fessele. Wäre letzteres richtig, so würde es für die politische Urteilsfähigkeit der genannten hohen Herren nicht gerade schmeichelhaft sein. Wir wollen diesen Dingen heut nicht weiter nachgehen, obgleich sie interessant genug sind.

Jedenfalls darf ohne jede Übertreibung behauptet werden, daß die Bethmannsche Kriegspolitik ohne ihre fortgesetzte Deckung durch das Kabinett Hertling unmöglich gewesen wäre, wie denn überhaupt das Unheil für Preußen-Deutschland in jedem Belang aus dem Süden kam. Hertling war als Leiter des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten im wahren Sinne des Wortes der Schutz und Schild Bethmann Hollwegs und hat sich schon vor seinem Eintritt ins Reichskanzleramt zum Mitverantwortlichen dieser Politik gemacht.

Es kann nun schlechterdings nicht angenommen werden, daß Hertling, der seine Staatenkollegen und Bethmann an politischer Kenntnis und schließlich auch

Digitized by Google

an politischem Willen überragte, sich nicht klar gewesen sei, wohin die Bethmannsche Politik den preußischen Staat und mit ihm das Kaisertum der Hohenzollern am Ende führen mußte. Der leider zu früh verstorbene Graf Preysing hat wiederholt auf Grund eigenster Aussprachen versichert, daß Hertling sehr genau wisse, daß Bethmann Hollwegs Politik zur „Denaturierung" Preußens und seiner Dynastie führen müsse. Warum hat er sie dann aber unterstützt?

Es liegt ohne weiteres der Gedanke nahe, daß hier eine nicht unbedenkliche großsüddeutsche Interessenpolitik im Spiele war, daß sie zumindest im Unterbewußtsein wirkte. Dies ist nur eine Annahme, aber nach der gegebenen Sachlage eine jedenfalls nicht ohne weiteres abzuweisende Annahme, da sich eine andere Erklärung für die Haltung Bayerns während der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs kaum finden läßt. Es ist in diesem Zusammenhange nicht ohne Interesse, daß gelegentlich einer grundlegenden Aussprache über die einschlägigen Dinge einer der maßgeblichsten und stärksten bayerischen Politiker, der sich ehrlich für eine deutsche Entwicklung der Dinge in Berlin ins Zeug gelegt hatte, in hellem Zorne erklärte: „Regieren die in Berlin so weiter, dann erinnern wir uns, daß wir mit Preußen nicht verheiratet sind. Es gibt auch noch ein Österreich!"

Liegen die Dinge aber tatsächlich so, wie hier angenommen, so war diese Politik bei aller partikularen Weitsicht doch im Grunde unglücklich kurzsichtig. Der felsenfeste Glaube an die ewige Konsistenz des bayerischen Staates, an die Lebensdauer seines Gefüges auch bei einer Gefährdung der preußischen „Hegemonie", mußte trügen und hat ja nun auch getrogen. Ohne das, was man fälschlich und zumeist gehässig preußische Hegemonie nennt, ist nun einmal das Reich nicht zu denken. Von dieser sogenannten Hegemonie hängt aber auch das Geschick und das Glück jedes einzelnen deutschen Staates ab. Wir sind ja jetzt mitten in einer Entwicklung begriffen, die den Deutschen diese oft verkannte naturgesetzliche Grundlage ihres staatlichen und völkischen Seins mit Peitschenhieben klarmachen wird.

Die kurzsichtige Wahrung partikularer Interessen, die bekannte „Reservatpolitik" ist übrigens stets ein Grundübel der bayerischen Staatspolitik gewesen. Bayern war, vor allem seit dem Sturze Bismarcks, stets geneigt, im Kampfe der Bundesstaaten um ihre Existenz gegen demokratischen Zentralismus und „imperialen Schein" die großen Gesichtspunkte der föderativen Politik um das Linsengericht kleiner Privatvorteile zu verkaufen. Es ist erweislich, daß Bayern zum eigenen Schaden mindestens seit 1890 auf diese Weise mehr als irgend ein anderer deutscher Staat mitschuldig geworden ist am Vorschreiten eines ideenlosen demokratischen Unitarismus und parlamentarischen Zentralismus.

Als das oben angeführte Vertrauensvotum des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten für Bethmann Hollweg erschien, war es dann auch nur für Uneingeweihte auffällig, daß es außer vom W. T. B. sofort auch eilfertig von der Korrespondenz Hoffmann verbreitet wurde, und daß überdies die Bayerische Staatszeitung, die sich auch sonst stets und bei jeder Gelegenheit, und oft in höchst auffälliger und aufgeregter Weise für Bethmann Hollweg ins Zeug legte, die entsprechenden Bethmann-freundlichen Kommentare brachte. Überhaupt ist während des Krieges von keiner Regierungspresse — außer der Berliner — so wie von der bayerischen alles, was nur möglich war, geschehen, um dem Volke die Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge

Digitized by Google

zu verschleiern, ihm den Wirklichkeitssinn zu nehmen und es zu sachgemäßer politischer Urteilsbildung unfähig zu machen. Natürlich fehlten auch anläßlich der oben genannten Gelegenheit die üblichen Sondervorteile nicht: Bayern hatte hinsichtlich des Elsaß gewisse Zusagen erhalten, auch waren ihm wegen des Lotterievertrages erwünschte Zusicherungen gemacht worden.

Trotz allem möchte man aber doch Bedenken tragen, die schier unfaßliche Indolenz der Bundesregierungen und der Einzeldynastien gegenüber der aberwitzigen Reichskriegspolitik ausschließlich in den bisher angeführten Momenten begründet zu finden. Es läßt sich gegenüber der für halbwegs Wissende einfach unerklärlichen Haltung des Bundesrats kaum der Gedanke von der Hand weisen, daß er nicht allenthalben sachgemäß unterrichtet worden ist, und daß er seine Beurteilung der jeweiligen Sachlage auf Darlegungen der Reichspolitik aufgebaut hat, die nicht stichhaltig waren. Es liegt die Vermutung nahe, daß man, wie man das deutsche Volk durch W. T. B. und mit anderen Mitteln, beispielsweise in der U-Boot- und Zeppelinfrage, irregeführt hat, auch dem Bundesratsausschuß die wesentlichen Dinge nur im Halbdunkel von Halbwahrheiten gezeigt hat. Diese Vermutung wird nahegelegt durch die beglaubigte Tatsache, daß sich der Reichskanzler in der Sitzung des Bundesratsausschusses vom 8. August 1916, in der die U-Bootfrage wiederum zur Besprechung stand, wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem U-Bootkrieg auf die Autorität des Admirals Scheer bezog. Es handelt sich um dieselbe Sitzung, in der auf die Frage Hertlings nach den Zeppelinen erklärte: „er habe gar keinen Einfluß auf den Gebrauch der Zeppeline, für Gebrauch oder Nichtgebrauch der Zeppeline seien lediglich die Anordnungen der Militärstellen maßgebend, nur sie seien verantwortlich." Diese letztere Erklärung war bekanntlich nur formal richtig.

Die obige Bezugnahme auf Scheer ist deshalb von besonderem Interesse, weil dieser Vorgang für die Aktionsmethoden Bethmann Hollwegs typisch ist, und weil es durch Zufall gelang, in die sonst mit dem Amtsgeheimnis umgebenen Vorgänge des Bundesratsausschusses Licht zu bringen. U. a. hat einer der Teilnehmer an dieser Sitzung — in bester Absicht natürlich — zur Beruhigung einer ihn interpellierenden politischen Persönlichkeit wörtlich erklärt, Bethmann Hollweg habe sich in der Sitzung dahin ausgelassen, daß Admiral Scheer für den U-Bootkrieg nicht zu haben sei. Scheer ist daraufhin gestellt worden und hat mit großer Entrüstung abgelehnt, sich jemals auch nur mißverständlich in diesem Sinne ausgelassen zu haben. Nun ist es aber klar, daß das Ausspielen solcher Autoritäten, wie sie Scheer darstellt, auf die Staatenvertreter in so erheblichem Maße einwirken konnte, daß sie, im gegebenen Momente wenigstens, etwaige Zweifel an der Richtigkeit der Reichskriegspolitik fallen ließen. Was von einer auf solche Grundlagen aufgebauten „Politik" zu halten ist, bedarf keiner näheren Kennzeichnung.

Überhaupt war es typisch für die Methoden Bethmann Hollwegs, daß er mit viel Geschick und nachhaltiger Hartnäckigkeit immer wieder den Versuch machte, politische Verantwortlichkeiten auf populäre Militärstellen abzuschieben. So geschah grundsätzlich die Heranziehung der Obersten Heeresleitung für fehlsame politische Entschließungen der Reichsleitung mit der Folge der Abschiebung auch der politischen Verantwortlichkeit auf diese. Ein charakteristisches Beispiel ist folgendes. Im September 1916 fand eine Kriegsratssitzung statt, die sich ebenfalls mit der Frage des U-Bootkrieges beschäftigte, und in der Bethmann Hollweg, Jagow und Helfferich scharf gegen seine „Er-

Digitized by Google

öffnung" eintraten. Es kam ausschlaggebend auf die Stimme Hindenburgs an. Für Hindenburg hatte die politische Leitung die Frage so formuliert: ob er im Falle der Eröffnung des unbeschränkten U-Bootkrieges genügend Truppen abgeben könne zur Verwendung gegen Holland und Dänemark, da diese Staaten im Falle des unbeschränkten U-Bootkrieges in den Krieg eintreten würden (was sie später bekanntlich nicht getan haben). Jene Prämisse mußte Hindenburg verneinen. Aus diesem Grunde fiel damals der unbeschränkte U-Bootkrieg, obgleich Sachverständige als allerletzten wirksamen Termin zur Abschnürung Englands den 1. Oktober 1916 bezeichnet hatten. Mit dem Scheine des Rechtes wurde dann von Berlin weitergelogen: Hindenburg sei Gegner des unbeschränkten U-Bootkrieges, er habe ihn zu Falle gebracht. Damit wurde die öffentliche Meinung beruhigt.

So diente immer wieder der breite Rücken und die unerschütterliche Autorität des nationalen Heroen zur Deckung einer verfehlten Politik. In besonders frivolem Maße geschah dies gelegentlich der geradezu hochverräterischen Gründung des polnischen Staates. Die hier einschlägigen Verhältnisse sind so bekannt, daß sie einer näheren Schilderung nicht bedürfen. Mit einer geradezu dämonischen Hartnäckigkeit wurde die Lüge der Verschuldung der Obersten Heeresleitung an der hirnverbrannten polnischen Politik, diesem historischen Pendant zur elsaß-lothringischen Bethmann-Gründung, festgehalten und verbreitet. Hindenburg sah sich schließlich selbst genötigt, gegen dieses Lügenspiel Front zu machen. In einem wahrhaft erschütternden Briefe vom 26. September 1917 schreibt er u. a.: „... Es ist unwahr, daß ich und Ludendorff irgend etwas mit der Schaffung eines Königreichs Polen zu tun gehabt haben, und ich bitte, dieser Unwahrheit entgegenzutreten ... Unter dem früheren Regimente war es üblich, die Oberste Heeresleitung für alle politischen Mißgriffe verantwortlich zu machen, und wenn wir dann eine Berichtigung durch die Presse verlangten, hieß es, daß die Oberste Heeresleitung nicht der öffentlichen Kritik ausgesetzt werden dürfe." Die diabolischen Methoden der so gern im pseudomoralischen Gewande debütierenden Berliner Kriegspolitik stehen hier in nackter Schönheit vor uns. Übrigens eine eigenartige Tragik, daß der unpolitische Hindenburg zum politischen Prügelknaben dieser Politik dienen mußte.

Um zum Schluß noch einmal auf den Bundesrat und seine unabweisliche Mitverantwortung zurückzukommen, so sei bemerkt, daß er sich auch dort, wo er ohne jede Beeinflussung durch Verschleierungen oder Halbwahrheiten lediglich auf Grund ureigenster Kenntnis der Dinge urteilen konnte und sollte, unter Führung Hertlings im vollen Maße zum Mitschuldigen gemacht hat. So hat er Bethmann Hollweg auch in der Sitzung des Ausschusses vom 7. Mai 1916 das Leben gerettet: damals stand der noch nicht willenlos gewordene Kaiser unter dem frischen Eindruck der staats- und monarchiezerstörenden Beschlüsse des Verfassungsausschusses des Reichstages. Bethmanns amtliche Existenz hing an einem Fädchen. Damals erteilte der Bundesratsausschuß unter Führung Hertlings Bethmann Hollweg wiederum ein Vertrauensvotum für seine innere und äußere Politik und rettete ihn damit. Demselben Bethmann Hollweg, der damals den Bundesstaaten endgültig den Rest gab.

All dies ist nur ein kleiner Ausschnitt von dem, was man in dem nun zu Grabe getragenen Reiche „Politik" nannte. An ihr sind Kaiser und Reich, Fürsten und Länder zugrunde gegangen. Nicht nur über dem Grabe

Digitized by Google

des Reichs, auch über dem jedes einzelnen der Bundesstaaten steht das fürchterliche Wort des Gerichts: „Gewogen und zu leicht befunden". Dieses Urteil gilt aber nicht dem alten System, sondern seinen unfähigen Vertretern. Daß Reich und Staaten trotz dieser Vertreter einen August 1914 und ein mit menschlichen Mitteln nicht erklärliches, vierjähriges, siegreiches und unerhört heldenhaftes Aushalten gegen eine Welt von Feinden erleben konnten, beweist jedem Denkenden, daß das alte „System" auf der strahlenden Höhe einer Vollkommenheit stand, die schlechthin unübertrefflich ist und bleiben wird. Daß man willenlos und würdelos eben dieses System zertrümmern ließ und dabei in wahnwitziger Verblendung auch noch mithalf, ist die schwerste Schuld seiner verflossenen Vertreter und so recht eigentlich die Ursache des deutschen Zusammenbruchs. Spectator Germanicus.

Senkt die Gefall'nen hinab!

Von Hermann Kurz.

Unter den in der Gesamtausgabe seiner Werke gedruckten Gedichten meines Vaters findet sich eines, dessen Anlaß und Bezug ebenso dunkel ist wie seine Entstehungszeit, das aber für unsere Tage gedichtet sein könnte. Es trägt den Vermerk „Neapolitanische Melodie", hat jedoch mit Neapel nichts zu tun. Literaturforscher, die ich befragte, meinten, es falle vielleicht in die Zeit der Polenbegeisterung und sei diesem Volke in den Mund gelegt. Dagegen spricht freilich der Hinweis auf die bekannte deutsche Sage von dem Wiedergrünen des verdorrenden Baumes.

Dichter sind Propheten, auch wo sie es selbst nicht wissen. Es mag sein, daß mein Vater in seiner Jugend das Los der Polen zu singen meinte und vielmehr das seiner fernen Kinder und Kindeskinder gesungen hat. Ich habe die Schönheit dieses Gedichtes immer tief bewundert, aber seine ganze tragische Gewalt ist mir doch erst jetzt aufgegangen. Erschütternder könnte kein heutiger Dichter unseren Zustand aussprechen. Isolde Kurz.

Senkt die Gefall'nen hinab!
Brüder, ihr Tag ist getan.
Über dem blutigen Grab
Hebet das Trauerlied an:
Nun ist die Fessel gesprengt,
Die sterbend ihr Heldenmut brach,
Doch an den Lebenden hängt
Nimmer verlöschende Schmach.

Schande, sie lässet nicht ab,
Folgt auf den Meeren uns nach,
Über dem friedlichen Grab
Hebt sich ein Denkmal der Schmach.
Nimmermehr finden wir Ruh',
Dem Volk, das die Ehre verlor,
Schließet auf immer sich zu
Selber das himmlische Tor.

Wird nicht verlöschen der Fluch?
Wird nicht frohlocken das Recht?
Wird aus dem ewigen Buch
Schwinden ein tapfres Geschlecht?
Wann grünt im dorrenden Feld
Aufs neu der erstorbene Baum?
Wann wird geboren der Held,
Den uns verkündet ein Traum?

Laßt uns zu Wüsten entfliehn,
Wo uns kein Auge mehr sucht!
Aber die Hoffnung wird ziehn
Tröstend mit uns in die Flucht.
Senkt die Gefall'nen hinab,
Ihr Werk ist, ihr Leben getan:
Über dem einsamen Grab
Schweige die Klage fortan.

Digitized by Google

Die Scham über den Schmachfrieden.

Der Scheidemann-Friede ist dem Erzberger-Waffenstillstande gefolgt. Wer nicht von Illusionen befangen war, konnte über diese Fruchtfolge nicht im Zweifel sein. Es gehörte nur ein wenig Wirklichkeitssinn, ein wenig Menschen- und Geschichtskenntnis dazu, den Gang dieser traurigen Ereignisse vorauszusehen. Aber selbst dieses Wenige hat den Männern gefehlt, die Deutschlands Geschick jetzt leiten. Sie suchen die Schuld immer noch bei andern, anstatt Einkehr bei sich selbst zu halten und die eigene Unfähigkeit zu erkennen. Der Minister David hat noch kürzlich der alten Regierung den Bankerott aufzubürden versucht. Ein vergeblicher Versuch! Ebenso vergeblich, wie seine gleichzeitig ausgesprochene Überzeugung, daß die heutige Regierung sich allen Schwierigkeiten gewachsen zeigen wird.

Es sind nicht nur Illusionen gewesen, an denen die neuen Männer zuschanden geworden sind. Auch Eigennutz und Selbstsucht haben mitgewirkt. Ein Staat ohne Macht kann leicht hilflos, wehr- und ehrlos werden. Scheidemann hat Deutschland durch Auflösung des Heeres in diese Lage gebracht. Er hatte Angst für sich und sein Werk. Eine fest und treu gebliebene Truppe unter einem tatkräftigen Führer hätte die ganze glorreiche Revolution über den Haufen geworfen. Daher mußte das Heer verschwinden. Und doch mußten sich die neuen Leute noch aus seinen Resten die Stützen ihrer schwachen Macht verschaffen. Nicht ihrer Staatskunst und ihrer Weisheit ist es gelungen, sich bisher zu behaupten, sondern dem Pflichtgefühl und der Vaterlandsliebe der alten monarchischen Führer, Offiziere und Soldaten, die sich zur Verfügung gestellt haben, um den gänzlichen Verfall des Vaterlandes zu verhüten. Zum Dank sollen sie sobald als möglich durch demokratische Elemente reinster Züchtung ersetzt werden, wie einer der führenden Männer ausgeplaudert hat.

Aber schlimmere Gerüchte laufen im Volk um, die einem bösen Verdacht über das Verfahren beim Friedensschluß entspringen. Nicht nur Illusionen und die Sorge um das eigene Wohl sollen bestimmend gewesen sein. Lange vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages hat mir ein schlichter Mann geschrieben: „Es ist alles abgekartet und die Rollen sind verteilt. Der schmachvolle Friede wird in der vom Feinde gewollten Form trotz aller großen Gegenreden unterzeichnet werden. Das Ganze ist Blendwerk für das Volk." Er brachte die Ansicht seiner Kreise zum Ausdruck, und sein Verdacht ist durch die Folgeerscheinungen nicht entkräftet. Wenn Scheidemann mit großer Geste die Zustimmung zu den schmählichen Bedingungen weit von sich gewiesen hat, so hätte er sich dagegen mit allen Kräften einsetzen müssen, anstatt zu desertieren, nachdem er andere Leute der Desertion verdächtigt hatte. Sollten die Zeitungsnachrichten richtig sein, daß Erzberger in Weimar den Friedensschluß in ausgelassener Fröhlichkeit beim Sekt gefeiert hat, so kann er sich nicht wundern, wenn dies argen Verdacht erweckt. Zum wenigsten würde daraus geschlossen werden, daß er zu den Leuten gehört, die keine Scham über Deutschlands preisgegebene Ehre empfinden. Es gibt deren leider genug. Man braucht nur um sich zu sehn und die Vergnügungsanzeigen der Zeitungen zu lesen. Ich verdenke es der Jugend nicht, wenn sie trotz der schweren Zeit fröhlich ist. Ich verdenke es auch den Kranken, Müden und Abgearbeiteten nicht, wenn sie Erholung suchen wie zu andern Zeiten. Aber den gereiften und bewußten Leuten sollte das Lachen vergangen sein. Die Masse unseres Volkes empfindet die Schmach und die Ehrlosigkeit dieses Friedens nicht. Nicht nur in den Großstädten macht sich ausgelassenes Vergnügen bis zur Schamlosigkeit breit. Auch auf dem Lande wird gelebt wie im Glücksrausche. In den Lokalblättern ladet jeder Kneipwirt zu Tanz und Spiel ein, und das Volk folgt in Scharen. Die neue Regierung hat

Digitized by Google

einmal einzugreifen versucht. Wie immer in schwierigen Lagen griff sie zu Mitteln, die sie dem alten System entlehnte ohne dessen Geist zu verstehen. An Stelle von Buß- und Bettagen sollten Trauerwochen die Bürger zum Ernst und zur Einkehr anhalten. Wer hat sich darum gekümmert außer den Leuten, die in ständiger Trauer um den Zerfall des Vaterlandes einhergehen und ihre Sorgen in Gottes Hände legen? Scheidemann und die Männer um ihn bedrückten andere Sorgen. Nicht die Ehre und das Wohl des Vaterlandes standen ihnen in erster Linie; nach eigener Angabe war ihre größte Sorge, daß dieser Friede der Sozialdemokratie ein Ende bereiten könne. Sie liegt im Sterben, weil sie ihren Bankerott erklären muß. Aber der Todeskampf kann lange währen und durch den Grimm der Enttäuschten furchtbare Formen annehmen. Zunächst versucht man mit neuen Illusionen darüber hinwegzutäuschen. Scheidemann hat erklärt: „Wir verwerfen den alten Nationalismus und sehn das Heil der Zukunft im Völkerbund und Völkerfrieden." Das was uns fehlt und dessen wir am nötigsten bedürfen zur sittlichen und geistigen Wiedergeburt, das Nationalgefühl verwirft er und klammert sich an das Truggebilde des Völkerbundes, den schon die Neutralen bemißtrauen und Amerika ablehnt. Blind gehen diese Illusionspolitiker trotz aller Enttäuschungen ihren Weg weiter ohne Verständnis für die Kräfte, die den Staat erhalten, festigen und stärken und dadurch seinen Bürgern günstige Lebensbedingungen schaffen.

Die Leute, die dem Schmachfrieden zugestimmt haben, ersetzen jetzt das Wahrzeichen deutscher Macht und Herrlichkeit durch ein veraltetes demokratisches Idol. Die Reichsfarben, die in glücklichen Zeiten, in Kämpfen und Siegen über uns geleuchtet haben, sollen den Farben der alten Demokratie weichen. Lange werden wohl die Fahnen dieser Farben nicht über Deutschland im Winde flattern, aber an die Schande werden sie erinnern und mit ihr verbunden sein. Was will aber diese Nichtigkeit bedeuten gegen den ärgsten Schimpf, der uns bereitet ist, gegen die Preisgabe des Kaisers und der verdienten Führer im Kampf! Wohl haben sich die Stimmen vieler treuer Deutscher dagegen erhoben, aber mit Ingrimm muß man hören und lesen, wie gleichgültig diese schwerwiegendste deutsche Angelegenheit in der Öffentlichkeit behandelt wird. Der Prozeß des alten Schwätzers Ledebour wurde mit größerem Interesse verfolgt. Der Kaiser, dessen Person die Ehre und Unantastbarkeit des Reichs verkörperte, wird verschachert wie abgetaner Plunder, und die Masse des Volks sieht teilnahmslos zu. Die Feinde wissen, was sie tun. Deutschlands Schuld, an die sie selbst nicht glauben, soll rechtskräftig besiegelt werden. Die Männer sollen verschwinden, die ihr Volk aus dem Sumpfe des Verderbens herausführen könnten. Ihr Geschick soll andern zur Abschreckung dienen. Nun wird zwar beides nicht gelingen. Die planmäßigen Lügen von der Schuld haben ihre Wirkung verloren und fallen auf ihre Väter zurück. Kein echter Deutscher wird sich durch ungerechtes Gericht über seine besten Volksgenossen abhalten lassen, ihrem Beispiel zu folgen. Napoleon hat es nichts genützt, daß er die Schillschen Offiziere zur Abschreckung erschießen ließ. Er kannte die Folgen und suchte schlauer zu handeln wie unsere heutigen Gegner, indem er den Gefangenen zu Wesel die Kerkertüren offenließ in der Hoffnung, sie würden die Gelegenheit zur Flucht benutzen. Sie sind nicht geflohn, sondern haben sich ihrer Pflicht und Ehre geopfert. Auf ihrem Denkmal steht, wenn ich mich recht erinnere, ein stolzes Wort für das alte Preußentum: „Sie starben als Helden und als Preußen". Heute sind es nicht die Preußen allein, sondern die Deutschen in ihrer Gesamtheit, die zur Wahrung der Ehre aufgerufen werden. Sind sie bereit dazu? Doch der Wille wird sich nicht finden, bevor nicht die tiefste Scham über diesen schmachvollen Frieden aller Herzen erfüllt.

v. Stein.

Digitized by Google

Wehrlos, ehrlos!

Eine Betrachtung über Deutschlands Niedergang.

Von Admiral Scheer.

Wir haben aufgehört, ein freies Volk zu sein und sind durch den Friedensschluß zu Arbeitssklaven unserer Feinde erniedrigt. Besteht denn noch irgendwelche Hoffnung auf künftige Erhebung aus dieser Schmach? Man muß sich mit dieser Frage beschäftigen, weil sonst die Verzweiflung droht, wenn erst die volle Erkenntnis der Lage auch allen denen aufgeht, die jetzt glauben, aufatmen zu können, weil zunächst der schreckliche Druck der englischen Hungerblockade aufhören soll.

Was ist aus all den schönen Worten und „flammenden Protesten" geworden, mit denen beteuert wurde: „Den Endkampf auf Leben und Tod aufzunehmen, wenn uns nicht ein redlicher Friede zugestanden würde, der jede eigensüchtige Verletzung fremder Rechte von sich weist" (Prinz Max von Baden am 5. Oktober 1918 im Reichstag), oder dem „Unannehmbar" gegen die Schmachparagraphen des Friedensvertrages, in denen unsere Feinde ihre wahre Gesinnung und unauslöschliche Rachsucht enthüllten!

Und schon sind wir wieder auf dem besten Wege, aus all diesen Erfahrungen keinen Nutzen zu ziehen, sondern Hilfe von auswärts zu erwarten, statt die eigene Kraft zu stärken und die innere Festigkeit auszubauen. Das war unser Unglück, daß uns der nationale Wille fehlte, den Weg nicht zu verlassen, den unsere Ehre uns vorschrieb, sondern, daß wir in törichtem Vertrauen die Waffen aus der Hand legten und uns dann vor den Feinden demütigen mußten. Wehrlos: ehrlos!

Über die Schuld am Kriege, und ob sein Ausbruch noch in letzter Stunde zu verhüten war, oder ob er erfolgreich geführt und früher abgebrochen werden konnte, will ich kein Wort verlieren, weil daraus kein Nutzen für die heutige Lage zu ziehen ist. Wohl aber scheint es mir von Wert, bei einigen Tatsachen stehenzubleiben, um ihren Einfluß auf die traurige Entwicklung unseres Geschicks festzustellen, und der Zweck dieser Zeilen wäre erfüllt, wenn sich daraus Lehren für die Zukunft ziehen ließen und ein noch so schwacher Hoffnungsstrahl in sie hineinleuchtete:

Bei dem Verlangen nach Waffenstillstand und baldiger Herbeiführung der Friedensverhandlungen, das die Oberste Heeresleitung am 29. September 1918 aussprach, stand als militärischer Grundsatz fest, nur solche Bedingungen anzunehmen, die uns die Fortsetzung des Kampfes ermöglichten, wenn wir auf Ablehnung oder unerfüllbare Forderungen stießen.

Gewiß war unser Angebot auch ein Zugeständnis der Schwäche in den Augen der Feinde. Sie konnten daraus noch die Hoffnung schöpfen, uns im letzten Stadium des Ringens zu Boden zu werfen und zu überwältigen. Deshalb bemühten sie sich nun erst recht, ihre Anstrengungen aufs höchste zu steigern, und doch gelang es ihnen nicht, unsere Front zu durchbrechen und aufzurollen. Unsere Widerstandskraft zu Lande in einer günstigeren Stellung war noch lange nicht erschöpft. Niemals wären sie uns über den Rhein gefolgt. Aber die Verantwortung, den Krieg noch länger fortzusetzen, ohne innere Überzeugung von der Aussicht auf Erfolg, wog der Obersten Heeresleitung zu schwer, um die Folgen des Zugeständnisses, das den Verzicht auf den Sieg in sich schloß, nicht doch auf sich zu nehmen. Jedes unnötige Blutvergießen sollte vermieden werden

Digitized by Google

und auch bei den Feinden war die Kriegsmüdigkeit deutlich in die Erscheinung getreten. Trotz des frischen Nachschubs der Amerikaner hätten unsere anderen Gegner es sich wohl überlegt, ob sie noch einen weiteren Kriegswinter ertragen sollten, wenn sie bei uns auf festen Widerstand bis aufs äußerste gegen unbillige Forderungen gestoßen wären.

Im Seekrieg war unsere Offensivkraft noch keineswegs erschöpft, sondern sogar einer erheblichen Steigerung durch Ausbau der U-Boots-Waffe fähig. Ein erweitertes Bauprogramm war aufgestellt, und seine Ausführung wurde nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung durch die angesehensten Vertreter von Industrie und Schiffbau in einer am 1. Oktober zu Köln abgehaltenen Sitzung übernommen. Gerade die O. H. L. legte auf die Durchführung dieses Plans besonderen Wert, auch nach Einleitung von Friedensverhandlungen, falls diese ergebnislos blieben. Gerade das sollten die Feinde erkennen, daß wir uns noch lange nicht am Ende unserer Kräfte fühlten, auch noch Mittel hatten, sie ernstlich zu schädigen und nicht vor ihnen zu kapitulieren brauchten. In diesem Sinne galt es die Friedensverhandlungen zu führen.

Gewiß eine höchst schwierige Aufgabe, für welche das ganze Volk die Verantwortung mit übernehmen mußte, was in der Neubildung der Regierung und der Ausgestaltung ihrer Befugnisse zum Ausdruck kam.

Der Glaube an die Macht und den guten Willen des Präsidenten Wilson, von dem die neue Regierung unter der Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden sich leiten ließ, hat sie andere Wege geführt, als die von den militärischen Beratern dringend empfohlenen und damit das Grab für unsere Wehrmacht bereitet, in das sie von der Revolution nur allzu gierig hineingestoßen wurde. Als Wilson in der Antwort vom 14. Oktober auf unser Friedensangebot auch seinerseits sich für den Friedensschluß auf Grundlage der 14 Punkte festzulegen schien, stellte er gleichzeitig zwei Bedingungen, aus denen uns der Strick gedreht werden sollte. Es waren die Vorbehalte wegen sofortiger Einstellung des U-Bootskrieges und der Änderung unserer Regierungsform. Bezeichnend war auch hier die heuchlerische Form, in welche Wilson sein Verlangen kleidet und uns von vornherein ins Unrecht zu setzen versucht: „Daß er dessen nicht ganz sicher sei, ob die Alliierten einwilligen würden, einen Waffenstillstand in Erwägung zu ziehen, solange die Streitkräfte Deutschlands fortfahren, ihre ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken auszuüben, bei denen sie noch verharren". Vor Abfassung der Antwortnote hörte die Regierung am 17. Oktober in Berlin die Ansicht der militärischen Vertreter: des Generals Ludendorff für die O. H. L. und die meinige, als Chef des Admiralstabs, für die Seekriegsleitung. Die Marine hatte sich im Interesse der Armee zur Einstellung des U-Bootskriegs bereit erklärt, um ihr die erwünschte Waffenruhe zu verschaffen. Ohne jede Gegenleistung aber, wie Wilson verlangte, sollten wir unsere beste Waffe jetzt nicht aus der Hand legen. Nach der Schilderung unserer militärischen Lage an allen Fronten, welche geeignet war, die vor 3 Wochen gehegten, ernsteren Besorgnisse zu zerstreuen und weitere Besserung für die Zukunft erwarten ließ, ergab sich als Gesamteindruck der, die Antwort so zu fassen, daß Deutschland nicht gewillt sei, sich entehrenden Bedingungen zu unterwerfen, d. h. solchen, die unsere freie Entschlußfähigkeit beeinträchtigen konnten. Vor Absendung der Note aber regte sich beim Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Dr. Solf, die Besorgnis, Amerika nicht genügend entgegenzukommen, so daß er die bedingungslose Einstellung des U-Bootkriegs, wie Wilson sie verlangte, empfahl. Wilson hatte zwar nur von der Schonung der Passagierdampfer ge-

Digitized by Google

sprochen, aber daß dies auch die Einstellung des gesamten Handelskrieges mit U-Booten zur Folge haben müsse, wenn unser Versprechen loyal erfüllt werden und keine neuen Zwischenfälle eintreten sollten, war dem Kriegskabinett ausführlich erläutert worden. Die Frage wurde am 19. Oktober nochmals sehr eingehend im Kriegskabinett unter Vorsitz des Kanzlers behandelt, und ich erinnere mich der zutreffenden Begründung, am U-Bootkrieg festzuhalten, bis der Waffenstillstand einträte, die der Vizekanzler v. Payer dafür gab, indem er ausführte, was unsere Truppen im Schützengraben wohl denken sollten, die unter den gesteigerten Anstrengungen der Feinde zu leiden hätten, wenn gerade jetzt der U-Bootkrieg ruhen würde und die Feinde ungestört Munition und jeglichen Nachschub zur Bearbeitung unserer Westfront hinüberschaffen könnten. Dieser Ansicht schien sich auch die Mehrheit des Kriegskabinetts anzuschließen, aber vor der endgültigen Festsetzung des Antwort-Textes waren dem Staatssekretär Dr. Solf in den um ihre Ansicht zur Sache befragten Diplomaten: Graf Metternich, Graf Brockdorff-Rantzau und Baron v. Rosen, Helfer entstanden, welche die Regierung zu einem völligen Umschwung in dieser Frage bewogen, derart, daß die Regierung die Verantwortung vor dem Volk nicht übernehmen könne, den mit Wilson angeknüpften Faden der Verhandlungsmöglichkeit zerreißen zu lassen, wie es zu befürchten sei, wenn das verlangte Zugeständnis nicht gemacht würde. Alle Bemühungen, den Kanzler und sein Kabinett von diesem Entschluß abzubringen, obwohl auch die O. H. L. erklärte, lieber auf den Waffenstillstand zu verzichten, als den U-Bootskrieg einzustellen, blieben erfolglos. Die Regierung war der Meinung, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Volk zur Erhebung zum letzten Widerstand aufzurufen. Aber es geschah auch nichts von ihr, um auf die höchstwahrscheinlich bald eintretende Möglichkeit vorzubereiten. In diesem Entschluß lag das Betreten der abschüssigen Bahn, die mit Beschwichtigung der unersättlichen Gier unserer Gegner zum Ziel führen sollte. Welch folgenschwerer Irrtum! Auf unsere entgegenkommende Antwortnote vom 20. Oktober erhielten wir am 23. bereits die Quittung in einer Form, die keinen Zweifel ließ, worauf es hinausging. Es hieß darin:

„Der Präsident hält es jedoch für seine Pflicht erneut auszusprechen, daß er nur die Erwägung eines solchen Waffenstillstandes für gerechtfertigt hält, der die Vereinigten Staaten und die mit ihnen verbündeten Mächte in einer solchen Lage läßt, daß die Möglichkeit besteht, jede Anordnung (!), die getroffen werden soll, zu erzwingen und die Aufnahme der Feindlichkeiten durch Deutschland unmöglich zu machen."

Auch über seine anderen Absichten ließ es der Präsident an Aufrichtigkeit nicht fehlen, indem er seine Zweifel äußert, daß der Grundsatz einer Regierung, die dem deutschen Volk verantwortlich ist, bereits voll durchgearbeitet sei, oder das jetzt in Gebrauch befindliche Regierungssystem auch von Dauer sein würde. Wenn daher mit dem monarchischen Autokraten von Deutschland jetzt verhandelt werden müsse, „so muß gefordert werden nicht Friedensverhandlungen, sondern völlige Übergabe". Drei Wochen waren wir nun hingehalten, um zu erfahren, daß wir uns widerstandslos zu ergeben hätten und zum Nachdruck für dieses Verlangen trieb Wilson die Kaiserfrage als Keil des Zwiespalts in die deutsche Nation,

Hielt jetzt der Kanzler den Zeitpunkt für gekommen, sich seiner Worte vom 5. Oktober zu erinnern vom Endkampf auf Leben und Tod,

„zu dem unser Volk ohne eigenes Verschulden gezwungen würde, wenn die Antwort der mit uns im Kriege stehenden Mächte auf unser Angebot von dem Willen, uns zu vernichten, diktiert werden sollte. Kein Zagen befällt mich bei

Digitized by Google

dem Gedanken — fuhr er fort — daß dieses zweite Ergebnis eintreten könnte, denn ich kenne die Größe der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unserm Volk vorhanden sind und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, uns gar nichts weiter als um unser Leben als Nation zu kämpfen, diese Kräfte verdoppeln würde."

Für die überaus wichtigen Entschließungen, die jetzt bevorstehen mußten, begaben sich Generalfeldmarschall v. Hindenburg, General Ludendorff und ich gemeinsam vom Großen Hauptquartier in Spa am 25. Oktober nach Berlin, um der Regierung zur Verfügung zu stehen. Auch jetzt noch hielt diese den Zeitpunkt zum Abbrechen der Verhandlungen nicht für gekommen. Die Note hatte im Gegenteil auf unser Volksempfinden keinen Eindruck gemacht, weil man es für gut befunden hatte, den langen Wortlaut bruchstückweise der Öffentlichkeit zu übermitteln und die Eingangsformeln in einigermaßen verbindlichem Ton gehalten waren. Diese Beruhigung der öffentlichen Meinung konnte der Regierung nach ihrem bisherigen Verhalten nicht unerwünscht sein. Wäre der ganze Zusammenhang in seiner vollen Schwere und Tragweite bekannt gemacht und gewürdigt worden, so war von dem gesunden Sinn des Volkes unter kräftiger und sicherer Führung die einzig mögliche Antwort zu erwarten, die uns noch Rettung verhieß. Diese Gelegenheit aber war bereits verpaßt. Ob staatsmännische Unzulänglichkeit oder andere Kräfte dabei mitgewirkt haben, muß die geschichtliche Forschung ergeben. Hierüber kann das deutsche Volk Rechenschaft verlangen, denn die letzte Gelegenheit, die Kapitulation zu vermeiden, ließ die Regierung hier vorübergehen. In einer langen Abendsitzung beim Vizekanzler v. Payer — der Reichskanzler war erkrankt — an der außer den vom Hauptquartier erschienenen Offizieren noch der Kriegsminister Scheüch teilnahm, wurden die eindringlichsten Vorstellungen erhoben, jetzt den Entschluß zum äußersten Widerstand zu finden. Vergebens. Denn der Vizekanzler hatte nicht das geringste Zutrauen, daß sich im Volk Verständnis dafür finden würde. Und es fiel das bittere Wort: „Die Masse des deutschen Volkes will nur Frieden, sie kämpft nicht für die Ehre, höchstens noch für ihr Lebensbedürfnis." Auch an diesem Abend kämpften in den Persönlichkeiten von Payer und Ludendorff zwei Weltanschauungen miteinander: die nüchterne Auffassung von der Gedankenwelt des nur um sein bißchen täglich Brot besorgten kleinen Mannes und die heroische, daß das Wohl des Staates allem anderen voransteht und von jedem Opfer heischt. Die beiden Anschauungen fanden nicht den gemeinsamen Weg aus der Not, die uns bedrohte. Wenn man unsern leitenden Staatsmännern den richtigen Maßstab für die psychologische Einschätzung unseres Volkes nicht absprechen will, so war es traurig um dieses bestellt, und sein Seelenzustand muß sich in den wenigen Oktoberwochen erheblich verschlechtert haben.

Jetzt nahm das Verhängnis schnell seinen Lauf. Die Notwendigkeit von der Abdankung des Kaisers erfüllte die Presse, denn nur noch dies letzte Zugeständnis schien uns von dem Wilsonfrieden zu trennen. Die Bereitwilligkeit der Regierung zu einem Waffenstillstand, wie Wilson ihn angekündigt hatte, war in ihrer letzten Erwiderung vom 27. Oktober vorbehaltlos ausgesprochen. Das konnte seine Wirkung auf die Gemüter in der Flotte nicht verfehlen, wenn es in geschickter Weise agitatorisch verwendet wurde. Und das geschah, ohne daß die Vorgesetzten dessen gewahr wurden, oder sich bei den ersten Anzeichen von Widersetzlichkeiten den vollen Ernst klar machten und ihr Verhalten darnach einrichteten. Die Gelegenheit für solche Kräfte, die schon lange ihre zersetzende Wirkung geübt hatten, wie sich die Unabhängigen Sozialisten dessen ausdrücklich rühmten, ergab sich, als die Flotte am 28. Oktober zu einer Unternehmung rüstete, was aus mancherlei

Digitized by Google

Anzeichen vermutet werden kann. (Erst wenn die Verbindung mit dem Lande abgebrochen ist, kann Offizieren und Mannschaften Zweck und Ziel einer Fahrt bekanntgegeben werden, deren Erfolg in der Überraschung des Feindes beruht.) Die Geschichte der Revolution wird ergeben, welche Momente zusammentrafen, um uns die von der Flotte erwartete Hilfe vorzuenthalten und den Geist des Aufruhrs von der Küste aus über das ganze Land zu verbreiten. In den inneren, dienstlichen Verhältnissen der Flotte hätte die aufständische Bewegung keinen triftigen Grund zum Auflodern finden können. Sonst hätte sie sich gerade auf den kleinen Fahrzeugen, die sehr viel härteren und anstrengenderen Dienst hatten, am ehesten bemerklich machen müssen, während sie ganz frei davon geblieben waren. Je weiter vom Feind ab, um so schlechter die Stimmung. Diese Erfahrung wiederholte sich auch in der Marine. Um so willkommener mußte der Flotte eine Aufgabe sein, die ihr Gelegenheit gab, sich gegen den Feind auszuzeichnen. Der U-Bootskrieg war eingestellt, somit war die Hemmung weggefallen, die ihrer freien Betätigung im Wege stand, denn auf der Schlagfertigkeit der Flotte beruhte die Durchführbarkeit des U-Bootskriegs. Nun waren die U-Boote vom Handelskrieg zurückgerufen und frei zu gemeinschaftlicher Verwendung mit der Hochseeflotte, die dadurch eine große Verstärkung ihrer Erfolgaussichten gegen die überlegene englische Flotte erfuhr. Eine Schädigung der Friedensverhandlungen war, als am 21. Oktober das Flottenkommando die Nachricht von dem Beschluß über den U-Bootskrieg und die Weisung erhielt, selbständig vorzugehen, nicht zu erwarten. Noch hatte sich ja der Gegner nicht einmal über die Waffenstillstandsbedingungen geäußert, sondern setzte seine Kampfhandlungen in gesteigertem Maße fort. Wenn aber überhaupt eine Schädigung zu befürchten war, so hätte das Heer Anlaß gehabt, Einspruch zu erheben. Diese Gewißheit hatte sich die Seekriegsleitung verschafft, daß das Heer nach einer Tat der Flotte drängte, ebenso wie auch der Reichskanzler davon unterrichtet war, daß die Flotte ihre Bewegungsfreiheit wieder erlangt habe und ausnützen würde. Von einem Erfolg der Flotte, auf den die Leitung bestimmt rechnete, war nur eine Besserung unserer militärischen Gesamtlage zu erhoffen. Daß sie dem Vaterland untreu werden würde, hat die gewissenlose Agitation erreicht, die es den Mannschaften glaubhaft machte, sie sollten einem falschen Ehrgefühl der Offiziere zuliebe geopfert werden. Denn auch die Haltung der Regierung mußte die Leute stutzig machen, ob es nicht doch Wahrheit sein könne, was ihnen da vorgeredet wurde. Warum hatte man sonst den U-Bootskrieg eingestellt, ohne einen positiven Gewinn dafür einzutauschen, und wozu sollten sie sich noch opfern, wenn der Abschluß des Kampfes in greifbare Nähe rückte? Mit dieser Logik kamen die Mannschaften immer wieder heraus, wenn sie über den unbegreiflichen Widerspruch befragt wurden, in dem ihr jetziges Verhalten zu dem sonst stets bewiesenen tapferen Draufgehen stand. Die Gleichgültigkeit und Lauheit in dem sozialen Empfinden, die der Zeit vor dem Kriege vorausgingen, sind aufs härteste bestraft. Es war ein Riß in unserm Volkskörper erzeugt, der sich in dem Gefühl der gemeinsamen Not bei Kriegsausbruch wohl etwas zusammenzog. Aber für eine gründliche Heilung war er schon zu vertieft, als daß er unter dem langen Kriegsdruck nicht wieder auseinanderklaffen sollte. Es geschah auch nichts Grundlegendes zu seiner Beseitigung und mit Schwäche und Nachgiebigkeit glaubte man die Sozialdemokratie bei der Stange zu halten, die mit ihren internationalen Bestrebungen Entgegenkommen bei unsern Feinden zu finden hoffte. Zur Regierung gelangt, wollte sie ihre friedlichen Absichten bekunden, indem Hals über Kopf die harten Waffenstillstands-Bedingungen angenommen wurden. Damit sollte der bei ihr wie unsern Feinden gleich ver-

Digitized by Google

haßte Militarismus, das heißt das Beste, was wir hatten: „unsere Wehrkraft", geopfert werden. Als Lohn dafür müssen jetzt alle Deutschen in ihrer Gesamtheit jeden Schimpf hinnehmen, den die Feinde sich zu unserer tiefsten Demütigung nur ausdenken konnten. Selbst die Hungerqual haben sie uns noch neun lange Monate hindurch auferlegt.

Und dennoch scheint noch keine Abkehr von diesen Ideen einzutreten, die das Heil unserer Zukunft in einem Völkerbund sehen, der uns nicht haben will, solange uns der Geruch der erhofften Weltrevolution anhaftet. Das internationale Liebeswerben trug uns früher Hohn und Spott ein, als es zum Nutzen unserer Feinde gereichte. Jetzt mit dem bolschewistischen Einschlag wittern sie die Gefahr, die ihnen selbst daraus droht, und werden uns erst recht am Boden halten, bis wir uns im Bruderzwist verzehrt haben und gänzlich zerfallen und machtlos sind.

Nur die Kraft des nationalen Gedankens bietet die Möglichkeit zu allseitiger Erkenntnis unserer Versäumnisse und der Bereitwilligkeit, sie zu sühnen. Das ist Vorbedingung für unsere Rettung. Besinnen wir uns wieder auf deutschen Stolz! Es gibt keine Anerkennung im Völkerleben ohne Ehre.

Der „Friede" und die Industrie.

Geheimrat Dr. von Rieppel (Nürnberg-Augsburger-Maschinenfabrik) schreibt uns:

Die Bedingungen des Friedensvertrages sind schlechterdings unerfüllbar. Man muß sich wundern, daß die Alliierten heute noch auf dem Standpunkt stehen, die Forderungen in die Tat umsetzen zu können. Noch mehr aber nimmt es wunder, zu sehen, wie das deutsche Volk offenbar ohne jede Vorstellung ist, was ihm auferlegt wird. Für das Wirtschaftsleben und den dort Tätigen bedeutet der Friedensvertrag im Verein mit dem inneren Zwiespalt im Lande das Ende. Wie lange noch und die Betriebe, in denen einstmals reges Leben herrschte, stehen still und leer?! Es wäre zur Not möglich gewesen, durch einmütiges, unverdrossenes, hartes Arbeiten der beispiellosen Vertragsbedingungen Herr zu werden. Da aber Arbeitsunlust und geschwächter Wille die Grundlage hierfür entziehen, ist es ausgeschlossen, ein Gegengewicht zu bieten. Dazu kommt die überstürzte Einrichtung der Betriebsräte. Nicht als ob diese nicht sein sollten, aber ihr Entstehen ausgerechnet jetzt, da alles Hand anlegen sollte, statt zu debattieren, kann nicht als richtig angesehen werden. Die vielen und langen Verhandlungen lassen nicht zur Werte schaffenden Arbeit kommen und entziehen eine außerordentliche große Anzahl von Hand- und Kopfarbeitern ihrer unmittelbaren beruflichen Tätigkeit. Betrachte man ferner Kontrastwirkungen, wie wir sie eben erst in den letzten Tagen sahen! Ursprünglich Planwirtschaft, jetzt wieder Aufgeben der Planwirtschaft, statt dessen freie Wirtschaft! Wohin soll dies fortgesetzte Hin- und Hergeworfenwerden von einer Seite zur andern führen! Wäre es nicht das Gegebene, den gesunden Kern, der in der Planwirtschaft steckt, herauszuschälen und aus ihm die neue Wirtschaftsform sich entwickeln zu lassen? Vernunft und ruhige Überlegung sind nicht mehr vorhanden. Ein Jagen nach einem vermeintlichen besseren Dasein hat allenthalben eingesetzt. Ein Halten gibt es nicht mehr. Dazu die unseligen Bestrebungen, die, nicht zuletzt in Bayern, das Reich zum Zerfall zu bringen drohen! Es scheint, als müssen erst die allerbittersten Erfahrungen dem deutschen Volk die Augen öffnen. Nur die Hoffnung bleibt, es werde soviel innere Kraft dann noch besitzen, um sich auf sich selbst zu besinnen und den Weg in eine erträgliche Zukunft zu finden.

Digitized by Google

Der „Friede" für Österreich.

Der Friedensentwurf für die Ostmark Karls des Großen, die im Revolutionstaumel voreilig Deutschösterreich getauft wurde, ist vernichtend. Mehr als ein Drittel der auf dem Gebiete des gestorbenen Österreich-Ungarn seßhaften Deutschen soll unter Fremdherrschaft kommen. Dem uns zugestandenen lebensunfähigen Staate droht die Versklavung durch slavische Nachbarn oder durch den „Völkerbund". Im Unglücksnovember 1918 verabsäumten die Regierung und die provisorische Nationalversammlung, den Anschluß an das Deutsche Reich sofort und endgültig zu vollziehen. Hätte man dies damals ohne viel Gerede getan, dann wäre es auch der Friedenskonferenz nicht gelungen, noch einmal zu trennen, was zusammengehört. Später machten kleine aber mächtige Gruppen unter uns mehr und mehr Bedenken gegen die Angliederung geltend und mißbrauchten ihren Einfluß auf die politisch und wirtschaftlich ungebildeten Massen: Ein Teil des Großkapitals scheut den reichsdeutschen Wettbewerb ohne Schutzzoll und strebt deshalb eine staatliche Sonderstellung an; eine volksfremde aber weitverbreitete Börsenpresse vertritt einseitig Handelsinteressen und liebäugelt mit einem Bündnis mit den „Sukzessionsstaaten"; gewisse kirchliche und nichtkirchliche „hohe Kreise" wollen trotz Kaiser Karl die Habsburger nicht vergessen, und der von Rassenfremden geführte bolschewikenfreundliche Flügel unserer Sozialdemokratie, dem auch merkwürdigerweise leitende Staatsmänner zuzuzählen sind, hat für „Großdeutschland" nichts mehr übrig, seit man in Berlin-Weimar dem Zersetzungswerk der Spartakisten kräftig entgegenwirkt. Dazu gesellen sich Eigenbrötler, die von einer Neutralisierung der Ostmark schwärmen.

Geflissentlich hat man das Volk in dem Glauben erhalten und darin bestärkt, daß wir — verzichteten wir wenigstens „vorderhand" auf den Anschluß — einen „guten Frieden" erhalten würden. Und jetzt wird uns trotz der leichtfertigen Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Entente ein Friede zugemutet, der den Tod Deutschösterreichs bedeutet. Millionen Deutsche in den an Rohstoffen reichen Gebieten Böhmens, Mährens und Schlesiens den Tschechen ausgeliefert, deren Land- und Leutehunger nicht einmal vor Niederösterreich haltmacht; in Steiermark und Kärnten der Verlust uralter und urdeutscher Siedelungen und Städte — Marburg, Radkersburg, Klagenfurt! Das letzte deutsche Sonnenland, Deutschsüdtirol mit Bozen und Meran, Italien überantwortet; die Banater Schwaben und die Siebenbürger Sachsen zu Serbien und Rumänien geschlagen, ganz zu schweigen von den vielen blühenden deutschen Sprachinseln, die überall in die Tschechoslowakei, Südslawien und Polen eingesprengt sind! Dazu wirtschaftliche Bedingungen, die uns erdrosseln. Auch bei uns hatten sich sonderbare Ideologen, die nicht stets von listigen Quertreibern zu unterscheiden waren, den „Wilson-Frieden" anders vorgestellt, aber Klarblickende, auf die man leider nicht hörte, behielten nur zu recht . . .

Unsere Vertreter in St. Germain haben wirtschaftliche und finanzielle Erleichterungen und angeblich auch die Möglichkeit der Angliederung westungarischer deutscher Gaue, die besonders für die Versorgung Wiens künftig wichtig wären, durchgesetzt. Erreichten sie aber auch noch weit größere Änderungen des ursprünglichen Friedensvertrages, es genügte kaum für das dürftigste Dasein. An gerechte nationale Grenzen im Norden und Süden glaubt nicht mehr der rosenfarbigste Optimist! Balkanverhältnisse, der Balkan wird bis an die bayerische und die sächsische Grenze reichen. Die Ostmark wird wieder Schutzwall, wie einst, aber ein selbst des Schutzes bedürftiger Wall.

Retten könnte uns nur der Anschluß an das Reich. Wir bedürfen des stärk-

Digitized by Google

sten Rückhaltes an Deutschland, denn unser allzu weicher Volkscharakter, der so leicht fremdartigen und fremdrassigen Einflüssen zugänglich ist, besitzt nicht die für eine gute Zukunft jetzt doppelt notwendige, schier unentbehrliche Kraft, sich auch unter den widrigen Verhältnissen völkisch und wirtschaftlich zu behaupten. Auf uns lauert die Gefahr einer verschleierten oder auch schon nicht mehr verschleierten dauernden Knechtung durch die Entente, die zwar auf die Zertrümmerung Österreich-Ungarns mit allen Mitteln hinarbeitete, aber heute einen „Donaubund" begünstigt und recht geschickt fördert, der die endliche Entnationalisierung Deutschösterreichs herbeiführen würde.

Das Deutsche Reich wird wieder in der alten Herrlichkeit erstehen — das hoffen wir, daran glauben wir, und dieser Glaube richtet uns in allerschwerster Zeit auf. Aber die Ostmark? Hin zum Reich! muß unser sehnsuchtsvolles und beharrliches Streben sein, unbekümmert um die Widerstände jener volksfremden Kreise, die — nicht immer persönlich uneigennützig — nach Paris, London und Newyork schielen. Zusammenschluß, Arbeit, Pflichterfüllung, Zielsicherheit. Überwindung der schleichenden und nur mehr zerstörenden Revolution, die von Budapest und Moskau her genährt und bezahlt wird, Ausschaltung jener Elemente, die unter dem Deckmantel der Volksfreundlichkeit die größten Feinde des werktätigen Volkes aller Schichten sind. Selbstbesinnung, Selbstvertrauen, Aufbau!

Sammeln wir unsere besten Kräfte, steifen wir unsere Nacken und setzen wir unser alles für die Heimkehr ins große Vaterland ein, dann wird der „Friede" von Versailles und von St. Germain ebenso überwunden werden, wie der Friede von Münster und Osnabrück, der Friede von Tilsit und von Schönbrunn überwunden wurde.

Krieglach, am 12. Juli 1919. Hans Ludwig Rosegger.

Der „Friede" im Orient.

Von A. Dirr.

Als ich im Juni vorigen Jahres nach Konstantinopel kam und gelegentlich eines Ausfluges nach den Prinzeninseln die Ruinen des Bahnhofes in Haidar-Pascha sah, durchzuckte mich ein jäher Schreck. Es war mir für einen ganz kurzen Augenblick der Gedanke aufgetaucht, der Ruin dieser Anlage — der Kopfstation der Bagdadbahn! — könnte vielleicht eines Tages das Symbol für den Zusammenbruch unserer Orientinteressen werden. Ich wies den Gedanken natürlich sofort ab — er schien mir widersinnig, phantastisch, unmöglich. Aber aus Widersinn, Phantasterei und Unmöglichkeit ist eine Tatsache geworden.

Statt Hamburg-Bagdad heißt es heute — aber nicht für uns — Kairo—Alexandrette—Bagdad—Persischer Golf—Bombay. Die Verbindung Kapstadt—Kairo wird heute durch kein Deutsch-Ostafrika mehr unterbrochen, Kamerun und Togo runden das riesige französische Kolonialreich ab, Deutsch-Südwest wird englisch und von unsern Südseekolonien bleiben uns nur die schönen Bestände in unsern ethnographischen Museen. Kiautschou wird japanische Basis im Reiche der Mitte. Soviel über unseren ehemaligen Besitz.

Und nun zu unsern Interessen im Ausland, speziell im Orient. In der Türkei ist kein lebender Deutscher mehr; bloß die Knochen unserer Soldaten bleichen in der Sinaiwüste, in Palästina und Syrien, auf dem ganzen, langen Trakt von Haidarpascha bis nach Bagdad. Georgien, das uns im Vorjahre als Retter begrüßte, sah uns bekümmerten Herzens abziehen und hat jetzt statt

Digitized by Google

deutscher Soldaten Gurkas und Tommies als Beschützer. Persien, das im Grunde seiner Seele zu uns gehalten hatte, hat zwar seine russischen Protektoren los, wird aber der Brückenkopf von Indien und Beludschistan. In Siam sind wir ausgeschaltet und in Transkaspien ist für uns nichts mehr zu holen. In China sind wir totgemacht worden. In den Ländern unserer Feinde aber sind wir zweimal tot.

Um es in der Geschäfts- und in der Sprache des Friedensvertrags zu sagen: Deutschland verzichtet auf alle seine Verträge, Abmachungen, Vereinbarungen und Rechte. Vermögen und Eigentum Deutschlands oder deutscher Staatsangehöriger verfällt. Alle von den feindlichen Staaten gegen unsere Landsleute im Orient vorgenommenen wirtschaftlichen Handlungen muß Deutschland als zu Recht bestehend anerkennen. Das gilt nicht nur für die orientalischen Gebiete, soweit sie Kolonien der uns feindlichen Mächte sind, sondern auch für selbständige Staaten, wie Siam und China. In Siam z. B. verzichten wir auf alle mit diesem Staat geschlossenen Verträge, auf die Konsulatsgerichtsbarkeit, auf das Vermögen des Deutschen Reichs (ausschließlich der Konsulatsgebäude) und der deutschen Staatsangehörigen, was alles ohne Entschädigung auf die siamesische Regierung übergeht. Wir verzichten auf Entschädigung für beschlagnahmte Schiffe und Liquidierung deutschen Eigentums oder Internierung deutscher Staatsangehöriger. In China verzichten wir auf alle unsere Rechte, wir treten an China alles ab, was wir dort besaßen, in Tientsin sowohl als in Hankow und Schantung. China soll aber nichts oder nur wenig davon haben, denn die deutschen Konzessionen sollen einesteils der internationalen Ansiedlung (lies: Frankreich und England) zur Verfügung gestellt werden, anderenteils, wie im Falle von Schantung (mit Kiautschou), an Japan abgetreten werden.

Es wird uns also das Fell von der Fußsohle bis zum Scheitel über die Ohren abgezogen. Es bleiben uns nur die Augen zum Weinen übrig — wie's uns die Franzosen vorhergesagt hatten. Man hat uns nicht nur materiell, sondern auch moralisch ruiniert. Wir sind in der Lage eines Mannes, dem seine ganze unversicherte Habe abgebrannt ist, sein Stadthaus und sein Ökonomiegut draußen auf dem Lande mit Vieh und Feldern, Wiesen und Wäldern, dem sein Geld auf der Bank gestohlen worden ist und der zum Überfluß noch scheel über die Achsel angesehen wird. Über dessen Ruin aber die Konkurrenten frohlocken mit der festen Absicht, ihn nicht wieder hochkommen zu lassen. Dem noch dazu die eigenen Kinder entgegenarbeiten; die einen, weil sie mit dem Herrn Papa in nebensächlichen Dingen nicht übereinstimmen, die andern, weil sie meinen, man solle warten, bis des Nachbarn Gut auch abbrennt.

Es ist sicher, daß man dem deutschen Volk die Lage so schwarz malen muß, wie sie wirklich ist. Ein schwärzeres Schwarz gibt es ja auch gar nicht. Und es ist ebenso sicher, daß es Millionen unserer Volksgenossen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist, wie furchtbar wir dran sind. All die Kolonialgegner, all die Verächter unserer Betätigung in Übersee, von denen mancher jetzt triumphiert, weil er „Recht" behalten hat, werden es jetzt erst merken, wie sehr sie Unrecht hatten. Sie werden freilich darauf pochen, daß gerade unsere Kolonialpolitik, unser Welthandel und unsere Weltgeltung daran schuld sind, daß dieser Krieg gekommen ist. Sie werden aber die Antwort schuldig bleiben, wenn man sie frägt, wie es anzufangen wäre, daß 70 Millionen Menschen auf einer halben Million Quadratkilometer leben sollen, ohne über die Grenzen zu schauen, wie ein Mann in Kinderkleider gezwängt werden soll, wo ein schnell wachsendes Volk die Produkte hernehmen soll, die sein eigener Boden nicht hervorbringt. Es gab eben für Deutschland keine andere Möglichkeit, wollte es nicht auf dem

Digitized by Google

eigenen Boden verhungern und jährlich eine steigende Menge Volksgenossen abstoßen, wollte es nicht im Wettbewerb der Nationen einen der letzten Plätze einnehmen und Ausbeutungsobjekt werden, als daß es seine lebendigen Kräfte, seine Hilfsmittel und natürlichen Quellen zusammenfaßte und mittat im Wettlauf. Wer nicht oben aufkommt, geht unter. Wer nicht nach Besserem strebt, geht zurück. Wer nicht die Leiter hinaufwill, muß unten bleiben, darf sich aber dann nicht wundern, wenn ihm die oben auf den Kopf spucken.

Aber in Deutschland ist die Selbstbespuckung Mode geworden. Das ist eine der ekelhaftesten, wenn nicht die ekelhafteste Erscheinung in unserem Leben seit dem November vorigen Jahres. Und diese Menschen, die da reuig an die Brust klopfen und ihr nostra culpa den höhnisch lachenden Feinden entgegenwinseln, sind um so erbärmlicher, als sie dabei sich selbst belügen und ihr ganzes Volk belügen wollen. Wir sehen es ja täglich mehr, wozu diese ganze Orgie von Selbstbetrug, Selbstentmannung, Selbsterniedrigung geführt hat. Zum Ruin. Die schweren Millionen — besser gesagt, Milliarden — an deutschen Werten, die in Amerika, England, Frankreich, Italien, Rußland staken, sind dahin. Nicht einmal die Aussicht ist uns geblieben auf unsern natürlichsten, nächstliegendsten Markt, Osteuropa, d. h. Rußland mit den Balkanländern und Rumänien. Ersteres hat seine Wirtschaft total ruiniert, wenigstens in den Gebieten bolschewistischer Mißwirtschaft, und in Sibirien, das sich im ganzen vom Bolschewismus freigehalten hat, ist Ententekapital und Ententeeinfluß längst dabei, alles Verfügbare aufzukaufen, an sich zu reißen und es für uns auszuschalten. Was in Rumänien und auf dem Balkan noch für uns zu holen sein soll, sieht man schwierig ein, wir dürfen froh sein, wenn sie uns um schweres Geld Getreide liefern.

Es gibt Leute, die trösten sich damit, daß sie sagen, wir müssen eben ganz von vorn wieder anfangen. Ihnen schwebt augenscheinlich das Deutschland nach dem Siebzigerkrieg vor, das auch sozusagen von vorne angefangen hat. Aber jenes Deutschland war nicht ein verhungertes Deutschland, es war auch kein von inneren Wirren zerrissenes, sondern eines, das eben seine Einigkeit in mächtigen Kämpfen errungen hatte, es war siegreich, nicht aber besiegt, es war zwar ein armes, aber kein bankrottes Land, es konnte mit Zuversicht in eine helle Zukunft sehen, während dem unsern alles Grau in Grau erscheinen muß, es hatte kaufkräftige und nicht ausgepoverte Nachbarn; Afrika war noch nicht aufgeteilt, Japan noch kein moderner Staat, China noch nicht erwacht, es gab noch nicht die erbarmungslose wirtschaftliche Rivalität unter den Mächten und es hatte nicht mit dem tiefen Mißtrauen derjenigen Staaten zu rechnen, die ihm 40 Jahre später mit den Waffen entgegentreten sollten — kurz, es war ein Deutschland, dem die Welt offen stand, dieselbe Welt, die ihm jetzt verriegelt ist.

Zwei Dinge waren mir immer mit am härtesten zu ertragen: während der letzten Zeiten des Krieges die Redensart „es ist Zeit, daß der Schwindel bald aufhört" und jetzt das jämmerliche Behagen der Menschen, wenn sie ein Stückchen Speck, eine Orange, eine Feige, ein Pfündchen Mehl erhaschen. Als ob jetzt alles wieder gut wäre, als ob jetzt wirklich „Frieden" wäre und fürs deutsche Volk nicht der erbittertste Kampf ums Dasein anginge. Der Wirt in „Hermann und Dorothea" hat die Geschicke der Türkei für ein willkommenes Thema zu einem Sonntagsgespräch gehalten; der moderne Deutsche, der's wissen sollte, daß dort seine eigene Sache verhandelt wird, ist noch auf demselben Standpunkt. Ihm ist die Türkei auch Hekuba, wenn er bloß sein Stückchen Speck kriegt. Ich fürchte, die Freude daran wird ihm bald vergehen.

Digitized by Google

Das linke Rheinufer.

Der Basler Historiker Baechtold hat in einer 1916 erschienenen Schrift über den preußisch-deutschen Staat nachdrücklichst die Tatsache hervorgehoben, daß sich zwischen dem Kern der deutschen Staatsbildung und Frankreich einer-, Rußland anderseits je ein von Randmeer zu Randmeer, vom Kanal bis zum Mittelmeer, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer verlaufendes Krisenfeld, eine Art Bruchgraben geschoben habe, um den der Kampf immer aufs neue aufzuleben scheint. Beide Krisenfelder sind aus der gleichen, oder doch ähnlicher Ursache entstanden. In den Anfängen unserer Geschichte war das westliche Krisenfeld römisch-keltischer Besitz, der Rhein die Grenze des Römerreichs. Slaven besiedelten das östliche Krisenfeld. Eine Änderung trat zum ersten Male ein, als sich die germanische Völkerflut staute, die sich jahrhundertelang vom nördlichen Europa südwärts ergossen hatte. Da bildete sich im Bereiche der Alpen eine neue, die christlich-germanische Kultur, getragen von der deutschen Nation und ihrem, dem mittelalterlichen Reiche. Christlich-germanische Kultur und mittelalterliches Reich deutscher Nation wachsen jäh und machtvoll empor. Sie ließen sich nicht in den schmalen Raum zwischen Rhein und Elbe bannen, sondern griffen über die beiden angrenzenden Krisenfelder in gewaltigem Anlauf hinüber. Indessen gelang es ihnen nicht, diese Nachbargebiete sich restlos und ein für allemal einzuverleiben. Das lag vor allem an der geringen Härte der staatsbildenden Kraft des deutschen Volkes. Es setzte sich nicht nur nie vollkommen zur Ruhe, sondern bewahrte von seinen germanischen Vorfahren auch die gefährliche Neigung, bei Berührung mit einer fremden Kultur ihr nachzugeben, wenn nicht ganz und gar in ihr aufzugehen, anstatt sich ihr entgegenzustemmen. Im tiefsten waren und blieben die Deutschen weit mehr dazu veranlagt, sich als Kulturdünger für andere herzugeben, als sich gegen andere abzuschließen, sich als Volk zu behaupten, und sich staatlich zu festigen. Die widerspruchsvolle und widersinnige Spaltung des Begriffs Nation in Kultur- und Staatsnation rührt von ihnen her, weil sie eine Nation sein möchten, aber unklar empfinden, daß sie es immer noch nicht sind. Sie haben nie wie die Franzosen Proselyten geworben, nie wie die Engländer außerhalb ihrer Grenzen rasseschöpferisch gewirkt. Wäre nicht ihre Fruchtbarkeit, wüchse der Stamm nicht mit erstaunlicher Lebenskraft immer wieder nach, so müßten sie sich längst ausgegeben haben. Das Volkstum ihrer Randbevölkerung jedoch, ebenso wie das ihrer Auswanderer ist stets aufs äußerste gefährdet gewesen, und hat ohne Rückenstärkung durch politische Machtmittel von innen her, nur aus eigener Kraft frembem Andringen kaum genügend Widerstand entgegenzusetzen.

Vom 14. und 15. Jahrhundert an vermochten sich die keltisch-römische und die slawische Kultur wieder zu erholen. In starkem Wogenschlag drangen sie zum zweiten Male gegen den Rhein und die Elbe vor. Stück um Stück warfen sie uns aus den beiden Bruchgräben hinaus. Mit den Befreiungskriegen schien ihr Angriff zunächst abgeriegelt, mit dem Deutsch-Französischem Kriege von 1870/71 und dem deutsch-österreichischen Bündnis von 1879 zurückgeschlagen zu sein. Heute wissen wir, daß wir uns wie die Österreicher im Siebenjährigen Kriege bei Torgau zu früh über dem Beutemachen zerstreut und gejubelt haben. Unsere Gegner fanden sich inzwischen in einer verdoppelten Anstrengung und haben uns nach anderthalb Jahrtausenden die beiden Krisenfelder, die Lungen gleichsam, durch die unser Volksorganismus atmete, entrungen.

Wir Deutsche leben seit Jahren von Selbsttäuschungen, und die Entente versteht sich meisterlich darauf, diesen Gemütszustand in uns zu pflegen und zu fördern.

Digitized by Google

Er spart ihr Geld, Menschen und Verzweiflungskämpfe, in denen sie schwerlich Sieger geworden wäre. Es ist daher vorauszusehen, daß sich unsere öffentliche Meinung auch über die Tragweite der am Rhein gefallenen Entscheidung keine Rechenschaft geben wird. Man wird an den drohenden Verlust des linken Rheinufers nicht glauben wollen, mit Berufung darauf, daß die Sprachgrenze trotz der häufigen Verschiebung der politischen Grenzen alle die fünfzehnhundert Jahre hindurch starr geblieben ist und daß wir im Elsaß den Kern seiner Einwohner 1870 noch so deutsch antrafen, wie wir ihn 1680 verloren. Die Franzosen würden also erst recht nicht des ganzen linken Rheinufers mächtig werden. Aber die Dinge liegen in Wahrheit vollkommen anders. Die Sprache ist das letzte, das einer Bevölkerung beim Wechsel ihrer Kultur verloren geht. Das Blattwerk eines Baumes braucht erst zu welken, wenn die Wurzeln ausgehoben sind. Soweit war es in den letzten Jahrhunderten nicht gekommen. Erst jetzt winkt den Franzosen die Möglichkeit, ganze Arbeit machen zu können. Vor allem jedoch beweist die Berufung auf das Elsaß für die Gegenwart gar nichts.

Das französische Königtum bekam 1648 das Elsaß als Zufallsgewinn. Es ließ sich anfangs nur auf ihn ein, weil es dadurch Sitz und Stimme auf dem Reichstag des alten römischen Reiches deutscher Nation zu erlangen hoffte. Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Frankreich wußte mit dem von seinen Grenzen abgelegenen Lande nicht viel anzufangen, bis ihm endlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts auch Lothringen zufiel und dadurch sein oberrheinischer Besitz mit dem Innern Zusammenhang erhielt. Von da an hat die Verwelschung des Elsaß Zug um Zug beträchtliche Fortschritte gemacht und wir dürfen wohl sagen, daß die zwölfte Stunde für das Deutschtum dort geschlagen hatte, als wir den Oberrhein 1870 wieder überschritten. Dabei sind die Elsässer in ihrer großen Mehrzahl von Herkunft Alemannen, und es gibt neben den Niedersachsen schwerlich einen deutschen Stamm von verhältnismäßig gleich großer Kraft der Selbstbehauptung. Noch viel mehr aber fiel ins Gewicht, daß die Elsässer seit dem 8. und 9. Jahrhundert in einer sich immer enger knüpfenden Lebensgemeinschaft mit ihren gesamten Stammesgenossen durch ganz Süddeutschland hin bis an und über den Lech hausten, von der sie nur einen bescheidenen Bruchteil bildeten. Die Wurzeln ihres Daseins blieben deshalb im deutschen Boden, auch als das Land politisch zu Frankreich geschlagen wurde; und Frankreich konnte nur unendlich mühsam und ganz allmählich die Verbindungen lösen, die vom Elsaß nach Oberdeutschland führen. Noch schwerer fiel ihm, die Bevölkerung neue Wurzeln in seinem Boden schlagen zu lassen, da es sie Menschenalter lang dort in keine nähere Lebensgemeinschaft zum Ersatz für die entschwindende, einzuweisen vermochte. Erst ganz zum Schlusse eröffnete sich ihm eine solche Aussicht. Aber auch sie war noch entfernt und unsicher, als das Land wieder deutsch wurde.

Mit den nördlich vom Elsaß sitzenden Bewohnern des linken Rheinufers steht es völlig anders wie mit den Elsässern. Sie sind nicht Alemannen, sondern Franken, und als solche wesentlich beweglicher und empfänglicher als jene. Sie bilden außerdem eine Lebensgemeinschaft für sich. Rechts des Rheins gehört noch etwa die Bergstraße von Heidelberg bis Frankfurt und der Rheingau von Wiesbaden bis Rüdesheim, weiter abwärts das Industriegebiet bis etwa Elberfeld und Essen dazu, sonst nichts. Die Bevölkerung dort ist also erheblich leichter als seinerzeit die Elsässer aus dem Geflecht deutschen Lebens zu lösen.

Gewiß wird sich das Rheinland nicht von heute auf morgen wandeln. Das Haus Habsburg und das alte Reich, das die liberale Historie des 19. Jahrhunderts in ihrem Hochmut nicht tief genug herabsetzen konnte, haben das Rheinland so

Digitized by Google

zähe verteidigt, daß es bis 1801 gegen die Franzosen gehalten wurde und nachher nur 13 Jahre im Besitze Napoleons blieb. Deutsche Art und Anhänglichkeit an Deutschland sind dort infolgedessen zur Stunde durchaus lebendig. Auf den deutschen Sinn seiner Einwohner in ihrer großen Mehrzahl ist Verlaß. Aber das Gesetz des überzeitlichen und überindividuellen geschichtlichen Geschehens spricht nicht ebenso zu unseren Gunsten wie der Herzschlag des eben jetzt lebenden Geschlechts. Unser Staat ist zerbrochen, unsere Kultur seit der Reformation mehr als nur einmal gespalten und durch den Materialismus des letzten Menschenalters auf einer niederen Stufe der Geistigkeit. Welchen Rückhalt werden wir unseren linksrheinischen Genossen gewähren? Umgekehrt aber wird sich die französische Kultur mit allem Nachdruck im Rheinland betätigen. Im Elsaß ließ sich die keltische Legende, die Märe von der keltischen Herkunft der Elsässer bloß künstlich hochzüchten; die keltische Vergangenheit klang nur noch in der Einsamkeit der Vogesenwälder, nie und nimmer in der Rheinebene nach, weil sie hier nie reich und farbig gewesen war. Dagegen hatte sie in Trier ihren Brennpunkt. ihre Richtung hat moselabwärts geführt und sich von dort aus nach beiden Seiten rheinab- und aufwärts ausgebreitet. Wo aber die keltische Legende nicht verfangen wird, wird die Erinnerung an Karl den Großen und das fränkische Reich in den Dienst Frankreichs gestellt werden. Aachen war dereinst seine Hauptstadt. Tausend materielle Lockmittel werden den Franzosen dort zu Hilfe kommen, wo die Berufung an geschichtliche Ideen versagt....

Einer unserer tiefst blickenden deutschen Publizisten im 19. Jahrhundert, Edmund Jörg, der Redakteur der Münchener „Historisch-Politischen Blätter", schrieb in seiner Neujahrsbetrachtung zum Jahre 1853, an der Schwelle des Kaisertums Napoleons III.: „Der Franzose, wie kaum ein anderes Volk, lebt in seiner Geschichte." Wie scharf hebt das kurze Wort das Bild des französischen Volkes in seinem durchgreifenden politischen Unterschiede von dem unseres Volkes ab, das so gar nicht in seiner Geschichte lebt! Das Ziel der französischen Geschichte aber ist der Rhein. Die Franzosen haben sich gelegentlich meerwärts gewandt, zum Mittelmeer hin oder zum Atlantischen Ozean. Immer wieder kehrten sie sich gen Nordosten. Es ist, als wenn die eiserne Hand des alten Rom die Nachfahren der von Cäsar unterworfenen Gallier noch heute leitete und als wenn es sich durch sie an den Germanen rächte. Der Zwang zweitausendjährigen Lebens in der Geschichte treibt die Franzosen mit einer Gewalt, der sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert weniger entziehen können, gegen den Rhein. Keinen Augenblick hat ihre politische Literatur den Anspruch auf ihn preisgegeben, als sie 1815 durch die Befreiungskriege anscheinend endgültig von ihm zurückgeschlagen waren und 1871 selbst aus der Ecke am Oberrhein weichen mußten.

Es ist ein schlechter Trost, obwohl ihn die Schlagwort-Jongleure, die uns beherrschen, immer noch im Munde führen, daß wir selbst nach den Verlusten des Friedensvertrags volkreicher als Frankreich sind. Nur mit Geviertmeilen und Volkszählungen ist für den, der das Gewicht, die Macht Frankreichs ermessen will, wenig anzufangen. Das Königreich Frankreich stand ursprünglich an Ausdehnung gegen das mittelalterliche Reich deutscher Nation weit zurück. Auch an Reichtum des Volks konnte es sich mit diesem nicht messen. Trotzdem kam es nicht nur empor, sondern überstrahlte den Nachbarn an europäischer Bedeutung allmählich auch vom 13. Jahrhundert an.

Ein ungemeiner, in der Geschichte wohl beispielloser Kulturreiz ging von der französischen Nation aus, der vor ihr her Hindernisse ebnete, welche sie mit Menschenleibern und Feuerwaffen allein nie überwunden hätte. Ein glühendes National-

Digitized by Google

gefühl, ein starkes Staatsbewußtsein kamen dem Vordringen der französischen Kultur zu Hilfe. Jenes stützte die Franzosen bei Rückschlägen; dieses sorgte dafür, daß ihre Fortschritte hinreichend gesichert wurden. Unter Ludwig XIV. waren sie eine Zeitlang der „Universalherrschaft" über Europa nicht ferne, unter Napoleon haben sie sie ein Jahrzehnt lang ausgeübt. Das ganze Ausmaß der politischen und in Politik umgesetzten kulturellen Energie dieses Volkes offenbarte sich uns darin, daß es schon ein Jahrhundert nach der furchtbaren Erschöpfung, worin die Kämpfe Ludwigs XIV. für seine Untertanen endeten, einen zweiten Anlauf zur Herrschaft über das Abendland nahm, großartiger noch als der erste. Die Franzosen verlassen sich allem Anscheine nach auch heute wieder darauf, daß ihre Kultur, ihr Staatswille, ihre Begeisterung für Frankreich eine sieghafte Anziehungskraft ausüben werden, die es ihnen erlaubt, die Nachteile zu vermeiden, die gewaltsamen Annexionen anzuhaften pflegen.

Freilich, ohne Erdenschwere ist auch die französische Nation nicht. Soviel mehr sie aus ihrer verhältnismäßig bescheidenen Ausstattung mit Land und Volk als wir herauszuwirtschaften vermocht hat, so zog ihr die Bescheidenheit der Ausstattung doch Grenzen, über die hinaus auch sie sich nicht schwingen konnte. Der Abstand zwischen dem Ehrzeiz und den natürlichen Kräften zeigte sich in seiner niederdrückenden Bedeutung schon am Ausgange der Regierung Ludwigs XIV. Die Spannung hat bisher beständig zugenommen. Das Wachstum der Bevölkerung ist ganz und gar ins Stocken geraten. Wird schließlich nicht die Stärke des Staatswillens und das Feuer des Kulturreizes dadurch eine Einbuße erleiden müssen? Nur, soweit es sich bei der räumlichen Ausdehnung und der Volksmenge gewissermaßen um eine Rückversicherung handelt, die auch ein Staat wie der französische nicht beim Aufbau seiner Macht entbehren kann, wird der Vergleich zwischen uns und Frankreich, der den Unterschied der natürlichen Kräfte gegen Frankreich zu unseren Gunsten ausspielen möchte, vielleicht eine Berechtigung erlangen, wenn sich erst der Pulverdampf verzogen hat und wir nach der Aufhebung der geistigen Blockade, die über uns fünf Jahre lang verhängt war, wieder seh- und abschätzungsfähig geworden sind. Mit dem Erfolge des französischen Konstitutionalismus in Deutschland, mit dem Siege des von Frankreich verkündeten Nationalitätsprinzips über Österreich hat sich der französische Kulturzauber fürs erste erschöpft. Noch verrät sich nicht, daß Frankreich der Welt etwas Neues zu bieten weiß. Seine Diplomatie hat sich in Versailles vermutlich vollkommen in den Geleisen des 16. und 17. Jahrhunderts, der Revolution und Napoleons bewegt. Uns erscheint Clemenceau wie ihr Symbol, von einer gewissen Größe im Festhalten an einem Ziele durch ein ganzes Leben, aber starr und greisenhaft, überlebt und nirgends eine Spur, die in ein neues Zeitalter hinüberführt. Während die Kurve der deutschen Geschichte trotz aller Hemmungen und Krümmungen bisher immer noch aufwärts führte, steigt die Kurve Frankreichs nur bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts unzweifelhaft an; da aber scheint sie sich geneigt zu haben und niederwärts zu führen, wie sehr sich gleich die Nation dagegen aufbäumt.

Aber vielleicht öffnete sich in den beiden letzten Menschenaltern ein Quell, aus dem die Franzosen hoffen dürfen, sich eine neue Jugend zu trinken. Die wirtschaftliche Entwicklung zeichnet vor unsern Blicken mit allmählich zunehmender Deutlichkeit des Umrisses inmitten Europas ein Gebiet wieder als autonomes Gebilde hin, dessen staatliches und kulturelles Eigenleben uns längst für immer zur Vergangenheit geworden galt.

Die Textilindustrie der Schweiz und um Mülhausen her, der Kohlen- und Eisenbergbau Lothringens, Nordfrankreichs und Belgiens, wiederum die Textil-

Digitized by Google

industrie der Rheinprovinz und Belgiens, dazu der den ganzen Raum umklammernde Rheinhandel, sowie die es rückgratgleich durchziehenden und verbindenden Eisenbahnstrecken Zürich—Bern über Straßburg nach Metz—Lille—Brüssel—Antwerpen einer-, Cöln—Aachen—Brüssel—Antwerpen anderseits fassen das westliche Krisenfeld plötzlich aufs neue zu einer landschaftlichen Einheit zusammen, als die es schon vor einem Jahrtausend einmal als Lotharingien in die Erscheinung trat. Lotharingien zerfiel rasch wieder. Aber die Landschaft strahlte von Zeit zu Zeit noch außerordentliche Kulturkräfte aus. Sie wurde die Heimat der Gotik, die geistige Werkstätte der Hochscholastik, der Boden, woraus die Blüte der niederländisch-burgundischen Malerei entsprang, der Herrschaftsbereich des Erasmus von Rotterdam. Heute ersteht sie wieder. Wer weiß, ob ihre wahre und echte Geschichte nicht erst vor ihr liegt?

Es war ein Verhängnis, daß der aus dem deutschen Kolonialgebiet östlich der Elbe erwachsene preußische Staat nach 1870 nicht schnell genug begriff, was links des Rheines an wieder sich regendem Leben brodelte und gärte, obwohl die wirtschaftliche Tätigkeit, die dessen Ursache ist, gutenteils ihm ihren Antrieb und ihre Ordnung verdankte. Herberen Vorwurf freilich verdient die deutsche Intelligenz, die sich bei der Einseitigkeit, womit sie seit der Erstarrung der künstlichen Reformbewegung im Laufe des 16. Jahrhunderts geschlagen ist, zur Beeinflussung der Kultur über dem Rheine vollkommen unfähig gezeigt hat. Französische Geistesführer dagegen haben die Vorgänge rechtzeitig bemerkt, sich darauf eingerichtet, und ihr Vaterland ist deshalb gegenwärtig in der vorteilhafteren strategischen Stellung. Es erwartet, daß sich Lotharingien kulturell und staatlich zu ihm hin orientieren werde. Die „Marches de l'Est"-Bewegung braucht heute nur noch auf das Rheinland ausgedehnt zu werden. Alle anderen Teile Lotharingiens bearbeitet sie schon seit Jahren. Die Erweiterung war von Anfang an vorgesehen und kann ohne Mühe erfolgen.

Ganz zum Schlusse ergibt sich indessen noch ein bedenkliches Fragezeichen in der französischen Rechnung. Die lotharingische Kultur hat in all ihren Erscheinungsformen die Jahrhunderte hindurch bewiesen, daß sie zwar französischer Anregung immer wieder Beträchtliches verdankte, auch manche Farbe und viel Anmut Frankreich verdankte, jedoch stets nur ihre Befruchtung von Deutschland her, vom christlich germanischen Geiste des Mittelalters empfing. Er weht nicht mehr und wird vielleicht nie mehr wehen. Aber dann wird die neue Blüte Lotharingiens taub bleiben. Schon die bisherigen Kundgebungen des neuen Lotharingiens dienen zum Zeugnis dafür. Maurice Barrès, der Prophet des neuen Lotharingien, hat den Titel seiner Zeitschrift: „Les Marches de l'Est" mit dem Bilde Karls des Großen geschmückt. Er bekannte sich in der Zeitschrift zu all den hehren Überlieferungen der sittlichen Kultur Lotharingiens. Der Gehalt der Zeitschrift blieb dennoch in der bloßen Erweckung von Gefühlen, in der Ausmalung von Stimmungen stecken. Kein frischer Trieb, kein schöpferisches Wachsen ist darin bemerkbar geworden.

Deutschland muß fürchten, den Rhein durch seine jüngste Niederlage verloren zu haben. Frankreich hofft ihn gewonnen zu haben. Wird sich seine Hoffnung erfüllen? Oder hat sich in diesem Kriege das Schicksal ganz Innereuropas erfüllt, seiner westlichen und östlichen Hälfte und sind die Nachkömmlinge des alten Karolingerreiches, weil sie sich gegenwärtig als Kinder desselben Hauses, Erben desselben Vaters nicht anerkennen wollten, beide todwund geworden?

Martin Spahn.

Digitized by Google

Westpreußen als Sinnbild.

Von Dr. Karl Hoffmann.

Ein Volk wohnt irgendwo in einem Lande. Dieses Volk erlebt sich selbst als politisches Wesen: Bewegung gerät in die dumpfe Trägheit seiner ruhenden Seele; es erzeugt Werte, die man Kultur nennt, und beginnt mit Bewußtsein die Gemeinsamkeit seines Lebens zu fühlen, und zugleich gibt es dieser Gemeinschaft eine gestaltete Form. Das Volk entwickelt aus seinen geistigen Energien heraus staatsbildende Kräfte und schafft einen Staat. Das Fortleben dieses Staates wird in zweifacher Weise von Gesetzen bestimmt: einmal durch die Notwendigkeiten des Volkes, dessen Form er ist und das in ihm wirkt, und sodann durch eine eigentümliche Gesetzmäßigkeit der wirtschaftlichen und politischen Kräfte. Diese politische und wirtschaftliche Gesetzmäßgkeit überhaupt ist abhängig von der natürlichen Abgliederung des Landes und wird teilweise von ihr hervorgerufen. Die Verläufe dieser Gesetzmäßigkeit haben geographisch gegebenen Bedingungen zu folgen. Sie stoßen an steilen Gebirgen auf Schranken; um Stromgebiete gruppieren sich gleichsam ihre Nervenstränge, der breite Fluß in der weit auslabenden Ebene verbindet sie miteinander, führt sie hinaus in den Verkehr und ladet den staatlichen Bereich zu Ausdehnungen ein; am stärksten lockt aber das Meer. Hiermit verwickelt sich der Staat in den Widerstand andersartiger Völker, die dasselbe wollen oder schon vorher da waren. So wird aus dem naturgegebenen Bestand einer ethnographisch daseienden Völkerschaft nationale Geschichte: Staatengeschichte entsteht. Aber die Geschichte wirkt selbsttätig weiter und prägt jedem Volke, das einen Nationalstaat schuf, eine eigenartige Form auf. Sie hält ihm vollbrachte Leistungen vor und fordert ihm immer wieder den Erweis der schon bewährten Handlungskraft ab. So ist die eigene Geschichte für das Volk ein Vorbild aus der Vergangenheit und ein Ruf in die Zukunft.

Was soll diese allgemeine Betrachtung? Sie zeigt, wie sich in der Nationalitätsidee drei verschiedene Formen oder Erscheinungsweisen, eine ethnographische, geopolitische und historische, auseinander entwickeln und wie es offenbar ist, daß die Nationalitätenidee gerade eben vermöge dieser drei Formen in der Praxis, vom einzelnen Volk aus gesehen, oft sich selbst widerspricht. An einer und derselben Stelle befindet sich die eine Form mit einer anderen oder mit beiden in einem Widerstreit, der durch „Schiedsspruch" nur gelöst werden könnte, indem man je nach Belieben einen einseitigen Standpunkt einnimmt, dem man bessere Geltung und Überlegenheit beimißt. Die rein geopolitischen Erfordernisse von Nationalstaaten müssen schließlich einmal den ethnographischen Bestand anderer Völker verletzen, und die Lösung solcher Streitfälle geschieht meist nur durch die tatsächliche Entscheidung der höherwertigen Kraft. Doch hier mischt sich die historische Gesinnungsart ein, die mit ihren Versuchen, einstmals gefallene Entscheidungen wieder zu erwecken oder andere auf Grund weit früherer Zustände von neuem ungültig zu machen, um so mehr die Lage verwirrt.

Die historische und die geopolitische Form des Nationalitätenprinzips setzen eigentlich schon etwas Besonderes voraus, nämlich den Staatsgedanken mit seinen Überlieferungen und Zwangsläufigkeiten. Doch indem sie das tun, führen sie sich selbst — sofern sie Formen für Nationalstaaten sein wollen — auf die ethnographische Art wieder zurück. Denn zunächst muß das Volk gewissermaßen als ethnischer Rohstoff vorhanden sein, ehe es als Nationalstaat möglich sein

Digitized by Google

kann; und sodann hängt es ganz von den ethnologischen Anlagen dieser Völkerschaft, von ihren Begabungen und Kräften ab, ob sie überhaupt imstande ist, aus eigener Macht einen Staat zu bilden und zu erhalten, vorgezeichnete Aufgaben zu erkennen und zu verarbeiten, Geschichte zu machen, sie ständig zu erleben und neu zu erzeugen. Hierdurch nun aber, daß so die ethnographische Form als Grundidee und Keimgedanke des Nationalitätenprinzips erscheint, wird der Rahmen dieser Form am Ende gesprengt. Denn nach dem bloßen Schema von außen her, das die Ergebnisse der Volkskunde liefern, kann man unmöglich die innere Grenze feststellen, wo irgendeine Völkerschaft aufhört, einfach ethnisch vorhandener Rohstoff zu sein, und nun auch wirklich zum schaffenden Kulturvolk und zur aktiven „Nation" wird. Am Ende entscheiden immer nur die sichtbare Tat und die Leistung.

Unter allen gefährdeten oder verlorenen Gebieten dieses grauenhaften Friedens, der angeblich unter dem Zeichen einer Durchführung des Nationalitätenprinzips steht, ist Westpreußen gleichsam ein Sinnbild. Es ist das am meisten typische Beispiel dafür, wie sich die drei Formen dieses Prinzips im deutsch-preußischen Osten mit dem Gegensatz zum Polentum ineinander verflechten und einen Knäuel von Widersprüchen ergeben. Aber ebenfalls ist gerade Westpreußen ein typisches Beispiel dafür, wie sich dort die verschiedenen Arten des Nationalitätengedankens trotz ihrer Verknäuelung und mit ihr, sobald man den Dingen nur auf den Grund geht, sozusagen gegenseitig erläutern und eine Klärung durch das Schöpferische hervorschimmern lassen. Vor allem kann man die ethnographischen Verhältnisse allein aus der Geschichte heraus, durch ihr Werden, wahrhaft verstehen; und umgekehrt wird wieder eine richtige Auffassung des Historischen durch die ethnographischen Zustände der Gegenwart bewiesen oder nachträglich bestätigt.

Die übliche Meinung, einigermaßen verbreitet auch in solchen Gegenden der deutschen Nation, die ohne innige Fühlung und unmittelbare Lebensgemeinschaft mit dem Altpreußentum des deutschen Ostens sind, geht bekanntlich dahin: Westpreußen sei eine von Hause aus nationalpolnische Provinz und erst nachher durch die polnischen Teilungen vom Königreich Preußen erworben. Diese Meinung ist falsch. Denn man muß sich zweierlei klarmachen. Erstens ist jenes „großpolnische" Reich, das 1772 durch die Teilung in Stücke ging, ganz und gar nicht ein polnischer Nationalstaat gewesen, sondern ein polnisch-litauischer Erobererstaat, der in seinen ersten Anfängen durch Heirat entstanden war und in der Zeit seiner größten Ausdehnung und Macht in der Richtung von Westen nach Osten von der schlesisch-brandenburgisch-pommerschen Grenze bis in die Gegend hinter dem Dnjepr und in der Richtung von Norden nach Süden vom Rigaischen Busen bis zum Küstenlande des Schwarzen Meeres gereicht hatte. Zweitens war die ursprüngliche Bevölkerung des unteren Weichsellandes und des heutigen Ostpreußen weder polnisch noch deutsch. Sie war eine sogenannte „Urbevölkerung" und bestand aus einem jener wilden heidnischen Stämme, die während der Völkerwanderung in den leeren Gebieten Ostgermaniens sich eingenistet hatten. Die betreffende Völkerschaft wurde „Pruten" oder „Pruzzen" genannt, woraus man den Namen „Preußen" bildete, und gehörte einer Rasse an, die sich von den Polen im Süden ebenso unterschied, wie von den Ostseewenden oder alten Pommern im Westen.

Als geschichtsgeographisches „Land", als politisch-kulturelle Daseinserscheinung wurde Westpreußen zusammen mit Ostpreußen von den Deutschen geschaffen. Dies geschah durch den deutschen Ordensstaat des Mittelalters, der damals aus

Digitized by Google

dem Weichseltale hervor das ganze altpreußische Gesamtgebiet als Einheit ins Leben rief. Die alten Pruzzen oder Pruten hatten hierbei das Schicksal aller kulturlosen und bildungsunfähigen Urbevölkerungen zu tragen, deren rohe Stärke man zum Zwecke seelisch-sittlichen Wachstums beseitigen muß, indem man sie unterwirft, ausrottet oder nur aufsaugt. Sie haben etwa genau dieselbe Rolle gespielt, wie im Land Nordamerikas die einstmaligen Indianer. Indessen diese Schöpfung des Ordensstaates und des preußischen Deutschtums hatte damit gegen Polen nicht im geringsten eine feindselige Wendung. Das Gegenteil war vielmehr der Fall. Irgendwelche positive Beziehungen zwischen Polen und den Urpreußen hat es niemals gegeben, sondern es bestand nur das negative Verhältnis gegenseitiger Bedrohung und Abwehr, wie es zwischen einem wilden Stamm und einem jungen Kulturstaat als etwas Naturgegebenes erscheint, und Polen und Deutsche besaßen den Pruten gegenüber gemeinsame Interessen. Es waren die Interessen der Gemeinsamkeit des Christentums und verwandter Kultur. Ein polnischer Nebenfürst, der Herzog Conrad von Masovien, ist es gewesen, der in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Ordensritter zur Hilfe gegen die Einfälle der wilden Preußen herbeirief.

Der Orden kam, setzte sich in der Weichselgegend von Culm und Thorn vertragsgemäß fest und gewann von dort aus ostwärts, nordwärts und auch westwärts das Land und besiedelte es. Er holte durch Einwanderung und Nachwanderung aus Deutschland Bauern, Bürger und Adelsfamilien der weltlichen Ritterschaften herein; es entstanden Burgen, Dörfer und blühende Städte, die als Hansestädte zu wirtschaftlichen Selbständigkeiten gelangten und sich mit ihrer Macht an den Orden anlehnten. Die größte und berühmteste unter ihnen war damals schon Danzig. Allmählich wurden die Reste der Urpreußen eingedeutscht. Diese Geschichte des Ordensstaates kann man von 1227 an rechnen, als unter Hermann von Balk das erste Ordensheer an die Weichsel zog, bis zum Jahre 1466 mit dem zweiten Frieden von Thorn, der das Staatswesen in Trümmern zurückließ. Die eigentliche Glanzzeit, deren höchster Gipfel unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382) erreicht wurde, währte etwa von der Verlegung der hochmeisterlichen Residenz nach der Marienburg im Jahre 1309 bis zur ersten Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 unter Ulrich von Jungingen. Der Sieg eines polnisch-litauischen Heeres, durch russische und tartarische Hilfstruppen verstärkt, hatte damals die überlegene Macht des Ordens gebrochen.

Mit der Zeit war zwischen dem Ordensstaate und Polen ein rein machtpolitischer Gegensatz aufgetreten. Zwar lag es keineswegs so, als ob der nationalpolnische Staat die an der Ostseeküste ausgestreckte Kraft dieses deutschen Gebildes als einen Druck empfunden hätte, den er nicht zu ertragen vermochte. Nachdem die alten Urpreußen unschädlich gemacht worden waren, hatten Polen und das Ordensland gegenüber den heidnischen Litauern immer noch gemeinsame Interessen. Aber das Entscheidende kam, als der litauische Großfürst Jagello im Jahre 1386 die polnische Thronerbin Hedwig heiratete, zu diesem Zweck mit seinem Volke zum Christentum übertrat und, in Ergebnis dieses Doppelschritts, durch Annahme der polnischen Königswürde unter dem Namen Wladislaw II. beide Staaten miteinander verband. Damit war eine ganz neue Lage geschaffen, die für den Orden verhängnisvoll wurde. Nicht nur sah sich sein Staatsgebiet jetzt auf zwei Seiten, im Süden und Osten, von einem weit größeren Reiche umspannt, sondern das tiefere Verhängnis ging aus der Christianisierung Litauens hervor. Jedwede Gemeinsamkeit mit Nationalpolen

Digitized by Google

in der politischen Richtung fiel weg. Das war das Äußere; und das mehr Innerliche war, daß überhaupt die inneren Voraussetzungen der Staatskräfte der Ordensritter in Frage gestellt wurden. Denn ihre Staatskräfte beruhten zuletzt auf einer fast unirdisch wirkenden Kriegstüchtigkeit, und diese Kriegstüchtigkeit setzte wieder religiöse Antriebe voraus, die es nun nicht mehr gab. Es gab keine Heiden mehr, gegen die „Kreuzzüge" hätten geführt werden können, und der Zufluß an Kreuzfahrern aus den altchristlichen Landschaften des Westens blieb aus. Die heiligen Religionskämpfe mußten sich in nackte Staatskriege verwandeln, für die man große Massen von Mietstruppen warb. Darüber wurden die ritterlichen Ordensbrüder, ans Herrschen gewöhnt und jetzt ohne sittliches Ziel, bald hochmütig und dünkelhaft, hart oder schlaff. Die inneren Schwerpunkte der deutschtümlichen Kraft verlegten sich mehr und mehr in die preußischen „Stände", d. h. in die Städte und die weltliche Ritterschaft des schloßgesessenen Landadels; aber diesen Ständen, die der Orden in seiner großen Vergangenheit von den Rechten des Regiments stets fernzuhalten gewußt hat, gingen die politischen Tradition im Sinne einer Einheit des Handelns und der Geist wohlgefügter Staatsgesinnung ab. Es begann mehr Zwietracht als direkter Verfall. Lüstern auf die reiche Niederweichsel und die strotzenden Städte, verstand der polnisch-litauische Großstaat diese Zwietracht zu nutzen.

Der zweite Thorner Frieden hat den Ordensstaat auf Ostpreußen beschränkt und dieses zu einem polnischen Vasallentum gemacht; dagegen wurde Westpreußen mit den Kerngebieten, mit dem Culmer Land, der Marienburg und Danzig, an das polnisch-litauische Reich abgetreten. Damit begann für Westpreußen gewissermaßen ein historisches Ausnahmeverhältnis, eine Art von Exterritorialität in nationaler Beziehung, die ungefähr 300 Jahre andauern konnte. Trotzdem ist diese Provinz dadurch nicht „polnisch" geworden. Denn schon rein äußerlich wurde sie eigentlich keine „Provinz" Polens. Nach den Bestimmungen des Thorner Friedens von 1466 sollte Westpreußen nur mit dem polnisch-litauischen Gesamtstaat verbunden, nicht aber in Nationalpolen förmlich einverleibt werden. Es behielt ständig eine eigene Verfassung, auch als es im Laufe der fortschreitenden Zeit in die polnische Provinzialverwaltung hineingezwängt wurde. Die nationalpolnische Grenze blieb im wesentlichen dieselbe. Sie begann mit ihrer nordwestlichen Ecke in der preußischen Provinz Posen, verlief ostwärts an der Südgrenze von West- und Ostpreußen entlang ungefähr bis zu deren südöstlicher Ecke hinter Lyck, wo sie in einem scharfen Winkel nach Süden abbog, quer über den Bug hinwegführte und hinter Lublin vorbei endlich die Karpathen erreichte. So war die Form des polnischen Nationalstaates bereits in der Zeit der Piasten gewesen, und bis heute ist die ethnographische Sprachgrenze auf russischem Boden, vornehmlich gegen die Ukraine, fast ganz dieselbe geblieben. Das großpolnische Reich indessen hat im großen und ganzen vier national verschiedene Bestandteile umfaßt, nämlich das eigentliche Polen, von dem soeben die Rede war, das Großfürstentum Litauen mit allerhand unklaren Hinterländern, die man in der Gegenwart weißrussisch nennt, ferner eben das deutsche Ordensland (späterhin mit Einschluß von Kurland) und die Ukraine. Beträchtliche Teile davon, besonders die beiden zuletztgenannten, waren durch Krieg erworbenes und untertänig gemachtes Gebiet; doch nichtsdestoweniger blieb dieser gewaltige Staat sogar in seinen schönsten Zeiten um 1500 ein wankendes Gefüge, innerlich zerbrechlich und mit unsicheren Grenzen. Er drang erobernd vor und mußte tatarische und russische Einfälle erdulden. Er war nicht fähig, eine kräftige Mittelschicht zu erzeugen. Somit konnte er auch nicht den inneren Nationalcharakter Westpreußens umwandeln.

Digitized by Google

Als für Westpreußen dieser Ausnahmezustand nationaler Exterritorialität im Jahre 1772 seinen Abschluß erreichte, gelangte es endlich dahin, wozu es nicht bloß „geopolitisch" als Zwischenland und Bindeglied, sondern mit geschichtlicher Notwendigkeit, als Kernbestandteil des alten Ordensstaates, und überhaupt von Rechts wegen gehörte: zum Königreich Preußen. Würde Westpreußen im zweiten Thorner Frieden nicht glatt abgetreten und statt dessen, gleich dem ostpreußischen Teilgebiet, nur zu einem polnischen Vasallenstaate gemacht worden sein, dann wäre auch sein deutscher Charakter immer so einwandfrei und jenseits aller Möglichkeit von Zweifeln geblieben, wie er es in Ostpreußen ist. Denn es verlohnt sich nicht, über die Verstümmelung Ostpreußens durch den gegenwärtigen Friedensvertrag irgendein Wort zu verlieren. Aber begreiflicherweise hatte nach der Abtretung der westlichen Hälfte im 15. Jahrhundert dort eine polnische Einwanderung eingesetzt. Sie drang ganz folgerichtig von Süden nach Norden vor. Die deutschen Hansestädte ließen sich eine wohlwollende Gunst des polnischen Königtums gerne gefallen, jedoch dachten sie — wie es z. B. die Geschichte Danzigs zeigt — nicht im entferntesten daran, jemals etwas anderes als deutsche Hansestädte zu sein. Andernteils hatten die Anfänge vereinzelter polnischer Zuwanderung bereits in den Ordenszeiten begonnen, da man in jenen Jahrhunderten von nationalen Gegensätzen nichts wußte und die christlichen Polen gegenüber den „Heiden" als Kulturelemente einschätzte. Nun aber, nach der Angliederung Westpreußens an den großpolnischen Staat, wurde aus dieser gelegentlichen Zuwanderung die mehr oder weniger zweckhafte Siedelung und Ausbreitung eines erobernden Volkes im eroberten Fremdland. Deutsche Familien ließen sich nach und nach polonisieren, wie später umgekehrt, in der preußischen Zeit, polnische Familien sich freiwillig verdeutscht haben oder polnische Familien ehemals deutscher Abkunft durch den abermaligen Umschwung regermanisiert worden sind. Daher gehen die Sprachformen der Namen im deutschen Osten so ganz und gar durcheinander und beweisen nichts mehr. (Der Name „Kaminsky" z. B., bei Polen und Deutschen in gleicher Weise gebräuchlich, läßt eine Übersetzung aus dem Deutschen erkennen und bedeutet ursprünglich „von Stein"). Das aber ist festzuhalten und darauf kommt es an, daß die polnischen Bevölkerungsteile in Westpreußen zum wesentlichen und im Grunde genommen nicht alteingesessen im Sinne naturgemäßer Entstehung, sondern die Restergebnisse einer nachträglichen und durch ein paar Jahrhunderte zur Gewohnheit gewordenen Anpflanzung landfremden Volkstums in einem kerndeutschen Kultur- und Nationalgebiet sind. Und wenn dieses Gebiet trotzdem, trotz der Jahrhunderte währenden Zwischenzeit, seinen deutschen Innencharakter zähe zu bewahren verstand, um ihn nachher wieder frei und ungehemmt zu entfalten, so erweist der deutsche Charakter damit sein höheres sittliches Recht.

Die ethnographischen Zustände sind in der modernen Gegenwart von folgender Art. Während man nach den Stimmziffern früherer Reichstagswahlen das Verhältnis von Deutschen und Polen auf etwa zwei Drittel zu ein Drittel ansetzen konnte, zeigt eine genaue und unbefangene Berechnung, daß es in der Provinz 55 Prozent Deutsche und 45 Prozent Polen bezw. Slawen gibt. Rechnet man indessen den Teil des posenschen Regierungsbezirks Bromberg nördlich der Netze, d. h. den sogenannten Netzedistrikt mit dem Kulturzentrum Bromberg, der in der jüngeren Vergangenheit vollkommen zu einem westpreußischen Schößling geworden ist und kulturell weit mehr zu Westpreußen als zu Posen gehört, noch mit hinzu, so ergeben sich in diesem Gesamtbereich nur 714 000 Polen bezw. Slawen und 1 383 000 Deutsche, also ein Verhältnis

Digitized by Google

von 34 zu 66 Prozent. Wenn auf den meisten ethnographischen Karten, die mit ihren bunten Farben bloß die Flächenausdehnungen wiedergeben, in einem gewissen Unterschied das Polentum stärker erscheint, so hat dies einen leicht erklärlichen Grund: die „überwiegend" polnischen Landstriche sind dünn bevölkert, die rein oder überwiegend deutschen Landstriche voller bevölkert. Die ethnographische Karte verweist z. B. in dem weit ausgedehnten Rumpfgebiet des westlichen Teiles der Provinz, das im Süden etwa nördlich von Bromberg beginnt, sich bis zum Weichseltal und zur pommerschen Grenze breit hinstreckt und im Norden erst an der Seeküste (westlich der Danziger Bucht) zu Ende geht, auf eine polnische Mehrheit. Aber dieses öde und sandige Höhenland wird nur von 237 000 Slawen und 102 000 Deutschen bewohnt. Ich sage absichtlich „Slawen" statt Polen. Denn ein beträchtlicher Anteil davon fällt auf die Kassuben.

Unter der Kaschubei oder Kassubei versteht man heute die lange und einigermaßen schmale Landschaft, die zwischen der Provinz Pommern und der Danziger Niederung liegt, im Norden mit dem Rixhöft anfängt, der flach abgestumpften Landspitze an der Wurzel der Nehrung, und südwärts bis in die Konitzer Gegend reicht. Die kassubische Bevölkerung, dünn von Deutschen durchsetzt, ist nicht nur an der pommerschen Grenze, sondern auch im nördlichen Osten, an der Danziger Gegend, und im Südwesten von Deutschen umgeben. Nur im Südosten stößt sie an polnische Seitenstämme, die sogenannten Borowiaken und Kociewiaken. Denn ihrer Rassenherkunft nach sind die Kassuben keineswegs Polen. Sie stammen von den ehemaligen Ostseewenden oder alten Pommern ab. Daher konnte sich die geographische Bezeichnung „Pommerellen" bis zur Gegenwart erhalten. Das alte slawisch-wendische Herzogtum Pommern, das nachher, nicht zuletzt aus Furcht vor den Polen, wie von selber unter deutschen Einfluß geriet und so ziemlich ohne auffallende Erschütterungen in den Reichsverband glitt, hatte in seiner selbständigen Frühzeit von Vorpommern ostwärts bis zum Weichseltale gereicht. Das heißt: der westliche Teil von Westpreußen gehörte mit dem geschichtswissenschaftlichen Namen „Ostpommern" ursprünglich zu Pommern. Nur zeitweise und vorübergehend war vormals dieses Herzogtum Pommern von ponlischen Piastenkönigen unter das Schwert gebracht worden. Im Jahre 1310 und endgültig 1343 wurde der altpommersche Osten vom Orden erworben, für immer von Pommern abgelöst und zu den preußischen Ländern geschlagen. So hat sich die geschichtliche Form Westpreußens entwickelt, das also aus zwei Teilen besteht, aus dem Lande der unteren Weichsel, dem preußischen Kernbestandteil im echtesten Sinne, und dem abgeleiteten Westteil, jenem ehemaligen Ostpommern. Die ostseewendisch-altpommersche Bevölkerung blieb als Stamm der Kassuben zurück, der seine eigene Sprache behielt und sie zum Teil heute noch spricht. Die Kassuben mußten sich nach und nach vom Deutschtum zurückdrängen lassen, welches im Westen hauptsächlich aus dem Kurbrandenburgischen heraus und von Osten her mit der Siedlungsarbeit des Ritterordens vorging. Und es versteht sich von selber, daß dann in der Zeit der Zugehörigkeit zum polnisch-litauischen Großstaat an dieser verlorenen Slawenbevölkerung unwillkürlich eine Polonisierung begann, die aber doch nur durch Vermischung die beiden vorhin genannten Nebenstämme oder Sonderdialekte des Borowiakischen und Kociewiakischen absplittern konnte. Seltsamerweise erst in der preußischen Zeit schritt die Polonisierung der Kassuben planmäßig fort. Man konnte jetzt die modernen Mittel: Versammlungs- und Vereinswesen, Zeitung und Kirche, verwenden, und die preußischen Behörden begingen aus

Digitized by Google

Mangel an Sachkenntnis den Fehler, Kassubisches und Polnisches wie gleich und gleich zu behandeln.

Ich habe nicht die Absicht, die gegenwärtig polnische Nationalität der Kassuben in Zweifel zu ziehen. Sie fühlen sich heute vorwiegend als Polen. Ich wollte nur feststellen, wie das immerwährende Pochen auf dieses funkelnagelneue Polentum der Kaschubei kein geeignetes Mittel sein dürfte, um irgendeinen Erweis für den angeblich historischen nationalpolnischen Charakter Westpreußens zu leisten. Von bleibenden Wahrzeichen polnischer Nationalgeschichte und Volkskultur spürt man dort nichts. Wohl aber verdanken die niedrig gearteten und armseligen Kassuben, was sie an emporgebildeter Lebensart und an menschlichen Werten haben, der deutschen Arbeit im Mittelalter und unter preußischer Herrschaft. Diese fleißig spendende Arbeit des deutschen Mittelalters hat sich noch an den Randstrichen der heutigen Kaschubei in den Resten längst zerfallender Ordensburgen erhalten, in ihren Mauerstümpfen und in langhingezogenen niedrigen Erdhügeln, die einstmals Deichanlagen für Be- und Entwässerungszwecke gewesen sind. Sie hat sich erhalten in vereinzelten Kirchtürmen, die in abgelegenen Kleinstädten übriggblieben. Diese Bautätigkeit der ordensritterlichen und hanseatischen Zeit rückt damit auch hier in jenen eigenartigen norddeutschen Kunststil ein, der sich in den Ostseeländern überall in Rathäusern, Burgen, Artushöfen und berühmten und unberühmten Kirchen ausspricht und den man baltische Gotik nennt. Er reicht von den Lübecker Toren und Türmen lückenlos den Osten entlang bis ins Kurländische. Sein Herrlichstes sind die Bauten in Danzig.

Maßgebend für den nationalen Grundcharakter einer gemischtsprachigen Provinz oder Landschaft ist nicht allein das Zahlenverhältnis. Mehr noch ist es die Gliederung. In dieser Hinsicht fällt es bei Westpreußen ganz allgemein auf, wie ein Übergewicht der Polen, soweit von einem solchen nach Maßgabe der Zahlenverhältnisse überhaupt die Rede sein kann, sich leichter im Süden der Provinz bemerkbar macht als im Norden. Man erkennt hieraus das nachträgliche Eindringen des Polentums wieder, das von Süden kam, als das Deutschtum schon da war. Ferner sitzt die Masse des Deutschtums allenthalben an denjenigen Stellen, wo der Puls des Lebens strömt, Tätigkeit und Verkehr. Es sitzt in den Talgegenden, an den besten Küstenstrichen und an den Flüssen, in den großen Städten, die es selbst schuf. So hatte in den bedeutenderen Weichselstädten nach der Volkszählung von 1910 Danzig 97 Prozent Deutsche, Marienwerder 96 Prozent, Graudenz 86 Prozent und Thorn 67 Prozent. Im Gesamtanblick des ganzen Gebietes, das hier in Frage steht, drängen sich zwei große deutsche Sprachbrücken oder Lebensadern hervor: sie trennen nicht nur, indem sie sich kreuzen, jenes polnisch gewordene kassubisch-slawische Rumpfgebiet vom echten Polentum ab, sondern sie verbinden Ostpreußen auf die natürlichste Weise mit dem übrigen und inneren Deutschland und verweigern gleichzeitig, als ein geschichtliches Inkrafttreten geopolitischer Gesetze, dem nationalpolnischen Bereich den Zugang zum Meer. Die eine dieser Lebensadern verläuft von Westen nach Osten. Im Westen der Provinz, noch vor dem kassubischen Rumpf, liegt von Pommern und Brandenburg her ein rein deutsches Land, das ja nun schließlich auch deutsch bleiben soll. Von dort aus, ungefähr hinter Schneidemühl beginnend, geht die überwiegend oder rein deutsche Brücke an der Netze aufwärts, bis sie mit der Bromberger Landschaft auf das Weichseltal trifft und darin einbiegt, um schon hinter Graudenz und bei Marienwerder, breit und hemmungslos nach Osten gestreckt, einen unerhört selbstverständlichen Anschluß an Ost-

Digitized by Google

preußen zu haben. Die andere Lebensader verläuft von Süden nach Norden und deckt sich zum Teil mit der ersten. Sie fängt ebenfalls mit einer unerhörten Selbstverständlichkeit glatt an unserer alten Grenze an, in einem ausgedehnten rein deutschen Landesteil zwischen Thorn und Bromberg im Osten vom Netzedistrikt; sie geht mit dem Weichselgebiet flußabwärts bis hinter Graudenz und vereinigt sich dann in dem rühmlichen Deutschtum der marienwerderschen Gegend mit der ostpreußischen Verbindung, um nordwärts auf Marienburg zu stoßen, sich weit über das Mündungsdelta auszudehnen und in Danzig und Elbing, Neufahrwasser, Zoppot und Westerplatte das Meer zu begrüßen. Sofern man von den abgedrängten und ehemals oder heute noch kassubischen Rumpfteilen des mittleren und nördlichen Westens absieht, kann man bloß im südöstlichen Winkel der Provinz von etwas überwiegend Polnischem reden. Die zweite Landbrücke oder Lebensader hat aus der unteren Weichsel einen deutschen Strom und aus dem Ostseestrand eine deutsche Küste gemacht. Und das Meer und die Ströme sind es, die unser Volkstum ansaugten und festhalten.

Es liegt auf der Hand, daß der Gedanke vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker", der dem Friedensvertrag angeblich zugrunde gelegt wurde, in seiner sinngemäßen Anwendung nur die exakte ethnographische Form des Nationalitätsprinzips kennt. Historische Erinnerungen oder Hoffnungen und geopolitische Bedürfnisse müßten ihm vollkommen gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger gab in der über Westpreußen und den Netzedistrikt getroffenen Verfügung ein rein geopolitischer Gesichtspunkt für Polen den Ausschlag: der freie und unbehinderte Zugang zum Meer. Das Geheimnis des Friedensvertrages in den Gebietsangelegenheiten ist dies, daß die ethnographische Form des Nationalitätenprinzips überall an den Stellen, wo sie uns zum Schaden gereicht, voll ausgewertet und in ihren äußersten und selbst praktisch unsinnigsten Folgerungen durchgeführt wurde, daß man ihr aber stets dort, wo sie zu unseren Gunsten hätte entscheiden können, je nach Bedarf die geopolitische oder historische Form stillschweigend unterschob. Es läßt sich leicht nachprüfen, sobald man z. B. nur Deutsch-Böhmen und Oberschlesien miteinander vergleicht. In Westpreußen fallen die geschichtlichen und ethnographischen Tatsachen für Deutschland schwer ins Gewicht, und die praktischen Bewahrheitungen geopolitischer Gesetze widersprechen dem nicht. Wenn trotzdem ein geopolitischer Gesichtspunkt den Ausschlag herbeizuführen vermochte, so tat er es, weil er es sollte: um einem im voraus bestimmten Plan zur Verwirklichung zu verhelfen. Er ist weiter nichts als ein Vorwand. Bestenfalls bedeutet er einen auf die öffentliche Meinung Europas anschaulich wirkenden Einfall, dem zwar kein geopolitisches Gesetz innewohnt, wohl aber die illusionäre Annahme eines solchen Gesetzes. Denn daß dieses vermeintliche Gesetz einen bloß illusionären und keinen wirklichen Sinn hat, geht mit schlagender Beweiskraft aus seinem Unvermögen, zu einem Geschehen zu werden, hervor: selbst als die Polen über die Weichselmündung und die altpreußische Ostseeküste mit ihren guten Häfen geboten, sind sie nie ein seefahrendes Volk gewesen; seefahrend blieb immer das Deutschtum. Nicht das geringste spricht dafür, daß sie jemals zum Seehandelsvolk werden könnten.

Das Verhältnis liegt so. Eine ethnographische und geschichtliche Lebenstatsache sollte durch das geopolitische Mittel des „Zugangs zum Meer" durchaus niedergeschlagen werden. Aber diesem geopolitischen Mittel fehlt hierzu die innere selbständige Kraft. Folglich mußte man es von anderswo stärken. Und man stärkte es wieder mit historischen und ethnographischen Hilfsmitteln, deren gegenteilige Wahrheit es selbst doch eigentlich umbringen sollte. Zu diesem

Digitized by Google

Zweck hat man Zahlen verdreht und die Geschichte verfälscht oder sich aus ihr nur gerade das herausgesucht, was man sehen wollte. Was übrigens das Historische betrifft: wäre es richtig, daß die preußisch-deutsche Geschichte der modernen Jahrhunderte gar keinen Sinn habe und der spätmittelalterliche Imperialismus des Polentums unter allen Umständen und künstlich „wiederhergestellt" werden müsse, so spricht nicht das geringste dagegen, warum nicht auch in bezug auf Elsaß-Lothringen die neuere französische Geschichte sinnlos gewesen sein könnte und warum nicht ebenfalls das alte Deutsche Reich der mittelalterlichen Epoche, das Heilige Römische Reich mit Metz, Toul und Verdun, mit dem lombardischen Unterkönigtum der Eisernen Krone und Hochburgund und Niederburgund, wieder eingerichtet werden sollte. Das Unehrliche der ganzen Behandlung des Nationalitätengrundsatzes durch das Friedensgericht verdichtet sich in Westpreußen gleichsam mit der musterhaften Gedrängtheit eines symbolischen Einzelfalles.

Man könnte freilich sagen: wenn es im letzten doch auf die entscheidende Tat und die Leistung ankommt, dann hilft alles Gerede über Grundsätze nichts, denn wir haben eben verspielt. Es wäre zu bemerken, daß wir mit den Polen überhaupt keinen Krieg geführt haben und von ihnen nicht besiegt worden sind. Die Polen hätten uns mit ihrem Gewinn aus diesem Kriege keine „Leistung" entgegenzustellen. Ihre Leistung war derart, daß sie nach den Maßstäben einer Sittlichkeit von Schakalen über unsere zu Boden geworfene Nation, die keuchend und von allen umstellt, aus offener Flanke blutend und wehrlos dalag, mit grünlichen Augen und triefenden Mäulern herfielen, weil sie dachten: jetzt stirbt sie. Die Polen haben als politisches Volk keine positive staatsbildende Kraft. Ihre Staatsbildungen pflegten von Eroberungen und vom Fremden zu leben. Sie waren stets darauf angewiesen, von Eroberungen zu zehren und sich von ihnen sozusagen aushalten lassen zu müssen. Deshalb ist ihr Landerwerb niemals zu geschichtlichen Wirkungen geworden, sondern er blieb immer ein Beutemachen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das polnisch-litauische Reich in seiner besseren Zeit eine europäische Großmacht gewesen ist und daß in dieser Großmacht die Polen das bestimmende Regierungsvolk waren. Aber sie haben ihrer Macht keinen Sinn geben können. Es hätte die Aufgabe dieses Reiches sein müssen, gegen die uneuropäischen und mogoliden Kräfte in den moskowitischen Mächten des Ostens einen Wall für das Europäertum zu schaffen. Diese Aufgabe haben die Polen nicht einmal erkannt. Denn hätten sie sie erkannt, so würden sie, statt ihren Liebhabereien in Pommerellen und Danzig nachzuhängen, den Wall aufgerichtet und vorgetragen und in dem weiten Lande bis ostwärts zum Dnjepr ein polnisches Neuvolk angebaut haben: genau so, wie es durch uns im Mittelalter jenseits der Elbe geschah. Sie konnten dergleichen nicht. Als dann die Gefahr des Ostens sich breit, dunkel und schwer in Bewegung setzte und näher kam, brach das Polenreich hilflos zusammen; und es war eine tragisch verflochtene Notwendigkeit in den polnischen Teilungen, daß die beiden deutschen Großmächte mit einspringen mußten, um jene östliche Gefahr aufhalten zu können. Indem das Polentum im voraus versagt hatte, sah sich das Deutschtum in die Lage gezwungen, einzurücken und die europäische Aufgabe zu übernehmen, die jenem hätte zufallen sollen. Im Grunde hatten wir diese Aufgabe schon übernommen, als polnische Ritterheere im Bunde mit Tataren und Russen vor die Marienburg zogen. Es erübrigt sich auseinanderzusetzen, wie mächtig und glanzvoll sie von uns in den östlichen Feldzügen des Krieges jüngst erfüllt worden ist. Daher bedeutet es ein Umlügen des wirklich Geschehenen, wenn man

Digitized by Google

den Kriegsausgang des Westens hinterher auf die Ausgliederung im Osten anwendet und dort gewaltsam, mittels einer sogenannten „Neuordnung des Völkerlebens", durchsetzen möchte. Es ist eine Verschleierung des Ausmaßes der wirkenden Kräfte und geradezu ein völliges Verkennen europäischer Bedeutungen. Wir werden doch wieder vom Westen aus nachrücken müssen. Denn das Polentum wird von neuem versagen. In der Gefahrenzone zwischen Polen und uns liegt aber das Tiefdruckgebiet über Westpreußen. Die Sicherheit des europäischen Seelenlebens verlangt, daß Westpreußen deutsch sein soll und nicht slawisch. Würde Westpreußen nie wieder deutsch, so ginge das europäische Seelenleben zugrunde. Die militärische Bündnispolitik, die Frankreich mit Polen gegen uns betreibt, ist für Kinder mit den Händen zu greifen. Die Franzosen bilden sich ein, durch die Saarkohle und durch den Erwerb der lothringischen Erzbecken in ihrer Vollständigkeit, ein Industrievolk ersten Ranges zu werden. Freilich müßten sie dafür noch den Erweis ihrer inneren Eignung erbringen. Sie hoffen daraufhin, einen überragenden Ausfuhrhandel zu treiben, und wollen im voraus sich hierfür Absatzmärkte sichern. Nun soll in dieser Richtung das Gebiet des unteren Weichsellaufes mit der Mündung und dem Danziger Hafen unter allen Umständen Polen zu dem tiefer liegenden Zwecke zur Verfügung gestellt werden: daß die französische Ausfuhr nach dem mittelbar abhängigen Polen eine direkte Zugangsstraße auf dem Seewege habe und somit, abgesehen von der größeren Billigkeit der Seefracht, nicht mehr auf den Transitverkehr durch Deutschland angewiesen sein würde, und daß andererseits durch die bis zur Ostsee ausgeführte Vorlagerung der polnischen Grenze dem alten deutschen Export nach dem russischen Osten jede Möglichkeit abgeschnitten werde, damit die Sicherstellung des polnisch-östlichen Absatzmarktes für den französischen Handel überhaupt Platz greifen könne. Daß es sich so verhält, geht aus einer Denkschrift hervor, die der französische Dezernent für die polnische Frage im Dezember 1918 dem französischen Ministerium für Auswärtiges vorgelegt hat und die in Nr. 126 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 15. März d. J. veröffentlicht wurde. Man mache sich klar, was diese Verstopfung unserer Ausfuhr für die deutsche Industrie im ganzen bedeutet.

Andernteils gibt es zu denken, daß die Gegner aus dem Danziger Gebiet einen besonderen „Freistaat" herstellen, der vorläufig von englischen Truppen besetzt werden soll. Denn die Erfahrung lehrt, daß die englische Wehrmacht Küstenplätze, die sie vorläufig besetzt hat, nie wieder verläßt. Hier mögen englisch-französische Nebenbuhlerschaften auftauchen, die uns nur insoweit interessieren, als sie die Wiedergewinnung der Weichselmündung erschweren oder erleichtern. Das Erschwerende nämlich ist dies, daß England mit einer Klappe nicht zwei, sondern drei Fliegen erschlägt. Nicht nur wird von vornherein jedwede Aussicht beseitigt, daß Polen selbst wider Erwarten (oder Frankreich hinter der polnischen Maske) zu einer Ostseemacht werden könnte, die mitzureden vermag, sondern auch die deutsche Position wird von der englischen, wohlverstanden unmittelbar von der englischen Seegewalt, in eine abgelegene Ecke gedrängt und diese englische Seegewalt erhält gleichzeitig eine Operationsbasis für ihre Beherrschung der Ostsee, wie sie Estland lange nicht so schön hätte liefern können. Indem uns Westpreußen verloren geht, hören wir auf, ein irgendwie maßgebendes Volk an der Ostsee zu sein. In der Nordsee, wo wir ohnehin nichts zu sagen haben, können wir aus unserem Winkel überhaupt nicht heraus, und nun wird es mit der Ostsee das gleiche. Hinter diesen eingequetschten Eckfalten aber lauert ein Volk von immer noch 60 Millionen nach Luft. Ohne Westpreußen

Digitized by Google

mit Danzig, das dem pommerschen Haff und dem ostpreußischen Strande erst lebendigen Wert gibt, sind wir ein Volk ohne Küste.

Die Kraft eines Volkes offenbart sich in Entwicklungslinien, die aus der Vergangenheit steigen, die Gegenwart erfüllen und in die Zukunft reichen. Diese Kräftestrahlungen sind bei uns ein währendes Gebären von Volkstum, ein Ansetzen neuer Schichten durch von innen kommende Keimbildung. Sie drücken sich aus mit dem festländisch verwurzelten, im Mittelalter kolonisatorisch entstandenen Neudeutschtum des Ostens. Zwei Zweige gibt es: einen im Süden, Österreich, und einen im Norden. Die Möglichkeit unserer nationalen Umschöpfung wird daraus erbracht, ob wir diese beiden Zweige festzuhalten vermögen. Sonst bleiben wir ein zusammengehackter Stumpf, der nicht mehr treibt.

Der nördlichere Osten, das Land hinter der Elbe, bekam durch den preußischen Staat Einheit, selbständigen Sinn und Sicherheit des Daseins geschenkt. Wie Österreich der geschichtsnotwendige Ausdruck des südöstlichen Deutschtums sein sollte, so war das ostelbische Preußen in der Tat der geschichtsnotwendige Ausdruck des nordöstlichen Deutschtums. Zwei Wurzelstämme hatte der preußische Staat: Kurbrandenburg und die Herrschaft des Ordens. Das brandenburgische Mittelgebiet und das altpreußische Land sind die beiden Pfeiler geblieben, auf denen die gegliederte Einheit des Ostens hinter der Elbe geruht hat. Mit Westpreußen ist einer dieser Pfeiler weggerissen, und die Einheit zerfällt. Der Netzedistrikt mit dem deutschen Norden der Provinz Posen hängt direkt von Westpreußen ab; Ostpreußen wurde zu einem Torso und fühlt sich verstoßen; das kostbare Schlesien, das schon im Hochmittelalter unter einer piastischen Seitenlinie sich freiwillig und aus eigenem Entschluß vom Polenstaate losgesagt und dem alten Deutschen Reiche eingefügt hatte, ragt einsam hinaus in das keifende Getümmel der slawischen Welt; und der brandenburgisch-pommersche Rest mit dem Unflat Berlin würde zu einem Aufnahmebecken für allerhand osteuropäischen Dreck, der unbehindert hereinschwemmt. Alles kommt darauf an, Westpreußen wieder zu haben, wie im Süden alles darauf ankommt, ob die Vereinigung mit Deutsch-Österreich gelingt.

Aus Weimar

wird dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt" berichtet:

Es war am Samstag den 14. Juni dieses Jahres. Also an dem Tag, da das ernsthafte Deutschland innerlich erbebte von der Antwort, die uns in Versailles von den Feinden gegeben wurde. Im Goldenen Adler in Weimar saß an diesem Abend in einer lauschigen Nische eine kleine, erlesene Tafelrunde. Die Becher kreisten, Lachen lag auf den Gesichtern, blühende Rosen steckten in den Knopflöchern der dort tafelnden Gesellschaft; manch einer sah hinüber mit merkwürdigem Kopfschütteln. Denn dort saß Herr Erzberger, Herr Bell, der damals noch Kolonialminister war, Herr Fehrenbach, Präsident der Nationalversammlung und einige andere Zentrumsleute, teils Statisten, teils Leute, die viel Geschrei in die Welt machten. In der Wirtschaft aber wurde ein großes Gästebuch umgeboten, in das man sich eintragen sollte. Ich griff gierig danach, denn mich deuchte, das müßte ein geschichtliches Zeugnis deutschen Heroismus, deutscher geistiger Überlegenheit sein. Es war ein Jammer und eine Schmach! Und Herr Erzberger setzte sein Siegel darunter. Unter dem 14. Juni schrieb er in dieses öffentliche Buch: „Erst schaff dein Sach, dann trink und lach!"

Digitized by Google

Die deutsche Landwirtschaft nach dem Friedensvertrag.

Vom zweiten Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Dr. Roesicke, den wir um eine Äußerung gebeten hatten über die durch den Friedensvertrag gegebene Lage der deutschen Landwirtschaft, erhalten wir nach Redaktionsschluß folgende Depesche:

Der Friedensschluß bringt Deutschland sklavenmäßig unter das Joch des Auslandes, nur auf wenigen Gebieten kann es sich unabhängig machen, vor allem auf dem Gebiete der Ernährung. Die Landwirtschaft des verbleibenden Deutschlands vermag die Ernährung Deutschlands trotz des traurigen Verlustes produktionsreicher Teile des deutschen Vaterlandes zu sichern, aber nicht unter der,

Digitized by Google

die Entwicklung der Erzeugung vernichtenden Zwangswirtschaft und nur, wenn ihr Ruhe und Sicherheit gewährt wird. Jeder Versuch der Sozialisierung der deutschen Landwirtschaft, die nur bei einem individuellen Betrieb zu gedeihen vermag, würde die Erfüllung der Aufgabe ausschließen. Der Einkauf ausländischer Nahrungsmittel zu hohen Preisen bei gleichzeitiger Ausgabe von weiteren Milliarden zu deren Verbilligung auf der einen Seite, und völlige Vernachlässigung der Lebensbedürfnisse der deutschen Landwirtschaft auf der anderen Seite ist ein Beginnen, das auf die Dauer nicht durchführbar ist. An seine Stelle muß die Pflege der deutschen Landwirtschaft treten, für welche die heutige Regierung ohne jedes Verständnis zu sein scheint. Dr. Roesicke.

Digitized by Google

Die rheinisch-westfälische Industrie nach dem Friedensvertrag.

Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Paul Reusch (Gute-Hoffnungs-Hütte, Oberhausen, Rheinland), den wir um eine Äußerung über die Bedeutung des Friedensvertrages für die rheinisch-westfälische Industrie gebeten haben, telegraphierte uns:

Kohle und Eisen sind die mächtigsten Bausteine in den Grundmauern eines Staates, auf denen das Wirtschaftsleben und die politische Machtstellung eines Volkes ruhen. Wesentliche Teile dieses Bauwerks sind uns durch den Friedensvertrag entrissen. Die Zeiten der Schwerindustrie in unserm deutschen Vaterlande sind vorüber. Die Losung für unsere Wirtschaft in der Zukunft heißt: Veredelung und Verfeinerung. Deutscher Fleiß und deutsche Arbeit muß und wird das stark gelockerte Fundament allmählich wieder festigen. Paul Reusch.

Der deutsche Seehandel nach dem Friedensvertrag.

Der Vorsitzende der See-Berufsgenossenschaft, Richard C. Krogmann, den wir um eine Äußerung über die Bedeutung des Friedensvertrages für den deutschen Seehandel gebeten hatten, telegraphierte uns:

Der uns aufgedrängte Schmachfrieden verpflichtet uns zur Auslieferung sämtlicher Schiffe über 1600 Tonnen und der Hälfte aller Schiffe von 1000 bis 1600 Tonnen. Er vernichtet dadurch den deutschen Überseehandel und den Passagierverkehr auf eigenen Schiffen für viele Jahre, degradiert schmählicherweise Deutschland zu einer der kleinsten schiffahrttreibenden Nationen und schlägt dem Überseehandel die tiefsten Wunden.

Vor dem 1. August 1914 hatte Deutschland 5 108 600 Brutto-Register-Tonnen seefahrende Dampfer und Segler. Nach dem Schmachfrieden behält Deutschland 501 910 Brutto-Register-Tonnen, also ein Zehntel. Von diesem Zehntel sind 25% Schleppdampfer, Leichter und Fischdampfer. Vor dem Kriege beschäftigte Deutschland 78 346 Seeleute. Nach Ablieferung der Schiffe an die Alliierten werden nur 16 455 Seeleute, also ein Fünftel Beschäftigung finden, so daß ca. 60 000 Seeleute brotlos werden, nicht gerechnet die von der Seefahrt abhängigen Ewerführer, Schauerleute, Quaiarbeiter und Arbeiter anderer Betriebe, deren Zahl sich nicht genau berechnen läßt. Rechnet man, daß ein arbeitender Mann mit Familie und mit den Lieferanten von Brot, Fleisch usw. fünf Köpfe ernährt, so eröffnet sich die Perspektive, welch entsetzliches Elend der Schmachfrieden über Deutschland bringt. Millionen von Menschen werden zur Auswanderung verdammt sein! Aber wohin und wie, da uns die Haupttore der Welt verschlossen sind und da wir zur Zeit, als wir noch eine eigene große Handelsflotte hatten, im Höchstmaß 285 000 Auswanderer pro Jahr befördern konnten? Armes zerschlagenes Deutschland!

Richard C. Krogmann,
Präsident der See-Berufsgenossenschaft (in Firma Wachsmuth & Krogmann).

Digitized by Google

Scapa Flow.

Drei Vorgänge der letzten Zeit und von diesen namentlich der dritte haben wieder einmal die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf die Marine hingelenkt. Einmal war es die Nachricht, daß die Besatzung des Kleinen Kreuzers Regensburg auf der Reede von Harwich am 31. Mai anläßlich des Skagerraktages über die Toppen geflaggt, dann, daß am gleichen Tage in Wilhelmshaven eine von Offizieren, Deck- und Unteroffizieren gemeinsam veranstaltete gewaltige Protestversammlung gegen den Raubfrieden stattgefunden habe und schließlich die Kunde von der Versenkung der deutschen Kriegsflotte durch die eigenen Besatzungen in Scapa Flow. Aus den beiden ersteren folgerte man, daß in der jetzt so vielfach angefeindeten Marine doch noch ein anderer Geist stecken müsse als wie der „Heldengeist" derjenigen Matrosen, die sich seit den Novembertagen in vielen Städten Deutschlands als „Träger der Ordnung und Freiheit" herumtreiben und deren Schuld es ist, wenn über die Marine kurzerhand der Stab gebrochen wird. Der dritte Vorgang ist die beste Bestätigung für diese aus eins und zwei gezogenen Folgerungen. Und nun ist es an der Zeit, einer Rechtfertigung das Wort zu reden, namentlich für die, die noch heute die blaue Uniform tragen und die unverdientermaßen schwer unter der verallgemeinerten Mißachtung leiden. Bislang hat man immer nur von den in Deutschland befindlichen Marineteilen gesprochen, daß aber drüben in England 5000 deutsche Männer die „Hereingefallenen" waren, 5000 Männer, die sich in jeder Beziehung gegenüber heimischen Verhältnissen im Nachteil befanden und die über ein halbes Jahr ihres Lebens sozusagen für nichts und wieder nichts verbrachten, davon hat kein Mensch geredet. Darum die Anklage! Bisher hat man die Internierten überhaupt nicht beachtet, man hat sie im Gegenteil verurteilt, weil sie sich dazu hergegeben haben, die unbesiegte deutsche Flotte nach England zu bringen. Das letztere schiebt man besonders den Offizieren in die Schuhe. Daß es aber für sie sowohl wie für so und soviele Deck- und Unteroffiziere und Mannschaften auch damals, wo alles drunter und drüber ging, ein Pflichtgefühl gab auszuhalten und sei es auch um der Tragödie letzten Akt über sich ergehen zu lassen, das vergißt man! Die Schuld trifft ganz andere Leute!

Warum ließ man sich damals auf diese schmachvollen Waffenstillstandsbestimmungen ein, denen sich die Offiziere, Deck- und Unteroffiziere und Mannschaften, soweit sie den alten Gehorsam nicht über Bord geworfen hatten, ohne weiteres fügen mußten? Weil man kein Rückgrat hatte. Eine Eigenschaft, die uns auch heute noch abgeht und deren Fehlen wir es zuzuschreiben haben, daß wir lieber unsere Ehre preisgeben als schmachvolle Friedensbedingungen ablehnen. England wollte damals unsere Flotte haben. Gut. Dann sollte es sich diese selber holen! Mußten aber unsere Männer auf Befehl sich dazu hergeben? Wäre das unterblieben, dann hätten wir unsere Flotte heute noch. Damals hatte der Engländer viel zu viel Angst vor uns und diese Angst ist ihm geblieben. Man lese nur die englischen Zeitungen, aber leider betreibt man auch das bei uns in Deutschland viel zu wenig oder gar nicht. Die 5000 Internierten haben ausbaden müssen, was andere verbockt. 7 Monate sind sie in einer freiwilligen Gefangenschaft, die schlimmer war als der Aufenthalt in einem Kriegsgefangenenlager, gewesen. Schlimmer und unerträglicher deshalb, weil ihnen jede Bewegungsfreiheit genommen wurde. Ihre Lage richtig beurteilen kann nur der, der selbst mit drüben gewesen ist. Es will etwas heißen, 7 Monate hindurch Tag für Tag so und soviele Male so und soviele

Digitized by Google

Schritte auf demselben engen Raume hin- und herzupendeln. Kein Verkehr untereinander, keine Möglichkeit an Land zu kommen. Immer dieselbe trostlose Umgebung: Inseln, Felsen, Berge ohne Baum und Strauch. Immer das gleiche Einerlei. Dazu kam weiter eine schlechte Postverbindung mit daheim. Jede Post nach und von Deutschland unterlag der Zensur, d. h. mit anderen Worten: es trat fast für jede Post eine Verzögerung von 3 bis 4 Wochen ein. Von den anderen englischen Menschenfreundlichkeiten sollen nur einige noch zur Beleuchtung des erbärmlichen Daseins, das wir drüben geführt haben, erwähnt werden. Unseren Leuten wurde das Baden außenbords verboten. Das Betreten unbewohnter Inseln wurde trotz mehrmaligen Ansuchens abgelehnt. Bei Beerdigungen durfte sich nie eine deutsche Abordnung beteiligen. Schmachvoll und unwürdig war die Behandlung derer von uns, die nach Deutschland entlassen wurden. Wir, die wir gemäß der Waffenstillstandsbedingungen in neutralen Häfen interniert werden sollten, wir wurden, obwohl wir nicht gefangen genommen waren, festgehalten wie Gefangene. Wir wurden wie Schwerverbrecher behandelt. Doppelzüngig hat man uns wider die Bestimmungen des Völkerrechts die persönliche Freiheit geraubt. Von dem vielgerühmten englischen „Gentleman" haben wir nicht das geringste verspürt und bei uns in Deutschland glaubt man noch immer an das: „sie werden's schon nicht so schlimm machen, unsere Gegner." Wir mußten es uns mit Wut im Herzen gefallen lassen, daß unsere Kisten und Kasten durchwühlt wurden. Aber nicht nur das, man ging noch weiter. Wir mußten uns der Leibesvisitation unterwerfen. Schmutzige Finger englischer Matrosen betasteten unsere Kleider, zogen die Stiefel von den Füßen und befühlten die Strümpfe nach Schriftstücken. So sah die Wirklichkeit aus. Wir sind Sklaven in der Internierung gewesen! Weiß das die Heimat? Und weiß sie auch, daß trotz alledem die Mehrzahl der Besatzungen 7 Monate hindurch bemüht gewesen ist, ihren Pflichten nachzukommen und auszuhalten, obwohl die Rückkehr im Unbestimmten lag und sich von Monat zu Monat hinausschob? Hier liegt eine Leistung vor, der man die Anerkennung nicht versagen darf und die man um so höher bewerten wird, wenn es an die Öffentlichkeit kommt, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Männer wohl der Geist der neuen Verhältnisse zu Hause war, daß aber dieser Geist nichts gemein hatte mit der „Gesinnungstüchtigkeit der Heimathelden", die teils unberechtigt, teils berechtigt das blaue Matrosenjäckchen tragen und die sich als Beschützer der von ihnen in die Wege geleiteten Revolution aufspielen, die die Früchte der Revolution auf ihre Art sicherstellen dadurch, daß sie alles sofort „versozialisieren", d. h. rauben, plündern, stehlen und schänden. Gefolgsleute dieser Art hat es auch in Scapa gegeben, das soll nicht verborgen bleiben. Wer mit drüben war, der kennt die Namen derer, die Wert darauf legten, ihren Kameraden das an und für sich schwere Leben noch schwerer zu machen. Aber glücklicherweise war dieses Verhalten nicht allgemein und darum muß es ein Ende haben, alle Marineangehörigen über einen Kamm zu scheren. Gruppen von Männern, Besatzungen, ja Verbände haben drüben eine Lebens-, Dienst- und Geistesauffassung gezeigt, wie man sie in Deutschland heute suchen kann. Und ihnen soll hier verdientermaßen das Wort geredet werden. Es wäre unrecht, wenn ich unerwähnt ließe, welches musterhafte Beispiel die Männer der „schwarzen Kunst", die Torpedobootsbesatzungen unter ihrem Führer Korv.-Kapitän Cordes bei all den schwierigen Verhältnissen gegeben haben. Sie lebten und schafften auch drüben in England in dem Geist der alten Marine. Disziplin und Kameradschaftlichkeit verbanden wie einst in den Tagen des Welt-

Digitized by Google

kriegs Offiziere und Untergebene und niemals haben drüben in Scapa diese beiden echt militärischen Tugenden bei den Torpedobootsbesatzungen ausgesetzt. Das war nicht nur das Werk des Führers der Torpedoboote K. Kapitän Cordes und seines Flaggleutnants Kapitänleutnant Schniewind, sondern vor allem das freiwillige Geben der unterstellten Besatzungen. Die Torpedobootsleute und mit ihnen — um nur noch einige der Besatzungen zu nennen — die Kleinen Kreuzer Bremse und Emden, der Große Kreuzer Moltke und die Linienschiffe Kaiser und Kronprinz Wilhelm, haben die Tradition des alten deutschen Flottengeistes hochgehalten. Es gibt noch Ehrenmänner in der Marine und soll ihnen das Fortkommen erschwert werden, wenn sie sich infolge der Verkleinerung der Marine gezwungen sehen, sich um Zivilstellungen zu kümmern? Darum also Vorsicht im Urteil, doppelte Vorsicht, zumal nach der letzten Tat der internierten Besatzungen. Ihr letztes Handeln hat vieles wieder gutgemacht. Sie haben die Schmach der Friedensunterzeichnung auf ihre Weise wieder ausgeglichen. Ihr Ehrgefühl, das man ihnen abgesprochen, ließ sie auf alles Persönliche, auf Hab und Gut, selbst auf Leib und Leben verzichten, um des Ideals willen. Ohne Bezahlung, nicht geschoben von Drahtziehern, wie etwas, was nicht anders sein kann, haben sie ihren Schiffen den Tod gegeben, um ihrer Ehre willen. Die unbesiegte deutsche Kriegsflotte ist nicht schmachvoll in die Hände der Feinde gefallen. Wenigstens eine, ja ich möchte sagen die Tat in unserer tatenlosen maulaufreißerischen Zeit. Und dafür gebührt den Männern, die sie vollbracht, den Besatzungen, dem Konteradmiral von Reuter und mit ihm dem Manne, der seine rechte Hand war, der Freude und Leid der Internierung, Mühe, Arbeit und gehässige Angriffe geteilt, dem Fregatten-Kapitän Oldekopp, größter Dank. Würdig ihrer Vergangenheit hat die deutsche Flotte ihr Grab gefunden. Vorbei, was in langer Friedens- und Kriegszeit deutscher Geist erdacht und geschaffen. Und doch besser, tausendmal besser als ehrlos ausgeliefert! Hut ab vor den aufrechten Männern! Diesmal lag kein Befehl vor! Ohne fremdes Zutun, von sich aus haben sie solches gewagt. Und das war deutsch. Alles andere, was sonst bei uns zu geschehen pflegt, ist undeutsch, ist welsch. Sie aber, die noch einmal der Welt gezeigt, was für einen inneren sittlichen Wert die ehemalige kaiserliche Marine ihren Angehörigen als Erbe mitgegeben, sie sollen frei sein von jeder Anklage und Genugtuung soll sie erwarten, wenn sie heimkehren.

Wilhelmshaven. Marinepfarrer Ronneberger.

Wir haben das Schwere über uns vermocht,
das uns innerst unmöglich schien:
unsre Führer preisgegeben.
Wir haben so auf Ehre gepocht,
daß wir nun vor Feindes Triumphbögen
mit zerschlagenen Fingern knien
und nur das eine Schwerere noch vermögen:
ehrlich unsrer Buße zu leben!

Dehmel.

Digitized by Google

Der Brief Hindenburgs an Foch.

Ein norddeutscher Soldat schreibt uns: „Der Brief Hindenburgs an Foch ist Veranlassung, daß ich mich an Sie wende. Fünf Kriegsjahre hindurch haben die Franzosen jeden Deutschen als „Boche" beschimpft und behandelt, und nun bescheinigt ihnen Hindenburg, „daß die französische Armee Jahrhunderte hindurch, die Tradition echter soldatischer Ehre und ritterlicher Gesinnung als kostbares Gut gepflegt hat". Aus dieser ungeheuerlichen Behauptung sehen Sie, wohin der Monarchismus auch seine besten Bekenner führt. Die Franzosen waren zu Melacs Zeiten und 1794—1814 in Deutschland. Über den Mordbrenner Melac ist kein Wort zu verlieren. Aber auch 1794—1814 haben sie in Deutschland gehaust wie die Räuber. Die französischen Generale hatten sich in Deutschland — den Marschall Jounot ausgenommen — dermaßen bereichert, daß sie nach Napoleons Sturz ihren Raub in Ruhe verzehren wollten und deshalb 1815 Napoleon im Stiche ließen."

In seiner Kritik der Äußerung unseres über alles verehrten Hindenburg hat der Einsender einfach recht. Nach einem Krieg, in welchem die halbe Welt als Bundesgenossen den Franzosen nicht genügte, um über das Häuflein von Deutschen zu „triumphieren" und sie immer noch nach neuen schrien, nach einem Krieg, in dem deutsche Gefangene, denen die Eingeweide heraushingen, von französischen Soldaten mit Kolbenstößen vorwärtsgetrieben wurden, bescheinigt ihnen der deutsche Generalstabschef ihre Ritterlichkeit. Oberst von Müller in seinem bereits öfters von uns empfohlenen Buch „Deutsche Erbfehler" (Verlag Perthes, Gotha, 1897) schreibt: „Die Franzosen preisen sich selbst als die große, die edle, die ritterliche Nation; wenige Völker aber sind unedler, unritterlicher gegen Schwächere, gegen Besiegte verfahren als gerade sie, kaum ein einziges Volk hat die wahrhaft edlen und ritterlichen Elemente in seiner Mitte so verfolgt und ausgemerzt wie das französische."

Zur Trauerfeier für die Gefallenen der Universität Berlin, im Namen der Studentinnen.

(Gesprochen im Dom zu Berlin, 24. Mai 1919.)

Ihr Brüder, die ihr uns beschirmend fielt,
Wir bringen euch den letzten Gruß und Dank.
Auf euren weitverstreuten Hügeln grünt
Der Mai, und linder fließen Muttertränen,
Doch eurer Schwestern Leid wird nie gestillt.
Denn ihr und wir sind eins, mit euch begraben
Ist unser Lenz und unser Herbst zumal.
Nicht weil wir Tag' und Nächte einsam trauern,
Nicht weil wir Bräute der Verwesung sind,
Der Wehruf ungeborener Geschlechter,
Der ewig stummen Sprossen eures Blutes,
Der nie gesäten Saaten weint in uns.

Wir sehn euch noch, wie ihr im Blumenschmuck
Hinzogt, als freudige Opfer zu verbluten.

Digitized by Google

Wie wart ihr schön, ihr heilig Glühenden,
Mit Siegen Rom und Hellas überstrahlend,
Wie wart ihr glücklich, daß ihr hoffend fielt.
Uns blieb des Bechers tödlich bittre Neige.
Denn jedes Volkes Hand ist wider uns,
Der Aufruhr tobt, des Hungers wildes Kind,
Durch alle Städte des zermalmten Reiches.
Die Seit' an Seite brüderlich gefochten,
Verwandelt fallen sie sich selber an
Und morden gierig, was der Feind verschonte.

Vielleicht in hundert Jahren wird ein Urwald
Den Grund bedecken, der einst Deutschland war,
Und Münster werden grün umsponnen ragen,
Und Forscher werden letzte Spuren suchen
Von einer Sprache, die verklungen ist.

Muß es so enden? Muß der deutsche Geist,
Der Quell des Lichts, versiegen auf der Erde?
Wenn uns kein Retter hier erstehen will,
Aus dieser Stunden Schmach und Qual geboren,
So rufen wir die toten Brüder an,
Damit sie droben uns die Helfer werben.
Zu all den ewigen Meistern unsres Volks,
Die als Gestirne ob der Menschheit strahlen,
Die unsrem Ruf entrückt sind, bring' ihr Flehen,
Daß sie zur Geisterschlacht zusammeneilen
Und erderschütternd ihren Schrei erheben,
Ob der Planet noch weiß von Menschlichkeit,
Ob er schon reif zum letzten Weltgerichte.

Uns aber laßt vereint zusammenstehen,
Wie sich dort oben unser Los entscheide,
Und laßt uns gütig sein wie Sterbende
Und eins dem andern seinen Fehl verzeihen,
Und eins dem andern seine Wunde lindern,
Daß noch ein Lächeln sei im Untergang
Wie in der Rettung — daß wir würdig doch
Vor euch, ihr toten Brüder, stehen mögen.

Isolde Kurz.

Redaktionell abgeschlossen am 19. Juli 1919.

Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google

- 11 -

Die Schweiz spricht zu uns

Beiträge von

Karl Stamm * Mary Bohny
Hermann Weilenmann * Franziska
Stoecklin * F. Tobler * O. G. Baumgartner
Hans Müller * Konrad Bänninger * Eber-
hard Vischer * Ida Boßhardt * Horace
Micheli * Eligio Pometta * Max Pulver
Nanny von Escher * E. Bovet * Leonhard
Ragaz * Robert Faesi * S. D. Stein-
berg * Hans Ganz * Hans Trog
Carl Albrecht Bernoulli

August 1919

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

Süddeutsche Monatshefte
Leipzig * Berlin * München
Jahrg. 16 * Vierteljährlich M 6.—. Einzelheft M 2.25 * Heft 11

178/38
29

Auslieferung für den Berliner Buchhandel: Georg Stilke
Auslieferung dieses Heftes für den Schweizer Buchhandel: Kober's Buch- u. Konsthandlg., Basel

DEUTSCHES ERZEUGNIS

Die erste Schriftsteller-Schule

Die Kunst des Schreibens von Dr. Broder Christiansen

lehrt klingende, sinnenfrische, eigenbürtige Schrift, schmeidigt die Phantasie, hilft Gedanken zu entlösen und zwingend zu prägen. Und sie weist den wirksamen Spannungsbau von Abhandlungen, Erzählungen, Dramen.

Der Berliner Universitätsdozent Dr. Kurt Bock schreibt darüber in der Weimarer Schriftstellerzeitung: „Den Versuch einer künstlerischen Sprachstilschule in Form eines Lehrganges von 12 Briefheften muß ich als gelungen bezeichnen. Das Handwerk des Schriftstellers wird hier mit erstaunlich zielsicherer Pädagogik, ehrlicher Begeisterung und vollkommener Sachkenntnis **bis in letzte Stilfeinheiten erläutert und praktisch gelehrt.** Jedem werdenden Literaten und Dichter und manch einem, der sich schon für „geworden" hält, sei ausdauernde, tatkräftige Inbesitznahme des Lehrgangs dringend anempfohlen. Ein vergeistigter, poetisch beschwingter, zweckbewußter Stil bedeutet tägliche Schöpferfreude und lebenslänglichen ideellen und klingenden Vorteil. — Die gewählte, gediegene Sprachform des Werkes muß an sich schon als bester Lehrmeister gelten, wie auch der vorzügliche Druck und das künstlerisch klare Satzbild reinen Genuß bieten."

Preis 25 Mark. — Bericht über Wesen und Wege dieser Schule 40 Pfennige.

Felsen-Verlag / Buchenbach-Baden

Digitized by Google

Zirka 300,000 Stück verkauft!

„Agfa"-Belichtungstabelle

Abbildung der Vorderseite

in einem Instrument

für Tageslicht und Blitzlicht

Ermittelt durch blosse Schieberstellung ohne jede Berechnung:

für Tageslicht: die richtige Belichtungszeit

für Blitzlicht: die „Agfa"-Blitzlicht-Menge zu jeder Aufnahme.

M. 1.25 pro Stück. Bezug durch Photohändler.

Keine Fehlaufnahmen!

Große Ersparnis im Platten- u. Filmverbrauch!

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang Heft 11

	Seite
Vorwort	325
Lichtblick / Gedicht von Karl Stamm †	325
Das Herz von Europa / Von Alfred Demiani	326
Die Tätigkeit des Schweizerischen Roten Kreuzes im Weltkriege / Von Mary Bohny, Vorstandsmitglied d. Schweizerischen Roten Kreuzes	332
Die Wandlung des nationalen Empfindens in der deutschen Schweiz / Von Hermann Weilenmann	335
Sankt Franziskus / Gedicht von Franziska Stoecklin	341
Schweizerische und deutsche Demokratie / Von F. Tobler	342
Die Stellung der Schweiz in der Weltwirtschaft / Von Dr. O. G. Baumgartner, Redaktor des „Berner Intelligenzblattes"	346
Die drei Standpunkte in der sozialistischen Arbeiterbewegung der Schweiz / Von Privatdozent Dr. Hans Müller, Vizepräsident des Zentralkomitees d. Schweizer Grütlivereins	350
Trostgesänge / Gedicht v. Konrad Bänninger	355
Die Trennung von Staat und Kirche im Lichte der in der Schweiz gemachten Erfahrungen / Von D. Eberhard Vischer, Professor der Theologie a. d. Universität Basel	356
Frau und Staat / Gedanken einer Schweizer Frau zum Frauenstimmrecht / Von Ida Boßhardt	361
Die politischen Anschauungen der welschen Schweiz / Von Dr. Horace Micheli, Nationalrat, Chefredakt. des „Journal de Genève"	366
Tessin und Eidgenossenschaft / Von Professor Eligio Pometta, italienischer Übersetzer der Schweizer Bundesbahnen	369
Seele der Gemeinschaft / Von Dr. Max Pulver	371
Ein Schweizer über deutsche Demokratie	374
Mein Bescheid / Von Nanny von Escher	375
Zwei Schriften eines Schweizer Arztes	376
Die Einkehr / Von Universitäts-Professor Dr. E. Bovet, Herausgeber von „Wissen u. Leben"	377
Deutschland und wir. Zum geistigen Friedensschluß / Von Universitäts-Professor Leonhard Ragaz, Herausgeber der religiös-sozialen Monatsschrift „Neue Wege"	382
Fremde Propaganda in der Schweiz	389
Die Dichtung der deutschen Schweiz und der Weltkrieg / Von Privatdozent Dr. Robert Faesi, Vorsitzendem des Schweizer Schriftstellervereins	395
Das lyrische Bekenntnis der Schweiz / Von Dr. S. D. Steinberg, Feuilleton-Redaktor der „Züricher Post"	402
Zeitgefahr der Künstler / Von Dr. Hans Ganz	406
Schlummerlied / Gedicht von Karl Stamm †	408
Aus dem Kunstleben der Schweiz / Von Dr. Hans Trog, Feuilleton-Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung"	409
Peter Gast. Franz Overbeck. Friedrich Nietzsche. Ein Überblick nach zehn Jahren / Von Karl Albrecht Bernoulli	413
Briefe über Bücher (Gottfried Keller) / Von Professor Dr. Josef Hofmiller	416
Nachwort / Von Prof. Paul Nik. Cossmann	419

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30692 (nur bis 3 Uhr).

Verlagsleitung: München, Karlstraße 6. Fernsprecher 53728 (nur bis 3 Uhr).

Das Urteil des Schweizers

Deutsche Demokratie

von Dr. F. Fick, Küßnacht-Zürich

2. Auflage Preis M. 2.—

Der hervorragende Schweizer Jurist offenbart uns, was wahre Demokratie ist und zeigt uns damit, daß wir Deutsche noch himmelweit von dieser Staatsform entfernt sind, er weist uns aber auch den Weg, dieses Ziel zu erreichen.

J. F. Lehmanns Verlag, München

Paul Heyseestraße 26

Katholische Staatsauffassung

Kirche und Staat

Nach den prinzipiellen Grundlagen dargestellt

von Dr. Heinrich Schrörs

Professor der kath. Theologie an der Universität Bonn

8° (VIII u. 102 S.) M 3.20

Eine Schrift von aktuellster Bedeutung! Die Grundfragen über Wesen, Ursprung, Zweck und Grenzen des Staates und der Staatsgewalt sowie über das Verhältnis zur Kirche sind auf Grund der anerkannten kirchlichen Lehre, aber gemeinverständlich besprochen. Eine solche zusammenfassende Darstellung wurde bis jetzt vermißt.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau

Digitized by Google

Vorwort.

Es wäre natürlich ein leichtes gewesen, hätten wir uns darauf beschränkt, uns an bekannte Deutschfreunde in der Schweiz und etwa noch an einige dort lebende Deutsche zu wenden, ein Schweizerheft zusammenzustellen, das vielleicht den Ideen vieler unserer Leser besser entsprochen hätte als das vorliegende. Leider hätte nur der günstige Eindruck, den eine derartige Veröffentlichung sicher auf einen großen Teil des deutschen Publikums gemacht haben würde, recht wenig den Tatsachen entsprochen. Wir sind aber der Ansicht, daß die öffentliche Meinung in Deutschland gerade lange genug über die Vorgänge außerhalb unserer Grenzpfähle und namentlich auch über die Stimmung in neutralen Ländern getäuscht worden ist.

Es lag uns daher daran, möglichst nur solche Persönlichkeiten zu Wort kommen zu lassen, die wir tatsächlich als Vertreter des schweizerischen Volksempfindens ansehen konnten. Wenn wir hierbei manche unberücksichtigt lassen mußten, die wir gern noch gehört hätten, so erklärt sich dies durch den leider nur beschränkten Raum, der uns zur Verfügung stand; es ist so schon das denkbar mögliche geschehen, um die erfreulicherweise in überraschend großer Zahl einlaufenden Manuskripte in einem Heft unterzubringen. Wenn sich unter den Namen unserer Mitarbeiter für dieses Heft auch die solcher befinden, die während des Krieges unter unsere politischen Gegner in der Schweiz gezählt wurden, so erblicken wir in der Tatsache allein, daß sie sich im jetzigen Augenblick bereit fanden, ihre Feder einer deutschen Zeitschrift zur Verfügung zu stellen, ein so erfreuliches Anzeichen, daß wir gerade ihren Ausführungen die allergrößte Bedeutung beimessen, auch dort, wo sie in direktem Gegensatz zu unserer Auffassung stehen.

Der aufmerksame Leser wird in den hier vereinigten Aufsätzen Aufschluß über vieles finden, was uns die Schweiz während des Krieges entfremdet hat, aber auch darüber, was uns mit ihr, allen Mißverständnissen und Mißstimmungen zum Trotz, dauernd vereinigt. Wir hoffen daher, daß dieses Heft in der Schweiz sowohl wie in Deutschland die wohlwollende Aufnahme finden möchte, die wir uns wünschen, und in bescheidenen Grenzen mit zu der jetzt so überaus notwendigen Aufklärung und dadurch zur Lösung der übermenschlich großen Aufgabe beitragen möge, vor der in diesen schicksalsschweren Zeiten die Menschheit und besonders das deutsche Volk steht.

Lichtblick.

Ich steige Stunden schon bergan,
der Nebel wogt hinab, hinan,
verdichtet sich zur grauen Wand,
fällt mir in Tropfen auf die Hand,
noch einmal tost, ein Wasserfall
der Nebel raubt den letzten Hall,
die Seele wird verzagt und klein
und flüchtet tief in sich hinein
und hat sich ganz ergeben
in schmerzlichem Verzicht.
Doch plötzlich welch ein Wallen!
Sieh auf! Die Nebel fallen!
Wie ferne Wunder grüßen
die Täler mich zu Füßen.
Unendlich steigt der Berg ins Licht.

Karl Stamm †.

Digitized by Google

Das Herz von Europa.

Es ist ein schönes und treffendes Gleichnis, die Schweiz als das Herz von Europa zu bezeichnen, und sicher ist, daß sie sich im Weltkrieg ein Anrecht auf diesen Ehrentitel erworben hat.

Auch die Hüterin der Quellen hat man sie genannt: ihre klaren Gletscherbäche tragen den Gruß der ewig leuchtenden Firnen hinab ins Tiefland, und unablässig speist sie mit frischem Wasser die breiten Ströme, deren trübe Fluten müde nach langer Wanderung in die Nordsee und ins Mittelmeer, in die Adria und ins Schwarze Meer sich ergießen.

Der Sinn dieses Gebirgslandes ist der im Donner der Schlachten erzitternden Welt als trostreiche Offenbarung zum Bewußtsein gekommen. Klingt es doch fast wie ein Märchen, daß hier drei Kulturen friedlich nebeneinander hausen, die gemeinsam der Welt einen unfaßbaren Reichtum des Schönen und Beglückenden schenkten, jetzt aber in verhängnisvollem Wahn den tausendjährigen Bau weltbeherrschender Größe durch Mißgunst, Haß und Zwietracht selbst zertrümmern. Das rote Banner mit dem weißen Kreuz ist zum Sinnbild einer glücklicheren Zukunft, einer Zeit des Völkerfriedens und gegenseitigen Verstehens geworden. Man hatte sich in den langen Friedensjahren zu sehr daran gewöhnt, es über dem Dach des Schweizer Wirtshauses als das Wahrzeichen einer nicht immer ganz uneigennützigen Gastlichkeit flattern zu sehen, und darüber beinah vergessen, daß es doch nur einer Umstellung der Farben bedurft hatte, um der Menschheit das rote Kreuz im weißen Felde zu schenken.

Während die Banner kriegerischer Nationen verblassen und zur Verzweiflung getriebene Völker sich anschicken, die bunten Tücher von den hohen Masten, an denen sie seit Jahrhunderten als Verkünder vaterländischen Ruhmes wehten, herunterzureißen, haben die Schweizer Fahnen einen neuen, nie gekannten und von einer ganzen Welt neidlos begrüßten Glanz erhalten: das rote Kreuz ein Zeichen der Menschlichkeit über den Stätten der Verwüstung und des Grauens; das weiße Kreuz ein Signal auf hoher Warte für den Schiffbrüchigen in der tobenden Brandung.

Ringsum in der Not und Bedrängnis eines noch nie dagewesenen Existenzkampfes die grauenhafte Verwirrung aller moralischen Begriffe, die Erhebung von Gewalttat und Verbrechen zur patriotischen Pflicht. War es da nicht ein beneidenswert schönes Los, wenn inmitten der Kämpfenden einem kleinen Volke die Aufgabe zufiel, Gutes zu tun?

Aber es genügte nicht, daß die Schweiz durch ihre geographische Lage und die Rassenmischung ihrer Bewohner für ihre Rolle im Weltkrieg prädestiniert schien; es gehörte Mut und fester Wille dazu, um auf dem Posten auszuhalten, auf den die kleine Republik gestellt war; und daß die Schweiz aushalten wollte und konnte, das dankt ihr das aus tausend Wunden blutende Europa. Es ist gar nicht auszudenken, welchen Umfang der an sich schon namenlose Jammer angenommen haben würde, wenn die Schweizer Grenzwacht nicht so treulich das Erbe der Väter gehütet hätte.

Eine doppelte Aufgabe war es, die der Schweiz zufiel, wenn sie nicht egoistisch nur an die eigene Ruhe denken, sondern die Idee der Neutralität in den Dienst der leidenden Menschheit stellen wollte. Es galt sich der schuldlosen Opfer des Krieges anzunehmen: zu heilen, zu trösten, zu schützen, — dann aber unermüdlich, allen Mißerfolgen zum Trotz, den Versuch zu wiederholen, zwischen den durch Haß und Verleumdung entfremdeten Brüdern zu vermitteln.

Was die Schweiz zur Linderung der Not während des Krieges getan hat, ist eins der schönsten Kapitel, die je ein Volk in das Buch seiner Geschichte ein-

Digitized by Google

tragen durfte. Die Tausende von Schwerverwundeten, die in die Heimat zurückbefördert wurden, — die Kriegsgefangenen, die hier Freiheit und Gesundheit wieder fanden, — die unglücklichen, von Haus und Hof vertriebenen Evakuierten, die zum ersten Male wieder Worte des Trostes und der Teilnahme hörten, — die schutzsuchenden Flüchtlinge aus durch Krieg oder Revolution verwüsteten Gebieten — und endlich die armen, kleinen Opfer des nichtswürdigsten Verbrechens dieses Krieges, der Hungerblockade, die blassen, unterernährten Kinder, deren Wangen sich hier wieder röteten, sie alle werden davon erzählen bis ans Ende ihrer Tage, sie werden dafür sorgen, daß man allenthalben von dem Land der weißen Berge und blauen Seen mit Liebe spricht, als von dem auserwählten, gesegneten Lande, wo die Menschen Menschen bleiben durften, während ringsum es ihnen zur Pflicht gemacht wurde, sich in Teufel und wilde Bestien zu verwandeln.

Auf diesem Gebiete, dem des Wohltuns, waren sicher alle Schweizer einig, und es hat wohl kaum einen unter ihnen gegeben, der nicht hierin die höchste Ehre seines Landes erblickt hätte; der Weg zu dem anderen, fast größeren und heiligeren Werke, dem der Versöhnung, ist nicht allen ebenso leicht geworden.

Es wäre ja nur zu begreiflich gewesen, wenn man in diesem um Sein oder Nichtsein gehenden Kampfe für den Nachbar besondere Sympathie empfand, dem man sich durch Sprache, Sitte und Kultur nahe fühlte; das, was für uns Deutsche schmerzlich und nicht immer leicht verständlich gewesen ist, war, daß die welsche Schweiz fast einmütig die Sache Frankreichs und seiner Verbündeten zu der ihren machte, während in den deutschen Kantonen die gleiche Gesinnung den Zentralmächten gegenüber beinah zu den Ausnahmen gehörte.

Mögen nun die Gründe für diese an sich überraschende Erscheinung sein, wie sie wollen, — und wem es daran liegt, sich hierüber zu unterrichten, wird in den nachstehenden Artikeln von berufeneren Federn, als der meinigen, hinreichend Aufschluß erhalten können, — soviel steht fest, daß manchem von uns Deutschen, die in den Kriegsjahren nach der Schweiz kamen oder dort lebten, das Herz oft bitter weh getan hat, und daß wir bei aller Dankbarkeit und Bewunderung für das unendlich Schöne und Große, was die Schweiz während des Krieges geleistet hat, in dem Gefühl unserer Vereinsamung doch nicht umhin konnten, das Verhalten der meisten Welschen als bewußte Feindseligkeit, das vieler Deutschschweizer als Gleichgültigkeit zu empfinden.

Einen großen Teil der Schuld freilich, daß die Stimmung für Deutschland im allgemeinen nicht sehr günstig war, namentlich aber im Verlaufe des Krieges eher schlechter als besser wurde, möchte ich der Haltung einer leider recht beträchtlichen Zahl unserer Landsleute zuschreiben, die in der Schweiz sich dauernd oder vorübergehend aufhielten. Ich spreche nicht von denen, die einfach zu jenem internationalen Gesindel gehörten, das sich hier mit unsauberen Geschäften aller Art befaßte; dies war lediglich eine der Kriegsplagen der Schweiz, und es ist wohl schwer festzustellen, welche Nationalität hieran im stärksten Maße beteiligt gewesen wäre. Aber es gab zwei Klassen von Deutschen: die einen, die ohne Zweifel in bester und redlichster Absicht, aber mit bemerkenswertem Ungeschick und unter vollkommener Verkennung der Schweizer Volkspsyche für die deutsche Sache Stimmung machen wollten, — und dann solche, die glaubten durch Zur-Schau-Tragen einer geradezu erbärmlichen Gesinnungslosigkeit in patriotischen Fragen sich als Deutsche einer höheren Ordnung dokumentieren zu können. Es ist schwer zu sagen, wer von beiden uns mehr geschadet hat: die einen brachten uns um die Sympathie, die anderen um die Achtung vieler Schweizer.

Doch wir dürfen ganz sicher auch nicht undankbar sein: es hat in der deutschen

Digitized by Google

Schweiz nicht an Männern gefehlt, die mit einer Überzeugungstreue für das Deutschtum eingetreten sind, die an die Notwendigkeit seines Sieges als dem einer höheren Weltauffassung glaubten, daß sie sogar ihren guten Ruf aufs Spiel setzten und den Mut hatten, die unvermeidlichen Konsequenzen auf sich zu nehmen, als der Erfolg gegen sie sprach. Was diese Freunde für uns getan und geopfert haben, sollte ihnen Deutschland nie vergessen.

Daneben gab es solche, die bei einer Wahl zwischen angelsächsischer und germanischer Vorherrschaft immer noch die letztere für das kleinere Übel hielten, und endlich selbstverständlich in nicht geringer Zahl Opportunisten, die Deutschland bewunderten, so lange die Wahrscheinlichkeit für seinen Sieg vorhanden war; es wäre beinah unnatürlich, wenn nicht auch ein Teil der Presse den gleichen Weg gegangen wäre.

Anderseits machte sich mit der Zeit gerade in der Westschweiz eine Bewegung geltend, die mit der Einstellung auf einen gänzlich unneutralen Chauvinismus zu brechen suchte. Wenn auch die Wirksamkeit der hierfür Interessierten sich zunächst auf einen verhältnismäßig engen Kreis meist revolutionärer Elemente beschränken mußte, so verdient doch jedenfalls, neben Romain Rolland, an dieser Stelle Henri Guilbeaux, der seit einiger Zeit aus der Schweiz ausgewiesene einstige Herausgeber der Monatsschrift „Demain", erwähnt zu werden. Später stellte sich, wenn auch nicht ganz die gleichen politischen Ziele verfolgend, Jean Debrit an die Spitze dieser Bewegung, dessen vorzüglich geleitete Tageszeitung „La Feuille" in Deutschland noch lange nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdiente.

Dasjenige, womit bei der denkbar besten Absicht, objektiv zu bleiben, es wirklich kaum möglich war sich abzufinden, war, daß es beinah als selbstverständlich galt, wenn ein Welscher sich chauvinistischer gab als mancher Franzose, daß ein Deutschschweizer aber, der nur annähernd in gleicher Weise für den nördlichen Nachbar Partei nahm, fast als schlechter Bürger angesehen wurde, — und nun gar ein Welscher, der sich herausnahm, Deutschland nur einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das war schon geradezu ein Vaterlandsverräter.

Aber mag nun auch unser persönliches Empfinden noch so sehr gelitten haben, darüber muß man sich klar sein, hätte das Rassengefühl in der deutschen Schweiz die gleiche Rolle gespielt wie im Welschland, die Schweizer Neutralität wäre zerbrochen.

Am schmerzlichsten natürlich waren die ersten Monate des Waffenstillstandes: unsere Freunde verstummten betäubt, beinah beschämt, die Westschweiz schwamm im Siegestaumel, dem sich eine kaum verhehlte Dosis von Schadenfreude beimischte; doch auch in den deutschen Landesteilen herrschte vielfach die nicht ganz definierbare Stimmung vor, die der ärmere Verwandte haben mag, wenn der wohlhabende Vetter, zu dem man bisher in nicht ganz neidloser Hochachtung hinüberblickte, plötzlich Bankrott macht. — Die Alliierten schienen neben dem kriegerischen Erfolg auch noch das moralische Übergewicht für sich geltend machen zu können; die Amerikaner gefielen sich in der Rolle als Retter von Europa, und Wilson nahte als Heiland der Welt.

Mittlerweile haben unsere Feinde selbst dafür gesorgt, daß sich die Situation merklich zu unseren Gunsten verschob, indem sie uns die tiefste Demütigung ersparten, die man uns dadurch hätte zufügen können, daß der Sieger edelmütig gewesen wäre. Der Zusammenbruch dieses Kartenhauses von Prinzipien und schönen Phrasen wirkte auf viele Schweizer, die trotz ihres praktisch nüchternen Sinnes oft große Idealisten sind und ehrlich an die Versicherungen der Entente geglaubt hatten, geradezu katastrophal und wog die einstige Überraschung über den Zusammenbruch unserer militärischen Fassade beinah auf. Namentlich Amerika und Wilson waren für die meisten eine bittere Enttäuschung. So beginnt Robert Faesi einen dem Andenken von Walt Whitman in der N. Zch. Ztg.

Digitized by Google

vom 31. Mai 1919 gewidmeten Artikel mit den Worten: „Eine neue Weltordnung wurde uns von der Neuen Welt verheißen; wir haben dem Sternenbanner zu voreilig, zu blindgläubig vertraut. Wilsons Punkte waren diese Sterne der Hoffnung. Was blieb von ihnen? Oh, wirklich Punkte — nicht mehr. Welch ein Bankrott eines anspruchsvoll verkündeten Idealismus!"

Wenn eine Persönlichkeit wie Professor Bovet, der in seiner Zeitschrift „Wissen und Leben" wahrhaftig während des Krieges nicht viel Freundliches über uns gesagt hat, angesichts dieser moralischen Niederlage seiner bisher gefeierten und bewunderten Freunde den Mut findet, an der gleichen Stelle in einem Artikel „Der provisorische Friede" (Mai 1919) tiefster Entrüstung Ausdruck zu verleihen, so kann meines Dafürhaltens zum mindesten an der Ehrlichkeit seiner Absicht, gerecht sein zu wollen, nicht mehr gezweifelt werden. Ich möchte der Kürze halber nur Sätze, wie die folgenden, herausgreifen: „Die Freveltat von Brest-Litowsk war folgerichtig; diejenige von Versailles ist ein Verrat. — Diejenigen aber, die seit 1914 im Namen des menschlichen Gewissens protestiert haben, sie haben das Recht und die Pflicht, von neuem Protest zu erheben, um so mehr, als hier ein offenkundiger Wortbruch vorliegt."

Ähnliches könnte man von Leonhard Ragaz, dem Verfasser der „Neuen Schweiz", sagen, der in der „Neuen Schweizer Zeitung" vom 13. Mai 1919, (dem Organ der Neuen Helvetischen Gesellschaft), einen in etwa dem gleichen Sinne gehaltenen Brief „An einen französischen Freund" veröffentlichte. Auch die Tatsache allein, daß von beiden Autoren Aufsätze in dem vorliegenden Heft zu finden sind, dürfte zur Bestätigung meiner Auffassung beitragen.

Nur komme man nun, bitte, nicht mit derartigen Geschmacklosigkeiten, — und in der Tat ist dies schon geschehen —, hier von einem Saulus, der zum Paulus wurde, oder dergleichen zu reden. Ich habe vielmehr das Gefühl, daß man es mit unserer utilitaristischen Zeit freilich ziemlich unverständlichen Don-Quichote-Naturen zu tun hat, deren Idealismus sie unwillkürlich und unbekümmert um die Konsequenzen auf die Seite des Schwächeren und Unterliegenden drängt. Gerade solche Leute könnten jetzt, wenn sie auf beiden Seiten richtig verstanden würden, — in der Regel ist natürlich gerade das Gegenteil der Fall, — unendlich Wertvolles im Dienste der Menschheit leisten.

Auch auf andere Weise arbeiten augenblicklich unsere Gegner, sicher ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, für uns. War während des Krieges die deutsche Propaganda und das, wie schon erwähnt, nicht immer ganz glückliche Bestreben, die Welt von „der Gerechtigkeit unserer guten Sache" zu überzeugen, dem Schweizer allmählich auf die Nerven gegangen, so findet er neuerdings, daß reichlich viel geschieht „pour faire aimer la France". Man wird um so mißtrauischer gegenüber diesen etwas aufdringlichen Liebesbewerbungen, wenn sie auf politischem Gebiete von ausgesprochenen Unfreundlichkeiten begleitet sind, welche die Schweiz in ihrer wirtschaftlichen Existenz ernstlich schädigen und ihr Selbstbewußtsein verletzen. — Es genügt hier den Schlußsatz eines mit „Vexations" überschriebenen Artikels im „Journal de Genève" vom 5. Juli 1919 anzuführen: „Es scheint wahrhaftig, als habe man in gewissen Kreisen (in Frankreich) nur eine Idee: unmittelbar nach der Friedensunterzeichnung die Sympathien, die sich Frankreich während des Krieges durch seine edle und heroische Haltung erworben hat, zu vermindern, seine besten Freunde gegen es aufzubringen und die internationale Entwicklung ihres Handels und ihrer Industrie zu schädigen."

Sollte daher tatsächlich der monströse Prozeß gegen die deutschen Heerführer stattfinden, so dürfte das moralische Ergebnis kaum zugunsten der Sieger ausfallen. Man hatte sich zu sehr daran gewöhnt, an die Ritterlichkeit der Franzosen zu glauben.

Digitized by Google

Wenn ich vorhin darauf hinwies, daß der Weg zum Werke der Versöhnung nicht allen Schweizern leicht geworden sei, so sollte hiermit nicht etwa gesagt sein, es sei auf diesem Gebiete überhaupt noch nicht viel geschehen. Im Gegenteil, schon der Umstand allein, daß die Schweiz, begünstigt durch ihre zentrale Lage, auch während der Feindseligkeiten immerhin die Möglichkeit bot, ohne direkt unüberwindliche Schwierigkeiten eine gewisse Fühlung und einen einigermaßen befriedigenden Ideenaustausch zwischen Angehörigen der beiden Mächtegruppen aufrecht zu erhalten, war eine der letzten Garantien dafür, daß das Band der gemeinsamen Kultur nicht vollkommen zerriß. — Was die internationalen Kongresse anbelangt, die namentlich in der Zeit des Waffenstillstandes in Bern und Zürich an der Tagesordnung waren, so darf ihre Bedeutung sicher nicht überschätzt werden. Jede dieser Versammlungen war überzeugt und verkündete es mit dementsprechendem Selbstbewußtsein, auf die Vorgänge in Paris und Versailles bestimmenden Einfluß gewinnen zu können; es ist leider hiervon nichts eingetreten; aber schön war es doch, daß hier endlich einmal wieder Vertreter und Vertreterinnen aller Rassen und Nationen die Hände ineinander legen konnten.

Was die Schweiz während des Krieges und in der Übergangszeit geleistet hat und noch leisten wird, ist um so höher einzuschätzen, wenn man berücksichtigt, mit welchen Schwierigkeiten sie selbst zu kämpfen hatte. Ich möchte hier nicht von gelegentlichen wirtschaftlichen Unbequemlichkeiten sprechen; denn was sie auf diesem Gebiete auszuhalten hatte, ist ja im Vergleich zu den unsagbaren Leiden anderer Länder so verschwindend gering, daß es wirklich kaum in Betracht kommt. — Aber abgesehen von der Gefahr in den Krieg verwickelt zu werden, ist sie in doppelter Weise in ihrer Existenz bedroht gewesen: einmal durch die Möglichkeit, in ihre lateinischen und deutschen Landesteile auseinanderzufallen und hiermit voraussichtlich das Anrecht auf staatliche Selbständigkeit zu verlieren; dann aber neuerdings durch die nicht minder beängstigende Aussicht auf eine unvermittelt überhandnehmende Überfremdung. — Diese Überfremdung ist für ein kleines, von etwa 3 Millionen Menschen bewohntes Land eine sehr reelle Gefahr, wenn in unmittelbarer Nachbarschaft durch den Zusammenbruch und die Zersetzung riesiger Reiche Volksmassen obdachlos und brotlos werden, an deren Ansiedlungsmöglichkeit überhaupt nicht gedacht werden kann. Man lege daher nicht immer der Schweiz alle hiergegen getroffenen Maßnahmen als Unfreundlichkeit oder Engherzigkeit aus; diesen Vorwurf hat sie wahrhaftig nicht verdient. Daß es bei einem derartigen Bruch mit allen bisherigen Überlieferungen nicht ohne Mißgriffe und unnötige Härten abgehen kann, liegt auf der Hand. — Jedenfalls verstehe ich es durchaus, wenn während der jetzigen Weltkrise jedem Schweizer sein kleines Heimatland doppelt lieb und teuer geworden ist, und daß er es gern in der Form erhalten möchte, wie es die Feuerprobe bestand. Nur wirkt es einigermaßen belustigend, wenn gerade sogenannte „Papierschweizer", deren Wiege irgendwo in Deutschland oder Österreich stand, sich berufen fühlen, das Vermächtnis Tells zu hüten.

In gewisser Hinsicht ist die Schweiz während des Weltkrieges erst entdeckt worden, und zwar gilt dies nicht nur für das Ausland, dem sich in vielen Fällen mit ihrem Namen etwa die Vorstellung eines internationalen Vergnügungsparkes verband, sondern auch für einen nicht geringen Teil ihrer eigenen Kinder. Die wertvolleren Kräfte, die in der Stille arbeiteten und sich weniger geltend machten als manches andere, was reklameartig ins Auge fiel, sind für viele überraschend zum Vorschein gekommen.

Uns Deutschen aber ist die Schweiz in der Not und Bedrängnis unserer jahre-

Digitized by Google

langen körperlichen und seelischen Gefangenschaft direkt eine Lebensnotwendigkeit geworden, als die Vermittlerin zwischen uns und der Welt, von der wir ein halbes Dezennium hindurch abgesperrt waren. Eine amerikanische Zeitung sprach vor kurzem in diesem Sinne, als von dem einzigen offen stehenden Fenster in der europäischen Krankenstube; in ganz besonderem Maße gilt dies für Deutschland. — Wir müssen auf die Stimmen aus der Schweiz hören, um uns überhaupt wieder außerhalb der uns umgebenden Stacheldrähte zurechtzufinden; wir müssen zu verstehen suchen, wie die Ereignisse, unter deren betäubendem Eindruck wir heute noch kaum zum Bewußtsein unserer selbst zurückgekehrt sind, im Spiegel eines unbeteiligten Beobachters sich ausnehmen.

Auch für das Deutschtum ist es eine Lebensfrage, daß hier einige Stämme unserer Rasse von der schweren seelischen Erkrankung, an der wir alle leiden, verschont geblieben sind, daß sich hier im stammverwandten Lande eine Zufluchtstätte bildet für geistige Werte, die in der Gärung des Zusammenbruchs und der Neugestaltung schwer bedroht sind, und es sind Anzeichen vorhanden, als könnte sich vielleicht in dieser Zeit des Übergangs gerade hier, außerhalb unserer Grenzpfähle, etwa in Zürich, ein neuer Kristallisationspunkt für die aus jedem Gleichgewicht geratene Kultur der germanischen Stämme bilden.

Während der deutsche Schweizer dem von Sieg zu Sieg der Weltherrschaft zueilenden Deutschland ziemlich teilnahmslos, oft sogar ohne allzu großes Wohlwollen gegenüberstand, während er zunächst die Niederlage des Nachbarreiches verhältnismäßig gleichgültig hinnahm, geht doch jetzt, seit in Versailles die Karten aufgedeckt wurden, eine ehrliche Beunruhigung durchs ganze Land; man ist sich darüber klar geworden, daß Dinge auf dem Spiel stehen, die dem Schweizerbürger wertvoller sind, als die Kaiserkrone des Hohenzollern, und daß auch er dieses Erbe verliert, wenn er nicht dem großen Bruder hilft, es zu erhalten. — Vielleicht ist es von glücklicher Vorbedeutung, daß in diese Zeit der Einkehr und der Neuorientierung die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Gottfried Keller fiel, in dessen Persönlichkeit dieser Gedanke gemeinsamer Kultur sich in edelster Form verkörpert.

In wohltuender und herzlicher Weise ist dieses Zusammengehörigkeitsgefühl in einem für den Berliner Vorwärts bestimmten offenen Brief von Paul Ilg, der sicher nicht als ein Bewunderer des militaristischen Deutschlands gelten kann, zum Ausdruck gebracht worden. Er bekennt sich dazu, daß heute für die Deutschschweizer die Stunde geschlagen hat, um sich inniger als je mit ihren deutschen Brüdern zu vereinigen.

Doch auch in der Westschweiz hat es fast den Anschein, als sei die Stimmung nicht mehr ganz die gleiche wie noch vor wenig Monaten. Es kommt dies, namentlich, wenn man etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, immer deutlicher in der Presse zum Ausdruck. — Ein guter Freund aus Genf, mit dem ich während des Krieges manchen Strauß ausgefochten habe, schrieb mir unlängst, ich dürfe überzeugt sein, daß er augenblicklich ebenso an „Clemenceauphobie" leide, wie seinerzeit an „Bochophobie". — Und hat man auch am Genfer See den Tag, der das Schicksal Deutschlands besiegelte, mit Flaggenschmuck und Glockengeläute gefeiert, während man sich in Zürich, wie wohl an den meisten Plätzen der deutschen Schweiz, jeglicher Freudenkundgebung enthielt, so scheint doch der Bann, in dem die allzu einseitige Beurteilung der Geschehnisse lange Zeit die Gemüter hielt, allmählich sich zu lösen, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr zu fern, daß wir uns gemeinsam mit den Welschen, sie und wir, auf ein schönes altes französisches Sprichwort besinnen werden, das sich vortrefflich als Überschrift über einen neuen und glücklicheren Zeitabschnitt eignen würde:

Tout comprendre, c'est tout pardonner.

Zürich, im Juli 1919. Alfred Demiani.

Digitized by Google

Die Tätigkeit des Schweizerischen Roten Kreuzes im Weltkriege.

Das Schweizerische Rote Kreuz weicht in seiner Organisation dadurch von anderen Rot-Kreuz-Institutionen ab, daß es bei der Mobilmachung militarisiert wird. Die aus 15 Mitgliedern bestehende Direktion tritt zurück und wird ersetzt durch den Rotkreuzchefarzt, der die Gesamtleitung übernimmt und ausschließlich dem militärischen Oberkommando verantwortlich ist. Zur Zeit des Kriegsausbruches und der Mobilisation unserer Armee war Oberst Bohny durch Beschluß des Bundesrates mit diesem Amte betraut und er hat es während der ganzen Kriegsdauer ununterbrochen versehen. Da unserem Lande die Neutralität bewahrt blieb, wurde dem Schweizer Roten Kreuz seine Hauptaufgabe, die Pflege der eigenen Verwundeten, erspart und in den ersten Jahren hat es sich hauptsächlich damit beschäftigt, unsere Soldaten durch Versorgung von Wäsche und Unterkleidern gesund zu erhalten. Später hat dann die in der Armee sehr stark auftretende Grippeepidemie dem Roten Kreuz reichliche Arbeit gebracht und das Personal aufs äußerste angestrengt.

Die Mittel zur Durchführung der ganzen Rotkreuztätigkeit wurden durch Sammlungen von den Schweizern des In- und Auslandes aufgebracht und zu diesen bildete eine sehr erwünschte Ergänzung die hochherzige Gabe des amerikanischen Roten Kreuzes von einer Million Franken.

Sehr bald begann die internationale Tätigkeit des Schweizer Roten Kreuzes; zunächst dadurch, daß Pro captivis, das bernerische Komitee für Gefangenenhilfe und Piétas, drei mit der Fürsorge für Kriegsgefangene beschäftigte Institutionen, als Sektionen des Schweizerischen Roten Kreuzes aufgenommen wurden. Im März 1915 wurde das Abkommen über die Repatrierung invalider Kriegsgefangener, zunächst deutscher und französischer Nationalität, perfekt und das Rote Kreuz folgte mit Freuden der Aufforderung des Bundesrates, die Transporte zu übernehmen. Die Organisation wurde vom Rotkreuzchefarzt mit den Vertretern der fremden Staaten vereinbart. Die Armee stellte die nötigen Transportmittel und bald waren 4 Züge bereit, das schöne Werk zu beginnen. Das Pflegepersonal bestand aus Schwestern der verschiedenen Mutterhäuser, sowie aus einer Anzahl von Rotkreuzdamen, die sich freiwillig zur Verfügung stellten. Die gesamte Oberleitung der Pflegerinnen und des Zugshaushaltes übernahm ich als Gattin des Rotkreuzchefarztes und habe seither beinahe jeden Zug als leitende Dame begleitet und dauernd an der Verbesserung der Zugseinrichtung gearbeitet. Außer den Pflegerinnen fuhren im Zuge Mannschaften der Rotkreuzkolonne oder Sanitätssoldaten mit. Militärärzte stellten sich dem Rotkreuzchefarzte zahlreich zur Verfügung. Jeder Zug war für 400 Schwerverwundete berechnet, doch wurden auch bis zu 600 auf einmal aufgenommen.

Die beiden ersten Züge, die Deutsche und Franzosen holen sollten, fuhren am 3. März 1915 von Bern ab, der eine nach Lyon, der andere nach Konstanz. Jeder der Züge nahm ungefähr 300 Invalide auf, worunter 2 Offiziere waren. Der erste Eindruck, den diese Leute bei der Übernahme machten, war ein trauriger. Bleich und abgehärmt kamen sie auf dem Bahnsteig daher; das Aufschlagen der zahlreichen Krücken auf dem Asphalt gab einen eigentümlichen, unheimlichen Laut. Blinde, Einarmige, Einbeinige, Gelähmte, Schwindsüchtige, es war ein trauriger Zug, der auf uns Schweizer, die wir von den Schrecken des Krieges noch nichts gesehen hatten, einen unvergeßlichen Eindruck machte. Aber wie

Digitized by Google

bald kam eine andere Stimmung über die vorher so ernsten und traurigen Soldaten. Das Gefühl der Freiheit, das ihnen der Zug, der schon Schweizer Boden bedeutete, gab, leuchtete auf ihren Gesichtern und jedes freundliche Wort erweckte ihnen neuen Lebensmut und ließ sie mit Freuden erkennen, daß sie aus Gefangenschaft und Trübsal erlöst waren. Mag der Mensch in der Gefangenschaft noch so human behandelt werden, er wird dennoch tiefunglücklich sein, keinen Schritt ohne Bewachung machen zu dürfen, nur Feinde um sich zu sehen. Und nun erst diese armen Krüppel, die zur Arbeit unfähig, doppelt schwer an der Last ihrer Gefangenschaft trugen. Am ergebensten in ihr Schicksal waren die Blinden, obschon sie uns als die Bedauernswertesten erschienen. Sie waren von rührender Geduld und lebten ein Innenleben, entrückt allem Äußerlichen, all das Böse dieser Welt nicht mehr schauend. Die Verrückten dagegen, welch gräßlicher Anblick für die Umgebung. Sie selbst sich ihres Unglückes nicht bewußt, teils kindlich glücklich, teils bösartig, andere wieder traurig und voller Angst, sind sie Kriegsopfer ganz besonderer Art. Hunderte sind im Laufe der Jahre von uns befördert worden, stumpfsinnig, ohne die Freude der andern zu teilen.

Um 7 Uhr abends verließen die beiden ersten Züge die Station und rollten in die Nacht hinein, der Schweizer Grenze, der Freiheit entgegen. Schon auf den ersten Stationen wurden sie mit hellem Jubel empfangen und da zeigte sich so recht das Herz und die aufrichtige Neutralität unseres Schweizer Volkes. Ob Deutsche oder Franzosen, ob Italiener oder Österreicher, für alle diese Schwerverwundeten wurden Liebesgaben in Hülle und Fülle gegeben. Blumen regneten in die Wagen und bald lagen unsere Kranken in Blüten gebettet. Schokolade, Zigarretten, Früchte, alles in großer Menge ward denen, die lange gedarbt, mit freudigem Herzen gegeben. Ein altes Bauernweibchen war weit daher gekommen, um ihre Gabe den armen Verwundeten zu spenden. Mit zitternder Hand reichte sie ein rotgewürfeltes Säckchen mit selbstgedörrten Zwetschgen zum Wagenfenster hinauf. So kleine schöne Züge unserer Bevölkerung sahen wir häufig. — An jeder Station der gleiche Jubel einer großen Menge, die gleichen reichen Liebesgaben, die gleichen herzlichen Zurufe; mochten es deutsche, französische oder italienische Worte sein, die diese armen Menschen begrüßten, den Verwundeten gegenüber gab es die gleichen Sympathien überall.

Dankbar empfanden es die Gefangenen, daß die Damen und Herren der Gesandtschaften die Züge begleiteten, sie begrüßend im Namen der heimischen Regierung, die langentbehrten Zeitungen verteilend und liebevoll eingehend auf all die Fragen und Wünsche. Zwischen Freiburg und Bern kreuzten sich die beiden Züge. Da, ein Halt, dort und hier hellerleuchtete Fenster, Köpfe mit roten Käppis, mit grauen Mützen, die sich aus den Fenstern beugen, darüber ein heller Sternenhimmel, sanfter Mondschein, lautlose Stille. Nur kurz ist der Halt. Da plötzlich hören wir: „Camarades", „Kameraden", Blumen fliegen hinüber, Zigaretten herüber, verflogen ist der Haß, ein jeder hat seine Pflicht getan, das fühlen sie hier und dort. Laut erklingt hier die Marseillaise in die Nacht hinaus, dort erschallen die deutschen Stimmen: „Deutschland, Deutschland über alles", ein Pfiff, die Maschinen keuchen, und weiter geht es, dem Ziele, der Heimat zu, langsam verklingen die Stimmen. Unvergeßlich bleibt in unseren Herzen dieser Moment und eine kleine Hoffnung weckt er von zukünftigem Frieden und Versöhnung. Der Empfang im Vaterlande war in beiden Ländern der gleiche; mit Tränen in den Augen begrüßten die schwer geprüften Männer die Heimaterde. Mit klingendem Spiele, mit Fahnen und Guirlanden, mit Blumen von schönen Frauenhänden wurden die Helden empfangen, die, nach-

Digitized by Google

dem sie ihren Körper geopfert, verstümmelt, sich in Schmerzen windend auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und in Feindeshand gefallen waren. Wir selbst erfuhren in ausgiebigster Weise die Gastfreundschaft unserer Nachbarn. Frankreich bot uns von seiner Fülle, Deutschland, obschon darbend, fand für uns immer noch ausreichende Speisen und ausgewählte Weine; es ließ uns seine Knappheit nicht merken, obschon wohl oft für die vielen Gäste die Versorgung nicht leicht fiel.

Nach diesen ersten Zügen folgten noch viele, und Belgier, Engländer, Österreicher, Italiener, Serben, Bulgaren, Türken, Russen, Amerikaner, sie alle fanden bei bei der Durchfahrt durch die Schweiz die erste Freude seit langer Zeit. „Heute ist's gerade wie Weihnacht", hörten wir oft aus dem Munde einfacher deutscher Krieger und unvergeßlich bleibt der Zug, der am 24. Dezember 1918 von Pontarlier einen großen Transport deutscher Offiziere und Soldaten aus England zur Internierung in die Schweiz brachte. Wie sie die Tannenbäumchen weinend anstarrten, welche die Bieler Damen in jede Abteilung gestellt hatten, und wie dankbar sie die kleinen Weihnachtsgeschenke empfingen.

Nicht immer war alles Fröhlichkeit bei der Fahrt, viele litten noch schwer an Wunden oder Krankheit und manchen konnten wir nur als Leiche der Heimat wiedergeben. Ganz trostlos waren die Züge der Geisteskranken oder alten schwachsinnigen Zivilgefangenen, bei welchen kein Lichtblick die Fahrt verschönte und schon alles aufatmete, wenn ohne Selbstmord der Transport durchzubringen war. Im ganzen sind es über 80 000 Schwerverwundete, die wir durch die Schweiz geführt haben, noch Tausende kommen dazu, die als Internierte in der Schweiz blieben, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen und die wir dann nach Monaten geheilt und gekräftigt über die Grenze führten. Waren die langen Fahrten und die vielen Nachtwachen auch ermüdend, so wurde doch alles ausgeglichen durch die rührende Dankbarkeit der Invaliden, die sich in herzlichen Briefen ausdrückte, die wir in Menge erhielten.

Nach dem Waffenstillstande änderte sich das Bild. Deutsche und Österreicher wurden auch bei schwerster Krankheit nicht mehr ausgeliefert, dagegen fuhren unsere Züge tief nach Deutschland hinein, brachten Franzosen, Engländer und Amerikaner bis ins Innere Frankreichs. Diese über eine Woche dauernden Fahrten boten ungemein viel Interessantes, da sie uns die Zustände in den kriegführenden Ländern nach Abbruch der Feindseligkeiten zeigten. In den letzten Monaten durften wir wieder Deutsche und Österreicher in großer Zahl heimbefördern; besonders hervorzuheben wären die Transporte der deutschen Kriegsgefangenen und Sanitäter aus dem fernen Osten. Es waren ihrer mehrere Tausend, die aus der Türkei, Kleinasien, vom Schwarzen Meere, Mesopotamien und Persien auf einem Hospitalschiff zusammen gekommen waren, von dem wir sie in Spezia übernahmen. Zahlreiche hervorragende Ärzte, viele Schwestern und eine ausgewählte Mannschaft gaben den Zügen ein ganz besonderes Gepräge. Darüber läßt sich gelegentlich ausführlicher berichten, wie auch über die gänzlich veränderte Art des Empfanges in der Heimat.

Die Beziehungen, welche uns die Transporte zu den Behörden der verschiedenen Länder brachten, erlaubten dem Schweizer Roten Kreuze noch eine weitere Tätigkeit für die Gefangenen, nämlich die Nachforschung nach Vermißten, die Erkundigungen nach Kranken, die Bemühungen um Entlassung einzelner. Bei all dem war es unser eifriges Bestreben, jeder Nationalität und jedem menschlichen Leiden gleichmäßig zu dienen, getreu meinem Wahlspruche:

„Unsere Weltsprache ist die Sprache des Herzens, die versteht ein jeder."

Bern. Mary Bohny.

Digitized by Google

Die Wandlung des nationalen Empfindens in der deutschen Schweiz.

Von Hermann Weilenmann (Zürich).

Als der Krieg losbrach, und Deutschland seinen Staat, seine Einrichtungen und Werke als Kampfpreis einsetzte, als es zu streiten anfing für das Deutsche Reich, die deutsche Nation und Sprache, da mochte mancher in die Schweiz hinüberblicken, zu diesen Deutschsprachigen, diesen urechten Germanen am Fuß der Alpen, und sich empören, daß sie, statt in Begeisterung aufzuspringen, unbeteiligt, als ob nichts geschehen wäre, ihrem täglichen Geschäft nachgingen, nur sich etwa über den Kanonendonner an der Grenze ärgernd.

Gewiß, es kam den Eidgenossen von jeher vor allem darauf an, auf ihre Art und in Ruhe zu leben — schon im 13. und 14. Jahrhundert —, und um die großen Händel der Welt kümmerten sie sich nicht stark, so lange ihnen nicht das Eisen an den Hals gehalten wurde. Dennoch war ihre innere und äußere Neutralität im Entscheidungskrieg zwischen Deutschen und Romanen keineswegs eine Folge schändlicher Gleichgültigkeit, wie viele sagten, sondern sie war ein Zeichen dafür, daß die Schweizer die Notwendigkeit des Krieges nicht verstehen konnten.

Daß den Deutschschweizern Deutschland ebensosehr als Ausland galt wie Frankreich oder England, war die Folge ihrer staatlichen Entwicklung, die sie die Sprache, ja sogar die Rasse nicht mehr hoch anschlagen ließ. Niemand glaubte daran, daß der Weltkrieg ein Rassenkampf sei, trotz aller beiderseitigen Propaganda: Weil in der Schweiz die drei Völker so lange ohne Haß zusammengelebt hatten, sah man gar nicht ein, weshalb sie sich anderswo bekämpfen sollten, und suchte darum von Anfang an nach andern Gründen. (Während die romanischen Schweizer so deutlich als nur immer möglich die Kriegsziele der Entente zu den ihren machten, was vielleicht mit der früheren staatlichen Selbständigkeit der deutschen Schweiz zusammenhängt.)

In der Sucht, solche Kriegsursachen kennenzulernen, hielten sich die einen an die Rufe: Demokratie gegen Imperialismus und Kaisertum! Andere glaubten vor allem eine üble und gefährliche Form des Wirtschaftskrieges oder eine Krankheit Europas zu erkennen.

Jede Rassenpropaganda, wie sie hin und wieder schon vor Kriegsausbruch zu bemerken war, fiel in der Schweiz auf unfruchtbaren Boden, und die betäubende Saat verdorrte. Der Krieg konnte daran nichts Entscheidendes ändern. Deutsch und Welsch war schon zu lange zum schmückenden Beiwort geworden. Dieser in Europa heutzutage unglaubliche Zustand müßte als Anzeichen von Geschlechtslosigkeit, als Zwitterhaftigkeit erscheinen, wenn nicht die Abkehr von jedem geräuschvollen Rassengefühl bei den Deutschschweizern tatsächlich die Überwindung einer früheren, durchaus nationalistischen Epoche wäre. In vergangenen Zeiten waren die Eidgenossen auf ihre deutsche Art und deutsche Sprache so stolz wie nur irgend ein Nachkomme Odins im Weltkrieg; was nicht deutsch war, galt als minderwertig. Diese Sünden wuchsen in der alten Schweiz farbenprächtig in manchen Gehirnen, und es ist vielleicht nicht uninteressant zu zeigen, wie sie überwunden wurden, weil sie ja schließlich (trotz allem) auch Europa einmal überwinden muß — hoffen die Schweizer.

Schon in den ersten Zeiten zeigte sich die Schweiz als durchaus deutsches Staatengebilde. Bern, das im 13. Jahrhundert, als auch die drei Waldstätte ihren Bund schlossen, durch Bündnisse mit deutschen und welschen Städten,

Digitized by Google

Landschaften und Herren die Anfänge einer eigenen deutsch-französischen Eidgenossenschaft geschaffen hatte, verlor nach seinem Anschluß an die kräftige junge Schweiz immer mehr das Interesse an dieser Gründung und übertrug, je enger sich die Schweizer aneinanderschlossen, wie die andern Orte[1]) den Stolz über seine erfolgreiche Politik, seine Siege und seine wachsende Macht auch auf seine Sprache und sein deutsches Wesen. Ein gleicherweise aus Deutsch- und Französischsprechenden bestehender Staat kam nicht zustande. Die Schweiz blieb unverfälscht deutsch. Aber mit dem Reiche mochte sie dennoch nichts gemein haben.

Die unglaublichen kriegerischen Erfolge der Eidgenossen im 14. und 15. Jahrhundert, vor allem die Kriege gegen den mächtigsten Dynasten Europas, den Herzog von Burgund, in denen sie, verbunden mit der rheinischen Niedern Vereinigung für die „gemein Tutzsch nacion" zu Felde zogen, stärkten ihr Zusammengehörigkeitsgefühl und ihr eigenstaatliches Empfinden gewaltig. Während sie gegen die Welschen, die Walchen, siegreiche Lieder sangen:

„und wenns der Walch sturmt über not,
als vil er lüt mocht bringen,
man sluog ims al zuo tot,"

bereiteten sie ihre Loslösung vom Reich vor, in dem sie keinen Platz mehr hatten. Nicht nur war das Maß von Selbständigkeit, das sie verlangten, im Reichsverband undenkbar, auch ihre Einrichtungen, ihre Staatsorganisation konnten im Reiche keinen Bestand haben. Ihre frühe Demokratie, die jedem Bauern das Recht eines Landesherrn gab, ihre Unbotmäßigkeit gegen alle von der Gnade Gottes eingesetzte Obrigkeit, ihre Verachtung eines so selbstverständlichen Dinges wie dieses: daß über jedes Volk ein Herr gesetzt sei, der unwiderruflich seine Geschicke bestimme, das alles mußte sie als greuliche Feinde der bestehenden Ordnung erkennen lassen, die notwendig entweder gebessert oder ausgerottet werden mußten. Diese montales et bestiales homines sine domino, diese „herten selbgewaltigen puren" und mittelalterlichen Bolschewiki, die zugleich so grob und kräftig waren, questa gente horrida et incolta, konnten in Deutschland nicht bestehen. „Die verfluchten Schweizer, die zugrunde gehen mögen und deren Same zerstört werde in alle Ewigkeit", wurden wie alle Neuerer und Unzeitgemäßen von den damaligen Kulturmenschen mit Recht mit den grausamsten Flüchen beladen. Die aufrührerischen Bauern in Deutschland wurden Schweizer genannt. Vor allem, um ihre Demokratie bewahren zu können, nahmen sie den Kampf gegen das Reich auf. Man weiß, daß sie siegten. Frankreich dagegen, das von ihren sonderbaren Einrichtungen nicht berührt wurde, gab sich keine Mühe, etwas daran zu ändern, begann vielmehr, die Schweiz immer stärker an sich zu ketten, um sich ihrer guten Soldaten bedienen zu können. Während es zuschaute, wie die deutsche Schweiz dem Reich verloren ging, duldete es, daß sie sich welsche, Savoyen gehörige Gebiete aneignete.

Denn seit den Burgunderkriegen weitete sich die Schweiz gewaltig nach Westen und Süden aus. Der heutige Kanton Tessin wurde erobert, 1536 nahm Bern mit Freiburg Savoyen die Waadt ab. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war das Gebiet der alten Eidgenossenschaft abgeschlossen. Die natürlichen Grenzen waren ungefähr erreicht und die „alte lantmark der uralten Eidgnoschaft", von der schon Julius Caesar schrieb, Helvetien mit der „Eidgnossen hoptstat Aventica" war wieder ein Land. Was dem König von Burgund, den Herzogen von Zähringen, dem Grafen von Savoyen nicht gelungen war, hatte die Eidgenossenschaft, „der groß alt punt obertütscher Landen" erreicht.

[1]) So nannte man die Bundesstaaten.

Digitized by Google

Überall waren die deutschen Schweizer die Herren. Bei verschiedener Nationalität der gnädigen Herren und der Untertanen regierten immer Deutsche über Welsche und zwar in seltsamer Übereinstimmung sowohl bei den Orten, als bei den Zugewandten und Verbündeten, Graubünden ausgenommen. Der Vertrag des ewigen Friedens und Bündnisses mit Frankreich von 1516 zeigte, wie bewußt sich damals die Schweiz als deutschen Nationalstaat fühlte. In diesem Vertrag ward aufgenommen, wer mit den Eidgenossen in Bündnis, Burg- und Landrecht stand, „doch usgeschlossen alle die, so ußerhalb den Marchen der Eydtgnoschaft und einer andern Nation und Sprach dann tütscher und uns Eydtgnossen nitt underwurffig sind".

Sie fühlten sich durchaus als die Deutschen, manchmal vielleicht — im Bewußtsein ihrer Stärke — für die besseren als die im Reich. Ihr Land hieß Oberdeutschland, Alemania superior, Ligues des hautes Allemagnes. Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts ist in Genf die Schweiz einfach „l'Allemaigne". Es gab zwei Deutschland. Im Deutschland über dem Rhein, in der Schweiz, hielten die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts die deutsche Sprache und die deutsche Rasse über alles hoch. Es wurde selbstverständlich, daß die Schweizer von Uranfang an deutsch gewesen seien, nämlich schon die Helvetier und Gallier hätten vor ihrer Unterwerfung unter Caesar deutsch gesprochen. Noch wollte Gilg Tschudi in der französischen „zerhudelten spraach" die Spuren davon finden. (Gelehrte Herren wirkten als Sprachreiniger.) Valerius Anshelm, der gegen die französischen Pensionen arbeitete, die der Berner „frommen redlichen altvorderen Tütsche tapferkeit, ufrechtigkeit, hoch und wit gelopten namen" befleckt haben, bedauerte tief, daß durch sie in Bern die „statliche und Tütsche burgerschaft gemindret, aber Wälsche krämerî und bätlerî gemeret" werde.

Als Freiburg 1481 wegen seiner Mithilfe in den Burgunderkriegen auf seiten Berns in den Bund aufgenommen wurde, begann es sich, da es auf der Sprachgrenze gegründet die einzige eidgenössische Stadt mit welscher Bevölkerung war, sofort gründlich zu verdeutschen, „da man echte Schweizer sein wolle", „zur Erhaltung der eidgenössischen Reputation", „damit Stadt und Land mit tapfern Dütschen und eidgenössischem Volk, des man sich in Nöten befreuen, und nicht mit wälschen ußländigen unachtbaren Lüthen besetzt werde". Viele vornehme Familien übersetzten ihre französischen Namen. Die Stadt, in der vorher der welsche Einfluß überwiegend war, und die auch das Französische als offizielle Sprache angenommen hatte (schon als sie noch eine österreichische Landstadt war!), erließ nun die krassesten Spracherlasse, befahl z. B. den Eltern: „man soll die Kinder im Hus tütsch machen reden und nicht die grobe welsche Sprach gewohnen". Sogar die „barbarische und ohrverletzende" französische und italinische Aussprache des Lateinischen in der Kirche wurde den Priestern verboten! Die Bettelvögte mußten Tag und Nacht in der Stadt umgehen und alle diejenigen, „so wälsch singen oder Milch, Senf, Pasteten oder andere Dinge in welscher Sprach ausrufen" büßen. Besonders dieses französische Warenausrufen in den Straßen, das Freiburg einen welschen Charakter gab, war den Stadtvätern ein Greuel, da ihnen daran gelegen sein mußte, wenigstens äußerlich als Deutschredende, also als regelrechte Eidgenossen zu gelten. Sie gingen so weit, deutsche Ausländer gegen eine geringere Taxe ins Bürgerrecht aufzunehmen als französischsprechende Schweizer! Aber ihre Verordnungen nützten nichts; so wenig wie allzustrenge Sittenmandate die Frauen von der Pflege und Spieglung ihrer Schönheit abzuhalten vermochten, konnten diese obrigkeitlichen Erlasse den Gebrauch der französischen Sprache in Freiburg ausrotten, sind auch nicht ernster zu nehmen als jene.

Digitized by Google

Im oberen Rhonetal hatten sich die „tüschen und walchen aller Zechen", die deutschen und romanischen Landleute im Oberwallis, in gemeinsamer Abwehr Savoyens, das schon das welsche Unterwallis an sich gezogen hatte, aneinandergeschlossen, geleitet von ihrem Oberhaupte, dem Bischof von Sitten. Die Treibenden, die Unentwegten, die hartnäckigsten und leidenschaftlichsten Feinde Savoyens waren immer die Deutschen des obersten Talteils gewesen; während die unteren welschen Gemeinden die Schrecknisse der einfallenden Heere erdulden mußten, rüsteten sie in ihren Berghütten schon wieder unbedenklich zu neuem Überfall. Dadurch erlangten sie im Staat erhöhten Einfluß, und besonders als sie bei Gelegenheit der Burgunderkriege mit Hilfe Berns ihrem alten Feind das Unterwallis abnahmen und zu ihrer Vogtei machten, wurde es auch bei ihnen vornehmer, deutsch zu sein. Große Gebiete verdeutschten sich, auch die Hauptorte der romanischen Zehnten[1]) Siders, Brämis, Sitten nahmen die deutsche Sprache an, während allerdings die abgelegenen Ortschaften und Täler französisch blieben. Ihr Bündnis mit den Eidgenossen und der Umstand, daß die Untertanen und Savoyer französisch sprachen, mochte dazu beitragen, daß im Volke die Begriffe vaterländisch und deutsch den gleichen Klang bekamen.

Wie im Wallis regierten im Bistum Basel im Jura, das zum deutschen Reich gehörte, aber als verbündetes Land mit der Eidgenossenschaft zusammenhing, deutsche Fürstbischöfe. Ihre Untertanen waren vorwiegend welsch. Ein großer Teil des romanischen bischöflichen Landes stand zudem unter halber bernischer Souveränität, und die zweisprachige Stadt Biel, die nominell dem Bischof gehörte, war ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft und erließ als solcher, ähnlich wie Freiburg, ein Gesetz gegen die Verwelschung seiner Bürgerschaft, in dem bestimmt wurde, man wolle „nuon hinfür khein frembder Mann oder gesel jnsonderheit welch Volck zuom Burgern annemen"; auch wurde die Ehe der Bürgerinnen mit Welschen erschwert.

Selbst in der Landschaft Saanen, die, aus deutschen und welschen Gebieten bestehend, unter romanischen Landesherren früh ziemlich selbständig lebte und mit Bern verburgrechtet war, 1555 aber bernische Vogtei wurde, wurde der Kastlan seit 1500 aus der Mitte der deutschen Saaner gewählt. Überall im Gebiete der heutigen Schweiz, wo die zwei Rassen in einer staatlichen Organisation zusammenlebten, waren die Deutschsprechenden das bevorzugte und besser berechtigte Staatsvolk.

Einzig die drei Bünde Rätiens, die, wie das Land Wallis, zugewandter Ort der Eidgenossenschaft waren, hatten eine andere Lösung gefunden. Die bündnerische Bergbevölkerung, die vier Sprachen redete: deutsch, italienisch und die zwei Dialekte der Rätoromanischen, ladinisch und romantsch, hatte sich auf geradezu vorbildliche Weise zu einem Staat zusammengeschlossen, der den einzelnen Gemeinden und Bürgern Raum zur freiesten Entwicklung gab. Die Gerichte (meist Talabschnitte oder kleine Täler), waren die eigentlichen souveränen Staaten, in deren größeren die verschiedenen Dorfschaften ausgedehnteste Autonomie besaßen. Sie gaben sich ihr Recht selbst, auch die Bundesgesetze waren nichts anderes als Gesetze, die von allen Gerichten eines Bundes angenommen waren. Daß dabei eine Unterdrückung sprachlicher Minderheiten fast unmöglich war, ist verständlich. Es hatten alle Rassen, aus denen sich die drei Bünde zusammensetzten, gleich viel zu sagen und hatten gleiche Bedeutung, nicht nur rechtlich, sondern auch faktisch; die Italiener des Bergell waren ebenso gute Bündner wie die Ladiner des Engadins, die Romanen des Vorderrheintals

[1]) Bundesstaaten des Landes Wallis.

Digitized by Google

und die Deutschen Churs und der Landschaft Davos. In Graubünden war die Einigkeit verschiedener Rassen in einem Staatswesen am frühesten und vollkommensten ausgedrückt; nicht die Sprache bildete dort die Nationalität, sondern die Zugehörigkeit zum gemeinsamen Vaterland. Durch ihre alte Geschichte hatten sie sich aneinander gewöhnt, waren früh zur Selbständigkeit gekommen und waren trotz ihrer vielen Sprachen der Ansicht, die Verschiedenheiten im eigenen Lande seien unvergleichlich kleiner als die Unterschiede zwischen ihnen und der Bevölkerung der umliegenden Staaten: Österreich, Venedig, Mailand und selbst der Eidgenossenschaft. Während der gräßlichsten Parteiungen und Religionswirrsalen (bei denen die Sprache nie etwas zu tun hatte) hielten sie, um weiter in ihren Gemeinden nach eigenen Gesetzen leben zu können, unter allen Umständen zusammen und erklärten sich als Abkömmlinge eines gewaltigen Volkes, der Räter. Die verschiedene Sprache störte sie nicht. Jedes Gericht und jede Gemeinde erließ seine Gesetze in der Sprache, die ihm die angenehmste war, die drei Bünde dagegen zogen aus begreiflichen Gründen das Deutsche vor.

Auch in den übrigen Staaten der Schweiz kam es übrigens trotz der Überheblichkeiten nie zu einem Sprachenkampf. Zwangsverdeutschung, Verfolgung oder Unterdrückung der Nichtdeutschen sind keine bekannt. Wo die Nationalität geändert wurde, geschah es aus freiem Willen, nicht unter staatlichem Zwang, sogar in Freiburg, wo die unnützen Germanisationsbestrebungen des Rates nur in der Stadt selbst und einigen Ortschaften an der Sprachgrenze zu spüren waren. Im Oberwallis waren die einzelnen Stäätchen, die Zehnten, gegenüber dem Gesamtstaat viel zu selbständig. Die romanischen Untertanenländer zu verdeutschen fiel keinem Menschen ein, da sie ja in der Politik nicht mitzusprechen hatten; vielmehr wurde im allgemeinen, besonders in Bern, auf ihre Sprache die größte Rücksicht genommen.

Zudem dauerte in der Eidgenossenschaft die Periode des unentwegten Deutschtums nicht lange. Der Schwung der selbstgeschafften Politik ging verloren. Ihre überschwellende Kraft verdorrte nach dem Zusammenbruch in Italien und vor allem in den innern Religionszwisten, die vom 16. Jahrhundert an die Schweiz zc issen und schwächten. Die Schweizer kamen nicht mehr als Sieger, sondern als Söldner in fremde Länder. Ihre Unbedingtheit, ihr naives ungeheures Selbstgefühl verlor sich, da sie sahen, daß die Welt weit über ihre Berge reichte.

Frankreich, das sie seit dem 15. Jahrhundert durch Geld und Ehre zu gewinnen suchte, verstärkte im 17. und 18. Jahrhundert seinen Einfluß gewaltig, der Dreißigjährige Krieg hatte ja Deutschland erledigt, und mit dem Eindringen des schönen französischen Goldes drang auch die französische Kultur und Sprache ins Land. Das rauhe, stämmige, völkische Wesen, das die Schweiz geschaffen, und sie zum gefürchteten revolutionären Staat erhoben hatte, machte einem zivilisierteren Einfügen in das europäische Leben Platz. Damit ging den Schweizern mit der altgewohnten Lebensweise auch die fromme, ungefüge Freude an ihrer Sprache und an all den Dingen, die aus dem eigenen Boden gewachsen waren, verloren. Man nahm fremde Einrichtungen an und ahmte die höfische Welt nach; der Typus der alten ungeheuren Eidgenossenschaft ging in aristokratischem Würdeprunk und lächerlicher Kleinlichkeit zugrunde. Auf den Bau des deutschen dickmaurigen Staates wurden geistreiche Türmchen gebaut; das alte Wesen ging verloren, ohne daß noch eine neue Schweiz geschaffen war. Die vornehmen Leute sprachen seither, wie die in Deutschland, französisch. Als 1721 in Bern eine schöngeistige Zeitung in deutscher Sprache erschien, mußten sich die Herausgeber entschuldigen, „daß wir uns unserer Mutter-Sprach bedienen,

Digitized by Google

als welche, unserem Vermuthen nach, eben so wol zu dergleichen Schreib-Arth kan gebraucht werden, als die Französische, wann man sichs nur wollte angelegen seyn lassen, sie so wol als eine andere auszuüben". Ebenso wurde natürlich in Freiburg die Herrschaft der deutschen Sprache gebrochen, wenn auch die Patrizier ängstlich auf ihren weiteren Gebrauch im Rate achteten. Aber es war nur mehr ein künstliches Aufrechterhalten der alten Zeit, ein „conservare", wie die ganze damalige Staatskunst. Die Schätzung des Französischen hatte die gute Folge, daß die romanischen Untertanen wenigstens keine nationale Überhebung ihrer gnädigen Herren spüren mußten, die wirklich keinen Sinn mehr hatte, da den Regierenden längst alle schöpferische Kraft verloren gegangen war.

Die Fassade der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft stürzte 1798 beim Einmarsch eines französischen Heeres zusammen; unter Frankreichs Führung wurde ein neuer Staat, die Helvetische Republik, errichtet. Die deutschen und die romanischen Untertanen wurden Bürger; die Untertanenlande wie die Waadt und die ennetbirgischen Vogteien schlossen sich zu Kantonen zusammen. Dadurch war die Schweiz zum dreisprachigen Land geworden. Nicht mehr nur Leute von einer, sondern wie in Graubünden von mehreren Rassen bildeten nun als Gleichberechtigte das Staatsvolk. Das schwierige Problem der Staatssprache wurde von den gesetzgebenden Räten dadurch gelöst, daß sie, von der Notwendigkeit und Schönheit des Grundsatzes der Gleichheit überzeugt, auch die Gleichberechtigung der Sprachen, nicht nur der Rassen, im neuen Staat festsetzten.

Wenn auch nach dem Sturze Napoleons die alten Staatsmänner hustend sich bemühten, die gewesene Eidgenossenschaft wieder zusammenzuscharren, das Bewußtsein, daß jeder Bürger, darum auch jede Rasse in der Schweiz und jede Sprache, die von Schweizerbürgern gesprochen wurde, grundsätzlich im Staate gleichberechtigt sei, ging im Volk nie mehr verloren. Die neuen Kantone ließen sich nicht wieder zu Vogteien herabdrücken; im Wiener Kongreß wurde sogar auch andern welschen Ländern der Eintritt in die Schweiz möglich gemacht. Die Eidgenossenschaft war kein deutsches Land mehr. Daß überall wieder, sowohl in der Tagsatzung als in den gemischtsprachigen Kantonen, um dem Publikum die Wiederkehr des 18. Jahrhunderts verständlich zu machen, das Deutsche zur alleinigen Staatssprache ernannt wurde, konnte daran nichts ändern. Eine neue Schweiz formte sich; 1848 war sie vollendet.

Was in der burgundischen Eidgenossenschaft Berns angedeutet war, was Graubünden in großen Zügen schon verwirklicht hatte, wurde jetzt Ereignis. Der alte Bund in oberdeutschen Landen war ein Staat gewesen, der sich voll Kraft und Leidenschaft nach seinem Willen eine Form gegeben hatte, die gut und lebendig war und in ihre Zeit paßte. 1798 zerbrach er. Die neue Schweiz von 1848 bedeutet einen neuen Typus, ist ebenso selbständig und eigen wie die deutsche Eidgenossenschaft. Ebensogut wie die Deutschschweizer waren ja nun die Welschen und die Tessiner, die Bündnerromanen Eidgenossen geworden. Auf jedem Bürger im ganzen Gebiet ruht der Staat; jeder ist ein Pfeiler der Schweiz, wie er auch denke und welche Sprache er spreche. Keinem Menschen fiele es je ein, die vergangenen Zeiten wieder herbeizuwünschen. Daß die regimentsfähigen Familien der dreizehn alten Kantone nicht mehr allein, sondern gemeinsam mit ihren früheren Untertanen, mit den Bürgern der neuen Kantone, kurz mit allen Schweizern die Geschicke des Landes bestimmen, ist kein Verzicht, sondern ein Gewinn. Nur infolge der vollen Gleichheit aller Bürger konnte die schwache Schweiz inmitten der nationalen Staaten bestehen bleiben und den Krieg überwinden. Darauf, selbständig zu bleiben, achteten die

Digitized by Google

Schweizer von Anfang an mehr als auf alle andern Dinge. In allen Teilen des Landes schien ihnen das einzig Entscheidende, auch weiterhin auf ihre Art, nach eigenem Willen zu leben. Man denke an den Kanton und die Republik Genf! Weil jeder Kanton, jedes Tal nur bestehen konnte, wenn er mit andern ebenso auf ihr Eigenleben stolzen, kleinen Staaten verbunden war, während er allein oder gar an einen Großstaat angeschlossen, untergehen oder zur gleichgültigen Provinz werden mußte, blieb das Land geeinigt. Alle Mißstimmigkeiten und Ärgerlichkeiten konnten die Schweizer nicht voneinander entfernen, und sie achteten auf die Verschiedenheit der Rassen, von denen jede ihre Vorzüge in den Staat mitbrachte, wenig. Es bildete sich das Bewußtsein einer schweizerischen Nationalität, die über die Rasse hinausgeht.

Tatsächlich, wer einen Eidgenossen nach seiner Nationalität fragt, wird hören: Ich bin Schweizer, ich bin Bürger von Genf, oder Berner, Bündner, Zürcher usw.; keinem wird es einfallen, sich als Deutschschweizer vorzustellen.

Sankt Franziskus.

Er liebte so sehr Gottes Erde und die strahlende Sonne.
Und alle Blumen und alle Tiere und die Gestirne
Waren seine Geschwister.
Selbst der böse Wolf wurde zum sanften Tier
Da er ihn mit seinen Lilienhänden gläubig berührte.

O und so schlicht war er,
Daß er sich seiner heiligen Wundmale schämte,
Die er von Christus
Unter wunderbaren Schmerzen empfing.

Madonna Armut segnete sein einsames Brot.

Mit seinem reinen Kusse
Heilte er die Kranken und Aussätzigen
Von ihrem furchtbaren Leiden.

Im dunklen Walde
Auf seinen Armen trug er
Das ohnmächtige Brüderlein.

Und immer noch leben seine gotthellen Worte
In den Herzen der Jünger,
Den stillen Hütern des heiligen Grabes.

Wunderbar blühn auf seinem Kreuzweg die Blumen.

Franziska Stoecklin.

Digitized by Google

Schweizerische und deutsche Demokratie.

Wenn ein Volk wie das deutsche, dessen Rolle im Augenblick vielleicht als verringert, nicht aber als gestrichen erscheint, sich voll Eifer seine neue Verfassung zu geben sucht, so hat es den unbestreitbaren Vorteil, von Erfahrungen anderer Völker lernen zu können. Und diese Methode liegt seiner Gründlichkeit und Vorliebe für Theorie sicher. Eine deutsche Mehrheit steht im Begriff ihr Staatswesen zu einer Demokratie umzuschaffen und blickt daher wohl auch auf die älteste der bestehenden Demokratien: die schweizerische Eidgenossenschaft. So hat zum Beispiel sowohl die Frage des Heerwesens, als auch die des Referendums an das Volk zu Vergleichen mit den schweizerischen Verhältnissen herausgefordert oder vielmehr die dortige Erfahrung zu Rate ziehen lassen. Diese Tatsachen sind übrigens sogar von schweizerischer Seite vermerkt worden; denn dem Eidgenossen, der nicht ungern auf den ehrwürdigen Glanz seiner Demokratie (so etwa gegenüber Amerika) verweist, tut es wohl, sich als Vorbild zu fühlen. Und bei ernsten Männern hat das begreiflicherweise zum Nachdenken über den eigenen Zustand angeregt. Dies um so eher, als gegen Ende der Kriegszeit auch die Schweiz lebhafte innere Debatten hat heraufziehen sehen und das politisch teilnehmende Volk sich und seinen staatlichen Charakter entschieden als in Bewegung befindlich betrachtet. Während die Rassengegensätze im Kriege so glücklich überbrückt wurden, wie es kaum gehofft werden konnte, sind jetzt die Parteien in Fluß gekommen und Verschiebungen ausgesetzt, die teils den großen Bewegungen Europas entstammen, teils ihrer Auswirkung in der Schweiz die Bahn anweisen wollen.

Das deutsche Volk sucht eine Demokratie zu werden, das schweizerische will seine bewährte Demokratie sich erhalten — wollte man unter diesem Gesichtspunkt eine Parallele ausspinnen zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Demokraten, man würde der Eigenart gerade des schweizerischen schwer gerecht, stellte man nicht voran, daß die Schweiz in den Rassenunterschieden einen Zug aufweist, der dem Deutschen fremd sein muß, indes vielleicht gerade besonders zur Demokratie bestimmt, zum mindesten aber sozusagen erzieherische Wirkung für die Demokratie hat. Fast kann man sagen, daß der Schweizer durch solchen ihm von der Geschichte auferlegten Zwang im Vorteil ist, wenn er wenigstens die Aufgabe der Demokratie so faßt wie Hilty: „Die Demokratie ist schwer wirklich ins Leben zu rufen. Sie leidet unter den großen Ansprüchen, die sie an jeden einzelnen eines ganzen Volkes macht. Sie — die Berechtigung aller für das Wohl des Staates zu sorgen — hat eine eben nur zu oft übersehene und schwere Kehrseite: die Pflicht aller, dies mit Einsicht und Hingebung an das Ganze zu tun ....." Was im Volkswesen des Deutschen und des ihm stammverwandten Teiles der Schweiz gleiches liegt, der individualistische Geist, wird bei dem Schweizer, für den er ein Hindernis in der Demokratie wäre, so gut wie er es für den Deutschen ist, leichter unterdrückt. So haben wir in diesem Zug das Verbindende wie das Trennende zugleich enthalten: um der bewußten oder unbewußten Verwandtschaft eines Teiles willen sollte der deutsche Demokrat vom Schweizer mit größerer Sicherheit (und in seinem jetzigen Streben nicht mit Mitleid, doch mit Teilnahme) beurteilt werden, ebenso aber der Schweizer aus der Lage die größte Sicherheit schöpfen, zu bleiben, was er ist. Sollte nicht so der immer wieder Ärgernis erregende Punkt der „Verwandtschaft" erledigt oder jeder Gefährlichkeit entkleidet sein?

Das hindert nicht, so wie es die Zeitumstände mit sich bringen, den demokratischen Geist in beiden Völkern zu vergleichen; wenn der Deutsche am Vor-

Digitized by Google

bild der Schweiz sich mit Nutzen belehren will, so sieht der Angehörige der erprobten Demokratie am Nachbar den Erfolg gewisser Ausgestaltungsversuche, die ihm anzustellen damit erspart wird. Nie ist der schweizerische Staatsgedanke in seiner Verschiedenheit von den Nachbarn sorgsamer gefaßt worden als 1916 von Max Huber, vor allem auch in der Auffassung des Nationalitätenprinzips als eines „Grundsatzes der Toleranz", nicht weniger aber auch in der Betonung des Positiven, des Lebengebenden darin, das seinen Ursprung in der vollzogenen Überbrückung der Unterschiede hat. Und das ist eben nur in der Demokratie möglich gewesen. Viel schwerer liegen die Dinge eigentlich für den Deutschen. Auch in ihm stecken grundverschiedene Elemente, aber sie stecken so fein und lang vermischt in den einzelnen Stämmen, Kreisen und Personen, daß man nicht an sie heran kann und ihren Ausdruck am Ende nur in dem individualistischen und partikularistischen Geist, einem oft nur verneinenden und seltener auf- als abbauenden Vermögen vieler heute Leitender sieht. Nichts Wichtigeres kann es daher heute geben als die Schaffung eines alle verbindenden Staatsgedanken, so wie ihn die Schweiz sich bewahrt hat. Schwerer ist die Arbeit ihn zu schaffen oder zu erhalten allerdings dadurch, daß die Staatsform wechselte und der Deutsche sich zugleich um Gefäß und Inhalt bemüht. Arbeit und Aufgabe soll nicht abschrecken. Auch die schweizerische Demokratie, die heute ihre feste Form und Sicherheit gegen die gleichen Stürme, die ein Deutschland aus den Fugen brachten, zu bewahren und der Zeit abzutrotzen sich müht, hat ihre Zeiten der Trägheit und Unfruchtbarkeit hinter sich wie andere. Wenige Deutsche und lange nicht alle Schweizer kennen das Bild, das Gottfried Keller mit der Bitterkeit des enttäuschten Alten und aus seiner durchdringenden Kenntnis des schweizerischen Charakters im „Martin Salander" vom schweizerischen Bürger und Politiker entwarf. Das Bild von 1886 ist kein gerade schmeichelhaftes; darf man wohl sagen, daß es zu verblassen beginnt? Am besten malt er vielleicht dies: wie unter Anerkennung des Fortschritts (das prachtvolle Bild des Laufkäfers, der auf der runden Tischplatte entweder zum verderblichen Rande eilt oder an ihm entlang rennt!) sich der junge Salander nach draußen erworbener Erfahrung auf eine konservative Note besinnt und jedenfalls die zuwartende Vorbereitung (heute würden viele „Ertüchtigung" sagen) als wichtiger für den politischen Anfang der Jungen erkennt, als das übereilte Sichaufwerfen zu einer „neuen Generation". Mit diesem Positiven trifft der Staatsschreiber und Künstler einen (übrigens sicher für ihn selbst tröstend gewesenen) Zug des Schweizer Bürgers. Heute würde er nicht klagen über den Mangel an Tätigkeit und tiefgehender Beschäftigung der Bürger, deren sich unter dem Kriege ein neues Bewußtsein von der Verpflichtung zur Teilnahme des einzelnen am Leben und Ausbau der Demokratie bemächtigt hat. Daß er dabei mit seiner feinen Abkanzelung der laut von Republik Redenden und sich von Tradition über Gebühr frei Machenden heute bei manchen im Lande und draußen ein Echo finden mag, ist ein mahnender Zufall. Er kennzeichnet den immerhin erhaltenden Zug, den schweizerische Demokratie besitzt, besessen hat und eben aus historischer Eigenart verlangt. Er kann immer leicht in eine Passivität oder Kleinlichkeit des Bürgers ausarten, aber Führer wie äußere Umstände tun von Zeit zu Zeit das Ihrige, um das zu verhindern. Heute hat die Zeit Aufgaben genug für den Schweizer nach und nach gebracht, es kam der Zwang zum festen Zusammenhalt in der Neutralität, es kamen die wirtschaftlichen Sorgen und im Augenblick heißt es sich einzustellen auf Fragen der Verfassung. Alles Dinge, die von draußen an das Volk herangetragen wurden,

Digitized by Google

die den Blick nach draußen nicht zu verlieren gebieten und die nur dann gelöst werden, wenn die Demokratie sich als eine einigende Macht erweist. Die Schweiz hat gute Aussichten, wenn sie den eigenartigen Staatsgedanken sich nicht nur auf Katheder und Papier erhält.

Wird er aber als Einigungsmoment und Mittel an die Öffentlichkeit getragen, so bietet er den Fremden auch ein gutes Belehrungsmittel. Denn auch im Deutschen steckt ein Stück des Salander, kein Zweifel. Die Passivität weiter Bürgerkreise wird immer wieder gerade seit dem November 1918 beklagt, die Politisierung hat sich als eine dringend notwendige Aufgabe erwiesen. Daß sie nicht im kleinen stecken bleiben, daß sie sich aber auch nicht zu einer bodenlosen Biertischpolitik im großen, vor allem nicht zu einer von dem Draußen sich abkehrenden selbstsüchtigen Kleinbürgerei erniedrigen lassen darf — das kann man als Gefahr für den Deutschen nicht leugnen und findet einen Spiegel dafür wohl bei den Männern im Salanderkreise!

Die schweizerische Verfassung ist in ihren Grundzügen seit 1848 festgesetzt. Seitdem eingetretene Veränderungen betreffen weniger die Form als den Inhalt der Kompetenzen des Bundes. Wenn in dieser Beziehung die Gesamtheit sich heute noch mit der Form, unter der das Volk seine Herrschaft ausübt, einverstanden erklärt, so spricht das wohl für den rechten Zuschnitt auf den Schweizer Bürger. Der nüchterne praktische Sinn des Schweizers neigt zur Mitarbeit an den Aufgaben des Staates, sobald greifbar die Interessen des Bürgers berührt werden. Darum erfaßt er auch kantonale Angelegenheiten selbstverständlicher und lernt etwa an ihnen das politische Handwerk überhaupt. Nicht selten wird geklagt, daß es der schweizerischen Demokratie an Führern gebreche — eben weil sie eine alle Klassenunterschiede so gut ausgleichende Macht geworden ist. Dieser Zug, vom Leben des einzelnen auf das der Kantone umgesetzt, ist es aber auch, der die großen Unterschiede der schweizerischen von der französischen Demokratie ausmacht. Die Erkenntnis des durch ihn herbeigeführten Mangels an überragenden Männern hat vielleicht die nicht seltene Ablehnung der französischen Demokratie (wenigstens vor dem Kriege) zur Folge gehabt. Ebenso wirkt grade heute manches an der amerikanischen Demokratie, auch ohne die sich zur Ermüdung vieler wiederholenden, von der Propaganda gezogenen Parallelen, anziehend auf den Schweizer; es stört dabei höchstens die gewisse Traditionslosigkeit der „großen Schwester".

Daß die werdende neue Verfassung Deutschlands auf die der Eidgenossenschaft Bezug nimmt, ist, auch unausgesprochen, klar. Das gilt für wichtige Dinge wie das Wahlalter und den Wahlvorgang mit allerlei Einzelheiten. Dabei ist mit dem Frauenstimmrecht und Wahlrecht über das Maß des noch jetzt von vielen Schweizern für richtig Befundenen hinausgegangen worden; diese Tatsache ist daher von vielen, die als überzeugte Demokraten dem deutschen Geiste wenig Gutes zutrauen, mit Erstaunen und auch mit Mißbehagen verzeichnet worden. Sie mögen fürchten, daß die Plötzlichkeit und Größe der geplanten Veränderungen den Deutschen nur veranlasse, entgegen seinem wirklichen Bedürfnis über das Ziel hinauszuschießen; es ist müßig, heute darüber zu diskutieren. Diese Schweizer wissen wohl grade aus verwandten Gefühlen heraus, daß das Nachbarvolk, auch am Beginn seiner Demokratie, noch stark leitbar oder passiv sein kann. Sie gehören — immer unter der Voraussetzung keineswegs freundschaftlicher Gefühle für den Nachbar — zu den wenigen, die sich darüber klar werden könnten, daß um eines unleugbaren konservativen Zuges willen, der in allem, was mit deutschem Stamm verwandt ist (also auch in ihnen selbst) steckt, die Geburtswehen einer neuen deutschen Verfassung unendlich mühselige

Digitized by Google

sein müssen und daß die gegenwärtige, auch wenn sie einer noch so großen Mehrheit genehm wird, zunächst nicht mit denen alter Demokratien verglichen sein will. Nebenbei sei hier gefragt, ob es ein bloßer Zufall war, daß bisher grade konservative Elemente der schweizerischen Demokratie an der deutschen Verfassung am wenigsten Anstoß nahmen und heute mit Sorge dem Neubau zusehen? Mag das Urteil der einzelnen ausfallen wie es wolle, es besteht zurzeit entschieden ein gegenseitiges Interesse aneinander, das, gestützt auf die nachbarliche Möglichkeit einander ins Fenster zu sehen, sich als ein Hinblicken auf ein Vorbild oder als ein besorgtes Zusehen beim Angleichungsprozeß gibt. Mit dem politischen Verhältnis der beiden Teile zueinander sollte das zunächst nichts zu tun haben. Wenn die Eidgenossenschaft mit dem alten deutschen Reiche vor dem Kriege gut auskam und wenn (wie merkwürdigerweise ein Teil des Schweizervolkes dem andern zum Vorwurf macht) sogar entschiedene Sympathie für den Kaiser vorhanden war, so zeigt das wohl nur einmal mehr, daß eben die Form weder für den damaligen Deutschen so ganz unpassend im Urteil von Schweizern erschien, noch auch überhaupt ausschlaggebend für die Einschätzung des Deutschen war. Die Zeiten bringen es mit sich, daß das Verfassungsleben beider Staaten rege pulsiert; die Bürger beider Staaten erkennen dabei verwandte Eigenschaften in ihrem Charakter, vor allem in ihrer Betätigung auf der politischen Bühne. Sie werden aber auch erhebliche Unterschiede nicht verkennen können und in erster Linie dies: Der Schweizer Demokrat steht in seinem Staat als ein Mann des praktischen Lebens, der darum viel selbstverständlicher mitarbeitet, der Deutsche sucht den Staat als Begriff zu fassen, um seine Pflichten ihm gegenüber gewissenhaft erfassen zu können. So wenigstens bisher. — Ein Zustand, der von Feinden und auch von Schweizern unter dem Eindruck des Krieges mit dem Namen eines Treitschke in Zusammenhang gebracht wurde. (Der Staat wird zur Macht, das „Mittel zum Selbstzweck" sagt Egger 1917.) Man kann wohl sagen, daß der Schweizer mehr im Staat lebt, daß der Deutsche sich zu ihm stellt, ob das in der neuen Demokratie anders wird, ist eine Frage, die auch Deutsche noch nicht mit Ja beantworten. Ein mit Deutschland gut vertrauter Schweizer hat deshalb gemeint, daß dem Deutschen das Suchen nach der Staatsform natürlicher liege als diese oder jene Form selbst. Hat er mit dieser gewiß für den deutschen Demokraten bedrückenden Ansicht auch nur ein wenig recht, so spricht er zugleich aus, daß schweizerische und deutsche Demokratie auch bei einer Angleichung ihrer Form wesensungleich bleiben. Denn die Schweiz hat ihre alte feste Form in historisch gesichertem Besitz. Sie braucht deshalb doch nicht sich solchen Befürchtungen hinzugeben, wie sie (schon vor der Revolution) Ragaz in der „Neuen Schweiz" an die Hoffnung einer Wiedergeburt und die Möglichkeit größerer Angleichung des Nachbars geknüpft hat. Den Wunsch, das von ihm kulturell so hochgestellte deutsche Volk lieber auf politische Betätigung verzichten zu sehen, den man bei Ragaz wohl zwischen den Zeilen liest, dürften nicht bloß „alte" Schweizer unbillig finden!

Die deutsche und die schweizerische Demokratie stehen heute beide in einer wichtigen Entwicklung, sicher beide in einer ihres geistigen Gehalts, vielleicht auch beide in einer solchen ihrer Form; — wie die nachbarliche Beziehung auch sein mag, das Interesse aneinander bleibt das gleiche. Es muß und wird das zunächst sicher ein harmloses theoretisches Interesse sein. Denn nicht die Form des Staates, die zuerst zu Vergleichen anregt, gibt den Ausschlag, sondern der Geist des Bürgers, seine Einstellung zum Staat. Sie wird bei beiden inneres und äußeres Wesen der Demokratie bestimmen. Sie gegenseitig und in erster Linie zu betrachten, wird am besten eine klare und haltbare Stellung zueinander bringen.

14. Juli 1919. F. Tobler.

Digitized by Google

Die Stellung der Schweiz in der Weltwirtschaft.

Von Dr. O. G. Baumgartner (Bern).

Es gibt Krankheiten, die das Herz mitberühren, andere wiederum, die es scheinbar nur ganz allmählich angreifen. Das Herz Europas, die kleine Eidgenossenschaft zwischen Rhone und Rhein, schien manchem lange unberührt zu bleiben von den starken organischen Veränderungen, welche sich ringsum vollzogen. Ihre Industrie machte die riesigen Betriebsumstellungen andrer Länder, welche der Krieg erzwang, nur in geringem Maßstabe mit, blieb scheinbar grundsätzlich auf der Friedenswirtschaft stehen und tritt heute fast genau im gleichen Umfange und mit kaum vermehrten Waffen in den Weltwettkampf ein.

Freilich sind spürbare innere Wandlungen mit der schweizerischen Wirtschaft vor sich gegangen. Gewaltig gestärkt tritt die Farben- und chemische Industrie aus dem Weltkrieg, Großunternehmen der Bekleidungsindustrie, wie Bally, sind im Begriff, sich international zu fundieren, der Ring der Papierindustrie hat sich für immer konsolidiert, unser Maschinenbau ist eine kleine Weltmacht geworden. Daneben haben sich unzählige Fabrikationen dank andauernder Konkurrenzlosigkeit gehoben, die vordem unter dem Druck der deutschen Wettbewerbe sich auf wenige Spezialitäten und geringe Absatzmöglichkeiten beschränkt sahen. Andere Zweige der mechanischen Produktion entstanden aus der Not ungedeckter Nachfrage. Die Luxusindustrie half sich über öde Strecken mit einträglichen Gelegenheitsverkäufen hinweg. Der Handel aber, soweit man den syndizierten Güteraustausch so bezeichnen kann, lebte von zahlreichen Zufallsgewinnen.

Die große Mehrheit der Schweizer Produktionswelt erlebte während des Krieges zahlenmäßig die Bedeutung der deutschen Konkurrenz und zwar nicht nur durch deren einfachen Ausfall als *Masse*, sondern auch durch den Wegfall ihrer *Methode*, die sich über die eigene Erfindung hinaus stets auch auf die Spezialität des Konkurrenten warf, um, sie nachahmend, den Wettkämpfer auch in seiner Eigenart aus dem Felde zu schlagen. Diese als illoyal empfundene Weise, das Tellbild auf der Stollwerkschokolade, die höchstens noch durch den Patentraub überboten wurde, war es namentlich gewesen, die Deutschland in der schweizerischen Handels- und Industriewelt jene abweisende Stimmung verschafft hat, die durch keine Propaganda zu bewältigen war. Daneben aber ist auch heute eine zweite Eigenschaft vieler deutscher Kaufleute noch nicht verschwunden, welche gegen das internationale „fair play" sündigt, obwohl sie keineswegs *nur* deutsch wäre. Es gilt unter manchen Kaufleuten als Fähigkeitsnachweis, unmittelbar vor dem Abschluß eines Geschäftes einen letzten, wenn auch noch so geringen Vorteil herauszupressen, sei es durch Drücken oder durch Verwendung eines Kniffes. In beiden Fällen wird der Kontrahent verärgert. Er verzichtet auf die Verbindung, oft auch auf das Geschäft. Im Wirtschaftsleben spielt die Gabe treffender Psychologie eine große Rolle. Menschenkenntnis und deren Verwertung im Geschäftsleben machen die Hälfte des Erfolges. Allein diese Gabe unterliegt leicht dem Mißbrauch, und es gehört auch unter die notwendigen Wahrheiten, daß die Ausnutzung der menschlichen Güte, des Vertrauens und jener Anständigkeit, welche zu vornehm ist, um in jedem Falle von der Voraussetzung moralischer Minderwertigkeit auszugehen, das Merkmal manchen deutschen Kaufmannes im Auslande war. Die üble Gewohnheit der bloßen *Ausnutzerei* ist auch heute noch nicht untergegangen.

Es schien notwendig, einmal ein paar Wahrheiten zu sagen, welche eine Er-

Digitized by Google

klärung geben mögen für vieles von dem furchtbaren, was Deutschland heute durch seine Feinde erfährt. Die Stellung der Schweiz in der Weltwirtschaft und ihr inneres Verhältnis zu Deutschland ist wesentlich beeinflußt durch ihre Erfahrungen aus dem Konkurrenzkampfe. Und diese Stellung ist heute eine so überraschend andere, als die meisten innerhalb und außerhalb der Eidgenossenschaft glaubten, daß es sich lohnt, sich für sie näher zu interessieren. Während des Krieges hat sich die Schweiz, wie andere Staaten, stark ins nationalistisch-wirtschaftliche Fahrwasser begeben. Basler Mustermesse, „Schweizerwoche" zum ausschließlichen Verkauf schweizerischer Produkte, zahllose schon heute als gescheitert anzusehende Neugründungen belegen es. Not und freier Wille waren zu gleichen Teilen tätig. Auch wir in der Schweiz haben eine prohibitionistische Handelsrichtung, die sich allerdings namentlich auf jene großen paar Industrien gründet, deren nationale Existenzfähigkeit wohl über allem Zweifel steht, deren internationale Geltung aber stark in Frage gestellt ist. Daneben beobachtet jene Masse kleiner neugegründeter Betriebe ehemals aus Deutschland eingeführter Waren mit Spannung den Markt, während die Luxusindustrie, Uhren und Textil, nichts sehnlicher wünscht, als sich auf die ausgehungerten Gebiete werfen zu können. In diesen Momenten nun erst empfanden fast alle Zweige der schweizerischen Produktionswelt die ungehörige Fessel jener „société de surveillance économique", unter welcher die Blockadedienstbarkeit der freien Schweiz versteckt lag. Im selben Augenblick aber erfuhr man von den ungeheuren Anstrengungen, die von den großen Westmächten gemacht wurden, um den Weltmarkt in ihre Gewalt zu bringen — bei gleichzeitiger Knebelung der Neutralen. Man erwachte, man sah an Stelle des einen deutschen Konkurrenten ihrer drei aus dem Chaos des Weltkrieges erstehen: Amerika, England, Frankreich — die ehemaligen Hauptkäufer schweizerischer Arbeitsprodukte. Und zwar waren diese Länder gerade auf den spezifisch schweizerischen Produktionsgebieten Konkurrenten geworden. Ihre bisherige Taktik bewegte sich, ganz abgesehen von dem Mißbrauch des S. S. S.-Instrumentes zur zeitlichen Zurückbindung der Schweizer Exporte, auf dem Deutschland so oft vorgeworfenen Geleise der Unterbietung. Unsere Kaufleute im Orient konnten die Erfahrung machen, daß ihre Ordres von der italienischen Konkurrenz zum selben Betrag in Lire, von der amerikanischen weit unter dem schweizerischen Selbstkostenpreis angeboten wurden. Gleichzeitig kamen die seit Monaten, zum Teil seit Jahren zurückgehaltenen Warensendungen aus dem Westen mit einer Bestürzung erregenden Promptheit ins Land, waren seinerzeit mit Haussepreisen vorausbezahlt worden und liegen nun der Schweiz mit Zentnerschwere an. Kurz, die Schweiz hat in diesen Frühjahrs- und Frühsommertagen alle Kräfte und Kunststücke am Werk gesehen, um den Ruin eines großen Teils ihrer Wirtschaft herbeizuführen.

In diesen Augenblicken hätte die wirtschaftliche und allgemeine Annäherung der Eidgenossenschaft an Deutschland reifes Feld gehabt, meint man. Es waren nun aber eine Reihe von Tatsachen noch im Spiele, welche einen derartigen Ausgleich verhinderten. Diese Tatsachen lagen teils auf schweizerischer, teils auf deutscher Seite. Die deutsche Importregelung der Kriegszeit, die sich allgemach, wie überall, zu einer Art Importerschwerung ausgewachsen, ließ sich nicht so rasch umwandeln. Zunächst bildete allerdings theoretisch das Zentraleinkaufssystem für die deutsche Valuta eine Sicherung gegen allzugroße Entwertung. In der Praxis freilich hat es weder die Valuta gehoben noch ihren Tiefstand gehindert. Es hinderte aber eine vermehrte Belieferung Deutschlands. In einer Zeit, da es möglich gewesen wäre, durch dezentralisierte Beziehungen

Digitized by Google

zwischen der Kaufmannschaft der Schweiz und derjenigen Deutschlands Wege anzubahnen, um den Austausch zu vermehren, schuf das Zentraleinkaufssystem ein fast unerträgliches Schiebertum, welches sich Wochen und Wochen abmühte, die Gesetze und Verordnungen auf beiden Seiten zu umgehen. Statt, daß Kaufmann mit Kaufmann schon zu einer Zeit in Beziehung getreten wäre, in welcher bereits der Feind mit Deutschland Handel trieb, blieb der wochenlang kompetenzlose Zentraleinkäufer Ludwig Schwarz im Besitz der „plains pouvoirs" Deutschlands und legte jeden vernünftigen Verkehr zwischen den beiden befreundeten Staaten durch seine bloße Gegenwart in der Schweiz lahm. Es bleibt heute noch unerfindlich, wie man diese „letzte Säule" des alten Systems der profitinteressierten Beamten in einem Moment in Bern lassen konnte, da dort der Bundesrat seine Vollmachten abgeben und schleunig zu einer andern Wirtschaftsweise übergehen mußte. Es läßt sich dies wohl nur daraus erklären, daß man in Berlin vor Arbeit mit anderem gar nicht dazu kam, zu überlegen, wieviel Unstimmigkeit unnötigerweise oft eine Amtsstelle verursacht. Die schweizerische Textil- und Luxusindustrie empfand es bitter genug, daß sie nicht einmal gegen unabsehbare Kreditierung der Gegenwerte zur Ausfuhr nach Deutschland kam, welches doch zur selben Zeit englische und französische Ware gierig aufnahm. Gleichzeitig beobachtete man, wie durch das Simulieren von „enormen geheimen Vorräten in Schweizer Franken" von seiten der sich offiziös gebärdenden süddeutschen Schieber in Schweizer Amtskreisen die Neigung bestehen blieb, die Ersatzmittel samt den guten Nährstoffen nur gegen Schweizer Währung abzugeben und wie die Schiebermanier der Diskreditierung zum Zwecke der Preisdrückerei das deutsche Volk wochenlang um Tausende von Wagen schweizerischer Nahrungsmittel gebracht hat. Daneben aber traf man wiederum dieselben sich halb- und ganzamtlich gebenden Personen[1]) in den gewagtesten Schiebereien an.

Es hängt unseres Erachtens enorm viel für das Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz davon ab, daß an die Stelle des selbstinteressierten Zentraleinkaufes wieder ein Handel zwischen Kaufmann und Kaufmann hüben und drüben trete. Nur so können die Illusionen und Überansprüche finanzieller Natur beseitigt, nur so die ordentlichen Beziehungen über den Rhein hinweg wiederhergestellt werden. In diesen Tagen, da man in der Schweiz vom Bodensee bis zum Genfersee erkennt und es offen sagt, wie wenig die Urteilseinstellung vieler Schweizer Kreise den Tatsachen der großen Politik entsprochen hat, deren Frucht in Versailles gepflückt wurde, wäre es doppelt verhängnisvoll, den breitesten Weg zu einer Wiederverständigung mit der Welt nicht zu betreten, der sich wirtschaftlich bietet: den Weg über den Handel mit den Neutralen.

Davon hängt zu einem guten Teil die Stellung der Schweiz in der Weltwirtschaft der Zukunft ab. Auf deutscher Seite wird man sich gewisse Unarten im internationalen Verkehr, die den „self made man" nicht vorteilhaft auszeichnen, abgewöhnen. Auf schweizerischer Seite darf man die aus der Angst geborene Kleinlichkeit in dem Moment aufgeben, da der große nördliche Nachbar, unsere Eigenart begreifend, unsere wirtschaftlichen Nöte berücksichtigt.

Allein die schweizerische Exportindustrie ist sich dessen bewußt, daß ihr Kampf um den Platz an der Sonne auf anderem Gebiete entscheidend ausgefochten wird. Stoßweise und mit harten Enttäuschungen hat sie erlebt, daß ihre früheren Märkte nach Westen hin aus Kaufplätzen Produktionsplätze geworden sind und zwar auf ihrem ureigensten Arbeitsfelde. Klar zeichnet sich bei den großen Staaten der Entente und Amerika der neue Merkantilis-

[1]) Ihr Dialekt klang meist gut norddeutsch.

Digitized by Google

mus mit seiner Ausschließungspolitik ab. Da greift die schweizerische Industrie nach einem ihr erst durch diesen Abschluß des Weltkrieges erschlossenen Markt aus: den nahen und ferneren Orient, Osteuropa und Asien. Der Sperrblock von ehemals, welcher ihr stets den Weg dahin verrammelte, ist aus dem Weg geräumt: Österreich-Ungarns alte Zoll- und Wirtschaftspolitik. Aus diesem Blocke selbst sind der Schweiz befreundete kleinere Staatswesen entstanden, deren ganze Tradition sie zu einem intimen Austausch mit der helvetischen Eidgenossenschaft in jeder Beziehung führt. Die Politik des „Mitteleuropa" hat es mit sich gebracht, daß auch fernere Komplexe, welche unter diesen Plan fielen, sich ebensogern gegen den mächtigen Einfluß deutscher Wirtschaftsweise, wie gegen die Überschwemmung der großen Siegerstaaten wehren durch die Heranziehung sämtlicher Neutralen zum Warenaustausch. Das übersprudelnde Angebot Amerikas wird sich eines Tages durch Desinteressement erschöpfen, andere Angebote von anderen Seiten waren in letzter Zeit qualitativ derart, daß sie den Markt für lange verdarben. Da wird eine Qualitätsproduktion, kann sie in richtiger Weise einsetzen und besitzt sie den Mut zu vorübergehenden Opfern, Boden gewinnen, dessen Bearbeitung hundertfach lohnt.

Die Schweiz ist voll von Orientexportgesellschaften. Der ganze Balkan breitet in Zürich und Genf seine wirtschaftlichen Tentakel aus. Überall sind gemischte Gesellschaften entstanden, die mit einem Bein in der Schweiz, mit dem andern irgendwo im Osten „stehen". Ganze Züge gehen, von Bewaffneten gegen Überfälle gesichert, bei Buchs über die Grenze oder nehmen ihren Weg über Italien. Noch hemmen die schlechten Valuten das Geschäft. Allein ein Clearing bahnt sich an, besorgt von verschiedenen Gesellschaften[1]). Und während jeder Tag Hunderte von Tonnen zurückgehaltener Waren aus der Zeit des Weltkriegs und ungezählte Millionen Verluste durch den Blockus, der längst gefallen ist, bringt, geht im Osten auch der Schweiz die Sonne einer neuen Schaffenszeit auf, ein Licht, welches durch kein noch so fein gefädeltes Diplomatenspiel weggefangen werden kann.

Denn — und auch das darf heute wohl gesagt werden — es gibt diesseits des Rheins wenige, denen nicht das Ahnen in allen Knochen liegt von Dingen der Zukunft, die durch Mantelnoten und Diplomatenverträge nicht bestimmbar sind. Zu diesen Dingen darf vielleicht auch die wiederkehrende internationale Arbeitsfreiheit und Verkehrsfreiheit von Volk zu Volk gezählt werden. Vor hundert Jahren sahen sich die deutschen Staaten durch den Merkantilismus anderer veranlaßt, auch ihrerseits zum Prohibitionssystem überzugehen. Möge das neue Deutschland werden, was dann England wurde: der Vorkämpfer internationaler Wirtschaftsfreiheit.

[1]) Während die „Austauschzentrale" in Bern ein reines Devisenclearing für exportierende Großindustrien bringt, ist das „Schweizer Orient-Exportkontor Bern" eine bankähnlich gedachte Unternehmung allgemeineren Charakters und objektiver Grundlage.

Digitized by Google

Die drei Standpunkte in der sozialistischen Arbeiterbewegung der Schweiz.

Bis zum Ausbruch des Krieges besaß die sozialistische Arbeiterbewegung der Schweiz in der schweizerischen sozialdemokratischen Partei zwar keine völlig einheitliche Organisation, sie erschien aber doch geistig geeint durch die Gleichheit der Grundanschauungen. Alle sozialistischen Arbeiter, wie auch ihre Vertreter und Wortführer in den Behörden, der Presse, den Parteivereinen und Gewerkschaften, bekannten sich unterschiedslos zu jener auch in den meisten anderen Ländern zum Durchbruch gelangten Spielart des Marxismus, in der die Lehren von Marx den gesetzlich-parlamentarischen Betätigungsformen der Partei angepaßt worden waren. Das in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts von der sozialdemokratischen Partei der Schweiz angenommene Programm war noch um einige Nuancen revisionistischer als das Erfurter Programm der deutschen Bruderpartei. Wenn es nun auch innerhalb der Partei bei der Stellungnahme zu praktisch-politischen Fragen manchmal nicht an Differenzen fehlte, wenn auch das verschiedene Temperament der Redakteure der sozialdemokratischen Presse diese hin und wieder eine mehr oder weniger revolutionäre Note anschlagen ließ, so hatte das doch nicht viel zu bedeuten. Kämpfe, die die Partei aufwühlten, ähnlich jenen, die schon vor dem Krieg in der deutschen Sozialdemokratie zwischen Radikalen und Revisionisten ausgefochten wurden, blieben der schweizerischen Arbeiterbewegung fast ganz erspart. Die Versuche, welche von einer kleinen Gruppe unternommen wurden, die Partei auf einen antimilitaristischen Standpunkt hinüberzuziehen und sie für eine revolutionäre Taktik zu gewinnen, welche mit der syndikalistischen „direkten Massenaktion" operieren sollte, schlugen gänzlich fehl. Von solchen als „anarchistisch" verpönten Experimenten wollten weder die Führer der Partei noch die große Masse des Parteivolkes etwas wissen, auch wenn sie unter Berufung auf Marxsche Doktrinen begründet wurden. Eine Revolution zu machen, auf eine gewaltsame Eroberung der politischen Macht hinzuarbeiten, hielt man in der schweizerischen Sozialdemokratie weder für notwendig, noch auch für möglich. Der sich damals noch immer unbestrittener Autorität erfreuende älteste Führer der Partei, Nationalrat Greulich, erklärte zu verschiedenen Malen widerspruchslos, daß in der Demokratie die Revolution permanent sei, aber andererseits sich gesetzlich vollziehen muß, da die politischen Institutionen der Volksmehrheit erlaubten, jederzeit das als Gesetz durchzusetzen, was ihrem Interesse entspräche. Das Problem der Einführung des Sozialismus erschien daher der Partei ein solches der Aufklärung und Bildung des Volkes und seiner politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation zu sein. Dementsprechend stellte sie auch in ihrem Programm lauter Forderungen auf, die sich durch gesetzliche Fortentwicklung der Einrichtungen von Staat und Volkswirtschaft verwirklichen ließen. Die Partei trat ein für den Ausbau der Demokratie im Bund und in den Kantonen, für die Demokratisierung des Wehrwesens, für die Reform der Steuergesetzgebung, des Schulwesens, des Strafrechts und des Zivilprozesses, für den Ausbau der öffentlichen Gesundheitspflege und der sozialen Versicherung, für Arbeiterschutz und Monopolisierung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke. Kurz, die schweizerische Sozialdemokratie stellte sich resolut mit beiden Beinen auf den Boden der Wirklichkeit, der bestehenden Verhältnisse; sie verlangte nur „steigenden Anteil an der Gesetzgebung und an allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, um sie demokratisch auszugestalten und der fortschreitenden Sozialisierung dienstbar zu machen" (Parteiprogramm).

Digitized by Google

Auf der durch dieses Programm gezogenen Richtlinie konnten die beiden Hauptorganisationen, aus denen die sozialdemokratische Partei der Schweiz sich zusammensetzte, gemeinsam arbeiten, obwohl sie geschichtlich aus verschiedenen geistigen Wurzeln, ja aus entgegengesetzten Weltanschauungen hervorgegangen waren. Die erste und älteste dieser Organisationen war der Grütliverein, die zweite, jüngere, der aus den Arbeitervereinen der Marxschen Internationalen Arbeiterassoziation herausgewachsene Verband der sogenannten „Mitgliedschaften", das heißt, der lokalen sozialdemokratischen Vereinigungen. Über drei Jahrzehnte 1870—1900 waren beide Organisationen trotz aller Annäherungs- und Verschmelzungsversuche von hüben und drüben selbständig nebeneinander hergegangen, bis endlich im Jahre 1901 ihre engere Verbindung zu einer Partei gelang. Diese Verbindung war sowohl das Resultat eines geistigen Ausgleichungsprozesses, als auch das Produkt praktischer Erwägungen gewesen, vorwiegend aber doch wohl das letztere. Sollte die Arbeiterklasse, die noch vor 20 Jahren sich erst zu einem recht kleinen Teil politisch und gewerkschaftlich organisiert hatte, überdies auch noch in verschiedenen konfessionell gefärbten Verbänden zersplittert war, größeren Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten, speziell der sozialpolitischen Gesetzgebung im Bund und den Kantonen gewinnen, so war die Voraussetzung dafür der organisatorische Zusammenschluß wenigstens der sozialistischen Arbeiterverbände. Aus diesem Gesichtspunkt vor allem betrieb vor 20 Jahren der damalige Sekretär des Schweizerischen Grütlivereins Eugen Wullschleger, heute Mitglied des Basler Regierungsrates, die Bildung einer auf den Sektionen des Grütlivereins und den sozialdemokratischen Mitgliedschaften aufgebauten sozialdemokratischen Partei. In dieser bildete der Grütliverein mit seinen vielen, im ganzen Lande verbreiteten Sektionen und seinen nach Tausenden zählenden Mitgliedern den stärksten Partner, dem, weil er auch finanziell die größten Leistungen zu übernehmen hatte, die Parteileitung zufiel. Das Zentralkomitee des Grütlivereins besorgte, gleichsam im Nebenamt, auch die Führung der neuen Partei. Im Laufe der Jahre änderte sich nun aber das Verhältnis von Grütliverein und den sozialdemokratischen Parteivereinen innerhalb der Partei, und damit auch die Zusammensetzung des Parteivorstandes. Die Mitgliedschaften konsolidierten sich, insbesondere in den an Bevölkerung stark zunehmenden Industriezentren; die Grütlivereine dagegen blieben konstant, ja verzeichneten häufig einen Rückgang an Mitgliedern. Die Gründe dieser Entwicklung auseinanderzusetzen, würde zu weit führen; sie hatte zur Folge, daß der Einfluß der Grütlianer auf die Partei abnahm und die geistige Führung allmählich auf Personen überging, deren Anschauungen eine ausgesprochene marxistisch-internationale Färbung besaßen. In den Köpfen dieser Männer spiegelte sich der Grütliverein als eine Organisation, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten habe, deren vaterländische Tendenzen sich überlebt hätten und deren Mitglieder bestimmt seien, von den Parteivereinen aufgesogen zu werden. Die maßgebenden Führer in der Partei arbeiteten infolgedessen auf die Auflösung des Grütlivereins hin und verlangten von ihm, daß er zugunsten der herzustellenden organisatorischen Parteieinheit sich zu seiner Liquidation bequeme. Namentlich waren es die in der Partei seit Ausbruch des Krieges zu immer größerem Einfluß gelangten Führer des linken Parteiflügels, für welche der Grütliverein mit seinen unmodern gewordenen nationalen Traditionen einen Stein des Anstoßes bildete und den sie deshalb aus dem Wege zu räumen trachteten.

Auf dem im Herbst 1915 in Aarau abgehaltenen Parteitag setzten sie es durch, trotz der Warnung der älteren Parteiführer wie Greulich u. a., daß der Grütli-

Digitized by Google

verein vor die Alternative gestellt wurde, sich entweder als politischer Zentralverband aufzulösen oder aber mit seinen Sektionen und Mitgliedern aus der Partei auszutreten. Es wurde kurzerhand eine Parteiorganisation beschlossen, die dem Grütliverein den Rest seiner bisherigen Vertretung im Parteivorstand nahm, und ihm damit der Stuhl vor die Türe gesetzt, — das alles in der Voraussetzung, daß der Grütliverein keine innere Lebenskraft mehr besitze. Diese Annahme erwies sich indessen als trügerisch. Alle Versuche der Partei, den Grütliverein zu sprengen, seine Sektionen in Parteivereine umzubilden, mißlangen. Blieben beim Zentralverband auch nur noch gegen 150 Sektionen mit zirka 6000 Mitgliedern zurück, so genügten diese doch zur Aufrechthaltung seines Bestandes, für den sich Delegiertenversammlungen in Zürich und Zug im Jahre 1916 entschieden aussprachen. In weiterer Folge dieses „Hinauswurfes" des Grütlivereins aus der Partei beschloß er sich im Dezember 1917 als selbständige „sozialdemokratische Volkspartei der Schweiz" zu konstituieren, stellte ein eigenes Programm auf und machte sich verschiedentlich bei eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Wahlen durch Aufstellung eigener Kandidaten bemerkbar. So führte die in der sozialdemokratischen Partei zum Durchbruch gelangte Politik zur Herstellung der Parteieinheit zur Parteispaltung, zur Bildung von zwei Parteien mit sozialistischen Programmen innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung. Bei dieser Trennung der Grütlianer von den Sozialdemokraten sollte es indessen nicht sein Bewenden haben. Während sich der Grütliverein sichtlich wieder zu konsolidieren begann nnd auch schon als „sozialdemokratische Volkspartei" verschiedentlich kleine politische Erfolge zu verzeichnen hatte, verstärkte sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei der Gegensatz der in ihr vorhandenen Richtungen. Immer schärfer hob sich eine neue revolutionär-kommunistische Richtung von der bisher innegehaltenen demokratisch-parlamentarischen ab. Die letzten Parteitage der schweizerischen Sozialdemokratie ließen deutlich erkennen, daß ein großer Teil der Delegierten gar nicht mehr auf dem Boden ihres Programms von 1904 steht, sondern ausgesprochen antidemokratischen und bolschewistischen Grundsätzen huldigt. Nachdem schon verschiedentlich innerhalb der Partei inoffizielle Zeitungen, die diesen Tendenzen Ausdruck gaben, erschienen waren, hat sich in jüngster Zeit eine neue kommunistische Partei außerhalb der Sozialdemokratie gebildet, die bereits an mehreren Orten Sektionen besitzen soll. Innerhalb der Partei hat diese Richtung auch schon die Revision des Parteiprogrammes in Fluß gebracht. Ein Versuch, durch eine Ergänzung des letzteren die bolschewistischen Elemente bei der alten Fahne zu halten, ist gescheitert und es läßt sich deutlich voraussehen, daß es entweder zu einem Austritt der revolutionären Kommunisten oder aber, falls diese in der Partei die Mehrheit gewinnen sollten, zu einer Sezession der parlamentarisch-demokratischen Marxisten kommen wird. So kann es denn nur noch eine Frage der Zeit sein, daß auch äußerlich drei verschiedene Standpunkte in der sozialistischen Arbeiterbewegung der Schweiz vertreten werden.

Während sich nun die alt-sozialdemokratische, wie auch die neue bolschewistisch-kommunistische Richtung in anderen Ländern vorfindet und geltend macht, ist die der Grütlianer bisher eine Eigentümlichkeit der Schweiz geblieben, weshalb wir denn auch den Versuch machen wollen, mit ihr den Leser dieser Zeitschrift etwas näher bekannt zu machen. Um ein Urteil über den sozialpolitischen Ideengehalt der Grütlianerrichtung zu gewinnen, ist es notwendig, mit einigen Worten auf die Entstehungsgeschichte des Grütlivereins einzugehen. Er entstand schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ur- und naturwüchsig aus den

Digitized by Google

damaligen politisch-sozialen Verhältnissen der Schweiz und stellt somit die älteste politische Arbeiterorganisation nicht nur dieses Landes, sondern des ganzen Kontinents dar. Durch die zu jener Zeit durch die sogenannte Regenerationsbewegung eingeführten demokratischen Kantonsverfassungen erfuhren zum ersten Male die Volksrechte eine wesentliche Ausdehnung. Sie gaben insbesondere auch den als Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern ihr Brot in abhängigen Stellungen erwerbenden Bürgern die Möglichkeit, ihre Anschauungen und Interessen im Gemeinwesen zur Geltung zu bringen. Wenn das tatsächlich zunächst noch nicht in bemerkenswerter Weise geschah, so lag der Grund dafür nicht nur in der Tatsache, daß die Arbeiterklasse damals eine sehr wenig entwickelte Gesellschaftsschicht darstellte, sondern vor allen Dingen darin, daß sie sich ihrer sozialen Stellung und den sich daraus ergebenden Interessen noch nicht bewußt geworden war. Bei dieser Sachlage empfanden, wie leicht begreiflich, die intelligenteren Köpfe der schweizerischen Arbeiterschaft zunächst das Bedürfnis, nach objektiver politischer und sozialer Orientierung. Aus diesem Bedürfnis entstanden zahlreiche politische Bildungsvereine, und aus einem derselben, der in Genf gegründet wurde, und dem in besonders hohem Maße von seinen Stiftern und ersten Leitern eine Art politische Weltanschauung schweizerischer Eigenart in die Wiege gelegt wurde, entwickelte sich der Grütliverein, dem es beschieden sein sollte, sich zu einer großen und dauernden Institution aufzuschwingen. Von vorübergehend in Genf sich aufhaltenden Handwerksgesellen, jungen Handelsbeflissenen und Studenten aus der Ostschweiz ins Leben gerufen, gewann er in der Person des Pädagogen und ehemaligen Mitarbeiters Pestalozzis Dr. Johannes Niederer einen trefflichen Mentor. Dieser Mann hatte schon zu Anfang der dreißiger Jahre lebhaften Anteil an den Bestrebungen des jungen Europas genommen. In seinem Geiste verschmolzen sich zuerst die sozial-pädagogischen Ideen Pestalozzis mit den national-sozialen Idealen Mazzinis zu einem politischen Programm. Während letztere in der Richtung der Schaffung von nationalen, auf der wirtschaftlichen und politischen Solidarität aller ihrer Glieder beruhenden Volksstaaten lagen, hatte Pestalozzi darauf hingewiesen, daß der Weg zum Fortschritt und zur Freiheit des Volkes durch die Bildung des Geistes führen müsse. Aus diesen idealistischen Grundelementen gestaltete Niederer, und in noch höherem Maße sein Schüler und Nachfolger in der Leitung des Grütlivereins, Albert Galeer, eine national-soziale Politik, die bis zur Stunde der Inbegriff dessen geblieben ist, was man als den alten „Grütlianergeist" zu bezeichnen sich gewöhnt hat. In diesem sozial-politischen Gedankenkomplex hatten weder kommunistische Utopien, noch jene undemokratischen politischen Anschauungen, wie sie mit dem von Marx ausgegebenen Schlagwort der Diktatur des Proletariats bezeichnet werden, Platz. Der Grütliverein wollte demgemäß weder ein Klassenverein sein, noch auch eine eigentliche Klassenpolitik treiben, als er durch die Verhältnisse dazu gedrängt wurde, sich aus einem Bildungsverein in eine sich politisch betätigende Organisation umzuwandeln. Wie die Regenerationsbewegung, welche die Schweizer Kantone in den dreißiger Jahren demokratisierte, im Grunde nichts anderes war, als ein Zurückgreifen auf die Idee der alt-germanischen Volksfreiheit, so griff auch der Grütliverein mit seiner sozialistisch gerichteten Politik nur zurück auf den tief im Schweizervolk verwurzelten nationalen Solidaritätsgedanken. „Ein einig Volk von Brüdern" aus dem in politische Parteien und soziale Klassen zerrissenen Gemeinwesen zu machen, war der Gedanke, der allen Ausführungen in Galeers Programmschrift: Der moralische Volksbund oder die freie Männerschule, zugrunde lag. Sie zeigt, daß er nicht nur von

Digitized by Google

Pestalozzi, sondern auch von der deutschen idealistischen Philosophie, die er während seiner Heidelberger Studienjahre kennen gelernt hatte, stark beeinflußt war.

Es ist leicht zu begreifen, daß es für eine an so hohen und großen Gedanken orientierte Politik schwer hielt, sich im Getümmel materialistischer Alltagsinteressenkämpfe zu behaupten. Immerhin wurden die Ideale Dr. Niederers und Galeers im Grütliverein nicht vergessen. Das freiheitlich-nationale Empfinden, das stets in den besten Vertretern der schweizerischen Arbeiterklasse lebendig blieb, sicherte ihren Fortbestand auch dann, als in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Marx seine proletarische Politik auf einer ganz anders gearteten Staatsauffassung und Weltanschauung begründete und jene sich mit wachsendem Erfolg in der Arbeiterbewegung durchsetzte. Ihre Träger in der Schweiz waren anfänglich die von Joh. Philipp Becker gegründeten Sektionen der Internationalen Arbeiterassociation, die meist aus den sich zahlreich in der Schweiz aufhaltenden deutschen Handwerksgesellen gebildet wurden. Da aber aus diesen Kreisen eine Reihe von Männern hervorgingen, die nicht nur dauernd in der Schweiz blieben, sondern vermöge ihrer Intelligenz auch großen Einfluß auf die sozialistische Arbeiterbewegung ausübten — wir nennen hier nur die Namen Greulich, Seidl, Gutsmann und Manz — so gewann auch die marxistische Arbeiterpolitik allmählich in der Schweiz Boden und fand selbst bei schweizerischen Arbeitern Anklang. Hierzu trug wesentlich der Umstand bei, daß im Grütliverein sich keine Männer fanden, die imstande gewesen wären, die Ideen Niederers und Galeers fortzubilden und daß die Grütlianer es nicht selten an Verständnis für die Organisation der ökonomisch-gewerkschaftlichen Arbeiterinteressen fehlen ließen. Damit hängt es zusammen, daß in der Schweiz die Gewerkschaften fast überall im Geist der marxistischen Arbeiterpolitik gestiftet und ihre Mitglieder dementsprechend „revolutionär" erzogen wurden.

Bei dieser Sachlage kann es nicht wundernehmen, daß sich uns die Geschichte der politischen Arbeiterbewegung in der Schweiz als die Geschichte eines bald latenten Gegensatzes, bald eines offenen Kampfes zwischen Grütliverein und sozialdemokratischer Partei darstellt. Die Standpunkte beider sind eben trotz der Übereinstimmung in der Anerkennung des sozialistischen Prinzips unvereinbar, weil sie auf entgegengesetzten Weltanschauungen beruhen. Die Denkweise der Grütlianer ist organisch und idealistisch. Den Ausgangspunkt ihrer Politik bildet das Volk und sein unveräußerliches Recht, seine nationale Eigenart zu verwirklichen. Die Denkweise der marxistischen Sozialdemokraten ist dagegen mechanisch und materialistisch; für sie gibt es keinen Volksbegriff und keine sich selbstbestimmende Nationalität, sondern nur Klassen und materielle Klasseninteressen. Diese Verschiedenheit der Grundanschauungen bewirkt sowohl eine entgegengesetzte Methode in der politischen Taktik, als auch eine prinzipiell andere Stellung zu allen großen Lebensmächten der Gesellschaft, zum Staat, zur Wirtschaft, zum Recht, zur Schule, zur Kunst und Religion. Dem Grütlianer ist der Staat nicht in erster Linie eine Organisation zur Beherrschung einer Klasse durch eine andere, die abgeschafft werden sollte, sondern eine soziale Notwendigkeit, eine Verbindung zur Ausrottung von Unwissenheit, Armut und Abhängigkeit und zur Erweiterung von Bildung, Wohlstand und Freiheit, die beibehalten und vervollkommnet werden muß. Er sieht auch in der Religion nicht wie der Marxist eine phantastische Widerspiegelung sozialer Abhängigkeitsverhältnisse und ein Instrument der Volksverdummung, sondern eine Kraft, die für die Erhaltung eines gesunden Volkslebens unentbehrlich ist. In der schon erwähnten Schrift Galeers steht der charakteristische Satz: „Der Anfang aller politischen Weisheit ist die Anschauung, daß der Mensch nach

Digitized by Google

dem Ebenbild Gottes geschaffen ist; wer diesen Satz nicht gründlich und vollständig gesehen und gefühlt hat, wer nicht die Herzenskraft dieser Überzeugung in sich trägt, bleibt in der Politik sein Leben lang ein Pfuscher und ein Scharlatan."

Dies eine Wort läßt den unüberbrückbaren Abgrund ermessen, der zwischen der Weltanschauung der Stifter des Grütlivereins und derjenigen der geistigen Väter der Sozialdemokratie liegt. Die Bedeutung der jüngsten Wiederabtrennung des Grütlivereins von der sozialdemokratischen Partei liegt nun darin, daß man sich auf der Seite der Grütlianer dieser fundamentalen Differenzen wieder bewußt geworden ist und auf die ursprünglichen Ideen, die den Grütliverein in der ersten Zeit seines Bestehens erfüllt haben, zurückgegriffen hat. Wenn auch bis zur Stunde noch viel marxistisches Gestrüpp auf der Grütliwiese wuchert, so ist es doch kein Zweifel, daß es ausgerodet werden wird und muß. Dazu nötigt schon die Wahrnehmung, daß die Sozialdemokratie sich auf dem bisher von ihr festgehaltenen Standpunkt nicht zu behaupten vermag, sondern immer mehr auf die schiefe Ebene gedrängt wird, auf der sie in die Absurdität des Bolschewismus hinabgleitet. Alle Bemühungen, auf die materialistischen mechanischen Doktrinen des Marxismus eine Politik zu begründen, die das Proletariat befähigt und dazu erzieht, sozialistische Institutionen zu schaffen, erweisen sich als vergeblich. Das Resultat ist die bolschewistische Entartung der Arbeiterbewegung gewesen, ihr atavistischer Rückschritt zu Ideen und Kampfmitteln, die bei ihrem ersten Auftreten beobachtet wurden. Immer klarer wird es, daß die Grütlianerpartei zum festen Gegenpol der sich bildenden Kommunistenpartei auswächst. Der Standpunkt der letzteren ist die logische Konsequenz der Doktrinen und der Weltanschauung des Marxismus, zugleich aber auch die völlige Negation aller wirklich sozialistischen und gesellschaftserhaltenden Prinzipien. Es wird daher von hohem Interesse sein zu beobachten, in welcher Weise sich die Arbeiterbewegung in der Schweiz entwickelt. Ihr Verlauf wird wegleitend sein für die Ideen, an denen sich der Sozialismus orientieren muß, wenn er nicht nur zur Auflösung, sondern auch zur gesunden Neubildung unserer gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse führen soll.

Zürich. Hans Müller.

Trostgesänge.

I.

Müde am Fenster
dunkel zu lauschen allein —
ach gutes Leid
und nie erschöpfte Feier
ferne stürzenden Wassers.
Doch zornig zuweilen
entfliehen den Milden wir,
und es stürmen Fäuste.

Wann aber Morgen scheint,
ist dies alles gestillt,
und wieder ewig
flammt der Tag und lehret
sicheren Schritt,
und wir werden nicht arm.
Und endlich bestimmt
nahet auch Liebes.

II.

Sollt ich meinem Gott nicht singen!
sangen die Kinder von ferne
und glaubten es.
Dies am Sonntag
wird uns gern zuteil, und mehr
heischen wir nicht.
Ein fremdes Land
schwebt versöhnt herauf,
viele Wiesen leuchten hell
und wir halten stille.
Alsdann kommt herüber
ein kleines Lied
und bis an Himmels Rand
hören wir es schweben.

Konrad Bänninger.

Digitized by Google

Die Trennung von Staat und Kirche im Lichte der in der Schweiz gemachten Erfahrungen.

Von D. Eberhard Vischer,
Professor der Kirchengeschichte an der Universität in Basel.

Indem man sich in Deutschland anschickt, im Zusammenhang mit der Umgestaltung der politischen Einrichtungen auch das Verhältnis des Staates zu den Kirchen neu zu ordnen, wird man sich nicht einfach irgendeine der anderwärts bereits gefundenen Lösungen aneignen können. Vor allem wird sich das, was man auf kleinen Gebieten als zweckmäßig erachtet hat, nicht ohne weiteres auch auf große Verhältnisse übertragen lassen. Wohl aber können bereits gemachte Erfahrungen einen Fingerzeig geben, in welcher Richtung sich lohnende Wege eröffnen, und wo Hindernisse und Fallstricke lauern. Das gilt vielleicht auch von den in der Schweiz versuchten Lösungen, zu deren Gunsten jedenfalls die Tatsache spricht, daß sie in ruhigen Zeiten vorgenommen wurden und mit dem Willen, sich friedlich zu verständigen.

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist ein Bundesstaat, der zweiundzwanzig oder in Wirklichkeit fünfundzwanzig Kantone umfaßt, weil drei wiederum in je zwei voneinander vollständig unabhängige Halbkantone zerfallen. Von diesen ordnet jeder seine innern Verhältnisse selbständig, soweit nicht seiner Freiheit durch die Bundesgesetzgebung Grenzen gesteckt sind. Deshalb finden wir auch auf dem kleinen Gebiete der Schweiz alle nur denkbaren Verhältnisse zwischen Staat und Kirche hart nebeneinander. Zwar schränkt auch an diesem Punkte die Bundesverfassung die Souveränität der Kantone ein, indem sie Glaubens-, Gewissens- und Kultusfreiheit fordert, die Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte von allen Bedingungen und Vorschriften kirchlicher oder religiöser Natur unabhängig erklärt und die Hoheitsrechte des Staates auch gegenüber den Kirchen wahrt. Aber die Folgerungen, die man aus diesen Grundsätzen in den einzelnen Landesteilen gezogen hat und ziehen zu müssen glaubt, sind sehr verschieden, und neben Kantonen, die auch heute noch ihren streng katholischen Charakter zu wahren suchen und allein die katholische Kirche als Staatskirche anerkennen, und solchen, in denen umgekehrt die seit der Reformation vorhandene enge Verbindung zwischen dem Staat und der reformierten Kirche weiter besteht, finden sich solche — es sind das vor allem die erst später, 1803 und 1815, zu den dreizehn alten „Orten" als selbständige Kantone hinzugekommenen Gebiete —, die ihre aus Katholiken und Protestanten gemischte Bevölkerung dazu zwang, die Angehörigen beider Konfessionen gleich zu stellen. In diesen Kantonen besteht trotz der den Kirchen gelassenen Freiheit, ihre religiösen und rein kirchlichen Angelegenheiten selber zu ordnen, doch insofern keine eigentliche Trennung der Kirchen vom Staate, als sich dieser nicht bloß das Recht wahrt, kirchlichen Beschlüssen, die in die Rechte des Staates eingreifen, die Genehmigung zu versagen, sondern auch allerhand Bestimmungen trifft, die die Tätigkeit der Kirche selber regeln. Wohl aber decken die „Landeskirchen" ihre Bedürfnisse ausschließlich aus dem Ertrage ihres eigenen Vermögens und dem der Steuern, die sie von ihren Mitgliedern erheben, so daß niemand gehalten ist, an die Kosten eines Kultus, dem er gleichgültig oder ablehnend gegenübersteht, etwas beizutragen. Da diese Lösung den Forderungen der Bundesverfassung gerecht wird, aber zugleich auch den historischen Verhältnissen und der Bedeutung, die die beiden größten Kirchen für den Staat besitzen, Rechnung trägt, entspricht sie

Digitized by Google

dem Empfinden einer vorwiegend ländlichen Bevölkerung und wird sich deshalb auch da, wo sie herrscht, wohl noch lange behaupten.

Zu einer radikaleren Lösung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ist es in neuerer Zeit, in den Jahren 1907 und 1910, in Genf und Basel gekommen, während ein in Neuenburg nach derselben Richtung unternommener Vorstoß bisher zu keinem Ziele geführt hat.

Es ist begreiflich, daß sich gerade in diesen beiden Kantonen der Ruf nach einer Lockerung oder Lösung des Bandes, das bisher den Staat mit bestimmten Kirchen verband, immer stärker erhob. Sowohl Genf als Basel sind Städte mit einem kleinen ländlichen Bezirke. Beide sind auf den meisten Seiten von Gebieten mit vorwiegend katholischer Bevölkerung umgeben, so daß sie infolge einer starken Einwanderung ihren ursprünglich rein protestantischen Charakter mehr und mehr verloren haben, ja daß Genf mehr katholische als protestantische Einwohner zählt. In diesem Kantone war zudem das Verhältnis des Staates zur römisch-katholischen Kirche dadurch besonders gespannt geworden, daß man zwar 1815 bei der Eingliederung katholischer Gemeinden die Verpflichtung eingegangen war, die Kosten des katholischen Kultus in diesen Gebieten aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten, überhaupt die bestehenden Rechte der Kirche zu achten, daß man aber nach dem Vaticanum die römischen Katholiken durch unerfüllbare Bedingungen, die man an sie stellte, genötigt hatte, auf die vertraglichen Rechte zugunsten der damals sich bildenden christ-katholischen Kirche zu verzichten. Ebenso mußten es aber die römischen Katholiken in Basel drückend empfinden, daß hier bei demselben Anlasse eine katholische Landeskirche gegründet und aus Staatsmitteln unterhalten wurde, die in Wirklichkeit nur die kleine Minorität der sich absplitternden Christkatholiken umfaßte.

Schon aus diesem Grunde konnte das bisherige Verhältnis des Staates zu den verschiedenen Kirchen auf die Dauer nicht aufrecht gehalten werden. Die Versuche, eine Änderung herbeizuführen, wurden aber auch von andern Kreisen begrüßt, und zwar nicht bloß von solchen, die wie die sozialistische Partei die Trennung von Kirche und Staat längst auf ihre Fahne geschrieben hatten, sondern ebenso von aufrichtigen Anhängern der protestantischen Landeskirche, die von einer Trennung eine größere Freiheit erhofften, in Genf außerdem von den Gliedern der freien Kirche, die sich schon früher gebildet, freilich in dieser Stadt nicht dieselbe Bedeutung erlangt hatte wie ihre Schwestern, die Freikirchen der Waadt und Neuenburgs.

In Genf gaben schließlich bei schwacher Beteiligung der stimmfähigen Bevölkerung die Katholiken, die geschlossen für das Trennungsgesetz stimmten, den Ausschlag. In Basel forderte umgekehrt die katholische Partei, von den ihr gemachten Konzessionen nicht befriedigt, ihre Mitglieder auf, sich der Stimme zu enthalten, während sämtliche übrigen Parteien die Vorlage empfahlen, und alle evangelischen Pfarrer der Stadt eine gemeinsame Erklärung zu ihren Gunsten erließen.

Trotzdem somit die Trennung in Genf nicht wie in Basel unter der vollen Zustimmung der davon in erster Linie Betroffenen erfolgte, vermied man auch hier jede Härte gegenüber den bisherigen Landeskirchen. Sie können sich in Zukunft als Stiftungen oder als Vereine erklären. Für die Ausübung des Kultus und die Organisation gelten die Grundsätze der Versammlungsfreiheit und das Vereinsrecht, für den kirchlichen Unterricht die Vorschriften des Schulgesetzes über die Erteilung von Privatunterricht. Die Schullokale dürfen auch in Zukunft von den Kirchen benützt werden. Staat und Gemeinden zahlen keine Beiträge mehr an die Kultuskosten. Die bisher den politischen Gemeinden ge-

Digitized by Google

hörenden Kirchen und Privathäuser sind jedoch der kirchlichen Gemeinschaft zu überlassen, die sie bei Inkrafttreten der Verfassung benützt. Sie können auch mit Genehmigung der Regierung unentgeltlich in das Eigentum der betreffenden Kirche übertragen werden, so daß die Baulast an diese übergeht. Der Staat behält immerhin das Recht, die Peterskirche zu nationalen Feiern zu benützen. Das protestantische Kirchengut wird der protestantischen Kirche überlassen. Die römischen Katholiken erhalten in zwei Gemeinden sofort die einst von ihnen besessenen Kirchen und Pfarrhäuser. Ferner soll ein Gebäude, sobald es von der einen der beiden katholischen Kirchen nicht mehr benützt wird, der andern samt dem dazu gehörenden Kirchenvermögen ausgeliefert werden.

Mit dieser in Genf beschlossenen Lösung deckt sich die in Basel angenommene insofern, als auch hier in Zukunft alle Beiträge an die Kultuskosten mit einer sofort zu erwähnenden Ausnahme aufhören, und das Kirchengut, soweit es noch vorhanden ist, an die protestantische Kirche ausgeliefert wird, ferner die von der protestantischen und der katholischen Landeskirche benützten Gebäude in deren Besitz übergehen. Sie unterscheidet sich jedoch von ihr an wesentlichen Punkten. Diese Abweichungen sind zum Teil eine Folge der verschiedenen Verhältnisse, so z. B. die Einführungsbestimmungen, daß der vom Staate ins Leben gerufenen und bisher ausschließlich von ihm unterhaltenen christ-katholischen Landeskirche 150 000 Fr. aus Staatsmitteln zugewiesen werden und ebenso der römisch-katholischen eine Summe von 200 000 Fr. als Entschädigung für die bisher indirekt an die Kosten fremder Kulte bezahlten Beiträge. Die einzige bisher von den römischen Katholiken benützte Kirche, die ihr nicht gehört, wird ihr als einer auch in Zukunft vollkommen freien Gemeinde zwar nicht als Eigentum, wohl aber zur Nutznießung übergeben. Endlich werden der israelitischen Gemeinde aus denselben Gründen 15 000 Fr. zugewiesen. Grundsätzlich andere Wege als die in Genf gewählten schlägt man jedoch in Basel insofern ein, als der Staat auch nach der Lösung der bisher bestehenden Verbindung die beiden bisherigen Landeskirchen anders behandelt als die römisch-katholische und einerseits der reformierten und der christ-katholischen Kirche öffentlich-rechtliche Persönlichkeit und damit das Recht, von ihren Angehörigen Steuern zu erheben, verleiht, andererseits sie aber auch in Zukunft einer gewissen Staatsaufsicht unterstellt und verlangt, daß die kirchliche Organisation auf demokratischer Grundlage fuße, und insbesondere die Wahl der gesetzgebenden Behörden, der Gemeindevorstände und der Geistlichen durch die stimmberechtigten Mitglieder vorgesehen, ferner jeder Kantonseinwohner der betreffenden Konfession, der nicht ausdrücklich austrete, als Mitglied anerkannt, und den Bedürfnissen der Minderheiten angemessener Spielraum gewährt werde. Endlich sollen die Ausgaben für den Dienst der Geistlichen an den öffentlichen Spitälern, Asylen, Gefängnissen, Waisen- und Zwangsfürsorgeanstalten auch in Zukunft vom Staate gedeckt werden.

Unter diesen Bestimmungen fällt vor allem die Forderung einer auf demokratischer Grundlage ruhenden Organisation auf, sowie die weitere, daß jeder Protestant des Kantons, der nicht ausdrücklich seinen Austritt aus der Kirche erklärt, von ihr als Mitglied anerkannt werden muß. Wie kommt der Staat dazu, in einem Augenblicke, wo er seine Verbindung zu einzelnen Kirchen löst, in dieser Weise in ihre Freiheit einzugreifen und sie auf alle Zukunft zu binden?

Diese Bestimmung wird nur dann verständlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß dadurch ein Zustand geschützt wird, den alle schweizerischen Landeskirchen sich in jahrzehntelangen heftigen Kämpfen errungen haben. Ein Zustand, der von der großen Mehrzahl der protestantischen Kirchgenossen, wenn vielleicht auch nicht als vollkommen, so doch als notwendig empfunden wird, weil jeder

Digitized by Google

Versuch, Pfarrer und Gemeindeglieder auf ein bestimmtes Bekenntnis zu verpflichten, die Einheit der Kirche gefährden würde. Die Gefahr, daß sich die Kirche nach ihrer Lösung vom Staate in Teilkirchen spalten werde, schien aber gerade in Basel, wo die Anhänger der beiden kirchlichen Richtungen, der konservativern und der fortschrittlichern, mit ihren besondern Geistlichen, Abendmahlsfeiern und Organisationen aller Art fast vollständig geschieden nebeneinander leben, manchen groß zu sein. Sie sollte diese Bestimmung beruhigen und einer Trennung geneigt machen. Wie wenig übrigens die Forderung von der großen Mehrzahl der Protestanten als lästige Fessel empfunden wurde, zeigte die bereits erwähnte Tatsache, daß sämtliche evangelischen Pfarrer Basels für das Trennungsgesetz eintraten, ferner die weitere, daß die Genfer Kirche, für die ein derartiger Zwang nicht vorlag, ihre Tore ebenfalls allen Protestanten des Kantons öffnet, ohne ihnen irgend ein Glaubensbekenntnis aufzuerlegen.

Sowohl die Basler als auch die Genfer Kirche sind übrigens insofern nicht bekenntnislos, als beide sich am Anfang ihrer Verfassung zu Gott, dem Vater Jesu Christi, und zu Christus als dem Heiland und Erlöser bekennen und die Erwartung aussprechen, daß sich ihre Glieder eine persönliche, auf Überlegung und Erfahrung begründete Überzeugung von der Wahrheit des evangelischen Glaubens bilden werden. Da sich jedoch die gesetzliche Bindung, sei es sämtlicher Mitglieder, sei es auch nur der Pfarrer, auf ein bestimmt formuliertes Glaubensbekenntnis noch niemals als ein Mittel erwiesen hat, einer Kirche ihren christlichen Charakter zu wahren, wohl aber stets zu unerfreulichen Kämpfen geführt hat, glaubt man sich sowohl in Genf als in Basel mit der durch den Beitritt ausgesprochenen Willensäußerung der Mitglieder begnügen zu dürfen.

Obwohl seit der Neuordnung der Verhältnisse in Genf und in Basel erst wenige Jahre verflossen sind, läßt sich dennoch sagen, daß die im Rechte waren, die von der Änderung Gutes erhofften. Der von manchen befürchtete Zerfall der bisherigen Landeskirchen in verschiedene freie Gemeinschaften ist nicht eingetroffen. In Basel hat umgekehrt die Notwendigkeit, manche neue Aufgaben gemeinsam zu lösen, die beiden großen Gruppen innerhalb der Kirche einander nähergebracht. In Genf konnte sich freilich die schon früher abgesplitterte freie Kirche nicht entschließen, sich nun mit der ebenfalls vom Staate losgelösten frühern Landeskirche zu vereinigen. Der Abfall breiter Massen ist nicht erfolgt. Die Kirchen haben vielmehr den Charakter von Volkskirchen bewahrt. Sie haben schon in den wenigen Jahren, während denen sie sich größerer Bewegungsfreiheit erfreuen, davon Gebrauch gemacht, wenn vielleicht auch noch nicht in dem Maße, wie manche erwarten mochten, und sie sind z. B. mit der Einführung des Frauenstimmrechtes dem Staate vorangegangen. Das den Frauen erteilte Recht, sich bei den Wahlen und Abstimmungen zu beteiligen, hat auch, wenigstens in Basel, nicht dazu geführt, daß die Beteiligung der männlichen Kirchenmitglieder schwächer geworden wäre. Es ist den Kirchen ferner bisher gelungen, die Mittel, deren sie bedürfen, aufzubringen. Auch an diesem Punkte besteht freilich eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Genfer und den Basler Verhältnissen. Indem die Genfer Kirche den zweiten der ihr durch das Trennungsgesetz gelassenen Weg einschlug und sich als Verein erklärte, sicherte sie sich die Bewegungsfreiheit und die Vermögensfähigkeit, die jedem im Handelsregister eingetragenen Vereine gemäß dem Obligationsrechte zukommt. In ihrer Verfassung, die sie sich gab, machte sie es alsdann jedem ihrer Mitglieder zur Pflicht, an ihre Kosten beizutragen, überließ es jedoch dem guten Willen des einzelnen, die Höhe seines Beitrages festzusetzen. In Basel erhielten die frühern Landeskirchen öffentlich-rechtliche Persönlichkeit. Das ihnen erteilte Recht, Steuern

Digitized by Google

von ihren Mitgliedern zu erheben, wurde jedoch dadurch eingeschränkt, daß die kirchliche Steuernorm, sowohl was den Beginn als die Progression betrifft, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Kirchenmitglieder Rechnung zu tragen hat. Ferner sind die staatlichen Steuerinteressen beim Erlaß der kirchlichen Steuernormen angemessen zu berücksichtigen. So sind aus verschiedenen Gründen beide Kirchen in hohem Maße auf die Opferwilligkeit ihrer Mitglieder angewiesen, und zwar um so mehr, als vor allem in Basel der ihr vom Staate ausgelieferte Rest des Kirchengutes gegenüber den notwendigen Ausgaben wenig bedeutet. Die Kirche hat im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit ihrer Mitglieder und aus begreiflicher Scheu, durch Pochen auf ihre Rechte die Auseinandersetzung mit dem Staate zu erschweren und zu vergiften, auf eine Entschädigung für die ihr entzogene bisherige Unterstützung verzichtet, während z. B. im Kanton Aargau, wo der Staat 1908 sich von seinen finanziellen Verpflichtungen gegenüber den Kirchen loskaufte, der evangelischen Kirche der fünfundzwanzigfache Betrag der Pfarrbesoldungen, sowie Kapitalien für den Unterhalt der Gebäude, für Alterszulagen, für die Besoldung von Vikaren und Helfern und für die Errichtung eines Pensionsfonds ausbezahlt wurden. Erst die Zukunft wird zeigen, ob es den Kirchen, von denen die eine ohne ein wirkliches Vermögen vom Staate entlassen wurde, und die andere den Mitgliedern die Höhe ihres Beitrages zu bestimmen überläßt, möglich sein wird, den stets sich steigernden finanziellen Anforderungen in wünschbarem Maße gerecht zu werden. Jedenfalls aber läßt sich schon jetzt sagen, daß sich, was in den Städten Basel und Genf vielleicht möglich ist, keineswegs auch zur Nachahmung in andern, wesentlich verschiedenen Verhältnissen eignet.

Die Basler Kirche wird um so mehr Mühe haben, sich lediglich mit dem Ertrage der Steuern zu behelfen, als zu den infolge des Krieges gemachten Ausgaben in Kürze die kommen werden, die der Religionsunterricht in den Schulen fordert; denn da der bisher auf Staatskosten erteilte „interkonfessionelle" Unterricht in Wirklichkeit fast nur von protestantischen Kindern besucht wird, ist es nur folgerichtig, wenn man nun daran geht, auch auf diesem Gebiete die beschlossene Trennung von Staat und Kirche durchzuführen und den Kirchen den Religionsunterricht gänzlich zu überlassen.

Sowohl in Genf als in Basel ist die theologische Fakultät von den Neuerungen unberührt geblieben. Ihre Professoren werden nach wie vor vom Staate ernannt und besoldet. Der in Basel gemachte Vorschlag, den bestehenden Zustand in der Verfassung ausdrücklich zu garantieren, wurde freilich abgelehnt. Zu seinen Gunsten kann angeführt werden, daß Universitäten ohne Lehrstühle zur Erforschung der Religion und ganz besonders des Christentums, mit dem die ganze abendländische Kultur aufs engste verbunden ist, darauf verzichten, die Aufgabe der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange in Angriff zu nehmen, daß ferner die in Betracht kommenden Fakultäten von der Kirche vollständig unabhängig sind. Sie sind freilich bis jetzt die Schulen, an denen die protestantischen Kirchen ihre künftigen Pfarrer studieren lassen. Aber wenn der Parität zuliebe ihnen dieser Charakter etwa durch die Anstellung von Professoren verschiedener Konfessionen genommen würde, so würden dadurch vielleicht die protestantischen Kirchen ihrer bisherigen Bildungsanstalten und die Fakultäten ihrer Studenten beraubt, im übrigen aber niemand geholfen. Deshalb sprechen praktische Gründe dafür, es bei dem bisherigen Zustande zu belassen, mag sich auch an diesem Punkte besonders deutlich zeigen, daß eine vollständige Ignorierung der Kirche und vor allem der Religion durch den Staat nicht durchführbar ist, jedenfalls weder im Interesse des Staates noch der Kirche liegt.

Digitized by Google

Frau und Staat.

Gedanken einer Schweizerfrau zum Frauenstimmrecht.

Die heutige Menschheit steht, nach einem schrecklichen Zusammenbruch, vor einer schweren, aber schönen Aufgabe. Was der Krieg zerstört hat an geistigen und materiellen Gütern, soll wieder aufgebaut werden und mehr noch, es soll besser und schöner gebaut werden. Das Zusammenleben der Völker unter sich und untereinander soll so gestaltet werden, daß, mehr als bisher, allen Volksgenossen ein sicheres, glückliches Leben gewährleistet sei. Dazu braucht der Staat viele und gute Arbeitskräfte, eine neue, bisher im Staatsleben nur vereinzelt zur Staatsarbeit herangezogene Gruppe von Arbeitern wünscht an dieser Arbeit teilzunehmen. In manchen Ländern hat man innerhalb kurzer Frist diesen Arbeitern Zutritt gewährt, in andern besinnt man sich noch, ob sie — die Frauen — die Fähigkeiten für diese neue Arbeit mitbringen werden.

Jede Neuerung muß Widerstände besiegen und es ist nicht immer die Mehrheit eines Volkes, die Anteil nimmt, wenn es gilt, neue Gedanken in die Tat umzusetzen. Die heutige Zeit aber verlangt solche Taten von uns. Viel Neues drängt zum Leben; die Frauen hoffen, daß auch für sie die Zeit der Gleichheit, der Freiheit — soweit uns der Staat solche zu geben vermag — herankommt. Alle, Männer und Frauen, sollten sich darauf besinnen, wie aus den heutigen chaotischen Verhältnissen Besseres für den einzelnen und damit für die Gesamtheit geschaffen werden kann.

Eine Gegenüberstellung und Vergleichung der Schweiz mit andern Ländern würde zeigen, daß unser Vaterland heute ziemlich weit hinten in der Reihe steht. Wir dürfen aber den Grund hiefür nicht etwa nur in einer Rückständigkeit unseres Landes suchen. In unserem demokratisch eingerichteten Staatsleben, wo der Bürger zu jedem Gesetz Ja oder Nein zu sagen hat, bedeuten die bürgerlichen Rechte und Pflichten weit mehr, als in Ländern, deren Wahlrecht z. B. darin besteht, die gesetzgebenden und regierenden Behörden zu wählen. Die Erteilung des Stimm- und Wahlrechts bedeutet für die Schweizerfrau ein weit größeres Geschenk, aber auch eine weit größere Aufgabe und Verantwortung, als für die Frauen mancher anderer Länder.

Die Frauen müßten denn auch vieles lernen, sie müßten sich nicht nur mit der Technik in der Ausübung politischer Rechte, sondern mit diesen Rechten und Pflichten überhaupt vertraut machen. Ich habe aber das aus mancherlei Beobachtung geschöpfte, zuversichtliche Vertrauen, daß ein großer Teil unserer Frauen mit Ernst und gutem Willen sich für die neuen Aufgaben vorbereitet und daß diese Vorbereitung und die Betätigung der Frau im Staatshaushalt in erster Linie zum Guten dienen wird.

In der Schweizer Bundesverfassung steht geschrieben: „Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich." Der Heimatschein und der Steuerzettel anerkannten bisher die Bürgerin als gleichberechtigt, der Stimmzettel noch nicht. Wir haben Bürger und Bürgerinnen im Staate, beide zusammen bilden das Volk, alle unterstehen den gleichen Gesetzen, die eben „das Volk" sich selbst gibt. Diese wenigen Sätze dürften heute genügen für die Folgerung, daß ein freies, hochentwickeltes Volk im Namen der Gerechtigkeit seine Männer und Frauen vor dem Gesetze gleichstellen sollte und daß diese Gleichstellung nur die Erfüllung einer längst begonnenen Entwicklung bedeuten würde. Jedes Volk besitzt heute viele tüchtige Frauen, denen man Gleichstellung mit den Männern im Staate mit Recht nicht mehr vorenthalten darf.

Digitized by Google

Es gibt ein menschliches Gemeinschaftsverhältnis, das wir alle anerkennen und hochhalten: die Familie. Und ich glaube, es ist gut, wenn die Frau die neuen Aufgaben, die an sie herantreten, vom Familienleben ausgehend betrachtet. Die Familie bildet das Grundelement des Staates, aus den einzelnen Familien setzen sich Gemeinden und zuletzt der Staat zusammen. Ein gut gepflegtes Familienleben setzt einen um das Wohl des Hauses besorgten Vater und eine fürsorgliche Mutter voraus. Sollte es nicht ähnlich sein im Staatsleben?

Es gibt heute viele Frauen, die — vom eigenen Heim ausgehend — dafür mitsorgen möchten, daß es wohnlich und heimisch sei im Vaterlande, für alle, groß und klein. Viele von diesen Frauen wissen, daß sie mehr erreichen könnten, wenn sie Aktivbürgerrechte besäßen; bei anderen hat sich dieser Gedanke noch nicht klar entwickelt. Die Frauen, die das Stimmrecht wünschen, sind die, die sich schon lange zu freiwilliger, sozialer Tätigkeit organisiert haben. Sie mußten dabei manchen Widerstand beseitigen, sie haben für ihre Tätigkeit manchmal wenig Verständnis gefunden, aber sie haben mutig ihre Arbeit durchgeführt. Ohne diese Frauen mit ihren Vereinen und Sitzungen hätten wir noch keine Haushaltungsschulen für unsere heranwachsenden Töchter, keine Krippen für unbewachte Kinder, keine alkoholfreien Wirtschaften, die ein Segen für unser Volk sind. Ohne die tatkräftige Initiative und Mitarbeit der Frauen hätten wir keine Soldatenstuben gehabt. Für diese Frauen, die mit echt mütterlichem Gefühl mitsorgen möchten, wo es notwendig ist, ist es kein allzu großer Schritt zur Betätigung im Staatsleben, sei es im Wahl-Stimmrecht, sei es als Mitglied einer Behörde. Und dann, wir dürfen es glauben und uns daran trösten: Auch die Frauen wachsen an ihren Aufgaben.

Aber noch für einen weitern Gedanken dürfen wir beim Verhältnis von Staat und Familie anknüpfen. Man hört heute viel von Arbeitsteilung. Wir haben diese in gewissen Gebieten, z. B. in der Industrie, fast bis zur Schädlichkeit für den einzelnen Menschen durchgeführt. Es gibt aber eine natürliche Arbeitsteilung, wie sie sich auch zeigt in der Familie. Wie hier Mann und Frau ihre besonderen Aufgaben haben, so denke ich mir auch die Verwertung der gegegebenen Kräfte im Staatshaushalt. Aus der Haushaltsführung, aus der Kinderpflege, aus mancher Frauenberufstätigkeit heraus ist die Frau gewohnt an sorgfältige Kleinarbeit. Diese Fähigkeiten könnten wir aber sehr gut brauchen im Staatshaushalt.

Die Erfahrungen der letzten Jahre werden uns aber auch gezeigt haben, daß Mütterlichkeit, Familiensinn, Gemüt, auch Sparsamkeitssinn im Leben der Völker mehr mitsprechen sollten, als dies bei einseitiger Männerherrschaft eben möglich ist. Goethe sagt einmal: „das Gemüt richte über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand". Viele werden eingesehen haben, daß es ein einseitiger, falscher Standpunkt war, solche lebensnotwendige Kräfte aus dem öffentlichen Leben fast auszuschalten. Die Heranziehung der Frau zur verantwortlichen Staatsarbeit wird hier eine große Lücke ausfüllen. Frauen mit echtem Gefühl können nicht stehenbleiben bei der Sorge ums eigene Wohl, wenn Mißstände vorhanden sind, sie werden die Familiensorge hinaustragen und mit Wärme dafür eintreten, daß es allen möglich gemacht werde, ein menschenwürdiges Dasein zu führen.

Wir müssen noch einen Augenblick beim Gedanken der Arbeitsteilung verweilen. Sollten die Frauen zum Stimmrecht gelangen, so werden wir hier die gleiche Beobachtung machen, wie beim heutigen Zustand des einseitigen Männerstimmrechts: Viele kümmern sich nicht um Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Die einen aus Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, andere aus Egoismus; das Streben nach persönlichem Vorteil und Glück läßt ihnen keine Zeit für andere

Digitized by Google

Menschen. Viele sagen, sie verstünden nichts davon, sie wollen sich auch keine Mühe geben und sind zufrieden, wenn alles mehr oder weniger gut geht ohne ihr Dazutun. Da wir also auch in dieser Richtung eine natürliche Ausscheidung oder Arbeitsteilung beobachten müssen, sollte man um so eher allen jenen, Männern und Frauen, Gelegenheit zur Mitarbeit geben, die Verständnis für soziale Pflichten und das Rüstzeug für die Arbeit haben.

Ich kann die Ausführungen über Staat und Familie nicht verlassen, ohne noch einen Einwand zu berühren, der gegen das Frauenstimmrecht manchmal erhoben wird: Viele glauben, das Familienleben müßte unter dieser Neuerung leiden, und möchten mit dem Schlagwort: „die Frau gehört ins Haus" die Frage kurzerhand erledigen. In einem Zeitalter, da man es als selbstverständlich ansieht, daß Tausende und Tausende von Frauen und Müttern viele Stunden des Tages in der Fabrik zubringen, in einer Zeit, da der Mann gerne das Berufseinkommen seiner Ehefrau in seine Haushaltsrechnung einbezieht, ist dieses Schlagwort nicht mehr stichhaltig und wäre jedenfalls nur für einen kleinern Teil bevorzugter Frauen anwendbar. Man denke dabei auch an die vielen unverheirateten Frauen, die kein „Haus" haben, die nicht durch einen Mann an der Urne vertreten sind, die aber ihre Interessen auch gewahrt wissen möchten. Auch die schlimme Beeinflussung des Familienlebens scheint mir nicht so gefährlich zu sein. Viele Frauen stehen heute schon — selbständig oder als Gehilfin des Mannes — im Geschäftsleben, viele betätigen sich außerhalb ihrer Haushaltung, so daß wir glauben dürfen, auch diese Neuerung werde noch Platz finden. Ich glaube, gerade die Betätigung in dieser neuen Interessensphäre kann dazu beitragen, daß z. B. das Gespräch am Familientisch auch in dieser Hinsicht für die heranwachsende Jugend von bildender Bedeutung werden könnte. Jeder denkende Mensch wird das Bedürfnis empfinden, Einblicke und Einsichten in das Zusammenleben der Menschen zu erhalten. Ist doch auch unser persönliches Leben stark abhängig von der Art und Weise, wie sich das Zusammenleben gestaltet und welche Formen es annimmt. Das sollten uns die Kriegsjahre genügend gelehrt haben! Erst aus dieser Einsicht wird man erkennen, welch große Aufgaben dem Staate obliegen, da der Staat die Führung des Zusammenlebens übernimmt. Und nun gar heute, wo viele Länder — jedenfalls dank guter Führung — in gar schlimme Zustände hineingeraten sind. Wo alles nach Neuorientierung drängt, Unzufriedenheit in allen Volksschichten sich geltend macht. Da gibt es Arbeit für den Staat und unsere Hauptsorge sollte die sein, ihm die nötigen Arbeitskräfte zu liefern. Im Gegensatz zu früheren Zeiten sind dem modernen Staat viele Lebensgebiete direkt unterstellt, die früher ganz der Familie und privater Unternehmung angehörten. Kirche, Schule, Armen- und Krankenfürsorge, Post, Eisenbahnen usw. sind heute alle im Staatsbetriebe. Diese Entwicklung wird weitergehen: Wie oft hört man heute die Worte „das muß der Staat übernehmen", „das kann nur auf staatlicher Grundlage durchgeführt werden" usw. Und wirklich, der neuen Aufgaben werden immer mehr. Nicht nur soll viel Bestehendes der Zeit entsprechend umgestaltet werden, auch viel neue Aufgaben verlangen nach umsichtiger, treuer Arbeit. Die Kranken-, Alters- und Invaliden-Versicherung, die neue Regelung der Arbeitszeit, die Einrichtung von Lohnämtern, Jugendämtern, der Kampf gegen den Alkohol und die Wirtshausreform, die bessere hauswirtschaftliche Ausbildung der Frauenwelt und vieles andere mehr.

Ganz besonders die Verkürzung der Arbeitszeit bringt neue Pflichten mit sich, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten lassen sollte. Eine große Arbeit kann hier am Volke geleistet werden. Nach achtstündiger Arbeit ist der gesunde,

Digitized by Google

erwachsene Mensch nicht müde. Viele, bei einseitiger Arbeit brach liegende Kräfte werden sich regen, nach neuer Anregung und Betätigung verlangen. Diese sollten in denkbar bester Weise geboten werden. Schulen und Kurse sollten Gelegenheit bieten zu weiterer Ausbildung auf den verschiedensten Lebensgebieten. Das ist in kurzen Worten schnell gesagt; die Umsetzung in die Tat aber bedeutet Arbeit, Organisation und Ausführung und verlangt nach tüchtigen, geistigen und handfertigen Arbeitskräften.

Ein kraftvolles Einsetzen auf diesem Gebiet, könnte neben vielen anderen guten Folgen, eine Wirkung haben, die ich gerne noch hervorheben möchte: eine gegenseitige Annäherung der verschiedenen Volksschichten, besseres gegenseitiges Verständnis. Hier fehlt es weit herum, auch in unserer demokratischen Schweiz. Wie oft verstehen Gebildete nicht mit weniger Gebildeten in einfacher, natürlicher Weise zu verkehren und wie groß — und zu einem guten Teil unbegründet — ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Da sollten wir zu überbrücken versuchen, namentlich durch besseres Sichkennenlernen und durch den guten Willen, die Arbeit und Verdienste des andern richtig zu schätzen.

Nach dem bisher Gesagten wird man mich verstehen: Nicht daß die Frauen das „Stimmrecht" erhalten, ist der Kernpunkt, sondern daß die Frauen als gleichwertige Menschen im Staate anerkannt werden und daß der Staat auf diese Weise mehr Arbeitskräfte gewinne zur Lösung der vielen neuen und alten Aufgaben. Es ist auch die Ansicht vieler Männer, die die Notwendigkeiten für den heutigen Staat erkennen, daß die Frau in ihrer Art an der Arbeit mithelfen muß. Dazu braucht die Frau die Gleichbewertung mit dem Manne.

Und dann dämmert es heute den Frauen, die Kriegsjahre haben ihnen gezeigt, daß vieles im Staatsleben anders sein sollte. Sie haben das Vertrauen in die einseitige Führung der Männer verloren, sie mußten zusehen und miterleben, daß das Leben ihrer Kinder dem Machtgelüste der Staaten geopfert wird. Wenn es auch vielen noch nicht klar ist, wie durch ihre Mitwirkung der Staat anders werden soll, so darf man ihnen das Recht nicht absprechen mitzureden. Sie werden auch die Verantwortung übernehmen.

Und noch etwas Neues scheint mir für die Notwendigkeit der Gleichstellung zu sprechen: Dank der — schrecklichen — Entwicklung der letzten Jahre, die in ihrer letzten Konsequenz zum Kriege und zu Revolutionen führen mußte, dank der politischen Gehässigkeit, hat sich auch unser gesellschaftliches Leben — wie ich bereits angedeutet habe — so entwickelt, daß sich einzelne Stände fast feindlich — mit tiefem Mißtrauen — gegenüberstehen. Das ist ein großes Hindernis für die Ausübung freiwilliger, sozialer Arbeit. Und da scheint mir, muß der Staat, als neutraler Boden in die Lücke treten. Auch sind in der Neuzeit viele Aufgaben zu groß geworden für freiwillige Arbeit, viele Kreise halten sich fern, eben aus einem Mißverstehen unter den Gebenden und unter den Nehmenden. Viel bisher freiwillig Geleistetes hat dem Staat als Pionierdienst vorgearbeitet, er kann da anknüpfen und weiterbauen. Damit möchte ich natürlich nicht sagen, daß für die private Initiative kein Platz mehr wäre; ich möchte in keiner Weise einer Verflachung des Lebens das Wort reden.

Die politische Gleichberechtigung der Frau hätte aber noch andere bedeutende Folgen. Wünsche und Postulate von seiten der Frauenwelt könnten mit mehr Gewicht bei den Behörden eingebracht werden. Ich denke hier besonders an die so notwendige hauswirtschaftliche Ausbildung der weiblichen Jugend, an Kinder- und Mutterschutz, an Arbeiterinnenschutzgesetze, an die Pflege der Volksgesundheit, an Wohnungs- und Wirtshausreform usw. In allen Behörden, wo diese Dinge zur Sprache kommen, sollten Frauen mitarbeiten.

Digitized by Google

Damit begegnen wir auch jenem Einwand, der sich in die Worte kleidet, das Frauenstimmrecht bringe nur eine Verdoppelung der Stimmen mit sich oder es werde vorläufig nur eine Stärkung einer Partei bedeuten.

Wenn ich von Gleichberechtigung sprach, so ist damit ja nicht etwa eine Gleichmacherei gemeint. Ich halte es für einen Fehler, wenn Frauen glauben, sie müßten es den Männern gleichtun und dadurch beweisen, daß sie gleichwertig sind. Lassen wir Frauen den Männern ihre Gebiete und bebauen wir fleißig und tüchtig unser eigenes Feld. Den besonderen Aufgaben, die uns im Leben gestellt sind, entsprechen auch unsere besonderen Kräfte.

Ein Ausspruch von Goethe lautet: „Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht." Wenn die Frauen das Stimmrecht erhalten, so müssen sie sich notwendig auch mit Politik befassen. Ich meine, wenn wir das ehrlich in dem von Goethe geäußerten Sinne tun, wird auch unser Frauenempfinden sich nicht dagegen sträuben. Es wird ja gerade eine Aufgabe der Frau sein, für die Tugend auch im Staatsleben zu kämpfen, ihr mehr Boden zu verschaffen. Nur wenn es der Frau gelingt, dies zu erreichen, hat sie ihre Mission erfüllt; auch nur auf diesem Wege könnte sie für die Erhaltung des Friedens wirken.

Wir haben heute das unendlich traurige Bild vor uns und müssen sehen und miterleben, zu was es führt, wenn die einzelnen Staatsbürger zu wenig oder gar kein Verantwortungsgefühl haben gegenüber der Allgemeinheit. Müssen nicht alle Frauen die Folgen mittragen helfen und sind nicht diese Folgen auch vielleicht eine Strafe für die Gleichgültigkeit der Mehrheit der Frauen gegenüber Angelegenheiten des Staates?

Wenn es dazu kommt, daß die Frau in die Politik und ins Parteileben eintritt, sei es in eigener Frauenpartei, sei es im Anschluß an die bestehenden Männerparteien, so soll sie es mit dem festen Vorsatz tun, ihrer Art treu zu bleiben, auch auf diesem Lebensgebiete das Gute zu wollen und damit das Schlechte zu bekämpfen. Sie soll auch hier ihre Aufgabe zu erfüllen suchen, die darin besteht, das Gute, das Schöne, das Reine im Leben zu behaupten und zu pflegen.

Es gibt Dinge, welche die Frau hüten, um welche die Frau kämpfen muß, es ist um ein Volk nicht gut bestellt, wenn die Frau lässig wird, wenn sie in Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit, Selbstsucht und in Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten des Tages versinkt. Nicht so ganz von ungefähr ist heute die Frauenstimmrechtsfrage an der Tagesordnung. Der Krieg hat — auch im Friedensland — einen Teil der Frauen geweckt, zum Teil aus dumpfer Arbeitsüberlastung, zum Teil aus Behaglichkeit und Sorglosigkeit und es ist etwas wie Schuldbewußtsein, das sie heute zu größerer, verantwortlicherer Beteiligung am öffentlichen Leben antreibt.

Während der Kriegsjahre ist es mir manchmal vorgekommen, als ob die Menschheit einen überlebten Zeitgeist zu Grabe tragen müßte und als ob ein neuer Zeitgeist zum Leben drängte. Uns Zeitgenossen erwüchse aber daraus ungeheure Arbeit: an uns ist es, den neuen Zeitgeist zu prägen. Vieles wird dabei Experiment sein, vieles wird sich erst bewähren müssen, manche Schranke muß fallen, unter andern auch die der ungleichen Bewertung von Mann und Frau. Die ganze heutige Zerrüttung ruft nach Versöhnung zwischen den Geschlechtern, den Volksklassen, den Nationen und Völkern.

Ob Mann oder Frau, auf den geistig gesunden, wohlgesinnten Menschen kommt es an; wir brauchen für die Staatsarbeit Menschen von tiefem Verantwortungsgefühl, mit weitem Blick, Menschen, denen man ganzes Vertrauen entgegenbringen kann.

Zürich. Ida Boßhardt.

Digitized by Google

Die politischen Anschauungen der welschen Schweiz.

Die Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" hat mich gebeten, über die politischen Ansichten in der Westschweiz und ihren Einfluß auf den Schweizer Geist zu schreiben. Es ist schwierig, dies in wenigen Worten zu tun, besonders auch deshalb, weil mir nicht viel Zeit zur Verfügung steht. Meine Bemerkungen wollen nicht Anspruch darauf erheben, eine erschöpfende Abhandlung zu sein. Sie sind nichts, als einige aufs Papier geworfene Eindrücke, die dementsprechend gewürdigt werden sollten.

Wir wollen uns zunächst über den Ausdruck „Suisse romande", „Welsche Schweiz" verständigen. Die Kantone, welche sie bilden, zählen etwas weniger als eine Million Einwohner, aber sie bilden trotzdem keine einheitliche Masse. Sie enthalten Städte, Dörfer und selbst Bergregionen der Alpen und des Jura mit Landwirtschaft treibender Bevölkerung und reinen Industriegegenden katholischen und protestantischen Glaubens. Wir werden sofort sehen, daß ihre charakteristische Eigentümlichkeit der ausgesprochenste Individualismus ist. Damit soll gesagt werden, daß man hier voneinander grundverschiedene Typen findet, und daß man sich gewaltig täuschen würde, versuchte man, alle Bewohner dieser Kantone unter einen Hut zu bringen.

Wenn wir von der romanischen Schweiz sprechen, denken wir vor allem an die protestantischen Kreise der Kantone Waadt, Neuenburg und Genf, besonders an Genf, das wir am besten kennen.

Die politischen Begriffe, ja wir können sagen, die patriotischen Ansichten der welschen Schweiz, werden ganz besonders durch die Wertschätzung, welche sie ihren Idealen zuteil werden lassen, beeinflußt. Die Westschweizer sind unverbesserliche Idealisten. Als solche beurteilen sie Menschen und politische Ereignisse an der Hand einer gewissen Ideenreihe. Ihr oft strenges Urteil über Menschen wird durch deren Einstellung auf diese, ihnen lieb und teuer gewordenen Ideen bestimmt, sowie durch den Einfluß, den diese Ideen auf den Gang der Ereignisse haben.

Von allen Begriffen ist ihnen der wertvollste und höchste die Idee der Freiheit. Gewiß kann man das gleiche von allen Schweizern sagen, und es könnte scheinen, als wollten wir offene Türen einrennen. Aber alle guten Kenner der Westschweiz, vor allem Genfs, werden mich kaum Lügen strafen, wenn ich erkläre, daß in wenig Ländern das patriotische Gefühl so innig mit dem Kultus der Freiheit verbunden ist, als wie in unsern romanischen Kantonen.

Unsere Geschichte mit ihren Jahrhunderte dauernden Kämpfen zur Verteidigung der Unabhängigkeit gegen starke Nachbarstaaten erklärt diese Tatsache. Ebenso beweist es die Zusammensetzung unserer Bevölkerung, von der ein großer Teil aus den Nachkommen von Flüchtlingen besteht, die im Laufe der Jahrhunderte in unser Land angezogen worden sind. Weil unsere Ansichten über die Religion, über politische Ideen und soziale Ideale mit den ihren übereinstimmten, sind sie zu uns gekommen. Sie haben in mannigfacher Weise befruchtend auf unser Leben gewirkt und haben durch ihre Tätigkeit auf geistigem, religiösem und politischem Gebiet mitgeholfen, unsere eignen Ansichten weiter zu entwickeln und zu kräftigen.

Mit der Idee von der Freiheit ist die Auffassung vom moralischen Wert des Individuums unlösbar verbunden. Diese moralische Wertschätzung steht an der ersten Stelle im politischen Leben. Der Hauptzweck des Staates ist nach unserer Ansicht, der menschlichen Persönlichkeit die freie Entwicklungsmöglichkeit zu ge-

Digitized by Google

währen. Es ist ganz klar, daß ein jeder sich gewisse nötige Opfer im Interesse des Volksganzen, sowie der ungehinderten Entwicklung der Nachbarn auferlegen muß. Der Staat ist in unsern Augen nicht Selbstzweck. Seine Funktion besteht darin, die Freiheit und das persönliche Recht des einzelnen zu gewährleisten. Wir ziehen denjenigen staatlichen Organismus allen andern vor, der diese Zwecke am besten sichert. Deshalb zählt das angelsächsische Ideal so zahlreiche Bewunderer unter uns.

Ich möchte hier erwähnen, daß wir unmöglich zugeben können, daß zwei verschiedene Moralgesetze Geltung haben, eins für den Staat, das andere für den einzelnen Bürger. Wenn wir lesen, daß einige deutsche Theologen die Stelle im Evangelium „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" in dem Sinne auslegen, daß der Staat seinen Untertanen Pflichten auferlegen kann, die mit der bürgerlichen Moral und mit unsern Pflichten gegen Gott im Widerspruch stehen, dann überrascht und empört uns eine solche Auffassung. Wir bekämpfen sie mit ganzer Kraft. Für uns gibt es nur ein Sittengesetz, das gleich ist für den Staat und seine Angehörigen, für die höchsten Beamten bei Ausübung des ihnen anvertrauten Amtes und für den einfachen Bürger in seinem Privatleben.

Ich spreche selbstverständlich hier von unserer Auffassung. Ich möchte nicht als Pharisäer hingestellt werden und glauben machen, daß wir uns für besser halten als die andern, und daß wir in jedem Falle nach unsern Doktrinen handeln. Alle die, welche versuchen, ihr Auftreten in der Öffentlichkeit und ihr Privatleben in Übereinstimmung mit den höchsten Anforderungen des Sittengesetzes zu bringen, sind die ersten, welche erkennen, wie groß das Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit ist. Meliora video, deteriora sequor. Dieser Ausspruch des Apostels Paulus kommt uns allzu oft in den Sinn. Indessen täusche ich mich keineswegs, wenn ich diese sittliche Auffassung vom Wesen der Politik für einen charakteristischen Zug der welschen Schweiz anspreche. Selbst bei Leuten, die jedes religiöse Empfinden, d. h. die Grundlagen unseres sittlichen Lebens, verloren hatten, habe ich diese Ansicht gefunden.

Ich will die Untersuchung nicht weiter führen. Sie könnte vertieft werden, aber das bisher Gesagte genügt für allgemeine Anhaltspunkte. Ich möchte jetzt aus dem oben Gesagten einige Schlußfolgerungen in Hinsicht auf den Krieg, sowie auf die augenblickliche Schweizer Politik ziehen.

Unsere Stellungnahme zum Weltkriege wurde keineswegs, wie man in Deutschland geglaubt hat, durch die Gemeinsamkeit der Rasse und Sprache bestimmt. Ohne Zweifel ist es ganz natürlich, daß wir uns zu Frankreich, dessen Sprache wir sprechen, sowie zu den lateinischen Völkern hingezogen fühlen. Aber Rassenfragen haben glücklicherweise in der Schweiz nie irgendwelche Rolle gespielt Und selbst die gemeinsame Sprache und die Zuneigung für Frankreich haben uns niemals veranlaßt, der französischen Politik gegenüber unsere geistige Unabhängigkeit aufzugeben. Wir waren niemals geneigt, kritiklos alle Äußerungen der französischen Meinung in uns aufzunehmen.

Wenn wir im jetzt-beendigten Weltkrieg einstimmig mit Frankreich sympathisiert haben, und den Sieg für die Fahnen der Entente herbeiwünschten, so geschah dies, weil wir von Anfang an der Überzeugung waren, daß auf ihrer Seite das gute Recht war. Wir kannten ihre friedliche Gesinnung und wir mußten zusehen, wie man sie gegen jedes Recht und unter falschen Vorwänden, welche Deutschland selbst als nichtig anerkannt hat, angriff. Die Verletzung der belgischen Neutralität empörte unser Gewissen aufs tiefste. Die Art der Krieg-

Digitized by Google

führung, die befohlenen Zerstörungen, die Schreckensherrschaft, unter welcher die Zivilbevölkerungen litten, der Unterseebootkrieg, haben selbst jene recht zahlreichen Leute unter uns bekehrt, welche sich von ihren Studienjahren in Deutschland die schönsten Erinnerungen bewahrt hatten, die genaue Kenner seiner Zivilisation waren und eine wirkliche Zuneigung für das deutsche Volk gehabt hatten.

Der deutsche Imperialismus und Militarismus haben diese Bande gewaltsam zerrissen. Sie haben die Brücken abgebrochen, über welche deutsches und französisches Geistesleben mit Hilfe der Schweiz in Verbindung gestanden hatten. Die Arbeit von Generationen wird nötig sein, um diese Verbindungen wieder anzuknüpfen und die alten Beziehungen wieder herzustellen. So traurig und hart auch diese Wahrheit scheinen möge, wir halten es für unsere Pflicht, dies offen zu sagen.

Wir können nur schweren Herzens denen verzeihen, die für diese moralischen Verwüstungen verantwortlich sind, welche sich an jene materiellen Verwüstungen des Krieges anreihen. Aber dieses harte Urteil über diese Tatsachen wird keineswegs durch Rassenhaß diktiert, den wir nicht empfinden und den wir auch nie gefühlt haben, weil er gegen die Gebote des Christentums und in der Schweiz ein Verbrechen gegen das Vaterland selbst wäre.

Nein, wir sind zu unserer Auffassung durch unsere Liebe für die Freiheit und für die Leute, die für diese Freiheit und ihr gutes Recht kämpften, gekommen. Die spontane Reaktion unseres sittlichen Bewußtseins, die, wie wir eben gesagt haben, eng mit unserm politischen Glaubensbekenntnis verbunden ist, hat unsere Stellungnahme beeinflußt.

* * *

Diese politischen Anschauungen, welche wir soeben zu analysieren versucht haben, bestimmen auch unsere Haltung der augenblicklichen schweizerischen Politik gegenüber. Die welsche Schweiz ist durchaus föderalistisch orientiert, d. h. Gegnerin jeder systematischen Verstärkung der Bundesgewalt und jeder Zentralisation. Sie ist von ganzem Herzen demokratisch, zunächst wegen ihrer Überlieferung, sodann, weil sie in der Demokratie eine wertvolle Garantie ihrer Freiheiten erblickt. Während des Weltkrieges hat sie daher die außerordentlichen Vollmachten bekämpft, durch welche die gesamte Macht des Staates in die Hände des Bundesrats überging. Diese ausgedehnten Machtbefugnisse verletzten nicht nur das Rechtsbewußtsein, sondern auch die individualistischen Bestrebungen der einzelnen.

Die Lösung der sozialen Probleme der Gegenwart interessiert unsere Bevölkerung mächtig. Denn sie glaubt keinesfalls, daß alles zum Besten geordnet ist in dieser guten Welt, und daß es keinerlei Fortschritt mehr gibt. Wohl aber glaubt sie, wenigstens zum größten Teil, daß die soziale Frage, ebenso wie politische Fragen, nur dadurch zu lösen sind, daß man die Rechte und die sittlichen Werte der einzelnen Bürger respektiert.

Jede soziale Reform muß sowohl auf wirtschaftlichem, wie auf geistigem und sittlichem Gebiet die Einzelpersönlichkeit schützen. Dem Arbeiter muß durch Herabsetzung der Arbeitszeit, durch allgemeine Verbesserungen seiner Lebensbedingungen, seiner Wohnung, durch größere Sicherung seiner Zukunft, die Gelegenheit gegeben werden, sein individuelles Leben in jeder Beziehung zu leben und sich zu vervollkommnen. Er soll aber nicht das passive Werkzeug kollektivistischer Bestrebungen werden. Auch diese Ansicht entspringt ohne weiteres aus unserer Auffassung vom Wesen des Staates.

Digitized by Google

Aus diesen Gründen sind wir Gegner jeder Ausdehnung des Staatsbetriebs und gegen jede Zentralisation, aber für alle Maßregeln zum Schutze der Arbeiterschaft, Versicherung und Verbesserung der gesamten Arbeitsverhältnisse. Die welsche Schweiz sucht in diesem Sinne ihren Einfluß innerhalb der Eidgenossenschaft, mit welcher wir unauflöslich verbunden sind, geltend zu machen. In der deutschen und italienischen Schweiz finden wir zahlreiche gleichgesinnte Mitarbeiter. Wir machen keinen Anspruch auf ein Monopol dieser Ideen und wünschen auch nicht, ein solches zu haben. Denn diese Ansichten, denen wir uns geweiht haben, sind durchaus nicht welsche, sondern schweizerische oder noch besser, allgemein menschliche. Wir hoffen, daß der zukünftige Völkerbund sie durchführen wird durch Unterdrückung aller Kriege, und indem er die Rechte aller Völker garantiert und soziale Reformen auf Grund internationaler Abmachungen einführt.

In unsern Tagen wird gegen die liberalen Ideen von seiten der Sozialisten, die sich im Verlaufe des Weltkrieges auf Grund der Unzufriedenheit der Arbeiterklasse stark vermehrt haben, Sturm gelaufen. Dies ist auch bei uns in Erscheinung getreten, obwohl nicht im selben Maße, wie in der deutschen Schweiz. Die bürgerlichen Parteien suchen mit einem guten Willen, dem man die Anerkennung nicht versagen darf, die berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft zu erfüllen. Heute sind die Liberalen geneigt, vieles von dem anzunehmen, was sie vor dem Kriege unbedingt verworfen hätten. Die wirtschaftliche Handelsfreiheit und die Freiheit der Arbeit erfahren mannigfache Angriffe und ihre Verteidiger sind gezwungen, den Gegnern an vielen Stellen Entgegenkommen zu zeigen. Aber trotz aller dieser Neuerungen der modernen Welt bleibt die welsche Schweiz dem individualistischen Ideal treu, weil es den Forderungen des sittlichen Bewußtseins entspricht. Ein festes Vertrauen bewahrt sie den demokratischen Einrichtungen der Schweiz, um ihre Ideale gegen die immer kühner und stärker werdenden Angriffe des Kollektivismus und der sozialen Revolutionäre zu schützen und zu verteidigen. Wir sind gegen jede Diktatur, sowohl gegen die Diktatur des Proletariats, als gegen den Absolutismus eines mächtigen Herrschers.

Genf. Dr. Horace Micheli.

[Der Beitrag, der in franz. Sprache geschrieben war, wurde in unserm Auftrag ins Deutsche übertragen.]

Tessin und Eidgenossenschaft.

Von Eligio Pometta (Luzern).

Die Zugehörigkeit des Kantons Tessin, einer nach Sprache, Geschichte und Sitten italienischen Gegend, zu der Schweizerischen Eidgenossenschaft und seine dauernde Vereinigung mit dieser seit gut vier Jahrhunderten ist ein historisches, politisches und kulturelles Phänomen, welches gewiß einige Beachtung verdient, weil es heute wohl mehr als je als Beispiel dienen kann. Seine Loslösung von der Lombardei fand um 1500 herum statt, als das Herzogtum Mailand unter der fremden Invasion, erst der französischen, dann der spanischen, in den Schatten trat. Es ist nicht schwer, in der Geschichte den Ursachen nachzuspüren, welche die Tessiner von damals bewogen, sich freiwillig den Schweizern, ihren Nachbarn, zuzuwenden, lieber als sich unter die Gewalt der Soldateska Ludwigs XII. zu beugen.

Den Übertritt erleichterte zweifellos der Umstand, daß die Schweizer als Bundesgenossen und, im Dienste des Ludovico il Moro und dann seiner Söhne,

Digitized by Google

als Söldner das Herzogtum Mailand verteidigen halfen, welches unter den Schlägen Frankreichs verblutete, so daß die Tessiner, indem sie dicht neben den Schweizern fochten, sich sagen konnten, sie kämpften für das eigne alte Vaterland und für den eigenen Souverän.

Anderseits war das französische und spanische, monarchische und unitarische, die Einheit anstrebende Gewalthabertum den Tessinern verhaßt, welche an weitgehende örtliche Freiheiten, an die Selbständigkeit der alten Nachbarschaften römischen, wenn nicht noch älteren Ursprungs gewöhnt waren. Diese sind ganz besonders lebendig geworden in der Epoche der Comuni lombardi. Das französische unitarische System würde jene Partikularismen absorbiert und zerstört haben, während dasjenige der Schweiz, föderalistisch und partikularistisch, nach Form und Ursprung übereinstimmend, in vollem Maß geeignet war, die Loslösung zu erleichtern. Und dies, abgesehen von den klarliegenden Ursachen der durch die Alpenübergänge des Sankt Gotthard, des Lukmanier und des Sankt Bernhardin geförderten nachbarlichen und Handelsbeziehungen, welche sich heute in die Formel der „Gotthardinteressen" zusammenfassen lassen.

Schwieriger erscheint, auf den ersten Blick, die Frage in bezug auf die Gegenwart, wo Italien, befreit von den Fremden, unabhängig wiederhergestellt, nicht mehr in den Umständen sich befindet, welche die Tessiner von 1500 überredet haben, sich eine andere politische Wohnstätte zu suchen. Wir sehen uns da vor dem Phänomen, wo ein kleines Volk nichts Besseres wünscht, als an der Schweizerischen Eidgenossenschaft teilzunehmen, dabei unversehrt, mit entschlossenster Zähigkeit, die Merkmale eines italienischen Volkes und die Liebe zur Stammmutter bewahrend.

Abgesehen von den erwähnten historischen Gründen, fällt das Verdienst für diese Haltung der Tessiner der heutigen Schweiz mit ihren Institutionen zu, welche in keiner Weise die Existenz und die freie Entwicklung der ethnischen Minderheiten angreift.

Der Tessiner fühlt sich als Teil eines Föderativstaates, der ihn in allen seinen Rasseneigentümlichkeiten achtet, seine guten Eigenschaften schätzt, seinen Fehlern mit Wohlwollen begegnet. Es wird keine Obergewalt über ihn verhängt. Er befindet sich inter pares. Auch wird ihm nicht seine Sympathie für Italien übelgenommen, noch seine Kritik an der Schweiz, welche in seinem Temperament begründet ist. Er fühlt sich bereits im Schoß einer Miniatur-Völkerliga, die jener zum Muster dienen könnte, welche man in der jetzigen Zeit so sehr herbeiwünscht. Er fühlt, daß die Teilnehmerschaft an einer solchen Liga, welche Deutsche, Franzosen, Italiener und Romanen vereint, ein besonderer Grad hoher Zivilisation und menschlichen Fortschrittes ist, eines Fortschrittes, der höher steht als die gewiß achtungswerten Ideale des Nationalismus. Hier ist schon der Keim dessen vorhanden, was Europa werden sollte. Wenn auch viele Fehler dem schweizerischen Staatswesen anhaften, wird niemand bestreiten können, daß die Lösung von uns tatsächlich erreicht ist, oder daß sie wenigstens schon weit dem Erreichbaren entgegen vorgerückt ist.

Gewiß, wir fühlen uns noch nicht vollkommen. Die Tessiner haben auch Klagepunkte. Und sie lassen sie hören, gerade in der letzten Zeit. Wir möchten bemerken, daß die Gründe zur Unzufriedenheit eher neueren Datums sind und daß sie erzeugt wurden von dem sich ausbreitenden deutschen Imperialismus.

Aber der Tessin führt auch noch, indem er mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft verbunden bleibt, eine Mission aus, welche Italien im europäischen Gleichgewicht sehr zum Nutzen gereicht. Es ist dies ein Schluß, der auf die

Digitized by Google

Vorteile zurückweist, welche die Neutralisation der Alpen bietet. Der vor kurzem zu Ende gegangene Krieg beweist es. Der Besitz des Tessinerlandes würde Italien schlecht entschädigen für das Verschwinden der Schweiz und für das damit zusammenhängende Auftreten einer anderen, noch dazu feindlichen Macht auf den Alpen.

Es ist von ganz bedeutendem Vorteil für Italien, und es sollte höher veranschlagt werden, als es der Fall ist, daß in diesem Völkerbund, genannt Schweizerische Eidgenossenschaft, Italien durch seinen eigenen Stamm, durch einen Teil seiner selbst, der ihm bei aller Verschiedenheit des politischen Denkens aufrichtig zugetan bleibt, vertreten ist. Der Tessin sollte in seiner Mission als Vermittler zwischen zwei Stämmen und zwei Kulturen über die Alpen hinweg unterstützt werden.

Eine historische Andeutung möge genügen. Seit dem Aufstieg der helvetischen Konföderation fand keine germanische Invasion mehr von den Zentralalpen her in Italien statt, von wo von den Ottonen an in zahlreichen Heeren Deutsche herabstiegen. Das Vorhandensein der Schweiz genügte, solche Abstiege zu verhindern. Die Anwesenheit von zweimalhunderttausend Italienern in der helvetischen Eidgenossenschaft reicht zur Neutralisierung von über zwei Millionen Deutschen hin, welche, wenn sie mit Deutschland vereinigt würden, bedenkt man ihre Stellung auf den Alpen, für Norditalien eine ernste Gefahr bedeuten könnten. Die friedliche Sendung des Tessinerlandes überragt bei weitem die Vorteile, die der Tessin Italien im Falle seiner Angliederung an dieses Reich bringen könnte, welcher Art sie auch sein möchten.

[Der Beitrag, der in italienischer Sprache geschrieben war, wurde für uns durch Herrn Ernst Girsberger in Zürich ins Deutsche übertragen.]

Seele der Gemeinschaft.

Der Krieg hat die Völker Europas ungeheuer ineinandergeschüttelt. Hier auf dem Leuchtturm, an dem rings emporgeschleuderte Brandung hochzischt, gewahrt man weniger die gegeneinanderklirrenden Wellenberge, als die allverbreitete Empörung des einen Meeres.

Europa ist nicht nur in Völker zerrissen, dieser gewaltsame Längsschnitt beginnt ja schon — trotz der noch schwärenden blutigen Wundränder — zu vernarben.

Innerhalb der Nationen selbst klafft heute schon eine tiefere Kluft als zwischen Volk und Volk.

Der soziale und ethische Querschnitt eines jeden Landes weist eine so gepreßte Schichtung auf, so tief hinabschießende ausgesägte Sprünge, daß eine nächste Eruption die morsche Struktur in einen allgemeinen Trümmerhaufen zu verwandeln droht.

Durch das Gestein des europäischen Blocks laufen unter den gelockerten Grenzpfählen machtvoll einheitliche Schichtungen hin. Die Goldadern des Kapitals so gut wie der Granit der Arbeit.

Und wie die Fundamente gleichartig sind, auf denen das Eintagsgewächs unseres europäischen Lebens blüht und abstirbt, so sind auch die lebendigen Formen verwandt, in denen unser Dasein sich ausbreitet. Man hat mit tiefer Berechtigung diesen Krieg den Krieg der Väter gegen die Söhne genannt.

Die neue Generation hineingestoßen in diesen gewinngierigen Blutrausch,

Digitized by Google

Opfer der verbrecherischen Seelenlosigkeit ihrer Vorfahren, hatte sich schon der Hast dieser zuchtlosen Wucher- und Frongesinnung entrungen, als der zermalmende Krieg — die schuldigen Häupter vermeidend — sich spät über ihr entlud. Die unsägliche unverdiente Qual dieser fünf Jahre hat die europäische Jugend zu einer einheitlichen Generation zusammengeschweißt. Ihre Toten und ihre Lebenden tragen auf der Stirn das Mal stummer aber starker Gemeinschaft.

Aus ungeheuerlicher Bedrückung und Not ist Geist aufgebrochen: Verständnis, Kameradschaft, Gemeinschaft erlittenen Schicksals. Wer von euch Alten muß nicht beschämt die Augen senken vor diesen leidgemeißelten, ausgezehrten Zügen, von denen eure Eigensucht allen Glanz des Lebens weggewischt hat!

Aber ist die europäische Jugend auch in ihrem Wesen einheitlich?

Sind die vom Krieg Erfaßten nicht einen stummen Bund eingegangen, haben sie nicht ihre Geheimsprache des Leidens, der wir anderen fremd bleiben?

Wir andern sind an dem einen Abgrund vorbeigegangen, während die glücklichsten unserer Brüder ihn mit heilen Gliedern übersprangen, und jetzt hat sich für uns alle eine neue Kluft aufgetan, ein tiefes wogendes flammenzuckendes Chaos.

Not türmt sich über uns, die graue Woge des Verfalls, von Osten anspringender Steppenbrand wälzt seine Flammenschwaden über die vermorschenden Länder.

Allerorts birst das Innerste und schüttet kreißend tolle Gestaltungen aus. Sind es Mißgeburten der erschöpften Mutter oder ist es ein neues triebkräftiges, uns noch kaum kenntliches Geschlecht?

Wir sind zu Gestaltern berufen. Mit schaffenden Händen laßt uns hineingreifen in den aufquellenden Lehm.

Das Märchen von überirdisch wirksamen Gewalten ist verdorrt.

Was um uns, in uns zusammenbricht, explodiert, ungebärdig anschwillt, ist unser eigenstes Sein und Werden, unsre innerste Verpflichtung und Schuld.

Wer von uns sieht tief genug in sich um mit reiner Stirn sagen zu dürfen, dieses habe ich nicht gewollt, dieses nicht!

Unser Verstand hat es beiseite geschoben, abgelehnt, vielleicht bekämpft. Aber die dumpf drängenden Kräfte des Bluts verdunkelten den reinen Vorsatz, verbogen das Gerade, borgten sich Larven der Wahrheit. Wer darf zu sich sprechen: Ich bin gut.

Allzuviel Pharisäertum hat auch die Stimme von uns Jungen verfälscht, unser Gewissen war zu wissend für das Seichte „der Mensch ist gut". Gerade für das explosive Geschlecht der heutigen jungen Deutschen liegt da eine furchtbare Gefahr neuen Selbstbetrugs.

Allzuleicht erklettert Ehrgeiz den Stuhl, von dem die alten Muskelgewaltigen heruntergepoltert sind, wird eine Diktatur der sittlichen Forderung an andere aufgerichtet, wo es doch die Aufgabe jedes einzelnen bleibt, sich selbst vor das eigene Gericht zu laden.

Gerade die ethische Forderung an den andern wird der wahrhaft sittlich gerichtete Mensch nur spät und zögernd stellen, weil er nicht so leicht über den Balken im eigenen Auge hinwegsehen kann. Voll eines heiligen Zornes über die durch den Krieg begangene Schändung des Menschen habt ihr als Rächer Morsches zur Tiefe gestoßen, als Richter eure Gegner verdammt. Hütet euch nur vor den tausend Maschen der alten Welt, in denen ihr selbst euch noch allzu oft verstrickt.

Wollt ihr den Menschen bessern, so vertraut nicht allzu leichtherzig auf die

Digitized by Google

Wunderkraft der Politik. Nur die sittliche Erneuerung des einzelnen verbürgt die sittliche Erneuerung einer Gemeinschaft. Politik soll gewiß menschlich werden, aber ist Menschlichkeit nicht allzuleicht leere Phrase und Scheingesinnung ohne ein von neuem Gehalt erfülltes Leben.

Das Schwere für uns Zerrissene und Auseinandergeborstene ist: sein Leben leben zu lernen — gefülltes Leben an die Stelle dieses hilflosen Zwitters aus Gehirn und Trieben.

Manifeste, Pamphlete, Aufforderungen und Postulate genügen nicht. Errichter sein ist wichtiger als Richter sein, Schaffen wichtiger als Revolutionieren.

Der Mensch unserer Breitengrade hat verlernt zu leben. Feiertags schleicht er gelähmt und verlegen einher und schämt sich seiner Hände. Das Leben war Fabrik, Taylorsystem, blutlos ausgelaugt.

Der hausbackene und dämonische Seelenreichtum der Ahnen war einem schattenhaft lemurischen Huschen gewichen.

Ihr seid vor die unendlich schwierige Aufgabe gestellt: auf der unsicheren Basis einer zerstörten Wirtschaft Menschlichdauerndes, Freies und Gerechtes zu errichten.

Von der Welt seid ihr gehaßt, was früher Führer schien, hat sich in Neutralien verkrochen. (Ich spreche nicht nur von politischen Führern!) Man hat euch im Krieg wie im Frieden verraten.

Wir jungen Schweizer reichen euch die Hand. Wir wollen euch Kameraden sein. Unser Blut hat die Schwere des alemannischen Bodens. Wir schämen uns des pathetischen Aufschwungs, aber wir wollen mitbauen helfen, Mitliebende, Miterrichter.

Eure Feinde von heute kennen wir. Es sind Verwandte unsrer Landsgenossen, mit denen uns jahrhundertalte Nachbarschaft verbindet.

Wir kennen ihre Vorzüge und ihre Schwächen, und vielleicht sind sie uns noch lieber um ihrer Schwächen als um ihrer Vorzüge willen. Denn sie leben lebendiger, während wir grüblerisch über unsre Scholle gebückt sind. Sie sind Winzer und wir sind Bauern geblieben.

Weil wir erdverhaftet sind, — und noch die zartesten Blüten unsrer Geistigkeit, ein Burckhardt und Bachofen, haben diesen tellurischen und chthonischen Charakter, sind wir nicht in eurem abstrakten Sinn revolutionär. Auch in unseren radikalsten Beschlüssen bedenken wir das Ganze der Volksgemeinschaft und das zusammenhängende Geflecht des Lebens. Aber wir wollen und sollen trotzdem Kameraden sein, ja vielleicht gerade deshalb.

Wir bauen sicher, und wenn der niederbrechende Schutt des europäischen Babelturmes uns nicht mit allem andern Fruchtland begräbt, so wird es euch ein herzwärmender Gedanke sein, daß auf dem Nachbaracker gute Freunde am Werk sind.

Eine Insel zu sein ist gut. Aber besser ist die Brücke zwischen zwei Ufern. Glaubt nicht, daß ihr in der Unermeßlichkeit eures Unglücks von einem andern besser verstanden werden könntet.

Ich habe hier miterlebt, daß viele, daß die besten von uns qualvoll unter dem Seelengreuel dieser Jahre gelitten haben. Auch bei uns sind die besten materiell in Not, auch auf uns lastet der ungeheure Druck des latenten sozialen Bürgerkriegs.

Aber wir sind abhold jeder Diktatur, abhold allem Gewaltglauben und tief davon durchdrungen, daß Macht böse an sich ist. Ein demütiges, für die Fülle der wahren Welt aufgeschlossenes Herz ist unsre Bitte an den Himmel. Wir sind ein Geschlecht von Gläubigen. Zweifel zerfressen unser Innerstes, die furchtbare Erbsünde des Menschengeschlechts, die Trägheit des Herzens ist uns nicht verborgen geblieben. Wir wollen uns vor allen Aposteln hüten, die nach der rechten Seite weisen und nach der linken Seite laufen!

Digitized by Google

Auf unser Eigenstes, auf unsre geistige Person sind wir heute verwiesen. Die Hyänen des Krieges haben uns ausgeplündert. Was heute Zukunft in sich birgt, leidet Todesnot. Und das ist es, was wir heute als neuen Maßstab in uns tragen: den Tod.

Allzulang hat man ihn weggelogen, Arzt und Angehörige standen verlegen vor ihm wie vor einem unpassenden Zufall.

Jetzt hat er sich erhoben, nackt, ohne die Fratzen und Vermummungen des bürgerlichen Daseins: er ist die Bahn, in der alles Lebende läuft. Unentrinnbares Gesetz, vor dem nur Feigheit den Blick niederschlägt. Schauen wir ihm gefaßt in die Augen. Seine leeren Knochenhöhlen spiegeln nur dem Angstlichen seine eigene dürftige Öde wieder.

Dem Mutigen ist der Tod der Schatten, der allem Lebendigen Tiefe und Farbenrausch verleiht. Wir sollen bessere Menschen werden mag uns bedeuten: wir sollen mehr, in reicherem Sinne, Mensch werden.

Selbsterziehung ist notwendig, aber sie genügt nicht. Alle Pädagogik wendet sich an den Willen und an den Intellekt. Auch Geist, „neuer Geist" genügt nicht. Er schafft Gerechtigkeit, über der Gerechtigkeit aber ist die Liebe. Wenn wir nicht ersticken sollen, müssen wir unsre Seele befreien. Anderes noch als Selbsterziehung — Selbsterlösung.

Zürich. Max Pulver.

Ein Schweizer über deutsche Demokratie.

Wen es interessieren sollte, zu den von F. Tobler in seinem Aufsatz „Schweizerische und deutsche Demokratie", mit Rücksicht auf die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes, nur andeutungsweise behandelten Problemen einen weiteren Beitrag aus der Feder eines Schweizers kennen zu lernen, dem sei die Lektüre des Büchleins von Dr. F. Fick (Küßnacht-Zürich) „Deutsche Demokratie (J. F. Lehmanns Verlag, München) warm empfohlen. — Zurückgehend auf die Überlieferungen des Tacitus sucht der Verfasser in anregendster Weise das Wesen des urdeutschen demokratischen Gedankens, wie er sich am reinsten in der Schweiz im Grundsatz der Landesgemeinde erhalten hat, am Schulbeispiel der Verfassung des Kantons Zürich zu analysieren und nachzuweisen, daß, trotz mancher Entgleisungen innerhalb der letzten Jahrzehnte, das deutsche Empfinden diesem Ideal auch heute noch sehr viel näher steht, als der zur Demokratie proklamierte plutokratische Parlamentarismus der Weststaaten, ja daß dieser Parlamentarismus sehr viel weniger demokratisch ist, als die in Friedrich dem Großen verkörperte Auffassung der Monarchie. Besonders beachtenswert wegen ihres aktuellen Interesses sind die Ausführungen über die von einer faktischen Demokratisierung des Parlamentarismus untrennbaren Fragen der Volksbefragung (Referendum), des Vorschlagsrechtes (Initiative) und des Verhältniswahlverfahrens. Mit inniger Genugtuung wird sicher in jetziger Zeit jeder Deutsche Sätze wie die folgenden lesen: „Im Kriege sind zwar die Weststaaten Sieger geblieben dank ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit. Ob aber sittlich der Sieg nicht doch dem deutschen Volke und seiner Art der Demokratie gehört, das wird die Zukunft lehren. Das Verhalten des „Junkers" Hindenburg, der auch heute noch seinem Volke dient in echt demokratischem Pflichtgefühl, die musterhafte — fast preußische — Ordnung, die die deutsche Revolution, von einzelnen großen Städten abgesehen, bisher auszeichnete, lassen die Hoffnung aufkommen, das deutsche Volk und der deutsche Staat werden einst schöner emporblühen als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und das Reich unter preußischer Führung." — Leider hat das hübsche Schlußkapitel „Ein trostreich Märlein", das der zu Beginn 1919 erscheinenden zweiten Auflage sozusagen als Neujahrsgabe fürs deutsche Volk angefügt worden war, mittlerweile gewissermaßen seine Pointe verloren, indem Wilson, auf dessen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Verfasser sich damals noch, wie wohl jeder Schweizer, felsenfest verließ, inzwischen in der ihm darin zugedachten Rolle so kläglich Schiffbruch erlitt. A. D.

Digitized by Google

Mein Bescheid.

In Wiesbaden, wo ich vor vierzig Jahren den Winter verlebte und mich sehr heimisch fühlte, stellte meine mütterliche Freundin, Friedrich Spielhagens Stiefschwester, eines Tages die Frage an mich, ob ich zwischen Monarchie und Republik einen wesentlichen Unterschied verspüren könne.

„Gewiß", entgegnete ich ohne Zaudern.

„Und worin besteht er?" forschte die alte Dame und sah mich dabei aus ihren hellen klugen Augen durchdringend an. „Bei uns ist der gesunde Menschenverstand zu Hause, hier nicht", erwiderte ich. Offenbar war die Überraschung, welche diese Erklärung hervorrief, so groß, daß meine Fragestellerin vergaß, nach dem Beweggrund zu fragen, was für mich ein Glück bedeutete, denn ich hatte nur gefühlsmäßig geantwortet. Um politische oder staatliche Einrichtungen kümmerte ich mich damals gar nicht; ich hätte also nicht über die Ursache reden können, sondern empfand lediglich die Wirkung, die zuweilen meinen angeborenen Tellentrotz reizte.

Da war ich z. B. einst mit meiner Mutter auf der Wartburg gewesen, als gerade die Kapelle zu einem Festgottesdienst geschmückt wurde. Wir schauten mit Interesse zu und freuten uns über die vielen Kränze und Girlanden, die den alten Wänden etwas vom Frühlingszauber des schönen Thüringer Waldes verliehen. Zu guter Letzt brachte der Kastellan eine dicke rotbraune Kordel, mit welcher die vordersten Bänke von den übrigen Reihen abgesperrt wurden. Auf unser Befragen erhielten wir die Antwort: „Die ersten Sitze sind für den Adel reserviert."

„Dann bleiben wir hier, wir sind am rechten Platz", erklärte Mama mit der ihr eigenen Energie, so daß der Kastellan nicht zu widersprechen wagte. Diese Schnur, welche die für ihren Landesvater betende Schar in zwei Hälften teilte, hatte mich empört. Die Macht des Gebetes wurde auch ungeteilt beansprucht, also weshalb die lächerliche Komödie? Offenbar hatte ich in jenem Gottesdienst mich nach dem gesunden Menschenverstand, der in unserer Demokratie herrscht, so intensiv gesehnt, daß nach Jahren noch in Wiesbaden diese Empfindung nachzitterte. Und das stete Sich-Ducken bei groß und klein behagte mir ebenfalls nicht. In einer Kaffeegesellschaft besprachen ein paar Mütter das rasche Heranwachsen ihrer Kinder. „Mein Lischen", klagte die eine, „findet sich kaum mehr im Kinderbettchen zurecht, aber da gebe ich ihr halt von Zeit zu Zeit eine große Zuckerdüte vom Hofkonditor, dann murrt sie nicht lange, sondern ist wieder zufrieden."

Der Gattin eines höheren Beamten, die wohl auch eine Beamtentochter gewesen war, erschien diese Maßregel selbstverständlich, hatte sich doch ihre Sippe wohl durch Generationen hindurch ins geistige Kinderbett zwängen müssen.

Dieses Vorkommnis wirkte bedrückend auf mich. Das natürliche Wachstum der Kinder mit Zuckerdüten eindämmen zu wollen, erschreckte mich. Wo blieb der gesunde Menschenverstand? Gewiß würde ich zu Hause manches entdeckt haben, was ebenfalls gegen ihn gesündigt hätte, allein ich saß in der Fremde viel strenger auf dem Beobachtungsposten als daheim, wo ich jedem Wort der Anerkennung lauschte, das für das heimische Staatswesen abfiel.

Zur Sommerszeit besuchte uns einmal bei Anlaß seiner alljährlichen Schweizerreise ein alter Geh. Staatsrat, der noch unter Goethe in Weimar Auditor gewesen war. Er stieg im nahen Albis-Wirtshaus ab; dort befanden sich gerade viele Sommerfrischler, meist Lehrer und Handwerker, mit denen der würdige Herr gern plauderte. Mit Vergnügen erinnere ich mich, wie er versicherte: „Ich unterhalte mich hier oben tiefer und eingehender mit einem schlichten Hafner-

Digitized by Google

meister, als in Deutschland mit einem Minister." Dieses Lob bestärkte meine Vorliebe für unsere republikanischen Einrichtungen, und so mögen zahllose Erinnerungsstäubchen mich umschwirrt haben, während ich jenen lakonischen Bescheid erteilte. Aber ich dachte daran zurück, als Deutschland eine Republik wurde, und mir bangte für das deutsche Volk, das sich so lange hatte ducken müssen und das ich mir nicht als frei und aufrecht stehend vorstellen konnte.

Der gesunde Menschenverstand, die Kraft, die ich als junges Mädchen in diesen Begriff einkleidete, reift langsam. Sie kommt nicht von heute auf morgen, wie die Walpurgisnacht den Mai zur Erde bringt.

Zürich. Nanny von Escher.

Zwei Schriften eines Schweizer Arztes.

Im Zusammenhang mit den interessanten Ausführungen über die Tätigkeit des schweizerischen Roten Kreuzes während des Weltkrieges, die wir dank des liebenswürdigen Entgegenkommens der Gattin des Schweizer Rotkreuzchefarztes, Frau Mary Bohny, zu Beginn unseres Heftes veröffentlichen durften, wird es sicher vielen unserer Leser willkommen sein, die Schriften des jungen Basler Arztes Dr. A. L. Vischer kennen zu lernen, die einen außerordentlich wichtigen und instruktiven Beitrag liefern zu der auf allen Gebieten des Lazarett-, Gefangenen- und Interniertenwesens in segensreichster Weise von der Schweiz entfalteten internationalen Wirksamkeit. Der Verfasser, der verschiedenen schweizerischen Kommissionen angehörte, hatte in reichem Maße Gelegenheit, die Zustände in einem großen Teil der kriegführenden Länder aus eigner Anschauung kennen zu lernen und die dort gesammelten Erfahrungen durch Beobachtungen bei den Internierten in der Schweiz zu ergänzen.

Im Jahre 1918 erschien bei Rascher & Cie., Zürich, eine Broschüre mit dem Titel „Die Stacheldraht-Krankheit, Beiträge zur Psychologie des Kriegsgefangenen"; ihr folgte 1919 im Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger, Basel, eine zweite: „Zur Psychologie der Übergangszeit". Während die erste der beiden genannten Studien sich lediglich mit dem Einfluß einer jahrelangen Kriegsgefangenschaft und ihrer Begleiterscheinungen auf das Seelenleben der davon Betroffenen beschäftigt, sucht die zuletzt veröffentlichte den inneren Zusammenhängen zwischen diesen massenhaft auftretenden psychischen Erkrankungen und den Problemen der Neuzeit nachzuspüren, bzw. die unsere Kultur ernstlich bedrohenden Anormalitäten und Entartungen unseres öffentlichen Lebens daraus zu erklären. Jeder, der versucht, den Zeitereignissen gegenüber den Standpunkt des Psychoanalytikers einzunehmen, wird in dem hier zusammengetragenen Material reiche Anregung finden, um so mehr als es durch charakteristische Selbstbekenntnisse von Gefangenen und Internierten verschiedener Nationalität in wertvollster Weise vervollständigt wird.

Das von Dr. Vischer verfolgte Ziel kommt in dem Schlußwort seiner Abhandlung „Zur Psychologie der Übergangszeit" klar und deutlich zum Ausdruck: „Ausgehend von der Betrachtung einer besonderen Gattung von Kriegsteilnehmern sind wir schließlich bei den großen Problemen angelangt, welche die gesamte Menschheit der Gegenwart in Atem halten. Wir haben versucht, aus den seelischen Erfahrungen der Gefangenen weitere Schlüsse auf die übrige Volksgemeinschaft zu ziehen..... Nur durch das Studium des Kleinen lernen wir das Große begreifen. Vielleicht daß auch diese Untersuchungen ein geringes beitragen, das Verständnis für die Leiden unserer Zeit zu fördern. Wenn wir erst vermögen zu verstehen, dann können wir auch helfen und Bausteine herbeitragen zum Wiederaufbau." A. D.

Digitized by Google

Die Einkehr.

Ein Friede wurde eben unterzeichnet, der zwar ein langes Morden beendet, von dem jedoch niemand weiß, ob er, unverändert, zu noch größerem Jammer führt, oder ob er, durch sukzessive Änderungen gebessert, den Beginn einer neuen Weltordnung bedeutet. Die Lösung dieses Problems hängt nicht von den Regierungen ab, sondern von den Völkern, das heißt von der Gesinnung und von der Entschlossenheit eines jeden einzelnen Europäers. Lawinenartig riß der Krieg die Massen mit; der Wiederaufbau dagegen wird das Werk der sittlichen Individualitäten sein. Daher für einen jeden die Notwendigkeit der Einkehr.

Wer „an Alle" diese Aufforderung richtet, hat die Pflicht, sein eigenes Verhalten und die Quellen seiner eigenen Überzeugung streng zu prüfen. — In allen neutralen Ländern und ganz besonders in der Schweiz, hat man sich der Illusion hingegeben, Neutralität bedeute Objektivität. Die scharfen Gegensätze unter den Neutralen selbst genügen, um die Naivität dieser Auffassung zu beweisen! Sehen wir von den offenkundigen oder verborgenen „Interessen" ganz ab, die ja eine so bedeutende Rolle spielten; rechnen wir bloß mit den Redlichen und Uneigennützigen, so haben wir schon Gründe genug zu weit auseinandergehenden Auffassungen: Einfluß der Bildung, der Umgebung, der Erfahrungen, der Weltauffassung und ganz besonders des persönlichen Temperamentes. Die politische Neutralität konnte die Macht dieser Faktoren einschränken, aber ja nicht aufheben. Ich habe auch nie als Schweizer Anspruch darauf erhoben, persönlich „neutral" zu sein. Die offizielle, politische Neutralität unseres Staates war eine Pflicht; die wirkliche, oder vermeintliche, vorsichtig-feige Neutralität des einzelnen kam mir immer als ein Verrat vor gegen die größere Einheit, zu der wir durch tausendjährige mühevolle Arbeit gehören: Europa, als Kern der werdenden Menschheit. Mag es ein Glück oder ein Unglück sein (die schmerzliche Frage ist heute leider gestattet), Tatsache ist, daß in meinen Adern ebensowohl lateinisches wie germanisches Blut fließt, daß meine Studienjahre ebenso wie die späteren Jahre der Reife sich ganz gleich auf lateinische und germanische Umgebung verteilen, ebenso die persönlichen Freundschaften, und daß der staatspolitische Grundsatz des schweizerischen Heimatlandes mich immer mehr in diesem Sinne bestärkte. Das Urteil über mein Temperament, über die praktische Betätigung meines Ideals, mag sehr verschieden ausfallen; die Richtung war gegeben; sie blieb trotz aller menschlichen Schwächen unveränderlich und wird es bleiben: nicht als objektiver Schweizer, sondern als ein Europäer von flammender Überzeugung habe ich gegen jede Gewalt, unter welcher Fahne sie auch auftreten mag, den Kampf aufgenommen.

Soviel, als Einleitung, über den Standpunkt, von dem aus ich 1914 den Krieg und 1919 den Frieden als ein Verbrechen an der Menschheit verurteilt habe. Wer sich nicht als Europäer bekennen will, braucht nicht weiter zu lesen, denn er ist nicht zu der Einkehr und zu den Opfern bereit, die Europa von uns verlangt. — Schmähungen, wie sie mir zuerst von der einen und heute von der anderen Seite zuteil werden, lassen mich kühl; wirksam sind bloß Argumente der Geschichte, der Vernunft und, last not least, des Herzens.

Zu Anfang einer jeden ernsten Betrachtung steht die Schuldfrage. Ich bringe hier keine Dokumente und keine Diskussion, sondern bloß eine Skizze, die auf ein reiches, oft geprüftes Aktenmaterial zurückgeht.

Bei der Schuldfrage sind zwei große Gebiete möglichst scharf zu unterscheiden:

Digitized by Google

einerseits die Umstände, die seit Jahrzehnten die Möglichkeit des Krieges ernährten; andererseits die Umstände, die den Krieg zur Tatsache machten; und daran anschließend: die Art der Kriegführung.

Die Verantwortung für die Möglichkeit des Krieges ist (wenn auch ungleich verteilt) eine allgemeine. Auf deutscher Seite betont man die französischen Revanchegelüste, die russische Gefahr, die Einkreisung, den Neid einer feindlich gesinnten Welt; auf seiten der Entente betont man den machtgierigen Pangermanismus, die wachsenden Rüstungen, das negative Verhalten Deutschlands in der Haager Konferenz, das Säbelrasseln, die Ränke der deutschen Diplomatie. Wie man auch über diese einzelnen Punkte denken mag, die ganze Diskussion erinnert immer an die bekannte Frage, ob ein erstes Huhn das erste Ei legte, oder ob aus einem ersten Ei das erste Huhn entstand; und mit der historischen Begründung können wir schließlich bis auf Karl den Großen zurückgehen; ohne einleuchtende Resultate. — Wenn die Sozialdemokraten immer wieder den Militarismus und den Kapitalismus als die Ursachen aller Kriege, und wenn andere (wie Hermann Ferman) auf die absolute Monarchie hinweisen, so haben sie recht, mehr recht als ich es vor Jahren glaubte, und treffen damit doch bloß einzelne Faktoren, deren heutige Bedeutung sich aus einem tieferen Grund erklärt, nämlich aus der materialistischen Weltauffassung. Darüber wären ganze Bände zu schreiben; ich muß mich sehr kurz fassen und kann nur andeuten. Der Materialismus, der sich Jahrzehntelang auf vermeintliche Tatsachen der Wissenschaft stützte, hat gewiß zum Teil befreiend gewirkt; er hat in Politik uud Religion mit unhaltbaren Dogmen aufgeräumt; wirtschaftlich und technisch hat er großartiges geleistet; seelisch jedoch blieb er rein negativ; ihm verdanken wir die Rechtfertigung der rücksichtslosesten Machttheorie (der „Kampf ums Leben"); er hat nicht nur die veralteten Stützen der Gesellschaft untergraben, sondern auch die Neuschöpfungen sehr bald entarten lassen: das Volksheer wird zum Militarismus, die Industrie zum Kapitalismus, die Demokratie zum Parlamentarismus, die Freiheit der Presse zum hetzenden, wühlenden Journalismus, der Sozialismus zum Bolschewismus, die Wissenschaft zum Strebertum.

Der materialistischen Weltauffassung fehlte der Sinn für das höhere Ziel des menschlichen Lebens, für das seit Jahrtausenden allmählich werdende Göttliche, das jeden einzelnen durch Selbstaufopferung erhebt und das einst alle in Freiheit vereinigen soll. So lange diese Auffassung eine wissenschaftliche Theorie blieb und in der Praxis alte Gewohnheiten weiterlebten, sah man bloß die Seite „Wohlfahrt und Befreiung"; als sie aber mit der Zeit popularisiert wurde, das Gemüt ergriff und in Wirklichkeit umgesetzt wurde, da entdeckte man die andere Seite: „Knechtung und Verrohung". — Die Menschheit machte schon wiederholt solche Krisen durch, sie erholte sich immer wieder, sie wird sich auch diesmal erholen, zuerst muß sie aber die Wurzel des Übels einsehen.

Dieser Materialismus (in dem ich so viele andere -ismen zusammenfasse) war eine allgemeine europäische Erkrankung, die ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann; sie unterhielt die Möglichkeit des Krieges, im Gegensatz zu jeder Aufklärung und zu der Forderung der modernen Kultur. (Über die Materialisierung des Begriffes „Kultur" wäre wiederum ein besonderes Kapitel zu schreiben!) An dieser allgemeinen Verantwortung sind also auch die Länder der Entente beteiligt; immerhin muß ich ausdrücklich betonen, daß gerade Frankreich, welches zuerst die schlimmen Folgen des Materialismus zu spüren bekam, auch zuerst dagegen reagierte; dort beginnt die idealistische Reaktion

Digitized by Google

um 1885; sie wird offenkundig mit der Affäre Dreyfus, die als ein Skandal erschien und in Wirklichkeit eine Sanierung war; von 1900 an gibt es in der französischen Jugend ganz neue Strömungen, die man leider in Deutschland vollständig ignorierte und für die ich Hunderte von Namen und Tatsachen anführen könnte. Der Friede von Versailles ist das Werk einer älteren Generation; die jüngere wird gewiß an seiner baldigen Änderung arbeiten (worüber später mehr).

In Deutschland war die materialistische Erkrankung besonders gründlich und andauernd, weil sie hier von der besonderen historischen Entwicklung gefördert wurde. Deutsche Leser brauche ich nicht daran zu erinnern, wie lange die deutsche nationale Einheit verhindert wurde, sei es durch eigene Schuld, sei es durch die Taktik der französischen Könige. Als diese Einheit endlich verwirklicht wurde, da war die psychologische Phase des Imperialismus (unter despotischer Autorität) unausbleiblich, welche jede Nation einmal durchmachen muß; Frankreich erlebte sie im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV.; in Italien sind seit 1870 starke Ansätze dazu vorhanden, die jedoch durch andere besondere Umstände gehemmt werden. Der deutsche Imperialismus, der an sich eine normale, vorübergehende Wachstumserscheinung ist, war nun, innerhalb der *europäischen* Kultur (wozu ich weder Rußland noch die Balkanländer rechne) eine Verspätung; das war seine Tragik. Daß er zeitlich mit einer Periode des allgemeinen Materialismus zusammentraf, das erhöhte seine Intensität und seine Gefahr. Er wurde systematisch, wissenschaftlich gepflegt und organisiert. Wenn ich an das Berlin meiner Studienjahre (1892—93) zurückdenke und es vergleiche mit dem Berlin, das ich seit 1908 einige Male besuchte, da kann ich die Riesenschritte der Entwicklung deutlich messen; sie ging seit 1900 gerade in umgekehrter Richtung wie die von Paris.

Der Deutsche, der in diesen Verhältnissen aufwuchs, kann sich den Eindruck nicht vorstellen, den das „aufblühende" Deutschland auf den wirklich freundlich gesinnten Besucher machte. Der Besucher bewunderte gewiß die tadellose Ordnung, die so kluge Arbeit, das einheitliche Streben, die wachsende Wohlfahrt; er bekam aber immer mehr den Eindruck einer Maschine und suchte umsonst nach dem höheren Geist; er sah wohl den Luxus und den Lebensgenuß, fand aber in den Blicken die einfache Freude nicht; er wurde mit zuvorkommendster Höflichkeit empfangen, vermißte aber das Gemüt; er fand Sozialisten, die sich kaum noch um politische Rechte kümmerten, und gelehrte Köpfe, die politisch wie Kinder dachten. Überall glaubte er schließlich die Worte zu hören, die man im französischen 17. Jahrhundert überall zu lesen bekommt: „Wir sind die Starken, die Überlegenen, die Pioniere der Welt". Die „grande nation" war von der Seine an die Spree gezogen. Vom Feldwebel strahlte die Autorität aus; was aber, wenn kein höheres Gesetz durch individuelle Arbeit im Gewissen entsteht, und der Feldwebel plötzlich versagt? So kehrte der Wanderer mit dem beklemmenden Gefühl zurück, es werde da ein großes edles Volk vom Hochmut auf Irrwege geleitet ..., während gerade im „verlotterten" Frankreich junge Geister sich zu einem neuen Ideal der Menschheit und Menschlichkeit durchrangen.

Nun kam die Katastrophe Ende Juli 1914. Der Krieg, für dessen *Möglichkeit* alle Kulturvölker mehr oder weniger verantwortlich sind, den man aber noch hätte vermeiden können, wurde zur *Tatsache*. Das ist eine andere, schwere Verantwortung. Es werden wohl viele Jahrzehnte vergehen, bis der Historiker darüber ein völlig abgeklärtes Urteil fällen kann. Es liegt ja ein

Digitized by Google

Berg von kontradiktorischen Dokumenten vor, die oft mit raffinierter Kunst entstellt wurden. Die offiziellen Farbenbücher bringen wertvolle, aber ausgewählte Texte und sind „Kombinationen"; schon heute darf aber mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß der schlechteste Eindruck vom deutschen Weißbuch ausgeht. Um zu beweisen, daß die Schuld für den Ausbruch des Krieges auf die Regierungen von Deutschland und Österreich fällt, dafür brauchte man einen ganzen Band; hier kann ich nur in knappen Worten meine tiefe Überzeugung aussprechen; die Zukunft wird wohl einzelne Punkte anders beleuchten; an der Hauptsache kann nicht gerüttelt werden.

Im Interesse Deutschlands, im Interesse der Versöhnung, an der wir alle arbeiten wollen, aus Liebe zum deutschen Volk kann man ihm nur einen Rat geben: „Schaue der Wahrheit mutig ins Antlitz! Das ist der einzige Weg zur Genesung. Es kann und soll jede Schuld vergeben werden, nur nicht das hartnäckige Verharren in offenkundigem Irrtum." Zum Wohle der Menschheit hat das deutsche Volk eine edle Aufgabe zu lösen, deren Erfüllung die wirkliche Versöhnung bedeuten wird; es kann aber nur durch Erkenntnis der Wahrheit dieser Aufgabe entsprechen.

Die Erkenntnis soll auch die Art der Kriegführung betreffen. Der „Präventivkrieg" war auf kurze Dauer berechnet, durch Überrumpelung; er sollte ein chirurgischer Eingriff sein, von „wohlgemeinter", wissenschaftlich ausgedachter Brutalität. Da die Überrumpelung nicht gelang, schlug die Methode in das Gegenteil der erhofften Wirkung um. Statt der Einschüchterung hatte man die Empörung. Die Verletzung der belgischen Neutralität, die Fliegerangriffe gegen Paris und London, die giftigen Gase, der Unterseebootskrieg, die systematischen Verwüstungen (wo kapitalistische Interessen noch mächtiger waren als die strategischen Gründe) und ganz besonders die Deportationen von Frauen, Mädchen und Jünglingen, das sind Scheußlichkeiten, die ich ohne ein Wort des Kommentars aufzähle, in der Überzeugung, daß die Stunde naht, wo das deutsche Gewissen von sich aus die schärfste Verurteilung aussprechen wird. So lange das nicht geschieht, bleibt auch jeder Protest eines „Neutralen" wirkungslos. Und nun, nach dem Verbrechen des Krieges, kommt das Verbrechen des Friedens. Der Rausch des Sieges war ja von Anfang an zu befürchten; er übertrifft jedoch jede Befürchtung und wirkt um so abstoßender, als der Sieger feierlich erklärt hatte, er werde eine neue Welt des Rechtes und der Freiheit aufbauen. Ich habe anderswo, in französischer Sprache, diesen Frieden als einen „provisorischen" bezeichnet und auch gezeigt, warum er in sich alle Möglichkeiten birgt, nur nicht die der Dauerhaftigkeit. Hier soll nur betont werden, daß viele harte Forderungen, einzeln genommen, an sich gerechtfertigt wären, wenn der Gedanke einer besseren Weltordnung, in der Deutschland den ihm gebührenden Platz haben soll, das Ganze beherrschen würde.

Dieser schöpferische Gedanke fehlt im offiziellen Friedensvertrag. Er lebt dagegen im Bewußtsein der Völker und wird nicht mehr untergehen. Wird er sich auf dem Wege einer allmählichen Besserung und Entspannung, oder einer gewaltsamen Weltrevolution verwirklichen? Das kann kein Mensch voraussagen; es spielen da zu viele unberechenbare Faktoren mit. Nach meiner Überzeugung würde die Weltrevolution eine große Verspätung bedeuten, wenn nicht gar den Untergang unserer westeuropäischen Kultur. Wie edel die Absichten vieler Revolutionäre auch sein mögen, sie handeln doch in demselben Geiste wie ihre Feinde; Revolution und Reaktion stehen hier in verhängnisvoller Wechselwirkung, gerade so wie der Geist des eben abgeschlossenen Friedens

Digitized by Google

die erhoffte Wirkung des befreienden Krieges zerstört und zu einer neuen Entfaltung von Haß, Chauvinismus, Militarismus, Kapitalismus und Knechtung führt. Wir bewegen uns hier in einem Kreise falscher Schlüsse, in einem Höllenkreis, wo Gewalt immer wieder Gewalt gebiert.

Welche Macht kann die Kette brechen? Nur eine so große und so tiefinnere Überzeugung, daß sie alle Mittel der Ausführung verschmäht, die ihr edles Ziel erniedrigen und besudeln. Das bedeutet eine religiöse Umwandlung unserer Weltauffassung, die den Wert und die Freiheit des Menschen wieder in die Seele verlegt. — Wer diese Worte schreibt, ist ein freier Denker, der sich schon vor dreißig Jahren von jedem religiösen Dogma und zehn Jahre später auch von jedem wissenschaftlichen Dogma lossagte, um bloß noch ein Suchender zu sein, der an den werdenden Gott im Menschen glaubt, ohne dieses göttliche Werden in irgendeine besondere Formel bannen und ersticken zu wollen. Was auch der einzelne für eine Formel haben mag, sie soll ein persönliches Erlebnis sein; auf die veredelnde Wirkung der Einkehr kommt es an. Die allgemeine Vergiftung des Materialismus, die sich bei allen Völkern unter tausend Formen kundgibt, überwinden wir einzig und allein durch das Bekenntnis zu einem höheren Ziele der Menschheit, das nicht die Wissenschaft in ihren Retorten sondern die Seele in ihren Schmerzen entdeckt.

Wäre der Friede das geworden, was wir wollten, so wäre eigentlich in Europa ein Wunder geschehen, an dem Deutschland nur durch die Schuld von 1914 mitgewirkt hätte; nun, da der Friede nur den schwächsten Keim eines neuen Lebens enthält, kann ein schwergeprüftes, erneuertes Deutschland positiv mitarbeiten an der Entwicklung dieses Keimes. Horcht es auf die Stimmen der Rache, so stampfen wir alle weiter auf den Wegen der Gewalt, der Knechtung. Findet es aber in der Prüfung neue Wege, so zwingt es sogar dem Feinde von gestern Bewunderung ab, so findet es in allen Völkern Brüder, die ihm die Hände reichen, und so tilgt es jede Schuld, indem es das große Werk der begonnenen Befreiung vollendet. — In diesem Sinne haben deutsche Lehrer (in der Hamburger Volkszeitung vom 28. März 1919) einen Aufruf an Gleichgesinnte gerichtet, mit dem ich schließen will:

„Wir haben eine tiefe Schuld auf uns geladen. Wir sind mitschuldig an dem sittlichen Elend unserer Menschheit. Wir hätten zum sittlichen Handeln, zur Güte, zur Liebe erziehen sollen und wir haben erzogen zum Eigennutz, zum Machtdünkel.

Wir sollten geistig freie Menschen erziehen und wir haben im Dienst eines autokratischen Systems uns als Werkzeuge benutzen lassen, zur Verehrung ohne inneres Gefühl, zur Hingabe ohne innere Not, zum Gehorsam ohne innere Pflicht zu erziehen.

Und die Saat ist blutig aufgegangen ... Wir sind mitschuldig.

Wir rufen euch auf, ihr Erzieher, Brüder in Frankreich, in Rußland, in der ganzen Welt: laßt uns sühnen durch die Tat. Nur eine Tat sühnt: seid von Stund an euren jungen Menschen Menschenbrüder, zerreißt die Fesseln, die ihr eurem jungen Geist durch System und tote Kulturstoffe anlegt.

Wir wollen sühnen, wir wollen durch uns eine gütige Menschheit reinen Geistes heranwachsen lassen. Wir wollen einander die Hand über die Grenzen hinweg reichen zu reinem Werk."

Wenn der Geist dieser Lehrer siegt, so geht Deutschland und geht mit ihm Europa, einer großen Zukunft entgegen.

Zürich. E. Bovet.

Digitized by Google

Deutschland und wir.

Zum geistigen Friedensschluß.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift wünscht, daß einige von den Schweizern, die während des Krieges nicht auf seiten des offiziellen Deutschlands standen, vielleicht sogar als „Deutschfeinde" galten (nach der groben und verkehrten Denkweise dieser Tage) an diesem Orte die Gründe ihres Verhaltens und ihre Stellung zu Deutschland überhaupt in Kürze auseinandersetzten. Er will damit offenbar der neuen Orientierung des deutschen Volkes in bezug auf sein Verhältnis zu den anderen Völkern und Kulturen und zu den internationalen Problemen dienen. Denn die Stellung dieser Schweizer zu verstehen, mag für solche Deutsche, die die Rettung ihres Volkes aus seiner jetzigen Not einzig in der Erkenntnis der Wahrheit erblicken, einen besonderen Wert haben. Während die Gegner in den feindlichen Völkern mit einer gewissen Selbstverständlichkeit für ihr Land Partei nahmen, war unser Verhalten Sache unserer freien Wahl. Wir mußten dafür gute Gründe haben und dies um so mehr, als wir als Deutschschweizer doch zunächst hätten bereit sein müssen, uns auf die deutsche Seite zu stellen. Aber an diesem Punkte entstehen freilich auch schwere Bedenken gegen das Unternehmen. Gerade weil wir uns frei entscheiden konnten, und man in Deutschland erwarten durfte, daß diese Entscheidung zu seinen Gunsten ausfallen werde, so hat man uns auch stärker gezürnt als den eigentlichen Feinden, und dieser Zorn ist schwerlich schon verweht. Wenn wir nun kommen und die Gründe auseinandersetzen, die uns genötigt haben, gegen das zu stehen, was draußen in diesen Jahren herrschende Strömung war, so mag leicht an Stelle der Verständigung nur neue Zwietracht, an Stelle des Friedensschlusses nur neuer Krieg entstehen, namentlich in diesem Augenblick, wo Deutschland durch das Übermaß des ihm angetanen Wehes aufs äußerste gereizt sein muß. Ich gestehe auch, daß ich allzuhastige Versöhnungsversuche für schädlich halte und meinerseits kein Bedürfnis nach raschem Reden, am wenigsten nach irgendwelcher Rechtfertigung meiner selbst empfinde.

Indes ist doch angesichts der heutigen Weltlage Gefahr im Verzug. Auch sollte trotz allem gerade mit uns „Neutralen" die Aussprache am leichtesten möglich sein, ja sie muß wohl schon deswegen rasch einsetzen, weil wir bis zu einem gewissen Grade eben doch die Brücke über den Abgrund schlagen müssen, der die bisherigen Feinde trennt. Es ist dies um so mehr der Fall, als die Gesinnung gerade der Kreise, die wir oppositionellen Schweizer vertreten, auch diejenige sehr vieler in den feindlichen Ländern ist, sehr vieler, die für die künftige Gestaltung des Verhältnisses der Völker zueinander von großer Wichtigkeit sein werden. Der Deutsche, der uns hört, hört auch die Stimme eines großen Teils der Welt. Wozu endlich noch kommt, daß für die Schweiz eine richtige Gestaltung ihres Verhältnisses zu dem neuen Deutschland eine Aufgabe ersten Ranges ist.

Aus diesem Grunde will ich versuchen, dem Wunsche des Herausgebers zu entsprechen, so gut wie dies möglich ist. Die Schwierigkeit der Aufgabe möge deren unzulängliche Lösung entschuldigen. Vor allem ist vollkommene Aufrichtigkeit die Voraussetzung, ohne die eine solche Aussprache keinen Wert haben könnte. Dabei bitte ich den Leser, nicht zu vergessen, daß es sich nicht darum handelt, Anklagen gegen Deutschland vorzubringen, sondern Erklärungen zu geben, und daß es hier nicht darauf ankommt, auszumachen, ob unsere Gründe objektiv stichhaltig seien oder nicht. Daß wir sie hatten und haben, und mit uns ein großer Teil der Welt, ist die Tatsache, auf die es ankommt.

Digitized by Google

1.

Was ist es denn, das unsere Haltung bestimmt hat?

Ich schicke die Bemerkung voraus, daß man diese in Deutschland meistens gar nicht wirklich kennt, sondern bloß in einem durch Mißverständnis und Verleumdung hergestellten Zerrbild, das zu berichtigen während des Krieges unmöglich war. Man hat uns als Feinde des deutschen Volkes hingestellt, während wir bloß Gegner seiner leitenden Kreise waren und ungefähr so standen, wie diejenigen Reichsdeutschen, die sich in der Opposition befanden. Ganz sicher hätten wir mit dem, was wir wußten und glaubten, genau so gestanden, wenn wir selbst Reichsdeutsche wären. Denn wir halten die Fähigkeit, zu seinem Volke im Widerspruch zu stehen, für ein Zeichen echter Liebe zu ihm. Darum beanspruchen wir, daß wir mit unserer Haltung nicht weniger „Deutschfreunde" gewesen seien als die, die sich so nannten. Denn unsere Stellung hat uns viel gekostet; sie ging gegen Fleisch und Blut; sie bedeutete für viele von uns einen tragischen Konflikt schmerzlichster Art. Es kann ja selbstverständlich keine Rede davon sein, daß wir dem deutschen Volke Übles gewünscht hätten. Wir wünschten ihm bloß Gutes und Großes. Ich möchte aber betonen, daß dies nicht bloß von dem schweizerischen Kreise gilt, als dessen Vertreter ich mich weiß, sondern mutatis mutandis auch von allen unseren Gesinnungsgenossen in den Ländern der Gegner Deutschlands, und es scheint mir für die Deutschen wichtig, dies zu wissen. Es handelt sich fast überall um Menschen, die sich mit Deutschland besonders eng verbunden fühlten, die lauter Gutes von ihm erwarteten und früher seine Verteidiger waren. Nicht genug warnen kann ich diejenigen Deutschen, die den wahren Grund der gegen Deutschland in der Welt vorhandenen Verstimmung kennen möchten, diesen im Neid zu suchen. Der Schreiber dieser Zeilen, der auch England und Nord-Amerika aus eigener Anschauung kennt, und gerade in dieser Beziehung, weiß, daß dieses Motiv überhaupt eine kleine Rolle spielte, und gar keine in den Kreisen, die das moralische Welturteil erzeugt haben. Die Deutschen werden in schwerer Täuschung begriffen sein und deren Folgen tragen, solange sie sich mit dieser allzu wohlfeilen Erklärung begnügen.

Allzu wohlfeil wäre auch die, welche man häufig als Entschuldigung für uns angeführt hat, daß wir nämlich einseitig orientiert gewesen seien. Wir begehren keine Entschuldigung und denken übrigens, daß man jetzt wohl auch draußen uns die Möglichkeit einer unbefangenen Orientierung nicht mehr bestreiten wird. Wir wußten vieles von Anfang an, was man draußen erst seit kurzem weiß, oder noch immer nicht weiß.

Was ist es denn also, was uns unseren Weg vorgeschrieben hat?

Es ist eine Reihe von Gründen, die schließlich aber in einem zusammenlaufen.

Wir haben über die Schuld am Ausbruch des Krieges, nicht auf Grund von bösem Willen, sondern von bestimmten Tatsachen, die seither nur immer mehr bestätigt worden sind, von Anfang an anders gedacht, als man draußen meistens tat. Unser Urteil war zwar nicht so einseitig, wie man etwa annahm. Wir leugneten nicht die allgemeine Schuld an den Zuständen, die zum Kriege führten, aber wir sahen Deutschland auch in dieser Beziehung schwer belastet und mußten ihm jedenfalls die Entfesselung des Krieges — ohne politische geschweige denn moralische Notwendigkeit — ins Schuldbuch schreiben. Dadurch mußte unsere Einstellung von vornherein anders werden, als die der meisten Deutschen. Wir haben dann über die Methoden sowohl der deutschen Kriegsführung wie auch gelegentlicher Friedensverhandlungen vieles erfahren, was

Digitized by Google

draußen große Massen zum schweren Unglück für das deutsche Volk noch nicht zu kennen scheinen. Wir konnten ferner unmöglich den Sturz des englischen Weltreiches, die Zertrümmerung Frankreichs, die Vernichtung Belgiens, Serbiens, Armeniens, die wir als sichere Folgen eines Sieges der Zentralmächte betrachteten, wünschen. Wir konnten und können nicht die Herrschaft eines Volkes über Europa oder gar die ganze Welt wünschen, weil diese vor allem den Untergang der Selbständigkeit der kleinen Völker, also auch der Schweiz, zur Folge hätte. Wir wünschten und wünschen freilich auch nicht eine andere Weltherrschaft, wie wir andererseits nicht meinen, Deutschland allein solle auf Weltmacht verzichten, und mit „Weimar" vertröstet werden. Wir erstreben eine neue Ordnung nach innen und außen mit einem neuen Heil für alle.

Aber damit stoßen wir auf den Kern der Sache. Für diese Ideale fanden wir gerade in Deutschland besonders wenig Verständnis. Ob wir uns darin getäuscht haben oder nicht, jedenfalls ist es Zahllosen so gegangen und dies kann doch nicht ganz ohne Grund geschehen sein. Es fehlte in dem Deutschland Bismarcks und Treitschkes das ökumenische und menschheitliche Interesse. Bestrebungen, die davon getragen waren, erschienen draußen als Schwärmerei und Oberflächlichkeit. Aus Philosophie, Kunst, Religion — aus dieser ganz besonders — trat uns eine starke Gebundenheit an die Mächte des Bestehenden entgegen, das mit dem Willen Gottes selbst verwechselt wurde. Staat, Kirche, Kapitalismus, Krieg wurden durch jenen Idealismus verklärt, der eine der deutschen Gefahren zu sein scheint. Der Glaube an eine neue Welt stieß hier auf einen ganz besonders starken und systematischen Widerstand, den Widerstand einer ganzen Welt. Nirgends sonst trat uns diese in solcher Geschlossenheit, Tiefe und Absolutheit entgegen.

Dazu kam ein anderes, das ja innerlich notwendig damit verbunden ist. Was uns abstieß, war die einseitige Orientierung aller Kultur am deutschen Gesichtspunkt. Es wurden nicht nur Politik und Wirtschaftsleben — wo man es ja begriffen hätte, — sondern auch Philosophie und Religion, auch das Christentum, darauf angesehen, was sie für Deutschland, nicht was sie für die Menschheit bedeuteten. Das mögen die Deutschen selbst gar nicht bemerkt haben, aber wir andern haben es peinlich empfunden. Das „Deutschland, Deutschland über alles" klang uns zu sehr aus allem heraus, und daß die Völker an dem Wort vom deutschen Wesen, woran die Welt genesen solle, nicht gerade Freude haben konnten, sollten die Deutschen zu ihrem Heil recht bald einsehen. Man liebt diejenigen Völker nicht, die sich für auserwählt halten. Die nationale Selbstsucht eines Volkes gewinnt so wenig Sympathie als die Selbstsucht im allgemeinen. Wenn sie dann bei geringwertigen Vertretern gar noch etwa in Handel und Wandel zu allerlei Streberei und schlechten Methoden der Konkurrenz ausartet, dann kann daraus allerdings ein unglaublicher allgemeiner Haß entstehen. Das ist dann nicht Neid, sondern der sich auflehnende berechtigte Selbsterhaltungstrieb der einzelnen und Völker, die sich nicht geringwertig machen, verdrängen und beherrschen lassen wollen. Man liebt die Völker, von denen man glaubt, daß sie bei aller Sorge für die eigene Größe doch auch menschheitliche Interessen haben und andere leben und gelten lassen wollen.

Ich betone nochmals: ob dieses Urteil gerecht oder ungerecht war, bleibe hier ganz dahingestellt. Ich will bloß beschreiben, wie die Dinge gekommen sind, will bloß erklären.

In diesem Sinne füge ich hinzu, daß uns besonders aus der angelsächsischen, aber auch aus der romanischen Welt ein anderer Geist entgegenzukommen schien.

Digitized by Google

Wir waren zwar weit davon entfernt, auf dieser Seite bloß menschheitlichen Idealismus zu sehen. Wir sahen auch hier Kasernen, Börsen, Gewaltpolitiker, aber wir sahen auch, daß sie hier nicht als Ideal galten, zum mindesten nicht für große, ja herrschende Kreise dieser Völker. Es lebte hier ein ganz anderer Geist des Universalismus, ein viel stärkerer Sinn für die menschheitlichen Ziele, denen auch die Nationen dienen müßten. Es waltete hier über allem Leben die Idee einer Gerechtigkeit, der es gehorchen sollte; es schien hier der Gedanke an das Recht und die Freiheit des einzelnen wie der Gemeinschaft, also die Demokratie, viel tiefer gewurzelt; es lebte in ihrem Christentum viel stärker der Glaube an das auf Erden kommende Reich Gottes. Kurz, der Glaube an eine neue Welt fand hier mehr Heimat und Erdreich.

Der Leser wird hier die Frage stellen, ob wir diese Auffassung nun, nach dem Versailler Frieden, immer noch aufrecht erhielten. Ich antwortete: Durchaus! Denn jenen Frieden haben unter besonders schlimmen Umständen die Diplomaten und Soldaten gemacht, nicht die Völker. In den Völkern der Alliierten macht sich überall ein mächtiger Widerspruch gegen den Friedensvertrag geltend. Seine Revision ist eine fast sichere Sache. Auch wird es nicht gelingen, in jenen Völkern das System des Militarismus, mit allem, was dazu gehört, aufrecht zu erhalten, nachdem es in Deutschland gestürzt ist. Diese Pflanze entbehrt dort der tiefen Wurzeln. Wir erwarten auch in dieser Beziehung getrost den Spruch der Geschichte.

So erhoben sich zwei Welten gegeneinander, schon vor dem Kriege. Als dieser ausbrach, wurde er uns zu einem Kampf dieser beiden Welten. Natürlich nicht so, als ob die eine Welt nur auf der deutschen und die andere nur auf der Gegenseite gestanden hätte, aber so, daß nach unserer Meinung ein Sieg Deutschlands für alle unsere höchsten Ideale verhängnisvoll gewesen wäre.

Ein deutscher Sieg hätte nach unserer Überzeugung falsche Ideale mit neuem Glanz umgeben. Und zwar in Deutschland wie in der ganzen Welt. Das in Deutschland herrschende politische und militärische System und die ganze damit verbundene Geisteswelt wäre für lange befestigt und aller Widerspruch dagegen erstickt worden, aber mittelbar wäre diese Wirkung in der ganzen Welt eingetreten. Denn die Besiegten hätten auf Rache gesonnen. Sie hätten sich irgendwie wieder gerüstet. Vom Völkerbund und Weltfrieden hätte niemand reden dürfen. Unter solchen Umständen hätten Demokratie und Sozialismus nicht leben können. Eine Höllenatmosphäre hätte sich endgültig in der Welt gebildet. Der Haß hätte sich angesammelt wie ein alles bedeckendes Meer. Und darin wäre Deutschland ganz sicher eines Tages untergegangen.

Damit spreche ich einen Gedanken aus, der für uns ganz fundamental war: Wir mußten im Interesse Deutschlands selbst gegen es stehen; wir konnten ihm zu seinem eigenen Heil auf seinem Wege keinen Erfolg wünschen. Er wäre zuletzt sein Verderben geworden. Am Ende hätte seine wirkliche, nicht, wie jetzt, bloß seine scheinbare Vernichtung gestanden. Selbstverständlich haben wir ihm auch nicht die Niederlage gewünscht, die es nun erfahren hat. Wenn es nach unseren Wünschen gegangen wäre, so wäre das Ende so gewesen, daß es alle Völker gleichmäßig zu einer Umkehr veranlaßt hätte. Aber einen deutschen Nicht-Sieg mußten wir wünschen, im Interesse des deutschen Volkes. Dies um so mehr, als wir nicht den Eindruck hatten, daß es für Deutschland gut wäre, wenn gewisse Erscheinungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in seiner geistigen Art hervorgetreten waren, durch den Erfolg erhalten und vermehrt würden. Das deutsche Volk war und ist selbstverständlich nicht auf schlimmeren

Digitized by Google

Wegen gegangen als die anderen. Sie haben alle falschen Göttern gedient. Wohl aber mag der Hang des Deutschen nach Gründlichkeit und Absolutheit ihn vielleicht auch auf einer falschen Bahn rückhaltloser vorstürmen lassen als sie, bis zur Erkenntnis des Irrtums. Jedenfalls hatten wir das starke Gefühl, daß auch in dieser Beziehung ein Sieg Deutschlands sein Verderben werden müßte. Als raffinierte Feinde hätten wir ihn ihm wünschen dürfen, nicht als Freunde.

Deutschland ist durch seine Niederlage vom Untergang gerettet worden. Das ist des Schreibenden feste Überzeugung. Er hat denn auch von Anfang an und durch alle Wechselfälle des Krieges an eine deutsche Katastrophe als das Ende geglaubt. Schon darum konnte er nicht mitjubeln, er sah über Deutschland nicht Siegesglanz, sondern schwere Wetterwolken.

2.

Das sind die wesentlichen Gründe gewesen, die uns zu unserer Stellung genötigt haben. Aus ihnen ist der geistige Krieg entstanden, der zwischen uns und dem herrschenden Deutschland entbrannt ist.

Nun aber fragt sich, wie der Friedensschluß zustande kommen soll, und zwar nicht nur der zwischen den Deutschen und uns, sondern auch der zwischen ihnen und ihren ehemaligen Feinden, besonders unseren engeren Gesinnungsgenossen in aller Welt. Darüber möchte ich nun noch einige Gedanken äußern, die dem bisher Gesagten erst seinen wahren Sinn verleihen.

Wir haben nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen das über Deutschland herrschende politisch-kulturelle System gekämpft. Mit dem Sturze dieses Systems fällt darum auch unsere Oppositionsstellung dahin. Diese nimmt vielmehr eine andere Front an: sie richtet sich nun gegen das gleiche System, soweit es bei seinen Gegnern Macht gewinnt, und stellt sich auf seiten Deutschlands, soweit dieses Unrecht und Vergewaltigung erfährt. Wir haben in dieser Beziehung mit äußerster Schärfe, größerer als wir sie gegen Deutschland übten, Stellung genommen und alles getan, was wir nur konnten, um den Pariser Verhandlungen eine andere Wendung zu geben.

Wir *glauben* an das neue Deutschland, trotz gewisser Schwierigkeiten, die dieser Glaube heute noch findet. Wir glauben überhaupt an die Berufung des deutschen Volkes, auch an die, zu der neuen Welt einen besonderen bedeutsamen und notwendigen Beitrag zu liefern.

Hier soll nun das über einen gewissen Vorzug besonders der angelsächsischen Kultur Gesagte eine Ergänzung erfahren, die einen ebenso ernsten und aufrichtigen Bestandteil der Überzeugung des Schreibenden bildet. Es ist ihm klar, daß die besondere deutsche Art, die letzten Wahrheiten, von denen alle Kultur lebt, zu erfassen, ihren eigentümlichen Wert hat und im ganzen einer menschheitlichen Kultur nur schwer vermißt werden könnte, wenn nicht die ganze eine Hälfte der Wahrheit gefährlich verkürzt werden sollte.

Der mir zur Verfügung stehende Raum erlaubt mir nicht, mich über das, was ich damit meine, gründlich zu äußern, obschon nur dann das Große, das ich im deutschen Wesen angeregt sehe, genügend hervorträte und so eine zureichende positive Ergänzung zu meiner Kritik bildete. Einige Andeutungen werden mir aber wohl gestattet sein.

Wenn ich sage, daß ich dieses Große nicht in erster Linie auf dem *politischen* Gebiete suche, so darf dies auf doppelte Weise nicht mißverstanden werden. Einmal meine ich damit wieder nicht, daß Deutschland um seiner Geistigkeit und Innerlichkeit willen in politischer Beziehung ein Aschenbrödel

Digitized by Google

sein solle, noch ist es in meinen Augen ein Vorwurf, wenn ich glaube, daß die besondere Begabung und Berufung des deutschen Geistes nicht politischer Art sei. Denn Politik (in dem gewöhnlichen Sinne wenigstens) ist in meinen Augen keineswegs die höchste Aufgabe der menschlichen Kultur. Es ist im Gegenteil vielleicht ein Zeichen besonderer Größe, daß diese Begabung dem deutschen Geiste nicht in hervorragendem Maße eigen zu sein scheint. Er besitzt dafür eine religiöse und künstlerische Fähigkeit, aus der noch ganze neue Welten emporsteigen können, wie daraus bisher schon vieles vom Größten, was die Welt kennt, emporgestiegen ist. Eckhart, Luther, Sebastian Bach, Goethe, dürften wohl ebenso die eigentliche Linie des deutschen Wesens bedeuten, wie Amos, Jesajas und Jeremias die des israelitischen. Gerade Goethe mag für diesen Zusammenhang bedeutungsvoll sein. Er ist keineswegs bloß als Symbol einer *Geistigkeit* aufzufassen, die auf *Macht* verzichtet, sondern vor allem als Typus einer ganz besonderen Einstellung auf den Grundsinn der Welt. Während in der angelsächsischen Kultur das *energistische Gestalten* der Welt vorwiegt, so drängt es den deutschen Geist mehr zu einem ruhigen *Schauen des Ewigen* und Frohsein in ihm; während dort das *Sollen* sein Gericht über das Bestehende hält, ist man hier von Ehrfurcht vor dem *Sein* und seinem Rechte erfüllt. Beide Denkweisen haben ihre Gefahren und Vorzüge. Die angelsächsische Gefahr ist die der Unruhe, des Aufgehens im praktischen Tun, des Moralismus, die deutsche die der falschen Idealisierung des Bestehenden, des Ausruhens in dem was *ist*, des Pantheismus. Dafür eignet aber der angelsächsischen Welt die Energie der Weltumgestaltung, während der deutschen Art die besondere Fähigkeit verliehen ist, gleichsam die in die Welt ergossene göttliche Schöpfungsherrlichkeit zu sehen und auszudrücken.

Damit hängt wohl zusammen, daß der Deutsche einen besonderen Sinn für das Recht der *allgemeinen Mächte* hat. Der angelsächsische (und romanische) Individualismus mit seiner starken Betonung des Rechtes, das der einzelne als solcher hat, ist ihm fremd. Er ist Individualist höchstens in dem Sinne, daß ihm ursprünglich eine Liebe zu der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens eigen ist, die wohl durch die uniformierende Wirkung von Schule, Kaserne, Bureaukratie und Staatsreligion zurückgedrängt, aber nicht erstickt werden konnte. Aber sein Sinn ist nicht auf Isolierung, sondern auf Genossenschaft gerichtet. Er leistet gern einem Führer Gefolgschaft; er gibt gern seine Seele einer überindividuellen Sache oder Gemeinschaft hin. Vielleicht hat hier auch jene deutsche *Treue* ihre Wurzel, die kein Märchen, sondern eine Tatsache und trotz aller Möglichkeit des Mißbrauchs eine ganz eigenartig große Sache ist.

In dieser Eigenart nun scheint mir eine sehr große Verheißung gerade für die nahe Zukunft zu liegen. Denn diese wird uns nicht so sehr vor politische, als (man erlaube den Ausdruck) vor *menschliche* Probleme stellen. Soweit aber das *Gemeinschaftsproblem* in Frage kommt, wird es besonders das *soziale* (im engeren Sinne des Wortes) sein. Die deutsche Art wird uns nun vielleicht in bezug auf den ersten Punkt einmal mithelfen, das politische Stadium der Menschheit zu überwinden, zum mindesten ihm die nötige Ergänzung zu schaffen, sodann die menschlichen Probleme mit neuer Tiefe und Leidenschaft zu stellen; in bezug auf den zweiten aber wird vielleicht gerade die besondere deutsche Gemeinschaftsbegabung ein äußerst wertvolles Grundelement für den Aufbau einer neuen sozialen Welt werden und an einer Überwindung jener Atomisierung der Kultur mithelfen, die durch einen falschen Individualismus erzeugt wird. So sind auch wir, die wir auf eine neue Ordnung des

Digitized by Google

Völkerlebens hoffen, durchaus nicht genötigt, einseitig bloß auf die angelsächsische oder romanische Welt auszuschauen, sondern dürfen von einem erneuerten und wieder geistig gesammelten Deutschland her einen ebenso großen und vielleicht sogar größeren Beitrag dazu erwarten.

Diese Bemerkungen sollen, wie gesagt, nur andeuten, wie groß auch wir von Deutschlands Zukunft denken. Ich glaube, daß ähnliche Gedanken auch die Gesinnungsgenossen in den Ländern der Alliierten bewegen. Man erwartet dort etwas von Deutschland, und die leidenschaftliche Verstimmung dieser Kreise ist zum guten Teil aus einem Gefühl der Enttäuschung zu erklären. Sie kann wieder einer anderen Einstellung Platz machen und soll es.

Dazu soll der geistige Friedensschluß dienen, der einen wirklichen auch in der Politik vorbereiten muß. Ich hoffe die Grundlage dafür angedeutet zu haben. Es mag auf dieser Grundlage ein geistiger Friedensvertrag zustande kommen, der ganz anders aussieht als der Versailler.

Deutschland muß in diesem Vertrag verlangen, daß ihm sein „Platz an der Sonne" in jeder, auch in geistiger Beziehung ungeschmälert zugestanden werde. Aber es wird ein Platz in der neuen Welt sein, wo das politische, wirtschaftliche und geistige Leben von anderen Kategorien als bisher beherrscht wird. Diese neue Welt wird den Versailler Frieden auch in seinen bleibenden Bestandteilen zu etwas machen, das für die Entwicklung der Völker nur wenig zu bedeuten hat. Aber Deutschland muß sich dafür entschlossen auf diesen Boden stellen und dann für das große Werk seinen besonderen Beitrag liefern. Das sollen in aller Welt wenigstens die Ehrlichen erkennen können. Es muß von den großen und kleinen Völkern die Angst vor dem deutschen Macht- und Herrschaftsdrang weichen. Man muß es in aller Welt spüren, daß das deutsche Volk wieder, seiner größten Überlieferung getreu, an der Lösung der menschlichen Probleme mitarbeiten und nicht bloß seine eigene Größe suchen will. Und nicht nur in der Weltpolitik, sondern auch am Auftreten des einzelnen Deutschen im gesellschaftlichen Leben, im Handel und Wandel muß diese neue Art erkennbar werden und das böse Fieber der Erfolgsjagd und des Überflügelnwollens vertreiben. Auch das haben, wie gesagt, die Völker nicht gerne, wenn man ihnen verkündet, daß sie am deutschen Wesen genesen sollen. Und es ist gewiß auch nicht gut, wenn man anderen Völkern in „Innerlichkeit" voraus sein will. Das ergibt keine wahre Innerlichkeit. Es gilt für die Völker so gut wie für die einzelnen das Wort, das seine Seele verliert, wer sie „sucht" aber „findet", wer sie verliert „um meinetwillen". Nicht, daß man an der Spitze stehe, ist die Hauptsache, sondern, daß man das tut, was einem aufgetragen ist, und wird, was man werden soll. Ob man dann an die Spitze kommt, wird sich ja zeigen. Es ist im übrigen keine leichte Stellung.

Mit einem solchen Deutschland möchten wir gern zusammen arbeiten und kämpfen in der Lösung der kommenden großen Völker- und Menschheitsfragen. Wir wollen alles tun, was wir können, damit die Ketten, mit denen es nun gebunden worden ist, bald abfallen. Wir Deutschschweizer wollen gern jene Brücke zu den Ländern der Alliierten hin bilden. Gewiß dürften allzu rasche und ostentative Versöhnungsversuche mehr schaden als nützen. Aber eine stille Friedensarbeit dieser Art muß jetzt schon geschehen und geschieht auch. Sobald die vom Kriege aufgerichteten Trennungsmauern zwischen den Völkern gefallen sind, wird das Menschheitsvolk hervortreten, für das es keine Grenzpfähle gibt, und das ein Vaterland kennt, von dem die einzelnen Länder nur Kantone sind.

Was ich damit ausgesprochen habe, ist zunächst natürlich bloß in meinem

Digitized by Google

eigenen Namen gesagt, ich bin aber gewiß, daß ich damit die Meinung eines ganzen großen Kreises ausgesprochen habe, der für Deutschland von wesentlicher Bedeutung sein wird.

Da ich aber um der Wahrheit und Liebe willen einige Dinge habe sagen müssen, die verletzend wirken konnten, so sei es mir erlaubt, mit einem anderen Ton, der mindestens ebenso sehr von Herzen kommt, zu schließen.

Deutschland erlebt nun Tage von ungeheurer Schwere. Wer mitten in diesem Schicksal steht, mag wohl manchmal der Verzweiflung nahe sein. Aber dem Fernerstehenden, wenn auch innerlich tief Beteiligten, kann die Sachlage wohl in einem anderen Licht erscheinen. Ich habe nicht den Eindruck, daß Deutschland, wenn man auf den tieferen Sinn der Dinge schaut, unglücklicher sei, als seine siegreichen Gegner. Das Gegenteil könnte leicht der Fall sein! Vae victoribus! Der Pariser Friedensvertrag wird etwas ganz Vorübergehendes sein. Die Geschicke der Völker werden auf neuen Bahnen entschieden, und diese sind dem deutschen Volk ebenso offen, wenn nicht offener als den anderen. Zum Verzagen ist kein Anlaß. Tiefstes Unglück ist nahe bei großem Glück — bei mehr als Glück!

* * *

Ich habe diesen Aufsatz geschrieben, um dem Frieden zu dienen und auch um Deutschland eine kleine Hilfe zu leisten. Das konnte ich nicht durch Vertuschung und Schmeichelei tun, sondern nur durch Aufhellung von Tatsachen. Ich wollte, wie ich schon betont habe, auch nicht Anklagen erheben, sondern bloß feststellen, mit was für einer geistigen Sachlage, mit was für Gefühlen und Urteilen eine kommende Versöhnung rechnen muß. Ich weiß, daß solches Friedenstiften ein dorniges Geschäft ist und dem, der es unternimmt, von beiden Seiten Zorn einträgt. Aber ich habe diese Worte mit Herzblut geschrieben und so weiß ich, daß sie auch einen Segen schaffen werden.

Zürich. Leonhard Ragaz.

Fremde Propaganda in der Schweiz.

Einheimische und Fremde wurden während des Krieges durch die Propaganda der einander feindlichen Mächte auf Schritt und Tritt verfolgt. Wie draußen im Felde, benutzte man hier jedes Mittel der Technik, auch giftiges Material. Es war ganz klar, daß der eine oder andere Agent, der nicht taktvoll und geschickt genug vorging, gefaßt wurde und daß dann höchst unliebsame Enthüllungen bei verschiedenen Prozessen gemacht wurden. Die zünftige Diplomatie war den Aufgaben der Propaganda absolut nicht gewachsen; denn sie erforderten ein großes Verständnis für die Völkerpsychologie und ein liebevolles Eingehen auf sie. Die besten Fachleute auf dem Gebiet waren aber in Amerika und nach Eintritt Amerikas in den Krieg dienten sie dort ihrer Regierung mit ganz bedeutendem Erfolg.

Gegen die stetig zunehmende Propaganda haben aufrechte Schweizer, die auch im Pressewesen die Neutralität gewahrt wissen wollten, scharf protestiert, aber ohne Erfolg. Denn, wie sich immer Menschen finden, die um des Goldes willen ihr Leben aufs Spiel setzen, so finden sich Tausende, welche ihre Feder oder Anlagen in den Dienst einer Sache stellen, der sie selbst fremd gegenüberstehen, wenn sie sich dadurch ein Einkommen sichern können.

Während der Besiegte im Weltkrieg mit seinen eigenen Problemen übergenug zu tun hat, geht die Propaganda der Sieger weiter, und da man sich ihnen

Digitized by Google

doch beugen muß, denn sie haben die Macht über den Brotkorb der Schweizer, so regt sich die offene Opposition jetzt weniger. Aber die Stimmung des Landes hat sich in der letzten Zeit merklich zugunsten des Besiegten gewandelt, seitdem die Entente ihren eigenen Vorteil besonders auf dem Gebiet des Warenaustausches mit Deutschland so selbstsüchtig verfolgt, daß große Industriezweige in der Schweiz lahmgelegt sind, und weil man die ganze ethische Größe der Staatsmänner der Entente in ihrem unseligen Machwerk, dem Versailler Frieden, richtig erkannt hat. In welcher Weise fremde Propaganda in der Schweiz vorgegangen ist, soll, ohne auf Einzelheiten einzugehen, durch Schilderung des Lebens eines Schweizers von unabhängiger Gesinnung, der also von beiden Seiten bearbeitet wird, geschildert werden. Allen Schweizern war natürlich klar, daß, ohne das sogenannte Entgegenkommen der Entente, die Nahrungsmittelzufuhr für Mensch und Tier, sowie die Beschaffung der von der Industrie benötigten Rohstoffe unmöglich gewesen wäre. Mit großer Regelmäßigkeit wurde dies Thema übrigens in einem Teil der Presse immer wieder aufgezogen. Beim Morgenkaffee liegen die abonnierten oder freizugestellten neuesten Zeitungen auf dem Tisch, die entweder mutig offen oder verhüllt für eine der beiden Parteien Stellung nehmen. Die wirklich neutralen Zeitungen waren sehr rar. Diese Stellungnahme beschränkt sich keineswegs auf die Leitartikel, sondern ist auf der letzten Seite noch ebenso stark. Nur amtliche Publikationen und Familiennachrichten werden nicht zensiert, aber wohl alles andere; denn es handelt sich darum, daß ein Teil des Auslandes die Zeitung vielleicht einführen läßt oder aber den Export verhindert. Auch der eine oder andere Beitrag im Börsen- und Handelsteil ist wohl öfters jenseits der Schweizer Grenze geschrieben worden. Selbst die Rubrik Verbrechen und Unglücksfälle dient der Propaganda. Denn aus der Untat eines Angehörigen der einen Nation konnte sofort ein logischer Schluß auf den moralischen Tiefstand aller seiner Volksgenossen gezogen werden. Es kam wohl vor, daß unser Schweizer später im Café oder Klub noch andere Zeitungen studierte. Anfangs mag er wohl über die wunderbare Koinzidenz der Ereignisse gestaunt haben, wenn Redakteure in verschiedenen Redaktionsstuben fast zur selben Nachtstunde intuitiv zur Einsicht gekommen waren, welches Thema für den großen Leitartikel des nächsten Tages das wichtigste wäre. Später freute er sich darüber, denn er wußte, daß hier die Direktion versagt hatte und daß der dafür Verantwortliche eins aufs Dach bekommen würde. Der Leser wäre unter der Menge des bedruckten Papiers vielleicht zu Schaden gekommen, hätte Papiermangel nicht dazu gezwungen, daß den Zeitungen das Papier rationiert wurde.

Mit der ersten Post brachte ein unter der Last fast zusammenbrechender Briefträger die herkömmliche Vermehrung der Bibliothek. Beide Parteien veröffentlichten in den Landessprachen, außerdem noch in englischer Sprache eine Riesenmenge von Flugblättern, Zeit- und Druckschriften, mitunter selbst Bücher von bedeutendem Wert mit guten Abbildungen. Auch die verschiedensten Gruppen und Grüppchen unterdrückter Nationalitäten beteiligten sich ausgiebig an dieser Arbeit. Die Sachen wurden entweder im Auslande gedruckt oder von schweizerischen Druckereien; das Papier wurde vom Auftraggeber beschafft. Unser Schweizer beförderte selbstverständlich alle Flugblätter und Anschreiben in den Papierkorb, die kostenlos gemachten Neuerwerbungen wurden unter „Wirtschaftliches, Ethnographisches, Politisches, Rechtsphilosophisches, Humoristisches“ usw., der Büchersammlung einverleibt, um später gelesen zu werden. Auf dem Wege zum Geschäft konnte unser Bekannter fast an jedem Friseur-, Zigarren- oder Buchladen einen Schaukasten mit den neuesten Photographien vom Kriegsschauplatz oder wichtiger Ereignisse, worunter auch das Lächeln Wilsons oder Clemenceaus

Digitized by Google

Zufriedenheit fiel, bewundern. Da die Konkurrenz sehr groß war und die Auslagen wöchentlich gewechselt wurden, wobei dann die ältern Bilder in die Provinz abgeschoben wurden, so hatte die Ausstellung ganz sicher recht bedeutende erzieherische Bedeutung, aber anders, als die Veranstalter hofften. Denn die durch Fachleute aufgenommenen, oft kraß realistischen Bilder vom Kriegsschauplatz beeinflußten die bodenständige Bevölkerung durchaus im pazifistischen Sinn. Für die Kenntnis fremder Länder und Sitten sorgten diese Ausstellungen in hervorragender Weise und wurden dadurch zu einem positiven Gewinn für die Schweizer. Besonders die glänzenden Abbildungen von neuen Erfindungen und Methoden auf technischem Gebiet aus den Vereinigten Staaten seien erwähnt. Nach den Schaukästen mit Bildern konnte man an anderer Stelle die letzten Bulletins lesen. Wer Wolff mehr glaubte als Havas oder Stefani, brauchte nur zu wählen. Eine geschickt geleitete Agentur hatte in einigen großen Städten an strategisch wichtigen Punkten einen Laden gemietet und als Depeschensaal nach Pariser Muster eingerichtet. Die letzten Nachrichten von den Fronten wurden in großer, auch für Kurzsichtige noch gut lesbarer Schrift in den Fenstern ausgehangen, der Stand des Kampfes auf großen Karten dargestellt. Manche Schweizerin suchte dies Lesezimmer auf, denn sie fand dort alle Modejournale vor, konnte sich das eine oder andere Muster abzeichnen oder merken für künftige Gelegenheiten. Denn dieser Depeschensaal war nicht nur für die Angehörigen einer Partei bestimmt, sondern stand allen offen. Tatsächlich saß hier auch Freund und Feind am Ofen zusammen, um sich zu wärmen und zu bilden. Der Verein christlicher junger Männer aus Amerika dachte in dieser Beziehung nicht so christlich; denn am Eingang zu seinem Heim stand: „Foyer pour les soldats alliés“. Im Geschäft hatte unser Schweizer manche Sorge, z. B. die Preise für Kohle, die vom nördlichen Nachbarn sehr hoch festgesetzt worden waren, die scharfen Bestimmungen der Entente auf wirtschaftlichem Gebiet, die Zensur, welche jeden vernünftigen Postverkehr mit fremden, selbst andern neutralen Ländern, verhinderte usw. Wäre man den Schweizern auf allen diesen Gebieten mehr entgegengekommen, so wäre das eine recht geschickte Propaganda gewesen. Unter den eingelaufenen Briefschaften fand sich ein Einladungsschreiben zur Teilnahme an einer Informationsreise an die Front vor. Das bedeutete eine ganz hervorragende persönliche Anerkennung unseres Schweizers, dessen neutrale Haltung wohl auf beiden Seiten höchst unangenehm empfunden wurde. Er konnte sich nicht entschließen, von dieser einzigartigen Gelegenheit Gebrauch zu machen; denn man erwartete von jedem Teilnehmer nach solch einer Reise wenigstens einen glänzenden Artikel über seine Eindrücke, die Haltung der Truppe und der Bevölkerung hinter der Front, über den moralischen Tiefstand des Gegners und die Menschlichkeit der andern. Die Reisen sind oft recht weit gegangen, nach den verwüsteten Gebieten, der Ukraine, Oberitalien, ja selbst bis nach Minneapolis (Ver. St.). Außer für Trinkgelder und Souvenirs brauchte man nicht einen Rappen auszugeben, in jeder Beziehung wurde den Teilnehmern die Fahrt möglichst angenehm gemacht. Sie wurden öffentlich empfangen, in Gegenwart berühmter Leute an welthistorischen Stätten photographiert usw. Aber sie machten sich selbst wohl keinerlei Illusion, daß sie nur das zu sehen bekamen, was die Leitung ihnen zeigen wollte. Wenn auch nach außen ihre Bewegungsfreiheit absolut war, so wurden sie doch auf Schritt und Tritt von Detektivs begleitet, zu ihrem Schutz natürlich, ihre gesamte Korrespondenz war einer scharfen Zensur unterworfen. Auf dem Nachhauseweg zogen die auffallenden Reklamen an den Anschlagsäulen die Aufmerksamkeit unseres Freundes auf sich. Das Programm für die nächsten Wochen war sehr reichhaltig. Es gab viele Berühmtheiten, die von auswärts bald allein zu

Digitized by Google

Vorträgen oder Gastspielen, bald in Begleitung ihrer Orchester oder Truppen gekommen waren. Die Franzosen waren meistens „membre de l'Académie" oder „de l'Institut", die Deutschen Doktoren oder Professoren. Auch die Kultur- und Kunstpropaganda arbeitete in einer für die Schweiz höchst erfreulichen Weise. Eine Reise nach Paris, München oder Berlin war nicht mehr nötig. Die Künstler kamen brennend gern in die friedliche Schweiz, in die man früher wohl zur Erholung, aber kaum um künstlerische Triumphe zu feiern, gefahren war. Unzählige Ausstellungen gab es auf allen Gebieten des Kunstgewerbes und der bildenden Künste. Man konnte in geschmackvollen Salons, in denen die neuesten Erzeugnisse des Buchgewerbes in inniger Verbindung mit älteren Luxusausgaben und Sammelwerken von großem Wert ausgestellt waren, sich mit Bekannten treffen und all das wirklich Schöne genießen. Die Mitglieder der Kolonie und Neutrale konnten sich sogar Bücher ausleihen, wie in einer richtigen Leihbibliothek. Die Auswahl war hier natürlich streng nach den Vorschriften der Propagandachefs getroffen worden. Das Land der Hirten war früher, weil für Luxuserzeugnisse und Kunstprodukte wenig kaufkräftig, auch mit Kunstausstellungen nicht übermäßig heimgesucht worden, jetzt mit einem Male entstanden Ausstellungen der modernen und allermodernsten Maler und Radierer bis zum Futurismus und Kubismus.

Auf die Frauenwelt übten die Modeausstellungen eine besondere Anziehungskraft aus. Früher hatte Wien auf diesem Gebiet ernstlich konkurriert, aber seit dem Kriege war die Ententemode absolut tonangebend geworden. Je länger der Krieg dauerte, desto kürzer wurden übrigens die Frauenröcke und eine Ausstellung französischer Moden mit richtigen Pariser Mannequins hatte ihre Zugkraft sogar auf die Männer, welche die Rechnung zu begleichen hatten. Wir müssen bei dieser Gelegenheit betonen, daß die Schweizer durchaus nicht alles schluckten, nur weil ein berühmter Name auf dem Programm stand. Manch ein Unternehmen hat seine Vorstellungen abbrechen oder die Ausstellungen frühzeitig schließen müssen, weil die Impresarios die Aufnahmefähigkeit des Publikums für nicht ganz auf der Höhe stehende Darbietungen überschätzt, seine kritische Veranlagung aber unterschätzt hatten. Dies gilt nicht nur für Ausstellungen, Opern und Konzerte, sondern auch für Varietés, in denen man Propaganda tanzte und mimte, und selbst für Kinos. Kinopaläste waren an vielen Ecken der Städte in die Höhe geschossen, ihre Films brachten neben höchst realistischen Aufnahmen vom Kriegsschauplatz auch phantastische und tendenziöse Gesamtbilder, wie jener berüchtigte Film „Zivilisation" der in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten gefilmt worden war. Jenes Land liefert immer noch eine Menge Films, die beweisen, daß die Technik des Aufnahmeverfahrens sich erstaunlich entwickelt hat, ihr innerer Gehalt entspricht aber nicht dem geistigen Niveau der Schweiz.

Der jüngste Sohn unseres Schweizers war Pfadfinder und Samstag nachmittags wanderte er in seinem amerikanischen Anzug und Hut, die nicht recht in die schweizerische Landschaft hineinpassen, ins Gelände. Besser sahen die von den französischen Alpenjägern übernommenen Bérets aus, mit denen sich militärische Jugendwehren, samt Gewehr natürlich, schmückten, wenn sie zu ihren Übungen auszogen. Der ältere Sohn verbrachte seine Abende häufig in den Räumen der Y M C A, auf deutsch „Verein christlicher junger, Männer" von den Amerikanern hier eingerichtet. In einigen schweizerischen Städten hatten Schweizer Zweigvereine seit Jahren recht nette kasinoartige Häuser gebaut, in denen junge und ältere Männer allerlei Erholungen fanden, vor allem Gelegenheit zu körperlichen Übungen und geistiger Weiterbildung. Der amerikanische

Digitized by Google

Y M C A mietete mit den ihm reichlich zur Verfügung stehenden Geldmitteln in vielen, selbst in kleineren Orten Etagen, stattete sie gemütlich aus, und stellte sie den Internierten der Entente und Schweizern zur Verfügung. Hier konnte man ungestört Briefe schreiben, lesen oder spielen; es durfte geraucht werden, nur der Ausschank von Alkohol war verboten. Viele fremde Soldaten kamen hier über ihren „cafard“ etwas hinweg, während die Schweizer die Gelegenheit wahrnahmen, sich in der französischen oder englischen Sprache zu vervollkommnen. Im kalten Winter 1917 und 18 dienten die Räume recht segensreich als willkommene Wärmestuben. Da die Menge wußte, daß amerikanisches Geld ihr diesen Vorteil verschaffte, ohne irgendwelches Entgelt zu fordern, mußte diese recht vernünftige Einrichtung selbstverständlich ein ausgezeichnetes Propagandamittel sein. Für einen kleinen Kreis von Leuten waren andere Unternehmen bestimmt, die in einigen Universitätsstädten, für Studenten und Studentinnen geöffnet waren. Es waren richtige Klubhäuser mit Schlaf- und Wohnräumen, Turn- und Badegelegenheit nach englischem Muster. 30 bis 40 Internierte der Entente, und Schweizer, denen nicht reichliche Mittel von Haus aus zur Verfügung standen, konnten dort wohnen. In der freien Zeit hatten sie Gelegenheit, allerhand Nützliches zu erlernen, wie z. B. Maschinenschreiben und Stenographie, so daß sie sich damit einen Nebenverdienst verschaffen konnten.

In Gegenden, wo die Internierten der Entente lebten, begegnete man sehr oft von Engländern oder Amerikanern gesteuerte Kraftwagen mit der Aufschrift „Red Cross“. Für das amerikanische Rote Kreuz wurde in geschickter Weise in der Presse Stimmung gemacht, hauptsächlich durch Berichte über ihre Hilfsaktionen bei verschiedenen Unglücksfällen, z. B. bei der Explosion in Courbeville bei Paris. Als bei der Grippeepidemie im Sommer 1918 der Transport Grippekranker in die Krankenhäuser wegen Überarbeitung des Krankenpersonals stockte, da sprang ohne Unterschied der Person das amerikanische Rote Kreuz helfend ein. Merkwürdigerweise wurde diese äußerst dankenswerte Tat von den Zeitungen kaum erwähnt, wenn nicht totgeschwiegen.

Auf verschiedenen Reisen hatte der Schweizer Gelegenheit, die Internierung in der Schweiz zu beobachten. Die Westschweiz war für die Entente, die Zentral- und Ostschweiz für die Deutschen reserviert, nur in wenigen Orten waren Angehörige beider Gruppen. Durch ihr gesamtes Auftreten hätten die Internierten zu wichtigen Trägern der Propaganda werden, andererseits aber auch durch taktloses Verhalten eine ihrer Nation freundliche Stimmung in das Gegenteil umkehren können. Sie waren ja überall, in den entlegensten Gegenden konnte man sie treffen und sprechen. Die Internierung war wohl nirgends eine Quelle der reinen Freude für den Schweizer Gastgeber, der Erfolg der Propaganda der Internierten wird demnach nicht sehr hoch einzuschätzen sein.

Auch die Züge mit Schwerverwundeten über Basel nach Chiasso und Genf oder von der französischen Grenze nach Deutschland dienten der Propaganda. Für den Schweizer zeigten diese Züge, ganz gleich, welche Nationalität darin verstaut war, nur die schrecklichen Folgen des furchtbaren Ringens, während die Angehörigen der kriegführenden Nationen in ihren neuen Uniformen und in gutem Futterzustand die Gelegenheit benutzten, um für ihre Sache zu werben. Demselben Zwecke dienten die Evakuierten-Züge, die über den badischen Bahnhof in Basel einrollten.

Bei seinen häufigen Reisen hatte unser Bekannter oft merkwürdige Dinge beobachtet. Die Vergeßlichkeit der Mitreisenden oder ihre Menschenliebe schien im Verlauf des Krieges gewaltig gewachsen zu sein. Sie ließen vielfach recht nette Bücher in der Bahn liegen oder gaben den Mitreisenden gern von ihrer

Digitized by Google

Bibliothek etwas ab und baten sie sogar, das Büchlein zu behalten und später irgend jemanden zu geben. Im Zuge wurde vielleicht noch mehr politisiert als früher. Aber bisweilen wurden recht einseitig tendenziöse Gespräche überlaut auf Deutsch oder Französisch geführt; da mochte es vorkommen, daß auf einmal einer der Disputanten in seinen heimischen Dialekt verfiel, worauf das Gespräch plötzlich verstummte. Es war gut für die Beteiligten daß der Vorfall höheren Ortes nicht bekannt wurde; denn dann wären diese Agenten um ihre wohldotierten Stellen gekommen. Auf diese und ähnliche Weise wurde versucht, Angehörige der feindlichen Mächte bei den Schweizern mißliebig zu machen, wenige nur wußten bei der oft äußerst geschickten Aufmachung, daß ihnen Theater vorgespielt wurde. Auch die altrenommierten Hotels hatten ein anderes Gesicht bekommen. Die biederen alten Portiers waren meist durch gewandte Neulinge ersetzt, die gewiß ebenso diensteifrig wie die ältere Generation, aber oft sehr wißbegierig oder aufdringlich neugierig waren. Während in den Schreibzimmern Briefpapier nirgends aufzutreiben war, fand der Reisende überall die Lesezimmer voller Zeitungen und sehr teuerer Zeitschriften, der andern Kriegsliteratur wie Kalender und Interniertenzeitung, „Krieg in Wort und Bild" in 5 verschiedenen Sprachen usw. nicht zu vergessen. Schmunzelnd sah er unter diesen Schriften hier und da Propagandaschriften der anderen feindlichen Gruppe, ein Zeichen dafür, daß ein Kuckuck gekommen war und die Direktion einmal wieder nicht funktioniert hatte. Die Sprache der Schriften war übrigens durchaus unmaßgeblich, erst ihr Inhalt konnte über ihre Abstammung entscheiden. Vielfach stammten sie aus neutralen Federn; denn es gab in allen Ländern Verfechter der beiden Mächtegruppen und sie traten mit ihrem Namen für ihre Ansichten ein. Daß sie dafür auch in der Schweizer Presse, die eigentlich auf Sachlichkeit Wert hätte legen sollen, arg mitgenommen wurden, ist traurig, aber wahr. Die meisten Propagandaschriften aber waren nicht gezeichnet. Unter den Hotelgästen war manches fremde Gesicht, Leute mit reichlichen Mitteln, die sich der Protektion des Portiers besonders zu erfreuen schienen, auch zur Hoteldirektion in guten Beziehungen standen. Von anderer Seite hörte unser Freund dann später, daß dies Vertauensleute der Propaganda wären.

Was für Erfolge hat diese kostspielige Tätigkeit gezeitigt? Phantastische Summen wurden wiederholt für beide Seiten genannt, deren Nachprüfung ebenso unmöglich ist wie die Feststellung, ob, wie man jetzt wieder lesen kann, eine Zeitung oder ihr Redakteur im Solde dieser oder jener Gruppe gestanden haben. Es wäre unmöglich, vor Gericht Zeugen für solch eine Behauptung beizubringen. Daß aber mit dem ganzen Apparat beträchtliche Erfolge erzielt worden sind, ist nicht anzunehmen. Wenn in der Schweiz die Sympathie sich der einen oder anderen Gruppe zugewendet hat, so war das andern Faktoren zu danken. Man bewunderte die Ausdauer der Franzosen bei Verdun, das Organisationstalent der Deutschen, die Hartnäckigkeit der Engländer und die Großartigkeit der amerikanischen Vorbereitungen. Die sittlichen Vorzüge und charakteristischen Eigenschaften der beiden kriegführenden Parteien gaben den Ausschlag, aber nicht das, was ihre Werbetätigkeit der Welt vorzumachen beliebte. Eine gut geleitete Propaganda sollte als solche überhaupt nicht zu erkennen sein. Auf die oft an plumpe Bauernfängerei erinnernden Manöver fielen wenige herein. Die Werbetätigkeit und Stimmungmacherei kam schließlich wohl einzig und allein mit den obenerwähnten Ausnahmen den überzeugten Anhängern der eigenen Sache zugute und war demnach für keine der beiden Mächtegruppen von faktischem Nutzen. Jedenfalls hat der Kapitalaufwand in einem riesigen Mißverhältnisse zum erzielten Erfolg gestanden.

Digitized by Google

Die Dichtung der deutschen Schweiz und der Weltkrieg.

Von Robert Faesi (Zürich).

Das kriegführende Deutschland war zu sehr mit der Selbsthilfe in eigener Not beschäftigt, als daß es Muße gehabt hätte, auf jenen unscheinbaren Fleck Erde, den der Krieg gleichsam zu überschwemmen vergaß, hinzuhorchen, ob dort Stimmen der Gunst oder Gegnerschaft sich erhöben. Die lärmenden Kehlen sind aber nicht die reinsten und haben sich oft am schnellsten erschöpft. Die Zeit dürfte gekommen sein, wo nun auch die beseelteren Stimmen Gehör finden. Wir möchten, daß das Ausland einen Blick statt in die Zeitungen in unsere Herzen würfe, nicht weil diese besser wären als andere; ja es gibt vieles zu entdecken, dessen wir uns zu schämen haben. Aber auch manches, das uns rechtfertigt und, was wichtiger ist, das Trost und Verheißung bietet und zum Wegweiser werden kann. Denn wenn wir nicht besser *sind* als andere Völker (Gott bewahre, — nein, er befreie uns von der schändlichen Seuche der Selbstgerechtigkeit) so *steht* es doch um uns besser, vermöge der Schicksalsgnade, daß wir — bis jetzt, denn noch ist nicht aller Tage Abend — verschont geblieben sind. Der Notwehr und Kampfesleidenschaft entrückt können wir eine andere und eigene Geistesverfassung haben; es blieb uns Zeit und Spielraum uns zu besinnen, unsere Gedanken und Gefühle zu sammeln. Wir hatten wenigstens die Möglichkeit, „au-dessus de la mêlée" zu stehen.

Daß wir als Volk von diesem unserem Vorrecht genügend Gebrauch gemacht hätten, wage ich nicht zu bejahen. Gewiß aber gibt es einzelne Geister, die es in leidenschaftlicher Hingabe an die Gerechtigkeit taten, und nicht zuletzt unter unseren Dichtern und Schriftstellern. Dichter sollten doch das Herz ihres Volkes, sollten diejenigen sein, die ergriffen sind von den Ereignissen, und zugleich die, welche andere ergreifen wollen, weil sie auch, in edlerem Sinn als die Presse, zum Mund ihres Volkes berufen sind.

Wenn aber der Krieg in keiner Literatur wirklich Großes und Dauerhaftes bisher gezeitigt hat, so ist das auch in der Schweiz nicht zu erwarten. Unter unseren paar Millionen Seelen können der starken Begabungen nicht allzuviele sein, und unter ihnen wieder sind nicht alle berufen, politischem Empfinden, und wäre es auch im weitesten Begriff, Worte zu leihen. Es zeugt nicht gegen unsere Dichter, daß sie fast ausnahmslos jene hurtige Anpassungsfähigkeit vermissen lassen, die darauf erpicht ist, um jeden Preis zeitgemäß zu bleiben.

Die Aufgaben, die sich der kleinen Schar der Schweizerdichter durch den Krieg auftaten, sind mächtig, einzigartig und über ihre Kräfte. Plötzlich sahen wir uns der ganzen Kulturnachbarschaft gegenüber als eine winzige Minorität von Zuschauern der ungeheuren Weltereignisse in eine Ausnahmestellung gerückt; und dieses Zuschauertum ist eine Haltung, in die sich Volk und Dichter zuerst hineinleben mußten, — selbständig und ohne die uns sonst in allen kulturellen Dingen selbstverständliche Mitarbeit der großen Nachbarn. Wir mußten erst lernen, die Vorteile dieser Sonderstellung zu erkennen und die Nachteile zu vermeiden, aus der Not eine Tugend zu machen. Gerade der Dichter mußte es zunächst als Nachteil und Not empfinden, daß ihm die Anteilnahme des Selbsterlebens nicht aufgezwungen, sondern eher versagt war, daß ihn die Zeit nicht mitriß, sondern hinter sich zurückzulassen drohte. Nicht die schlechtesten, ein Jakob Schaffner etwa, wurden zu leidenschaftlicher Parteinahme darum gedrängt, weil ihrer warmen Lebendigkeit die Neutralität als armselige Gefühlsöde erscheinen mochte. Das erwies sich freilich als Irrtum, Neutralität war

Digitized by Google

nicht nur politisch die einzig mögliche Haltung, sondern eine sittliche Pflicht gegenüber der europäischen Kulturgemeinschaft, und es war schmerzlich, festzustellen, wie oberflächlich der schweizerische Schriftsteller im Ausland nach dem Maß seines Deutschenlobes eingeschätzt wurde.

Wir staunten zu Kriegsbeginn über die Entfaltung von Kraft, Größe und Heroismus; wir maßen diese Kräfte an den unsern und die Augen gingen uns auf über die selbstgefällige Überschätzung, in der wir dahingelebt hatten. Auf einmal und immer mehr wurden wir unserer Schwäche, unserer Versäumnisse bewußt, wie der Bewohner eines schadhaften und verwahrlosten Hauses, wenn es plötzlich vom Orkan gestreift wird. Wir fühlten uns als Nation von außen durch Gefahr und von innen durch Uneinigkeit bedroht; Bangnis und Selbsterhaltungstrieb weckten die geistigen Potenzen und lenkten sie in einem vorerst sicherlich gesunden Egoismus nationalen Aufgaben zu. Man kehrte die Kräfte nach innen und erkannte immer deutlicher, welche Berge da zu bewältigen waren.

Die Schriftsteller als ein Teil des Volksgewissens unterzogen das nationale Verhalten einer gründlichen Revision, und so verschieden ihre Forderungen waren, so einig fanden sie sich in der Erkenntnis, daß eine Erneuerung der Schweiz eine materielle und moralische Notwendigkeit sei. Meist verzichteten sie zunächst auf die poetische Form, um unmittelbar durch die Presse und in Flugschriften zum Volk zu reden; Konrad Falke etwa verschrieb seine Kraft fast ganz der Politik. Leider ist im Ausland nur bekannt, wie Karl Spitteler, der bislang in eigenwilligem Individualismus einsam auf dem Olymp gethront hatte, auf die Rednerbühne niederstieg, mit dem zweifelhaften Erfolg, daß seine beabsichtigte „Kopfklärung", für und gegen die manches vorzubringen wäre, auch reichlich zu einer Kopfgärung wurde, nicht zuletzt, weil seine Rede weniger gelesen und überdacht, als im In- und Ausland von beiden Parteien in oft schamloser Entstellung hin- und hergezerrt wurde.

Zu Unrecht haben die mindestens ebenso bedeutenden Äußerungen vieler anderer Schweizer in Deutschland weit weniger Beachtung gefunden. Auch unter den Berufsschriftstellern machte sich eine Anzahl (eine kleinere freilich als in der Westschweiz) daran, ihre Volksgenossen aufzurütteln und politisch-moralisch zu erziehen: wenn sie auch verschiedene Wege wiesen, so waren sie doch einig in der Forderung einer neuen Schweiz. „Die neue Schweiz" betitelt sich denn auch der umfassendste, am tiefsten schürfende und auf die Jugend am stärksten wirkende Reformversuch dieser Art, das politisch anfechtbare, aber von tolstojanischem Gewissensernst getragene Buch von L. Ragaz.

War die Schweizer Literatur in den letzten ruhigen Zeiten eine Gau- und Lokalliteratur gewesen, darin die Kantonsfähnlein in allen Farben flatterten, oder gar der Gockel auf dem Kirchturm den Ton angab, so wurde nun plötzlich das weiße Kreuz im roten Feld aufgepflanzt und erhielt im scharfen Atem der Zeit soviel neues Leben, daß man sich kaum genug wundern konnte, wie wenig man sich vor dem Krieg um die doch wahrhaft nicht einfachen Probleme unserer vielsprachigen, vielstämmigen Staatsgemeinschaft gekümmert hatte. Der Patriotismus war wieder eine wirkliche Macht geworden.

Im Mittelpunkt dieses vaterländischen Empfindungsaufschwunges stand das Heer, ja es wurde zu einer Art Sinnbild der Eidgenossenschaft, und ein Gefühl instinktiver Dankbarkeit für unser Wehrwesen stellte dieses eine Zeitlang in den Brennpunkt des literarischen Interesses. Aber wenn schon die militärische Dichtung der kriegführenden Staaten wenig reife Früchte trug und zum Tum-

Digitized by Google

melplatz der Dilettanten wurde, so war es mit der unseres friedfertigen Vaterlandes nicht besser bestellt. Unsere Rüstkammerpoesie, die sich schon vor dem Krieg waffenklirrend auf Tell berief und mit jahrhundertfernem Waffenruhm brüstete — „Laßt hören aus alter Zeit von kühner Ahnen Heldenstreit" — die erschien denn doch allzu antiquiert, die Verse Gottfried Kellers mochten einem einfallen, „Und jeder, der nur einen Streich geschlagen, ist nun ein König von lebend'ger Ehre, — Was soll ihm unser Singen noch und Sagen?"

Angesichts des heroischen Epos' der kämpfenden Nachbarheere gab unsere schweizerische Grenzwacht einen recht bescheidenen und mageren Heldengesang. Denn nach dem ersten Gefühlsaufschwung in drohender Gefahr zeigte es sich, daß des Schweizersoldaten oberste Tugend eine recht unscheinbare war, nämlich Geduld in der einförmigen und trübseligen Alltäglichkeit eines Dienstes, dessen Notwendigkeit sich gegenwärtig zu halten darum so schwer war, weil kein sichtbarer Gegner sie einem vor Augen führte. Es liegt in der Natur der Sache, daß unsere Soldatenpoesie dann am echtesten und erfreulichsten wirkt, wenn sie es vermeidet sich aufs hohe Roß zu setzen, und schlichte, bisweilen humoristische Töne anschlägt.

Darum trägt das originellste Versbändchen nicht umsonst den Titel: Stille Soldaten". Ohne damit eine literarische Großtat geleistet zu haben, verstand es sein Verfasser, der junge Zürcher Konrad Bänninger, das allereinfachste und allgemeinste Soldatenerleben von der leichten Banalität — die etwa noch Feliz Moeschlins Grenzbesetzungsversen oder Karl Stamms und Marcel Broms gemeinsamem Gedichtbündel „Aus dem Tornister" anhaftet — durch eine kecke und reizvolle Sprache, die sich freilich mitunter ins Gezierte verliert, zu befreien.

Die meisten Beiträge in dem vom Schweiz. Schriftstellerverein 1915 herausgegebenen Sammelbuch „Grenzwacht" bleiben im tagebuchartigen Schildern stecken, ohne zur poetischen Gestaltung vorzudringen. J. Jegerlehners Grenzbesetzungsbuch verfälscht zudem das Bild durch gespreizte Töne. Auch der vielseitige und geistreiche Basler C. A. Bernoulli tat keinen glücklichen Griff, als er das trockene und zähe Kommisbrot unseres Soldatenlebens durch die Sauce einer Romanhandlung schmackhafter machen wollte. Daß sein Buch „Der sterbende Rausch" dennoch aus einem Wettbewerb von Grenzwachtgeschichten preisgekrönt hervorging, spricht deutlich genug für die Sprödigkeit, die im Stoffe liegt.

Immerhin, eine wirklich ursprüngliche gehaltvolle Prosadichtung warf unser Grenzdienst ab. Der „Befreier" des jungen Zürchers Hermann Weilenmann ist ein ungemein frisches, im schönsten Sinn jugendliches Buch und erzählt in einer herben eigenwilligen Sprache von fast militärischer Lakonie. Diesem Dichter, fühlt man, war der Grenzschutz nicht ein populärer Vorwurf, sondern ein bestimmendes Erlebnis der Entwicklung.

Die zahlreichen Vertreter unserer bäuerlichen und bürgerlichen „Heimatkunst", die sich in das poetische Erbe ihrer Stammväter Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller teilen, haben ihre Volksgenossen so nachhaltig in ein verklärendes Licht gerückt, daß ihre Gestalten von den schweizerischen Lesern bequemerweise nicht mehr als ihre Vorbilder, sondern als ihre Abbilder gehalten wurden. Mit Recht ruft darum Eduard Korrodi, dessen „Schweizerische Literaturbriefe" das Verdienst haben, unser Schrifttum zu einer recht notwendigen Neuorientierung anzuregen, man möge nun die Finger davon lassen, die Seldwyler immer wieder zu versilbern, nachdem Gottfried Keller sie doch vergoldet

Digitized by Google

hatte. „Die Weltänderung ist da! Um unserer neuen Gesinnung willen lasset uns Seldwyler gewesen sein." Seiner gerechten Forderung nach einem zeitgemäßen nationalen Tadel- und Strafroman, wie Martin Salander es für seine Epoche war, ist mit bisher bestem Gelingen Jakob Schaffner nachgekommen, der unter allen literarischen Söhnen Kellers dem Vater an kräftig frischer Stimme, hellem und hungrigem Auge und rüstiger Leibesbeschaffenheit am ähnlichsten sieht. An seiner Novelle „Das Schweizerkreuz" wäre zu demonstrieren, wie wir Schweizer im eigenen Hause miteinander ins Gericht gehen. Gegen die verschlafenen Gesichter und breiten Gesäße im Land zieht Schaffner vom Leder, und mit den hellsten Köpfen und wärmsten Herzen unter unseren geistigen Führern kämpft er gegen den Materialismus, die Trägheit, das kleinliche Paktieren, die Schönrednerei und Selbstzufriedenheit als gegen die Krebsübel unseres Volkes an. Er wettert gegen die „billige Selbstherrlichkeit", die sich auf nichts stützt als auf gesunde Knochen, einen mittelmäßig schlauen Kopf und übrigens eine einträgliche Indifferenz oder Neutralität zwischen den widerstrebenden Erscheinungen und Geschäften der großen Welt, und höhnt nicht mit Unrecht „die meisten Schweizer werden schon im historischen Kostüm geboren, mit geschlitztem Wams, Eisenhaube und Hellebarde, und sind dadurch immer durch diverse Jahrhunderte an der gegenwärtigen Anwesenheit verhindert. Ein Volk lebt durch seine augenblickliche Kühnheit und Ehre; die Souveränität ist ein herrliches, aber furchtbares Geschenk". Die Novelle gipfelt in einem schweizerischen Nationalfest; aber die Zeiten seit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" haben sich geändert; strahlt bei Keller echte und stolze Festfreude, so wartet uns Schaffner mit einer scharf gepfefferten Satire auf, und seine kostümierte Helvetia wird zu einem unbeschreiblich lächerlichen Symbol aller Verfälschtheit und Leere unserer nationalen Gegenwart.

Schaffner ist fast unser einziger Landsmann, dessen Darstellung sich ins kriegführende Deutschland selbst, ja bis an die Front vorgewagt hat. Sie durfte es, weil er im Reiche blieb und sein Kriegsleiden miterlebte. Und wenn er uns Schweizern das Vorbild deutscher Tüchtigkeit vor die Nase hielt und leidenschaftlich für die deutsche Sache eintrat, so steht ihm auch die Kritik am gestrigen Deutschland, dessen wahre Größe ihm unter allerlei Schutt der Weltgeschäftigkeit verborgen zu liegen schien, besser an als einem anderen Schweizer. Mitten in der Mobilisation nationaler Kräfte und nationalistischen Geistes mußten uns aber die Augen darüber aufgehen, daß es ja eben das Übermaß von Nationalismus war, welches die Zerstörung Europas heraufbeschworen hatte. Wenn irgend ein Volk, so mußte das unsere sich von dieser gefährlichen Mentalität fernhalten. Vor allem: War es wirklich am Platz, daß auch wir mit dem Säbel zu rasseln begannen, mochte schon dieser Säbel im Vergleich zu dem der Nachbarn an ein Kinderspielzeug gemahnen?

Der schweizerische Militarismus war freilich nicht allzu üppig ins Kraut geschossen. Dennoch machte sich gleich ein Schriftsteller mit Eifer daran, die ihm gefährlich scheinende Saat mit seiner Feder auszuroden. Paul Ilg könnte man unseren einzigen Naturalisten nennen; er ist es so sehr, daß seine Gestaltungskraft eng an die Realität des eigenen Erlebens gebunden ist. Weitaus am besten sind ihm daher seine vier Romane „Das Menschlein Matthias", „Die Brüder Moor", „Lebensdrang", „Der Landstörzer" gelungen, die sich bei näherem Zusehen als die Hauptteile eines autobiographisch fundierten Romanes mit derselben Hauptfigur und einem außerordentlich fruchtbaren und wandlungsfähigen Motiv erweisen. Es ist das Schicksal des sozial von unten kommenden

Digitized by Google

und nur auf sich selbst angewiesenen Menschen, der nirgends eingereiht ist, dem es schlecht geht, der sich durchschlagen muß, in die oberen Schichten vorstoßen, arrivieren, Glück und Macht erringen will, und dem es eigentlich nie gerät. Dieselbe Gestalt, aber ins Unsympathische gewendet, ist der „Starke Mann", der Ilgs Militärroman den Titel gibt. Es ist der robuste, ehrgeizige, rücksichtslose Arrivist einer rohen materialistisch-kapitalistischen Epoche, der Mann mit dem Machtideal, einer der modernen Typen, die durch ihre Existenz und „Geistes"richtung den Krieg vorbereiteten, und wie überall, so auch in der Schweiz reichlich ihr Wesen trieben. Aber indem Ilg gleichzeitig diese Gestalt an den Pranger stellen und den eidgenössischen Militarismus geißeln wollte, vergriff er sich. Denn ein schweizerischer Offizierstypus ist das nicht, und eine sachliche Vorstellung unseres Heerwesens vermochte der dem Dienst persönlich zu fern stehende Verfasser nicht zu geben.

Wir waren vor Jahrhunderten eroberungslustige Raufbolde und Haudegen, bis die Niederlage von Marignano uns zur Besinnung brachte. Der Rückzug, dessen großartige Darstellung von Hodlers Hand. sinnvoll genug, die Waffenhalle unseres Landesmuseums schmückt, war ein Rückzug aus der Weltgeschichte. Mehr und mehr wurde die Losung, sich zu bescheiden, sich nicht in fremde Händel zu mischen. Und die Neutralitätserklärung von 1815 war nur die Konsequenz dieses lange geübten Prinzipes. War dieser Verzicht auf Expansion, Gewalt und Krieg, der aus der Not zur Tugend geworden war, nicht unser Ruhmestitel? Und galt es nun nicht, nach einem Jahrhundert der Neutralität auf dem eingeschlagenen Weg den Völkern mit einem kühnen Schritt wieder voranzugehen, nämlich selbst auf jede Möglichkeit der Gewalt, selbst auf die Defensive zu verzichten? Wäre es nicht unsere Tat gewesen, die einzig große, die das Schicksal uns anzubieten schien, ein Beispiel für den unbedingten Willen zur Friedfertigkeit zu geben, die Waffen abzuschwören und, statt Gewehr bei Fuß, völlig wehrlos zwischen den Kämpfenden zu stehen?

Es entspricht dem Geist der Dichter, sich in gefühlsmäßigem Idealismus über alle Opportunität, ja politische Möglichkeit hinwegzusetzen, und so haben einige, und nicht die schlechtesten, ein Bekenntnis über die Friedensliebe hinaus zum Antimilitarismus abgelegt. Das Tuch mit dem weißen Kreuz im roten Feld verriet im Verlauf der Kriegsjahre die Neigung, sich gleichsam in zwei Fahnen: eine rote und eine weiße zu spalten. Hans Ganz vertritt in der Schweiz am ehesten den Expressionismus und Aktivismus der jüngsten, unruhigen und heftig das Extreme fordernden Generation, der die Kunst zum Mittel ethischer Agitation wird. Sein Bühnenwerk „Der Morgen", hüllt die Tragödie des Völkerringens ins Gewand des trojanischen Krieges. Leider, denn was soll uns Hekuba, was sollen uns Helena und Paris? Stoff und Gehalt sind einander so wenig gemäß, daß sein Gebilde in zwei Dramen auseinanderfällt: Ein konventionelles antikes Stildrama und ein höchst lebendiges Gegenwartstück. Felix Moeschlins „Revolution des Herzens" ist ein Schweizerdrama, über dessen antimilitaristische Tendenz man streiten kann, wenn sie auch sicher der Ausfluß einer reinen Gesinnung ist. Man wünschte nur, daß diese mit der größeren Kunst und Kraft zum dichterischen Ausdruck gebracht wäre, die er seinen Romanen angedeihen ließ. Die Bedeutung liegt nicht in dem, was getan, sondern in dem, was hier gewollt ist. Die Triebfeder des Dichters ist das Bedürfnis nach Erneuerung unseres Volkes und der Völker, und zwar einer Erneuerung von innen heraus, die wahre und fruchtbare Einsicht, die auch Albert Steffen erfüllt: „Nicht die Einrichtung muß geändert werden, sondern die

Digitized by Google

Menschen. Und da muß jeder bei sich selbst anfangen. Denn was frommen Revolution und Umwälzung? So wenig wie einem Kranken, daß er sich unter Qualen auf die andere Seite wälzt, um bald zu erkennen, daß er auch so nicht besser liegt. Die Heilung muß von innen kommen. Und die Menschheit ist krank im innersten Organ, ist herzkrank; darum kann nur eine Revolution des Herzens ihr Genesung bringen."

Wir Schweizer brauchen nicht das nationale Gefühl abzuschwören, um deshalb für die menschliche Allgemeinheit empfinden zu können. Schweizersache und Menschheitssache, Vaterland und Nachbarländer stehen beglückenderweise für uns nicht im Gegensatz, sondern liegen als Kreise konzentrisch ineinander. Wir sind, vermöge unseres starken Heimatgefühls, auch nicht „in Völker zerrissen", wie die vielen unglücklichen Sprößlinge von Eltern aus zwei sich befehdenden Staaten. Charlot Straßer, der Nervenarzt und Schriftsteller, hat das Tagebuch eines solchen Zerrissenen, der, unfähig zur Teilnahme am Krieg, in der Schweiz ein Asyl gesucht hat und tatenlos leidet, vor uns aufgeblättert. Er tat es mit so subtiler und veristischer Seelenzergliederung, daß es mehr den Eindruck eines echten Dokumentes als einer Dichtung erweckt.

August Strindberg erzählt in seinen prophetischen „Schweizernovellen", deren volles Gewicht wir erst heute, nach einem drittel Jahrhundert, recht zu würdigen lernen, die Geschichte eines deutschen Offiziers, der nach dem Krieg von 1870, weil er nicht mehr kämpfen und töten will, Schweizer wird. Seine Frau rät ihm: „Deutsch sein ist mehr als Preuße sein; darum wurde der deutsche Bund gebildet. Europäer sein ist aber mehr als deutsch sein. Mensch sein ist mehr als Europäer sein. Du kannst die Nation nicht wechseln, denn alle „Nationen" sind Feinde, und man geht nicht zu Feinden über .... Es bleibt dir also nur übrig dich zu neutralisieren. Laß uns Schweizer werden! Die Schweiz ist keine Nation." Und eben darum, weil sie nicht eine Nation, sondern eine friedliche Lebensgemeinschaft von Rassen und Sprachen ist, nennt Strindberg sie das kleine Miniaturmodell, nach welchem das Europa der Zukunft gebaut werden wird. Kaum einem von uns Schweizern ist diese Mission, dieses Ideal vor dem Kriege so bewußt geworden wie dem genialen Schweden; aber die von Walt Whitmans starkem gesundem Geist eingehauchten Gedichte des Schriftstellers, Malers und Musikers Gustav Gamper verdienen doch um ihrer prophetischen Vorausnahme willen hier ein Ruhmeswort. „Brücke Europas", das ist ihr Titel und der Name, mit dem der Dichter in einem Blitz seiner Seele die Heimat taufte.

„Vorschreitend zur Völker-Eidgenossenschaft, mein Volk
Dich selber in edle Formen gießend,
Dich selber freudig verkündend!
Liebend die erworbene Heimat,
Kommend aus engem Bezirk in jedwedes Land:
Wahrlich, so lebst Du,
Übst die eingeborene Kraft,
Atmest im All!
. . . . . .
Aufruf wollen wir sein
Für zukünftige Völker-Eidgenossenschaft."

Diese nun schon zehnjährigen Verse Gampers sind heute erst recht ein geistiges Programm der Schweiz geworden in ihrer harmonischen Verbindung des vater-

Digitized by Google

ländischen und des europäischen Gedankens. Freilich dieser Geist der Versöhnlichkeit und Brüderlichkeit, der Freiheit und Verpflichtung ist auch für uns noch eine ideale Forderung, und das Miniaturmodell weit davon entfernt, ein musterhaftes Muster zu sein. Die Ehrlicheren unter uns erkennen: wir liegen im selben Spital krank, wie alle Welt.

Das Bewußtsein, daß wir in einem höheren Sinn als dem politischen unsere Mitschuld an der Kriegskatastrophe tragen, das religiöse Gefühl der Verantwortlichkeit, der Menschheitssolidarität aus dem Mitleid heraus ist bei keinem unserer Dichter so wach und rege, wie bei Albert Steffen, unserem tiefsten, an Dostojewski geschulten Seelenkünder und unbedingtesten Idealisten. Er will durch seine erzählenden Werke ein Weltverbesserer und Seelenarzt sein, durchdrungen von der Not unserer Zeit, die er das finstere Jahrhundert nennt. Der brutale Materialismus ist ihr Gift, daher Verpöbelung, Verrohung, Gewalttätigkeit, Machtsucht. Der Weltkrieg ist ihm nur das Geschwür und der Ausbruch der Krankheitsgifte, fast das Symbol des der Zeit innewohnenden Vernichtungstriebes. „Die Endkatastrophe naht. Aber sie wird nicht im Kriege, sondern nach ihm kommen. Der Krieg ist nötig, damit das Höchste und Niederste sichtbar wird. Keiner hat sich gestanden, daß er zerstörte. — Jetzt ist man gezwungen zu töten. Der Mensch muß wieder einmal an die Pforte des Todes geführt werden, um zu sehen, daß Liebe das Ziel der Erde ist." Dieser Überzeugung entstammt Steffens neuestes Buch, Sibylla Mariana.

Von dem ähnlichen Geist, der unsre junge Lyriker generation bewegt, wird S. Steinberg in diesem Heft einen Begriff geben. Selbst ein Dichter des Mitempfindens, hat er in dem Bändchen Zeitgedichte „Lyrisches Bekenntnis" die eindringlichsten Schweizerstimmen mit denen unserer alten und neuen literarischen Gäste zu einem einheitlichen Chor gesammelt. Übrigens ist bei unsern Gefühls- und Ausdruckfähigsten, S. Steinberg, Karl Stamm, Max Geilinger vor allem, das Zeitgeschehen als Stoff schon nebensächlich, dafür aber zu einer seelischen Neuverfassung sublimiert worden, zu einem vereinfachten, vertieften und erstarkten Menschentum und ins Religiöse mündenden Gemeinschaftsgefühl.

Der Zufall will es, daß diese Seiten an dem Tage entstehen, an dem Deutschland den bittersten Entschluß faßt: den erzwungenen Frieden zu unterzeichnen. Wenn nun auch der Krieg „vorüber" ist, seine furchtbare Wirkung lastet erst recht mit vollem Gewicht und unabsehbar auf der Welt, auf Deutschland zumal. Darum ist es jetzt erst recht not, daß die menschlichen und geistigen Werte, die sich aus dem Qualm und den Schlacken des Höllenkessels zur reinen Flamme der Dichtung klärten, ihre Wirkung tun.

Wir Schweizer möchten mit dem Besten unseres Geistes helfen, dem vor allem, dem wir unsere größten Kulturwerte verdanken, und der jetzt am tiefsten darniederliegt. Wir fühlen uns dem tragischen Deutschland innerlich näher als dem triumphierenden, und wir blicken mit Schmerz und mit der beschämten Ehrfurcht des Glücklichen zu dem Schicksalsgetroffenen hinüber.

Auch jetzt, glaube ich, ist es kaum unsere Sendung, den frohlockenden Ungeist der Gewalt und Rache anzuklagen, zu richten und zu bekämpfen, wobei man so leicht von der Ungerechtigkeit und dem Haß, den man ausroden will, selbst angesteckt wird; — hasse, wer muß, liebe, wer kann! — sondern auch an Deutschland tun wir einen besseren Dienst, wenn wir die schwer bedrängte Idee der Versöhnung Europas und der menschlichen Gemeinschaft in unseren Marken zu schützen versuchen.

Digitized by Google

Das lyrische Bekenntnis der Schweiz.

Von Dr. S. D. Steinberg (Zürich).

Wohl keine Kunstform ist in ihrer allerletzten Bedeutung so sehr intimes Bekenntnis wie das Gedicht. Trotz Vers, Metrum und Reim, die es der Freiheit des ungebundenen Lebens eigentlich entfremden sollten, ist es dennoch klarer Spiegel persönlichsten Erlebens und Widerspiel der Welt. Es umschließt das Ich, seine Gefühle und Gedanken und es umfaßt auch in weitergeschwungenem Kreis die ganze bunte Außenwelt.

Dann aber wächst es wieder jäh aus diesem engern Bezirk hinaus, umschlingt viele Menschen, Dinge und Ereignisse, wird historisch und politisch, flammender Aufruf und Protest: Zeitgedicht. Was war uns vor dem Kriege die Zeit? Wanderung durch aufgeblühte Gärten der Erde, Hinbeugen zur Geliebten, kühler Trank aus funkelndem Becher, Gespräch mit dem Freund, Vogelgezwitscher im sommerlichen Wald. Flucht aus der Zeit war das Gedicht. Die Welt sollte hinter uns versinken; was kümmerten uns jene, die über grüne Tische gebeugt, Völkerschicksale bestimmten; was waren uns jene, die aus Fabriken und muffigen Stuben nach Sonne riefen und Worte schrien: Gleichheit, Gerechtigkeit. Unsere Dichter wanderten zur Schönheit — wir wollten mitwandern.

Wohl gab es einen Gottfried Keller, der Worte aus der Zeit und in die Zeit gesprochen hatte, aber wir schwangen nicht mehr mit, wir liebten den Keller des Abendliedes; Landschaft und Ich, das waren die Pole, zwischen denen das Leben im Gedicht spielte. Ein paar Jahre vor dem Kriege klang aus den Ländern um uns ein neues Lied herüber. Die Dichter proklamierten Überwindung des Ich, Flucht aus dem engen, eigenen Haus in die Welt wurde verlangt. Brüder und Schwestern rief man an. Aufrütteln sollte der Dichter, sich lösen aus der Erstarrung im Individuellen, Helfer sein, Zeitempfinder. Man wies auf den Belgier Verhaeren hin, man griff zurück auf den großen Amerikaner Walt Whitman. Werfel, der Junge, brauste auf. Dann brach der Krieg aus. Wiesen und Wälder versanken, das romantische, liebende Ich zerbrach. In allen Sprachen bejubelten und beklagten, priesen und verfluchten die Dichter das blutige Ereignis, das unsere Erde überfiel. Und auch von unserer winzigen schweizerischen Insel, mitten im Blutmeer, klang dichterischer Ruf hinaus in den Tumult der Zeit. Nicht Jubel beschwang diese Verse, keine Begeisterung ließ rauschende Fahnen fliegen. Trauer dämpfte diese Gedichte und Mitleid vertiefte sie. Ihr Aufruf heißt: Mensch! Sei Mensch!

Vier junge Schweizer Dichter mögen hier Zeugnis ablegen von diesem Geist.

Karl Stamm ist am 21. März dieses Jahres, noch nicht dreißig Jahre alt, an den Folgen der Grippe gestorben. Zwei Bände Gedichte hat er hinterlassen. Der eine, „Das hohe Lied", erschien geschmückt durch Zeichnungen von Freundeshand vor einigen Jahren. Der zweite Band kam im letzten Dezember heraus, er trug den Titel „Aufbruch des Herzens". Ein drittes Buch, das er zusammen mit Marcel Brom, einem ebenfalls Verstorbenen herausgab, entstand in der Zeit des Grenzdienstes, „Aus dem Tornister".

Aufbruch des Herzens — diesen Titel kann man über das jäh abgebrochene Werk des Dichters schreiben. Er war der Dichter des Ich, Verkünder des eigenen Herzens, Gestalter persönlichen Erlebens. Aber diese Persönlichkeit war nicht losgelöst von der Welt, dieses Ich war nicht verschalt gegen die Gemeinschaft. Das Herz des Dichters wurde zum zuckenden Herz der Welt und alle

Digitized by Google

Wirrnis und Not brannte dieses Herz aus. „Irrfahrten des Gefühls, des Bluts Verwirrung" glühten es rein.

Ich juble mich an alle Dinge hin,
Ich bin so froh, ich weiß nicht, wer ich bin,
In jedem Baume fühl ich mich befreit,
Im fernsten Berg schwing ich Unendlichkeit,
Im letzten Menschen darf ich Lächeln sein,
In jedem Blick gebär ich mich hinein,
Ich schäm mich nicht, erkenn ich mich im Tier,
Auf allen Wegen rings begegn' ich mir.

Stamm spaltet sein Ich, er teilt es aus, er verschenkt sich, er lebt in allen Dingen und stirbt in jeder Kreatur.

Dies war sein Gebet:

Ich bin mein Weg. Es geht nur über mich,
Will tragen, der Entsagung strengen Bann,
Will meinen Nächsten lieben wie mich selbst,
Doch gib, daß ich mich selber lieben kann.
Will mich im andern lieben, mein Gesicht
In seinem Antlitz fordern, daß sein Bild
Die Züge eines stillen Glückes trage.
Sein Geist sei heiter und sein Auge mild.
So bin ich selbst geborgen, darf bestehn.
Und meine Liebe ist mir heil'ge Pflicht.
Ich nähre mich von ihr, ich schenke wieder,
Ich trinke Licht aus singendem Verzicht.

Spiegelung der Welt im eigenen Herzen, das war die Dichtung Stamms. Und ihre Sprache, wohl abgestimmt durch innern Rhythmus, leuchtend in der Schönheit der Worte, war dem Gehalt konform: rein, klar, einfach. Die schweizerische Literatur verlor in Karl Stamm eine ihrer reichsten Hoffnungen.

Robert Faesi, der Dramatiker und Essaist, gab einen einzigen Gedichtband heraus. „Aus der Brandung" nannte er sein Bekenntnis.

Vor dem Kriege waren die Begriffe: Vaterland und Menschlichkeit selbstverständlich wie das runde Auge, durch das man sieht. Wer sprach von Menschlichkeit, vom Vaterland? Man wußte es: Du gehörst einer Heimat, einem Lande, das verträumt zwischen Bergen liegt, nein: man wußte, die Heimat gehört dir, du bist ihr stolzer König. Da brach Not über uns alle herein; aus Königen wurden Diener der Heimat. Das schwache Gefühl, das man als Liebe gedeutet hatte, schwoll auf, riesengroß, wie ein Strom, der die Ufer überquillt — und ward erst Liebe. Und die Menschlichkeit, jene Empfindung zu allen, zu den Millionen um uns, zu den Menschen der tausend Länder und Städte zerbrach in diesen ersten zornigen Tagen wie unnütze, dumpfe Spielerei eines Träumers. Nur wenige hatten die innere Größe, in der ersten Stunde der Not sich zurechtzufinden. Sie gewannen sich die Heimat, ohne die Menschlichkeit zu verlieren, sie errangen letzte Menschlichkeit, ohne die Heimat zu verraten. Aber auch uns Neutralen war es nicht leicht, in der zerstörten Welt heimzufinden zur Liebe. Die Gefühle sprangen gespaltet auseinander, das Denken zerrann, wie ein tausendarmiges Gewässer uferlos und nach allen Seiten. Der Boden wankte erschüttert unter den Füßen. Dann aber nach dem ersten betäubenden Ansturm erwachte man neu zu liebender Menschlichkeit. Es wuchsen ihr neutrale Verkünder auf. Robert Faesi ist einer ihrer ergreifendsten geworden. „Aus der

Digitized by Google

Brandung", dieses Heft Zeitgedichte eines Schweizers ist das Dokument einer tiefen Liebe zur heimatlichen Schweiz, und über diese engeren Grenzen hinaus, zu Europa und zur Welt geworden.

Brandung blutiger Flut schlägt rings uns entgegen.
Über den Wassern der Not ist Sturm ausgespannt:
Bollwerk, biete Trotz um mein Inselland,
Steine, haltet stand den Wellenschlägen.
Aber horch: in den Wellenschlägen
Pocht der Menschheit Herz hoch im Fieberbrand,
Pulst und pocht und schreit an unsere Wand.
Herzen ihr im Land: seid nicht Stein! laßt euch bewegen.

Das ist das kunstvoll fugierte Thema der Zeitlyrik Robert Faesis: „Biete Trotz — Bollwerk! Herzen im Land, seid nicht Stein!" — Erschüttert sieht der Dichter in die friedliche Schönheit der heimatlichen Landschaft: Aufglänzt, durch windgewiegtes Treiben: Seeblau und Sonnengold und ferner Silberschein. Und Haus und Rebe, Welle, Wolke, weiter Wind sind mein! Und sein Mitleid mit allen jenen, denen nur ein „Schacht im fremden Grunde" heute die Heimat ist, wächst zu tiefer Klage. Sein Wort springt gegen die Satten, die Schlafenden, die das Glück des Friedens mit kühler Gewohnheit hinnehmen, wie wenn es so sein müßte — gegen die Schwätzer, Selbstgerechten und Feuerleger, die Versucher und Schmeichelfeinde; und dann wieder schmiegt es sich weich und warm der Heimat an, liebkost das väterliche Land, mahnt ernst und gütig: „Sei auf der Hut: dein Glück ist glatt und gläsern."

Noch steht um dich des Friedens große Stille
Wie eine Pause auf des Schicksals Frage.
Füll sie mit Selbstschau, Selbstgericht, o fülle
Hoch bis zum Rand die kostbar kurzen Läufe,
Und speichere Kraft und mehre, türme, häufe!
Und dunkeln drohend deine lichten Tage,
Mein Volk, steh Antwort: Schicksal, ist's dein Wille.
Ich bin bereit und reif, daß ich es trage!

Die Gedichte Faesis sind schweizerisch in ihrer Empfindung. Aber auch viel mehr als schweizerisch sind sie; sie umspannen eine weitere Welt der Gefühle: Mitleid mit allen jenen, die in der Flammennot des Krieges standen, Anklage gegen Europa und seine Verführer, mitempfundene Schmerzen einer ganzen Welt vertiefen diese formschönen, sprachgewaltigen Verse und überschatten ihre klare Schönheit.

Max Geilinger ließ im Jahre 1910 seinen ersten Gedichtband „Schwarze Schmetterlinge", ein poetisches Tagebuch, erscheinen. Es zählt 120 Seiten und enthält gegen hundert Gedichte. Neun Jahre später kommt sein zweiter Gedichtband heraus: „Der Weg ins Weite". Er ist 50 Seiten stark und umschließt 27 Gedichte. Aus dem umfangreichen Werk klingen Reim und Vers, aus dem schmalen steigt erschütternd die Stimme eines Dichters hoch. Ein Wachstum kaum glaublich im Ausmaß, vom blassen Poeten zum gestaltenden Dichter, hat sich vollzogen, ein Weg, kaum ausdenkbar in der Weite, vom Überlieferten und Übernommenen zu sich selbst zurück ins eigene Herz und von hier aus wieder hinaus zur Gemeinschaft. So ist der Titel des zweiten Buches mehr als Zufall, mehr als gut gewählte Überschrift: er ist wahr. Er ist Gleichnis des Inhalts dieses Buches und Gleichnis der Entwicklung seines Dichters, Ausdruck seines künstlerischen Temperamentes und seines Willens und Symbol seiner Entwick-

Digitized by Google

lung. Vom begrenzten Ich weg führt dieser Weg heraus zur Gemeinschaft, aus dem Kreis des lyrischen Gedichtes heraus zu der ewigen Ballade der Natur und des Allgemein-Menschlichen. Erregte früher Erlebnis der Liebe nur leicht die glatte Stille seiner Gefühle, so wühlt jetzt ein kosmischer Sturm sie auf, zu turmhohen Wellengebirgen und spaltet sie wieder in den zerrissenen Abgrund von Tälern und Schluchten. Die Umwelt spiegelt sich hell und dunkel, mit Wäldern und überrauchten Städten, mit Menschen und Tieren, mit Not und Freude in seinem Herzen und strahlt geläutert und gefaßt aus ihm zurück. Dieses ist seine Dichtung.

Verhaeren, der ewige Mitleidende, der große Ankläger und Aufrüttler, ist sein herrlicher Bruder; Whitman sein großer Vater. Auch Geilinger leidet mit den Enterbten und Müden, auch ihm wird das Meer und der Himmel, Wind und Wolke, der Tumult der Straße und die Stille abendlichen Waldes ewiges Gleichnis der Zeit, auch er schreibt Verse hin, die Verhaeren geschrieben haben könnte:

Ob du es, Menschheit, selber nicht verstehst,
Ich ehre dich, ehre den Gott in dir,
Wenn du ausschreitend zur Arbeit gehst.

Ausschreitend — so ist das Gedicht Geilingers, und dieses stürmische Empfinden der Zeit und ihrer Probleme, der Natur und des Menschlichen, bestimmt den Rhythmus und die auftrotzende Form seiner Gedichte. Ein machtvolles, inneres Klanggesetz beherrscht sie, ein fast romanisches Pathos beschwingt diese in der gegenständlichen Trotzigkeit ihrer Bilder so alemannischen Gedichte hymnisch. Er spricht mit der vollen klingenden Stimme eines, der zu vielen redet. Wodan singt — so heißt eines der Gedichte und es klingt mit der Strophe aus:

Ihr aber tanzt! Hat euch Sonne versengt,
Fühlt, die gekühlt ihr im Sturmwind entschwebt,
Daß euch wie stets jenes Leben umfängt,
Formen wechselnd, das ewig lebt.

Wodan — das ist der Dichter.

Konrad Bänninger gab einem seiner Gedichtbände den Titel „Weltgarten". Die Überschrift ist auch hier bekennendes Gleichnis des Inhaltes und des Willens des Dichters. Naturempfindungen will er geben, aber nicht ein Stück schöner Heimat wird besungen, es wächst unter seinen beschauenden Augen zum Kosmos, es dehnt sich zum „Weltgarten". Mit Grenzdienstversen begann Bänninger. „Stille Soldaten" heißt das kleine eigenwillige Buch. Der „Weltgarten" ist weiter im Gefühl, umfassender in der Betrachtung. An See und Wald und Wiese und Tier gewinnt Bänninger das Gleichnis des Ewigen. Im dürren Stab zwischen seinen Händen rauscht ihm der ganze Wald wipfelschwankend entgegen. Nicht immer kristallisiert sich das Gedankliche zum klaren Bild, oft bleibt das Symbolische dunkel und wächst nicht ins Auge und Herz. Aber dieses scharf beobachtende, sprachlich so reiche Talent singt ein eigenes Lied und seine Stimme verleiht dem Chor der schweizerischen Lyrik einen eigenartigen Reiz.

Um das Bild zu runden, müßte man Max Pulver, Charlot Straßer, Hans Ganz und Siegfried Lang in den Kreis dieser Betrachtung ziehen. Auch sie haben im Gedicht Bekenntnis abgelegt zur Heimat und über diese hinaus zum Menschen; auch sie erhoben die Stimme, um die ewig erdrosselte, ewig wieder aufblühende Idee der Menschlichkeit im Gedicht zu verkünden. Der zugebilligte Umfang dieses Aufsatzes erlaubt uns aber nur ihre Namen zu nennen. Und diese Betrachtung wollte ja auch nicht Geschichte der jungen schweizerischen Lyrik geben, sie wollte nur den Außenstehenden etwas von ihrem Geist erzählen.

Digitized by Google

Zeitgefahr der Künstler.

Was bedeutet denn heute noch ein Bild — eine Sonate oder gar ein Gedicht? Es verändert die grauenvolle Wirklichkeit nicht. Aus der Ohnmacht des Momentes hätte mich das Manifest einer Diktatur der Künstler nicht verwundert. Sie — die innern Führer der Menschheitsseele, stehen wie Kinder abseits von den großen Entscheidungen der in der Außenwelt gewandt Erwachsenen. Am grünen Tisch zu Versailles entspringt wohl kein einziger Gedanke, der sich an den Brüsten ewiger Kunst einst nährte. Weltänderung heißt Umbau zartester Säfte im Einzelmenschen — in einer Tiefe, wo das Gedächtnis den Meisten erblindet — ist Geheimnis mehr als der Tanz von Elektronen im Straßenstein. Wo der Sturm der Empörung braust, verdecken Wolken von niederen Affekten die Gestirne geistiger Welt. Die Kunstwerke sind den Massen noch so fern und unwahr, aber schön und unverbindlich wie das Glitzern der Millionen Fixsterne. Und einmal wird klar: Kunst bedeutet höchste Wahrheit für alle, da sie Erkenntnis des Gefühls ist, eine Erkenntnis, die keinen Feind kennt.

Der Künstler wächst selten ein Individuum. Er birgt in sich ein Stück Menschheit — noch unreife Anlage —, das er lebendig erlösen muß zur erhaltenden Klarheit. Deshalb reißt in ihm die Revolution, sie packt ihn an: seltsam nah wird sein Gattungsbewußtsein durch die emporstrebenden Massen des Proletariates erweckt. Sein Ich wird heftiger erschüttert durch grausames und zugleich fruchtbares Chaos der Schöpfertriebe, die vor jäher Lust angewandter Werktätigkeit ins Leere zucken. So mächtig rufen Not und sittlicher Wille des Tages, daß der Künstler an seiner zuverlässigen Selbstbesinnung zweifelt. Wie viele müssen gerecht, aber unbequem ihre Lebenserwartung umdenken, den Weg ihrer Bestimmung so ehrlich wie nie zuvor aufsuchen. Ahnen sie doch, daß im Sturm dieser Zeit nur der Wahrhaftige ausdauern kann — der kleinste Geist besitzt unumschränkte Kräfte zur persönlichen Wahrhaftigkeit, er lernt sich kennen und bescheiden im Kampf mit der Totalität, heute jedem Munteren vor Augen tägliches Geschehen. Als für viele die scheinbare Ordnung der Wirklichkeit sich zersetzte, das Chaos mitströmte in die Handmuskeln des Malers, die Feder des Schriftstellers, die Sprache sich öfters entstellte und die Wunden ihrer Autoren willenlos verriet — da aktivierte sich die Kunst selbst aus einem Krampf des Gewissens. Eine Ahnung war Ursache vielleicht: daß die Kunst in Jahrtausenden erst die Menschheit lenke, wie das Samenkorn den Bau der Pflanze. Zuchtwahl von innen, im Samenkorn ausgemacht, nicht von äußerer Hand. Wohl hat der Weltkrieg den Sinn einer fortschreitenden Menschheit vervielfältigt und getrübt, zugleich aber diese Frage ewig-schärferer Beobachtung überbunden. Wir werden gezwungen, den Glauben, wenn er noch flammend sein soll, zu bescheiden auf sichtbare Ziele der Menschlichkeit — öfters fern der Politik — abgeneigt aller begrifflichen Denkerfüllungen. Wenn die Revolution der wirtschaftlichen Gleichheit und Freiheit über Europa sich ausbreitet — was bringt sie dem Künstler? — Sie wird ihn vergessen, denn seine Werke sind nicht vorweisbar wie Muskelkraft — die Kunst ist ohne Ziele, die Zeitungsleser verstehen. — Sie ist keine Macht, die man fürchten muß, denn sie spricht durch Schönheit des Wahren zum Gewissen — jenseits alles Gewalttätigen. Wahrheit durch Schönheit erkennen, heißt, sie dem Elendesten notwendig machen. Die Schönheit ist der letzte Arzt vor jedem Untergehen. Wahrheit erzwungen durch langsames Wachstum des Gewissens — an ethische Revolutionen glauben nur die Philister der Bildung, die sich am Erwachen des Verbrechers sonnen in eigener herrlicher

Digitized by Google

Angepaßtheit an die Zeitströmung. Und wie wenig umfassende Gewissen atmen heute. Wie wenige, die das Gesetz tatsächlicher Entwicklung kennen. Sollte sich der Glanz einer neuen Gerechtigkeit über die verwundeten Völker ausgießen und richteten sich jene Dämme der Gesetze auf, die für immer die Brandung der Kriege meisterten: wir jubelten gläubig höherer Zukunft auf, um in der gleichen Minute gefaßt zu sein: Uns zu wundern mit ungeheurem Gespanntsein, wie der neue Geist in die Seelen der Massen bringt, Wurzel treibt, sich auswirkt von Mutter zu Sohn und Tochter, von Braut zu Bräutigam, vom Intelligenten zum Unbegabten um — das unendlich Böse in neuer Gestalt zu entdecken und anzuklagen. Wir Künstler kennen den Urgrund der Kriege und Umstürze, wir müssen dort als Taucher lange heimisch sein können, um die Blüte des Neuen aus ältestem Erbe in uns reifen zu lassen. Je höher der Baum sich zur Sonne reckt, desto tiefere Wurzeln wächst er in die Breite der Erdnacht. Wir wissen auch, noch viele Jahrhunderte marschiert das Verbrechen im Zug der Menschheit mit. — Wir sind das wache Gewissen — ziellos; denn unser Gewissen tötet ohne Urteil, was sich in Jahrtausenden als schlecht zeigte. Wir ruhen nicht bis Christus die Strafgesetze erlöst hat durch die Intelligenz heilender Bildung. — Strafe und Opfer verschwinden aus dem öffentlichen Leben in die Seele des Betroffenen und mit schwerer Erbschaft Beauftragten. Die Guillotine aber bleibt eine Verlegenheitspose des Masseninstinkts — moralische Notzucht. Revolutionen scheinen noch Notwendigkeiten, weil die Menschen selbst einander knechtische oder tierische Zustände bereiten und das Leid nicht gleichmäßig ertragen wollen. — Für uns sind sie nicht wichtig, wir messen die Erziehung des Menschengeschlechts nach geologischen und astronomischen Zeiten besser als nach Daten der Geschichte — zu oft bleibt Geschichte überhaupt Privatglaube. Weil wir die einzelnen genau und allseitig im Gefühl erforschen und gestalten müssen, glauben wir nicht so stark an schnelle Veränderung der Massen durch politische Bildung. Sie ist vorläufig Übung zu umsichtiger Verantwortung — verblutet noch am Egoismus der Parteien. Indem wir Weitblickendes ausüben, hassen uns die Fortschrittler als Skeptiker, indem wir den Ideen der Tat zur Gestaltung helfen, hassen uns die Reaktionäre, indem wir den Sieg des Geistes über die Materie mitleidslos erkämpfen wollen, hassen uns die mächtig Besitzenden, ohne es vielleicht zu wissen, ohne zu ahnen wie mancher Mäzen zarter Seele Sklavenhalter wurde.

Da die Würde der Menschheit so geschändet wurde und wird wie heute, kann das politische Schlachtfeld zum Kampf der Weltanschauungen werden und der Schrei des Tages, die gerechte Empörung der Unterdrückten, die fatale Wut der Unbegabten, bannt den Künstler und verleitet ihn unmittelbar Gestalter an der Wirklichkeit selbst zu werden. Aber wohl mit wenig Ausnahmen bleibt er im Gebiet der Politik ein Dilettant. Sein Aktionswille ist gelähmt durch die Wucht sorgfältigster Erfahrung. Sein weites Gewissen läßt die Glut enger Kampfesworte schon auf den Lippen ersterben. Und ohne äußerste Beschränkung der Interessen scheint heute kein zielender Erfolg möglich.

Wie war es denn und wird es: Die Schwachen und Verwundeten, die plötzlich Tatdurstigen wurden von den Wellen der offenen Politik fortgerissen — triebhaft mitfließend — sie schlugen mit die Trommel der Manifeste und beteuerten Schlagworte, die sie einst vornehm belächelten, als das Volk noch kein Erlebnis war. Im uferlosen Drange schneller Verbrüderung — als könnten sie die Schuld von Jahrhunderten in kindlichem Ungestüm und strahlender Reue in einem Monat begleichen — verloren sie ihre Kräfte in Versammlungen und

Digitized by Google

Zeitungen, ohne ein Werk ihres Mühens sich erheben zu sehen. Wen das Weltgewissen so ergriffen hat, daß es ihm gleich in die Muskeln fährt, der besitzt ein schwaches Großhirn — aber ein ehrliches Rückenmark — er ist kein Künstler mehr. Wen die Einsicht zum plötzlichen Anderssein in einen politisch Gläubigen verwandelt und zum Tageskämpfer macht — er ist kein Künstler mehr. Die Größe des Massenimpulses wütet auch in den lebendigen Symbolen des Künstlers und im stillen hat er oft die Verwechslung von ekstatischem Anreiz und innerem ehrlichem Mit-Reifen belächelt. Wer aber die Saaten seines Unbewußten verblüht hat und befreit zur Wirklichkeit hinanstürmt, der muß sich dem öffentlichen Leben stellen — als werktätige Geisteskraft.

Schon sind in der Empörung gegen die alte Gesellschaft einige Edle gefallen — auserlesene Geistige sind unter den Kolben der Soldateska entleibt worden. Der Künstler hüte sich vor dem Feuer des Absoluten. Es schmiedet seine ganze Lebensrichtung zur schwertscharfen Idee, die den Träger im Widerspruch zum Stand der Entwicklung, die er im verengten Blick nicht mehr wahrnimmt, erschlägt. Wer sich hier opfert, muß von letzter Wahrheit erleuchtet handeln — sonst verdirbt er den Überlebenden den Sinn des Weltgewissens. Wie leicht verführt der Einseitige durch eine scheinbar reine Tat.

Wen aber das Weltgewissen zu zerreißen droht, den bitte ich nicht an der Plötzlichkeit moralischen Größenwahnes zu leiden, sondern seine Liebeskräfte im allerkleinsten Kreise zu erproben, dann findet er die Harmonie seiner dämonischen Gründe wieder. Seine Weltferne ist nur scheinbar: der Künstler war von jeher der ewige Revolutionär, er arbeitet, die Erbschaft des Bösen zu erlösen im weitesten Verstehen. So gilt die Kunst eine älteste bewegende soziale Kraft, die jeden heilt, der sich — sei's selbst nur aus träumendem Tasten — entwickeln will.

Die Kunst wird die Religion des neuen Europa. Als innigste Sprache letzter lebendiger Deutlichkeit versöhnt sie die Völker zuerst. Vielleicht ist sie ein Jungbrunnen darin der Schöpferwille irdisch flutet. Was anderes macht uns das Dasein aufleuchten, was anderes entzückt aus tiefstem Schmerzen als das Gefühl, das zu den Nerven leitet, die sich dunkel erinnern der Hände Gottes am siebenten Tag?

Wenn sich die Menschheit selbst begreift durch die Arbeit der Künstler und sie es schaffen, daß kein Unglücklicher mehr stumm bleibt, die Mörderwerdenden sich selbst vor den Bildern schöner Wahrheit entdecken, begreifen und sich laut bekennen, man solle ihnen helfen zur Herrlichkeit guten Lebens — dann reicht der Beruf des Künstlers nah an seine Erfüllung. In tausend Jahren schon wird man uns Recht geben, daß die Kunst der gestaltende Arzt der Menschheit werden muß. Heute aber wollen wir sein: die furchtbaren Wächter der Menschlichkeit. Jenseits aller Gewalt baut unser zartester Geist wärmende Wahrheit. So nährt die Kunst — die große Mutter — alle Kämpfenden.

Hans Ganz, Zürich.

Schlummerlied.

Die Nacht herauf am Himmel zieht.
Wird jede Mutter leises Lied.
Mit jedem Ton geht still und rein
ein Kind in seinen Himmel ein.

Und wo nur eine Mutter ist,
behütet liegt ein kleiner Christ.
Wie lächeln alle Mütter fein,
denn jede darf Maria sein.

Karl Stamm †.

Digitized by Google

Aus dem Kunstleben der Schweiz.

Ihre größte Kraft hat die Schweizer Kunst im Frühjahr letzten Jahres verloren: Ferdinand Hodler. Aus mehreren Monumentalaufträgen ist er hinweggestorben, fünfundsechzigjährig. Die größte Ehrung, die ihm noch zuteil geworden ist, war die prachtvolle Ausstellung zu seinen Ehren in allen Räumen des Zürcher Kunsthauses im Sommer 1917 gewesen, etwas, was in diesem Umfang und in diesem Glanz nie wiederkehren wird. Um so bedauerlicher war es, daß durch die kriegerischen Verhältnisse der Besuch von seiten auswärtiger Kunstfreunde naturgemäß nur ein beschränkter sein konnte, daß somit gerade nicht oder nur sehr unvollkommen zustande kam, was so dringend nötig gewesen wäre, nämlich, daß das Ausland, soweit es überhaupt für eine so eigenmächtige Kunst wie die Hodlers in Betracht kam, also die deutschen Kunstkreise vor allem, auf Grund eines wirklich zureichenden, entscheidenden Materials sich ein umfassendes Urteil über Hodler hätte bilden können. Denn der törichten, befangenen, einseitigen, schiefen Urteile gerade bei deutschen Kunstschriftstellern über Hodler sind immer noch mehr als genug, und gewisse Schlagworte für Hodlers Kunst haben ein höchst unverdientes Ansehen erlangt. Nun, die Zeit wird auch hier die richtige und gerechte Einstellung über alle Moden des Tages und Befangenheiten des Auges hinweg bringen. Und man kann gelegentlich jetzt schon Proben dieses Umlernens konstatieren. So, wenn derselbe Professor Wilhelm Waetzoldt, der in der Schrift „Deutsche Malerei seit 1870" (Vorwort vom Herbst 1917 datiert) Hodlers Kunst einfach ignoriert — denn die einmalige Nennung des Namens an nebensächlicher Stelle wirkt fast nur wie eine Beleidigung, — in einem Ende April in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Feuilleton „Lob der Linie" Hodler neben Holbein, Dürer und Menzel zu den Genies der Linie zählt, was immerhin so viel ist. Man wird später immer mehr inne werden, wie vieles von dem, was heute unter der nachgerade sehr bequemen Flagge des Expressionismus marschiert und rangiert, schon bei Hodler vorgebildet war. Denn die seelische Ausdruckskraft durch das Mittel der Linie ist bei Hodler eine ganz außerordentliche. Und dabei kommen seine dynamischen Bedürfnisse und Spannungen durchaus aus einem germanischen Kunstempfinden heraus, weshalb denn auch den Romanen — es gilt dies vielfach auch für die welschen Schweizer — bei Hodlers Kunst nie recht wohl gewesen ist und nie recht wohl sein wird.

Im zweiten Kriegsjahr, ebenfalls im Frühjahr, beklagte die Schweizer Kunst den Tod des Malers Max Buri, eines Berners wie Hodler, der aber seinem Heimatkanton treu geblieben ist und ihm die Stoffe und mit ihnen Saft und Kraft bester Heimatskunst entnommen hat, während bekanntlich Hodler frühzeitig in Genf sich verankert hatte, ohne freilich sein Deutschschweizertum von sich zu tun. Die saftige Existenzmalerei Buris erreicht nicht selten eine künstlerische Energie, die sie über alles Genrehafte, dem das Erzählen wichtiger ist als das Malen, weit emporhebt.

In voller, reicher Produktivität schafft Cuno Amiet, der, nunmehr ein Fünfziger, noch jüngst in einer großen Ausstellung in Bern starken Erfolg davongetragen hat. Einen interessanten Versuch, seine farbensprühende, geistreich bewegliche Kunst in den Dienst des Wandbildes zu stellen, bedeutet der mehrteilige Wandschmuck, den Amiet für einen Loggiagang im Zürcher Kunsthaus gemalt hat. Will man wissen, wie selbständige Bahnen Amiet geht, so braucht man nur diese Wandbilder zu vergleichen mit dem gewaltigen Treppenhausbild, das Hodler noch in der letzten Zeit seines Lebens für dasselbe Zürcher Kunst-

Digitized by Google

haus gemalt hat. Von einer Hodler-Gefolgschaft Amiets kann im Ernst die Rede nicht sein. Daß aber auch Amiet der großen expressionistischen Strömung, wenn auch wesentlich von der Farbe aus, durchaus nicht fernsteht, ergibt sich gerade aus diesem seinem Zürcher Wandbilderzyklus des Jungbrunnens.

In seiner ganzen Art, aus der Farbe heraus zu gestalten, gewissermaßen sein gesamtes Anschauungsmaterial landschaftlicher und figürlicher Art (mit völliger Ausschaltung alles Erzählenden, auch der strengen Komposition im Sinne Hodlers) unter die Botmäßigkeit der Farbe zu stellen, eine Botmäßigkeit, die wiederum von der reichen, quellenden Subjektivität seines farbigen Bedürfens Gesetz und Ausdruck empfängt — in dieser Art rückt Amiet aufs deutlichste von Hodler ab. In dieser Hinsicht gehört Amiet in die Phalanx derjenigen Schweizer Künstler, welche wesentlich vom farbigen Augenerlebnis ausgehen, die, wenn man will, im weitern Sinne zur Richtung des Impressionismus gehören, mit der Hodler im Grunde nie ernsthafter und gründlicher sich eingelassen hat.

Blickt man heute in der Schweizer Malerei sich um, so finden wir den Schwerpunkt deutlich nach der Seite des Farbigen hin gerückt. Das gilt für die bedeutendsten Malergruppen in Basel wie in Genf, in Bern wie in Zürich, in der Waadt, im Wallis, in Neuenburg und in Freiburg so gut wie etwa in der Tessiner Künstlerkolonie von Ascona (soweit hier nicht Ausländer in Betracht kommen). Diese bewußte Hinwendung zur Farbe kann sich dabei mit den verschiedensten Ausdrucksformen verbinden, kann neoimpressionistisch oder expressionistisch oder kubistisch, selbst futuristisch sich äußern. Sicher ist, daß sich von einer Schule Hodlers eigentlich gar nicht mehr sprechen läßt, was man deshalb nicht bedauert, weil gerade sein Stil Lockungen äußerlicher Nachfolge birgt, die eine Zeit lang fast drohend sich bemerkbar gemacht hatten. Ein Zuchtmeister ersten Ranges ist er für viele trotzdem geworden, und an gewissen von ihm einleuchtend formulierten Erkenntnissen, nicht zuletzt in Bezug auf den monumentalen Rhytmus der Komposition, achtlos vorbeizugehen, wird sich unter Umständen gerade bei denen am meisten rächen, die sich an Aufgaben großen Stils heranwagen.

Es gehört zum Bezeichnendsten für diesen Wandel zum spezifisch Farbigen hin, daß ein Maler wie der Zürcher Hermann Huber, der von Hodler höchst wertvolle Impulse empfangen und erfreulich selbständig verarbeitet hatte, neuerdings einer ausgesprochenen farbigen Orientierung seiner Bilder sich zugewandt hat, wobei ihm — ein stärkerer Kontrast zu Hodler läßt sich kaum denken — Renoir ein nicht ungefährlicher Anreger geworden ist. In seinen Zeichnungen freilich ist er ein ausgesprochener Plastiker.

Der Name Renoir führt uns auf einen Faktor, der in den Kriegsjahren für die schweizerische Kunst von nicht unbeträchtlicher Bedeutung geworden ist: auf die großen Ausstellungen ausländischer Kunst, die, als künstlerische Propaganda in zentralen Ländern inszeniert, einige wichtige Anregungen brachten. Die Stadt, die in erster Linie für diese unter mehr oder weniger offiziöser Flagge segelnden Ausstellungen in Betracht kam, war Zürich, dessen Kunsthaus nacheinander eine Ausstellung deutscher Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts (Aug./Sept. 1917), französischer Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts (Herbst 1917), Wiener Malerei von den letzten Dezennien des 18. Jahrh. bis in den Anfang unseres Jahrhunderts (Mai/Juni 1918), dann Kollektionen englischer und italienischer Malerei beherbergte.

Wenn die deutsche Ausstellung, in der u. a. Feuerbach, Leibl, Thoma, Schuch, Trübner, Liebermann, Slevogt recht bedeutsam sprachen, zu keiner unbedingten

Digitized by Google

Größe des Eindrucks gedieh, so lag das nicht zuletzt am Fehlen einer entscheidenden Repräsentanz Menzels und vor allem Hans von Marées'; gerade bei ihnen hatten die deutschen Museen, sagen wir genauer die Berliner Nationalgalerie versagt; wenn vollends aus München einer der monumentalen Marées gekommen wäre, so würde ein Akzent gesetzt worden sein, der dieser deutschen Ausstellung unbedingte Größe gesichert hätte. Als dann gleich nach den Deutschen die Franzosen erschienen mit wahren Prachtsvertretungen Corots, Manets, Monets, Renoirs (60 Nummern), Gauguins, Van Goghs und des großen Cézanne (gegen 40 Stück), da ging von dieser Schau ein solch bezwingender Zauber malerischer Kultur und innerer künstlerischer Tradition aus, daß der Sieg ihr zufiel. Und die anregende Wirkung auf die Schweizer Künstler, die aus allen Gegenden nach Zürich zusammenströmten, war eine überaus starke, für mehr als einen, namentlich der Deutschschweizer, sicher keineswegs ungefährliche.

In der geschmackvollen Ausstellung der Wiener Malerei übte doch wohl den persönlichsten, modernsten Eindruck der reiche Klimt-Saal aus, und von den Jüngsten zogen Begabungen wie Kokoschka (dem auch in der deutschen Ausstellung eine Vertretung gegönnt war, wie dem ebenso interessanten Franz Marc) und Wiegele die Blicke lebhaft auf sich. Die englische Ausstellung ließ trotz moderner Gebärden völlig kalt, und die italienische brachte ebenfalls das Blut der Besucher in keine beträchtliche Wallung.

Für die Plastik, deren Pflege zurzeit in den Händen einer Anzahl reicher Talente ruht, unter denen Haller obenan steht, dem sich aber Künstler wie Heller, Huf (der aus Berlin jetzt in die Schweiz zurückgekehrt ist), E. Kißling, Hubacher, Suter, Angst u. a. ehrenvoll und selbständig gesellen — für die Plastik und ihre Freunde fiel in Gestalt einer großen Rodin-Ausstellung, die Zürich, Basel und Genf besuchte, eine Anregung und ein Genuß ersten Ranges ab. Die wertvolle Bekanntschaft mit der ausdrucksstarken Kunst Lehmbrucks ließ dessen frühen Tod doppelt schmerzlich empfinden.

Während des Krieges haben zwei Städte der deutschen Schweiz für ihr Kunstleben höchst wichtige Schritte getan. Die an Umfang nicht große, aber an intensivem geistigen Leben und vornehmer Initiative reiche zürcherische Industriestadt Winterthur hat einen Museumsbau zu Beginn des Jahres 1916 eingeweiht, dessen Charakteristikum (neben der bedeutsamen Anton Graff-Sammlung) die sorgfältig kultivierte Pflege französischer Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts bildet, wobei die private Munifizenz einiger weniger Kunstfreunde in entscheidender Weise den Ausschlag gibt, wie anderseits ebenfalls ein Winterthurer Mäzen die wohl reichste bestehende Sammlung von Gemälden Karl Hofers dem Museum als Depositium zur Verfügung gestellt hat. Es ist gewiß nicht unwichtig, daß demgegenüber Zürich oder besser seine Kunstgesellschaft ihrerseits alle Mittel in Bewegung setzte, um in der Kunstsammlung Ferd. Hodler die größte bis dahin irgendwo vorhandene Vertretung zu verschaffen; durch hochherzige Gönner ist der Kunstgesellschaft bei dieser Bemühung glänzende Unterstützung zuteil geworden, so daß eine an Zahl und Qualität imposante Hodler-Sammlung zustande kam. Neben dem Werk dieses mächtigen Schweizers ist der Kunst Albert Weltis, seiner phantasiereichen Malerei wie seiner köstlichen Graphik, im Zürcher Kunsthaus eine höchst liebevolle Pflege zuteil geworden.

Apropos Graphik. Wir können in der Schweiz einen höchst bemerkenswerten Aufschwung der Graphik konstatieren, und zwar gilt dies für die welsche Schweiz in ebenso hohem Grade wie für die deutsche. Überall regen sich neue Kräfte, und wie überall vertrauen manche der jungen Künstler gerade der Radierung,

Digitized by Google

dem Steindruck, dem Holzschnitt (der u. a. in dem Waadtländer Bischof einen vorzüglichen Vertreter hat) mit besonderer Freiheit und Originalität das an, was von neuen Stilideen und antirealistischen Ausdrucksmöglichkeiten zu künstlerischer Gestaltung drängt.

Sodann hat die Bundesstadt Bern, die sich vor Jahren schon einige wichtige Hodler, wie die Nacht, den Tag, die Eurhythmie, gesichert hat, ohne ihnen in ihrem Museum bis jetzt eine würdige Aufstellung zu ermöglichen, endlich durch den Bau eines besonderen Ausstellungshauses dafür gesorgt, daß auch den Berner Kunstfreunden ein lebendiger Zusammenhang mit der modernen Kunst gewährleistet wird.

Es zeugt für die Vitalität des Kunstbedürfnisses, daß derartige Unternehmungen während des Krieges mutvoll durchgeführt werden konnten. Zu den Anzeichen dieses überall in den letzten Jahren immer reger gewordenen Kunstinteresses gehört auch die gewaltige Zunahme der Kunstsalons, in der deutschen Schweiz sowohl als auch in der welschen, welch letztere noch bis vor wenigen Jahren in Bezug auf Kunsthandel fast tot gewesen war. Und das Erfreuliche ist: Der Handel mit alter Kunst spielt durchaus nicht etwa die Hauptrolle; sondern es ist die Kunst unserer Zeit, die da dem Kunstfreunde vermittelt wird, und die auf diese Weise in die Häuser und Museen einzieht. Wenn in der letzten Zeit unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie ihn der Krieg (und die Zeit nach dem Krieg fast noch mehr) herbeigeführt hat, auch für die Neutralen, die Kunstkauffreudigkeit starke Einbuße erlitt, so ist das eine Erscheinung, die nicht überraschen kann, die aber hoffentlich nicht allzulange andauert. Selbstverständlich bedeutet es gerade für das ganze Kunstleben der deutschen Schweiz ungemein viel, wie rasch sich in Deutschland die politische Lage so konsolidiert, daß die Kulturarbeit ihre Tätigkeit wieder mit Freudigkeit aufnehmen kann. Die Zusammenhänge der deutschen Schweiz mit den großen deutschen Kunstmärkten sind je und je so enge und bedeutsame gewesen, daß eine Unterbindung oder längere Lähmung derselben für unser Land von den spürbarsten, schmerzlichsten Folgen begleitet sein müßte. Die Propaganda von Paris aus hat schon sehr fühlbar eingesetzt. Mit wie schwerem Herzen haben manche Schweizer Künstler, die mit Deutschland aufs innigste verwachsen waren durch langjährigen Aufenthalt daselbst, unter den immer schwieriger werdenden materiellen Verhältnissen den Rückweg in ihre Heimat angetreten! So sehr wir sie als Bereicherung unserer einheimischen Kunstgarde begrüßen, so sehr dürfen wir doch auch beklagen, daß diese Vermittler zwischen deutscher und Schweizer Kunst nun nicht mehr vorhanden sind. Wie das gerade für München zutrifft, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, und nichts könnte erwünschter sein, als daß die Zustände an der Isar bald wieder eine Gestalt erhielten, welche dem Schweizer Künstler und Kunstfreund den engen Kontakt mit der Kunststadt München freudig zu erneuern gestatten würde. Mit diesem Wunsche mag diesen Bemerkungen zum heutigen Kunstleben in der Schweiz der Schlußpunkt gesetzt sein.

Zürich. H. Trog.

Digitized by Google

Peter Gast. Franz Overbeck. Friedrich Nietzsche.

Ein Überblick nach zehn Jahren.

Von Carl Albrecht Bernoulli (Arlesheim bei Basel).

Wen es traf, ehedem unter die übelberatenen Pamphletäre und verpönten Schmähschreiber gerechnet worden zu sein, der hat, wenn er das Malheur persönlich übersteht, einen Bundesgenossen, auf den er sich bei gutem Gewissen verlassen kann: die Zeit. Sie ist es, die alsdann der ehemaligen Sensation ihre schlechte Hülle abstreift — dann mag das errichtete Denkmal seine Dauer beweisen. Einer solchen Zeitprobe, die ja auch gegen mich entscheiden kann, setze ich mich getrost aus, sobald ich auf jenes Memoirenwerk Overbeck-Nietzsche zurückblicke, das vor zehn Jahren einen ungemütlichen Staub aufwirbelte und mich vor einer Anzahl hoher Gerichtshöfe, sowie einer ziemlich unbarmherzigen Presse Spießruten laufen ließ. Vom Zaune gebrochen wird die Gelegenheit nicht — das kleine Jubiläum entbehrt der innern Begründung wenigstens für eine Zeitschrift nicht, die in diesem Sonderheft Aktualitäten eines befreundeten kleinen Nachbarlandes berücksichtigt. Schweizer Anlässe bringen in gleicher Weise die Nennung der drei Namen zu Ehren.

Peter Gast starb letztes Jahr vorzeitig in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Die Gedächtnisfeier, die vom Theaterverein in Zürich ihm zu Ehren am 2. März veranstaltet wurde, war der erste und bis jetzt vermutlich auch einzige öffentliche Versuch, der merkwürdigen geistigen Amphibienbedeutung von Nietzsches Freund und Korrektor vorläufig habhaft zu werden. Durch Nietzsches handgreifliche Übersteigerung von Gasts kompositorischer Fähigkeit hatte man sich beinahe übers Maß warnen lassen und war nun erstaunt und ergriffen von dem Wohlklang seiner Lieder und namentlich von der unterirdisch ausschöpfenden Vertonung des C. F. Meyerschen Gedichtes „Lethe", das der Bassist Jerger wundervoll gestaltete. Gerne hätte man die für Orchester geschriebene Begleitung und dazu dann noch die Ouvertüre zum „Löwen von Venedig" in der originalen Ausführung dargeboten, doch ließ sich in der Kriegszeit das irgendwo in einem verlorenen Städtchen des Ostens leihweise verstaute Stimmenmaterial mit dem besten Willen gar nicht mehr ermitteln, — ein weiterer Umstand für die beinahe schicksalsmäßige Verkennung des bescheidenen Tondichters, dessen Auslegungen am Flügel einst den einsamen Nietzsche mit der Vision einer zukünftigen, antiwagnerschen Spieloper erfüllten!

Gasts Wert als erster „Nietzscheaner" steht in seiner historischen Apostelbedeutung unverrückbar fest. Der Glücksfall läßt sich gar nicht überschätzen, daß Nietzsches nach manchen Mißerfolgen kaum noch sehr wählerisches Anlehnungsbedürfnis da an diesem hochanständigen, grundehrlichen jungen Deutschen seine bleibende Verwirklichung fand. Dafür sind die Enttäuschungen auch kein zu hoher Preis, die Nietzsche an seinem Adepten, den er sich in vielem weniger sprunghaft und dafür differenzierter wünschte, zweifellos erfuhr. Aber diese stete, manchmal bis zur geistigen Trägheit steife Treue wurzelte in einer glühenden, an Selbstwegwerfung grenzenden Hingabe für die neuen philosophischen Eröffnungen, deren nicht ermeßliche Tragweite Gast mit ungewöhnlichem Einfühlungsvermögen, aber ohne kritische Selbständigkeit sich zu eigen zu machen vermochte. Er hat die fundamentale Forderung der biologischen Hegemonie innerhalb jeglichem psychologischen Interesse richtig erkannt und selber fähig verfochten, aber freilich auch seine Gefolgschaft mit demselben Eifer auf alle Denkfehler und Velleitäten ausgedehnt, wo doch ein instinktives Versagen des einzig

Digitized by Google

Mitwissenden von Nutzen hätte werden können für den Schaffenden selbst im flüssigen Stadium der Werkentstehung. Diese Art des nachgiebigen, schmiegsamen Verstehens war vermutlich die einzige, die Nietzsche um sich ertrug. Er hat sich damit die Möglichkeit der Förderung durch Freunde eingeschränkt. Weichheit ziert liebende Frauen, nicht Herolde.

Peter Gast verkörpert in Nietzsches Leben den Ansatz zum Männerbund als die hingebende, gehorsame Jugend. Die nicht zu umgehende Abkehr von der Familie hat Nietzsche beinahe unbegreifliche Beschwerden verursacht, selbst wenn man dem Fürsprecher der biologischen Dominante eine weitgehende Anhänglichkeit an das eigene Blut gerne freigibt. Da war es denn die künstlerische Anlage in dem zweifellos hochbegabten Jüngling, was Nietzsche den Rücken sicherte. Er hatte so intensiv, wie das sonst nur bei den nächsten Verwandten von Natur wegen der Fall zu sein pflegt, jemanden um sich, der wirklich produktiv war, ohne ihm selber in die Quere zu kommen.

Ebenso organisch den besonderen Diensten, die sie Nietzsche zu leisten berufen war, entsprach seine Freundschaft zu dem älteren Kollegen Franz Overbeck von der theologischen Fakultät. Eine bessere Gelegenheit, die entscheidende denkerische Auseinandersetzung mit dem Christentum an den Fachkenntnissen eines angesehenen Gelehrten nachzuprüfen, ließ sich nicht denken. Die letzte zusammenfassende Ernte jener damals ausgestreuten Freundschaftssaat ist kürzlich erst eingebracht worden in dem zu Ostern erschienenen Nachlaßbande „Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie." (Basel 1919 bei Benno Schwabe.) Dieses aus zerstreuten, öfters tagebuchartigen Aufzeichnungen sich aufbauende Sammelwerk dürfte vor der Prüfung der Nachwelt das Bild des seltsamen Mannes zum Abschluß bringen, als der Franz Overbeck in der reichbesetzten Galerie des geistigen Liberalismus zu Ende des 19. Jahrhunderts dasteht. Ein Eigenbrötler und Sonderling von einem offiziellen, staatlich besoldeten Gottesgelehrten, bei dessen Anblick vor allem beherrschend ins Auge springt, wie sehr der ja nicht zu vermeidende Widerspruch einer derart unnatürlichen öffentlichen Stellung hinter dem wahrhaftigen Einklang ihrer Durchführung in dem damit betrauten menschlichen Charakter zurücktritt! Overbecks Prinzip einer streng profanen Beschäftigung mit Urchristentum und Kirchengeschichte dürfte mit dieser Nachlese sich endgültig und fortan unanfechtbar über die Bemängelungen und Anfechtungen erheben, denen es aus naheliegenden Gründen von seiten der konfessionellen Fakultätsforschung ausgesetzt war. Das Buch stellt sich dar als eine Kulturgeschichte der europäischen Religion im Grundriß. Dieser Absicht ist auch die Anordnung des Stoffes gefolgt. Kaum ein ernsthafter Historiker wird sich der oft überraschenden Belichtung entziehen dürfen, die Overbeck an großen Gebilden und Epochen (Kirche, Kanon, Bekehrung der Germanen, Reformation, Jesuitismus usw.) vornimmt. Seine Beurteilung von Goethe und Bismarck in ihrem oft berufenen Verhältnis zum Christentum setzt nicht weniger Mut, Freiheit und Kenntnis voraus als seine sachliche Absage an die theologischen Führer des modernen Protestantismus Albrecht Ritschl und Adolf Harnack. Es steht zu hoffen, daß der Wahrheitssinn der Leser über die Pein der erregten Gefühle obsiege. Denn unter den zur Umordnung bestimmten deutschen Verhältnissen stehn Theologie und Kirche vornean, und unter den Kundigen und Verständigen, die hier auf Gehör Anspruch zu erheben haben, steht vornean der ehemalige Verfasser der „Christlichkeit unserer heutigen Theologie".

Immer hat Overbeck auf einen philosophischen Unterbau für seine kirchenhistorische Arbeit hingestrebt. Inwieweit er ihn zu errichten vermochte, lehrt

Digitized by Google

unser Buch. Es ist das Bekenntnis eines Skeptikers, oft von der lauten, unterstreichenden Beteuerung begleitet, wie sehr und mit welchem Stolze er es sei. Als Herausgeber fühlte ich mich verpflichtet, mich ausführlich eben zu dieser scheinbar so unanfechtbaren Selbsteinschätzung zu äußern. Wem in erster Linie daran liegt, dem Leben in jeder Hinsicht zum Rechte zu verhelfen, für den sind Wissenschaft und Skepsis in gleichem Maße dem Verdachte ausgesetzt, sie leisteten der Lebensfeindschaft Vorschub. Bei der Ordnung der Overbeckschen Papiere erhielt sich in mir der Eindruck völlig im Gleichgewicht, sie ständen ebensosehr im Dienste der Wissenschaft wie des Lebens. Die eigene Unruhe, die sie durchflutet, wurden mir ein Zeichen mehr für ihre Lebendigkeit. Ich brachte es also über mich, dem Scheine zu wehren, den der Verfasser selber verbreitet, als hätte man es bei ihm mit einem unverfälschten Nachfahren des alten Rationalismus zu tun. Die seitherigen Errungenschaften und namentlich das psychologisierende Unterscheidungsvermögen, das sich seit den sechziger Jahren mit der Kulturbetrachtung verband, überwachsen aber bei Overbeck so sehr die schulmäßigen Voraussetzungen, daß sich mein Ohr schärfte für die durchklingenden irrationalen Untertöne, die um so weniger überhört werden dürfen, als sie seinem eigenen Bewußtsein programmwidrig erschienen wären. Ich bekenne mich ohne weiteres zu der Subjektivität dieses Verfahrens, — bin auch auf den Vorwurf gefaßt, meine Betonungen in die Auffassung des Overbeckschen Weltbildes gelegentlich etwas gewaltsam eingetragen zu haben. Bei aller vielleicht mit unterlaufenen Willkür habe ich aber das Gewissen sauber, da ich in der Hauptsache mich nicht vergriffen zu haben meine: Overbeck hat nicht umsonst von Urwahrheiten im Gegensatz zu der logisch abzweckenden Kulturbetätigung geredet — ich glaubte mich daher berechtigt, diese bei ihm vorhandenen Vorbehalte gegen eine restlose Logisierung und Intellektualisierung auch einer Auslegung zur Verfügung zu halten, mit der er selber kaum als einer von seinem Standpunkt aus ernst zu nehmenden gerechnet hat. /

Nietzsche selbst ist dieses Frühjahr für Basel im kleinen Rahmen der Lokalgeschichte zum Jubilar geworden, weil nun fünfzig Jahre verflossen waren, seit er sein Lehramt antrat. Das Schicksal seines Namens im Laufe einer so kurzen Zeitspanne ist in der neuern Geschichte des menschlichen Geistes ohne Beispiel. Aus Haß und Verachtung stieg die Rakete seines Ruhmes steil empor mit Zischen und Leuchten alles gleichzeitige Feuerwerk überragend, um freilich dann in der Art außerordentlicher Sensationen ebenso rasch zu zersprühen. In diesem Sinne wurde bei uns des Ereignisses gedacht, wobei denn auch eine Basler Beziehung Nietzsches zur Sprache kam, die mir immer schon rätselhaft aufgefallen war. Aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages vor vier Jahren ist der Erforscher des Mutterrechts Johann Jakob Bachofen, der Basler Professor und Gegner Mommsens, von der rechtsvergleichenden und völkerkundlichen Wissenschaft gewürdigt worden. Aber darüber hinaus ist Bachofen einer der tiefst eingedrungenen Kenner der menschlichen Urpsyche in ihren vorgeschichtlichen Spuren gewesen: er war mit den Rätseln und Runen des primitiven Weltstaunens und seines Ausdrucks in symbolischen Zeichen wie nur wenige Sterbliche vertraut. Und nun begab es sich, daß Nietzsche, dem man als befruchtenden Umgang in ganz Europa niemand besseren hätte aussuchen mögen als gerade den Basler Mystographen, zwar durch eine Fügung hierher verschlagen wurde und in dem Hause des Gelehrten auf dem Münsterplatz das freundlichste Entgegenkommen fand, hingegen nicht von ferne gemerkt zu haben scheint, was er versäumte, als er an einem Schülerverhältnis zu dem Verfasser der Gräbersymbolik vorbeiging. Sein Dionysismus schreit ja förmlich nach der

Digitized by Google

chthonischen Ergänzung! Es wird stets das Befremden der Eingeweihten bilden, warum die Wallfahrten nach Triebschen auch in der wissenschaftlichen Entwicklung des Umwerters von so entscheidendem Einfluß werden mußten, während Bachofens persönliche Nähe ohne jede Spur für Nietzsches Werk geblieben ist.

Von diesem Gesichtswinkel aus ist es denn auch geschehen, daß dieses kleine Basler Jubiläum sein unvorhergesehenes Denkmal von berufenster Hand errichtet erhielt. In demselben Monat Mai, da der altphilologische Fachvertreter 1869 seine Antrittsvorlesung in der Aula gehalten hatte, sprach Ludwig Klages aus München bei uns über die psychologischen Errungenschaften Friedrich Nietzsches. Für ihn ist der gewaltige Angreifer aller bisherigen Werte der erste, der sich in eigentlicher und echter Weise als Psychologe betätigt. Der erste, der überhaupt in dieser Hinsicht Methode ermöglicht, ja entdeckt hat und grundsätzlich anwendet! Das Bergwerk der Nietzscheschen Schriften kann in Generationen nicht ausgeschöpft werden. Die Äußerungen sind aber nicht, wie sie auf den ersten Blick scheinen, sprunghaft, sondern streben in einer pfeilgeraden Linie alle demselben Ziele zu. Beweis dafür ist der sich stets gleichbleibende Tonfall seines Stils, das sicherste Symptom innerer Gleichartigkeit. Menschenkenntnis ist Kinderspiel gegenüber Selbsterkenntnis. Um sich selbst zu kennen, muß man den nach außen gewendeten Blick nach innen wenden. Das wußte Nietzsche. Ich, der Erkennende, bin ein anderer als Ich, der Erkannte: aber die hiezu erforderliche Trennung erfordert Selbstentfremdung. Der Glaube an die Ich-Substanz wird der Welt wie ein Narkotikum injiziert. Mit dem Angriff auf diesen Glauben beginnt die Sprengung der menschlichen Schranken. Aus dieser Einsicht hat Nietzsche eine Erklärung der Welt nicht gewagt und nicht geliefert (— den entgegengesetzten Einwand erhebt Overbeck, Nietzsche habe eine verständige Welterklärung nicht vorgelegt!). Wir können also, meint Ludwig Klages, über Nietzsche hinausgreifen. Unsere Kritik an ihm gilt seiner Verstiegenheit — er zermartert sich in Überwindungen. Der grenzenlos verschwenderische Gebrauch, den Nietzsche mit der Präposition „über" treibt, streift an Irrsinn, ist aber nicht Irrsinn. Dieser größte Fesselsprenger ist selbst noch ein Gefesselter gewesen — und gegen diese seine Fesseln hat er sich wie ein Rasender gewehrt. Als Inspirierter hat er bereits in seinem Erstlingsbuch den Dionysismus verkündet. Der „Eros kosmogon" ist der ekstatische Zerreißer des Ichs. Für die wahre dionysische Erschütterung sinken alle Zukünfte, alle Zwecke, alle Urteile der Welt in den ewigen Schoß der schöpferischen Urmutter zurück.

Es erscheint mir beziehungsvoll, daß in der Stadt, in der die Geburt der Tragödie geschrieben wurde, eine solche schon mehr mystische Würdigung Nietzsches aus deutschem Munde zu hören war in eben dem Zeitpunkte, da die französische Kultur, von der zu Nietzsche her und umgekehrt dann wieder von ihm zu ihr zurück eigenste und goldene Fäden gelaufen sind, sich abermals in ihrer Flanke festsetzt.

Briefe über Bücher (XII).

Je lieber wir jemanden haben, je schlichter werden wir ihn feiern. Gar, wenn einer alles Aufgedonnerte so grimmig gehaßt hat, wie zeitlebens **Gottfried Keller**, kann man nicht einfach genug über ihn reden, selbst dann, wenn sichs um seinen endgültigen Einzug in die Behausung handelt, die kalt und prahlerisch Tempel der Unsterblichkeit heißt, dieweil sie doch etwas viel wärmeres ist, nämlich die Kapelle unserer Hausgötter. Daß wir dieser Tage seinen hundertjährigen Geburtstag begehen, will wenig sagen: für so einen Tag sucht man die Büsten alleweil hervor, staubt sie ab, stellt sie auf einen Sockel, zündet ein paar Kerzen an

Digitized by Google

und hält eine Rede, gleichviel, ob der alte Kopf schon an allen Ecken abgeblättert ist wie Gips oder den feinsten Edelrostanflug aufweist wie Erz. Das Feierliche ist etwas ganz andres, nämlich daß fast gleichzeitig die Schutzfrist für Keller abläuft und daß wir ihn in diesem kritischen Zeitpunkt lebendiger und näher fühlen denn je; daß der Augenblick, wo Gottfried Keller wie nie zuvor zu allen Deutschen spricht, zusammenfällt mit dem, wo alle Deutschen wie nie zuvor Gottfried Kellers bedürfen.

Gerade jetzt tut uns kaum etwas so wohl und so not, wie der Anblick eines wesenhaften Dichters. Wohin wir blicken, fast nur dionysisch auffrisierte Windbeutel und geile Impotenz. Bei Keller alles Gestalt, und was für Gestalten! Wenn sich hinter einem Dichter die letzte Tür zugetan hat, schreitet der Zug seiner Gestalten weiter durch die Lande und die Zeiten, und wie seine Gestalten sind, so war er. Es gibt keine strengere, aber auch keine schönere Probe für einen Künstler, als diesen stummen Zug. Was für glorreich wundersame Gestalten gehen hinter Gottfried Keller her! Da sind seine Käuze und Schnurranten, wie er allein sie auf die Beine hat stellen können: Die gerechten Kammacher und der Schmied seines Glücks, Wenzel Strapinsky und Buz Falätscher, Züs Bünzlin und Viggi Störteler. Da sind seine aufrechten Mannsbilder, da der prachtvolle Landvogt von Greifensee. Die Krone aber sind seine Weiber, von Judith und Anna an bis zu den Mädchen und Frauen im Martin Salander. Ich könnte mir vorstellen, wie Albert Welti etwa den seltsamen Zug gemalt hätte als langen, bunten Fries: bräuchten wir zu einer einzigen Gestalt ein Wort der Erklärung? stünde nicht jede fest und lebenswarm da, keine der anderen gleich, aber jede mit einem gemeinsamen Familienzuge, selbst die unholdeste noch durch einen feinen, goldenen Faden verbunden mit der Schönheit der Welt? Gestalter von dieser schöpferischen Kraft gibt es nicht viele in der Weltliteratur: Deutschen wüßte ich im abgelaufenen Jahrhundert in dem Punkt neben Keller überhaupt keinen zu nennen, außer allenfalls Fontane; von Franzosen muß man bis zu Balzac gehen, von Engländern bis zu Dickens.

„Schon wieder Ausländer!" hör ich Euch unterbrechen. Hab ich's Euch nicht schon einmal geschrieben? Wer bloß schöne Literatur mag und nicht auch schwere; wer bloß eigene Literatur kennt und nicht auch fremde; wer bloß neue Literatur liest und nicht auch alte —: der wird sich nie bilden. Der kann Gottfried Keller zum Beispiel gar nicht würdigen. Sagen könnte man das nur in einem Buch. Andeuten kann mans in ein paar Zeilen. Vor allem: Keller hat Gedichte geschrieben, die zum Kostbarsten gehören, das wir haben; Sachen, die im Wunderhorn stehen könnten, oder bei Goethe, oder neben dem Schönsten von Mörike, von Eichendorff, neben der herrlichen Sprödigkeit der Droste, neben ... ich suche ..., ich finde nichts mehr: was am nächsten kommt, ist schon zweite Garnitur. Besäßen wir von Keller nichts als den kleinen Band ausgewählter Gedichte, sie allein würden hinreichen, ihn einen großen Dichter zu nennen. Aber da ist der Grüne Heinrich. Was ist der Grüne Heinrich nicht alles! Wenn wir der Geschichte des großen europäischen Romans nachgehen, von der spanischen Schelmenerzählung an zum Gil Blas, zum Tom Jones, zum Wilhelm Meister, und fragen weiter „und dann?" Und dann, heißt die Antwort: Der Grüne Heinrich. Fangen wir bei einem so ehrwürdigen Ahnen an wie Augustinus, und verfolgen den Stammbaum: Das nächste ganz bedeutende, was kommt, sind Rousseaus Bekenntnisse, dann, wenn wir bloß die deutsche Linie weiter nachfahren: dann haben wir Jung Stilling, und den Anton Reiser von K. Ph. Moritz, und dann? Dichtung und Wahrheit. Und dann? Dann stehen wir abermals vor dem Grünen Heinrich. Goethes Werther ist ein verstorbener Onkel von ihm, und Eichendorffs Taugenichts ein entfernter Vetter. Tino Moralt aber und Peter Camenzind sind seine Sprößlinge. Denn diese alte Familie stirbt nie aus: immer wieder kugelt einer herum in der Welt, erfährt Püffe und Stöße, putzt sich ab, setzt sich hin zum Schreiben, — und was er schreibt, macht unser Herz reicher.

Eine andre große Linie, die zu Gottfried Keller führt, ist die der Novelle: Am Anfang stehen die Geschichten des Decamerone und die Moralischen Novellen des Cervantes, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts springen alle Knospen urplötzlich in Deutschland, auf einmal sind die Leute von Seldwyla da, und die Züricher Novellen, das Sinngedicht und die Sieben Legenden, — ist es nicht, als ob Strahlenbögen hin und her schössen von jenen zu ihnen, von Ecklein und Schnittel zu den Kammachern, von Boccaccio zum Sinngedicht, vom Hund Berganza zum Kätzchen Spiegel, von Kleist, Arnim, Tieck, Brentano zu Romeo und Julia auf dem Dorf, zum Dietegen, zur Ursula? Die Rahmenerzählung, von Goethe in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten leicht hingeworfen, bekommt im Erlebnis des

Digitized by Google

Herrn Jacques der Züricher Novellen schon ein selbständiges Gesicht; wie vollendet frei und beglückend schön aber ist sie vollends im Sinngedicht! Von den Legenden hinwiederum leiten Fäden zurück zur frommen Novellistik des Mittelalters, zu Jacobus a Voragine und Cäsarius von Heisterbach, und hinüber zu Anatole France. Und wieder eine Linie wäre die erzieherische, die von Pestalozzi und Gotthelf zur Frau Regel Amrain führt, zum Wahltag, zum Fähnlein der sieben Aufrechten, zum Salander. Eine Zeitlang galten die Kammacher gewissermaßen als Prüfstein, ob ein Leser Keller-reif sei. Ich weiß nicht, ob nicht der Salander die strengere Probe ist, wie weit einer Keller versteht: ich habe die anmaßliche Nachsicht nie begriffen, mit der über dies großartige Werk geredet zu werden pflegt. Nenne man mir doch eine Szene, deren Tragik shakespearischer wäre, als die, wo das Ehepaar Weibelich, tödliche Schmach in den redlichen alten Herzen, heimwärts wankt, oder einen so schauerlich grotesken Brief wie den des jungen Weibelich aus dem Gefängnis! Daß eine politische Erzählung ein großes Kunstwerk sein kann, das wollen die unpolitischen Deutschen nicht Wort haben, darum heute noch die Unterschätzung des Martin Salander. Aber wer beim Politiker Keller nicht mitgeht, hat auch kein Organ für den Künstler Keller, sie gehören zusammen, sie sind gar nicht zu trennen: meint Ihr, es sei bloß ein artiger Zufall, daß aus dem Dichter des Grünen Heinrich der Züricher Staatsschreiber wurde? ein sonderbarer Zufall, daß der größte, der einzige politische Erzähler der Deutschen ein Schweizer gewesen ist? ... Anderswo wohnen andre Leute. Anderswo weiß man längst, daß die Politik Stoff bietet für große Poesie, nur müssen es natürlich auch Politiker sein, die sie machen, nicht größenwahngeblähte Parvenüs, und Politiker, die sie auf sich wirken lassen, nicht entschlußfeige Zipfelkappen. Fragt man uns aber: He, ihr seid doch ein großes Volk gewesen, wo ist denn euer politischer Roman, was habt ihr den Werken von Disraeli an die Seite zu stellen, oder dem Numa Roumestan von Daudet, oder de Vogués Morts qui parlent? — so können wir bloß sagen: Martin Salander.

Ein durchaus behagliches Lesen ist dieser einzige politische deutsche Roman von Bedeutung nicht, aber es lag auch gar nicht in Kellers Absicht, Zustände behaglich erscheinen zu lassen, die ihm immer mehr auf die Seele brannten. Wer sich fünfzehn Jahre, wie er, in der Küche aufgehalten hat, wo die Politik gekocht wird, weiß, was er von der Sauberkeit des Personals zu halten hat. Statt mit einem Hinweis auf Kellers Alter die Bitterkeit des Salander heuchlerisch zu entschuldigen, kann man sie mit einem Hinweis auf die politisierende Jugend, die er von den Sesseln einer anständigen Generation hastig Platz ergreifen sah, nur allzugut verstehen. Hat er nicht erschreckend deutlich beschrieben, wie sich das alte Seldwyl sachte ins neue Deutschland auswächst? wie sich Seldwylas „durch Jahrhunderte gleich gebliebener Charakter in weniger als zehn Jahren geändert hat und sich ganz in sein Gegenteil zu verwandeln droht?“ wie das Volk anfängt, sich im Glück zu überheben und gedankenlose Genußgier ins Kraut schießt? Das Gefühl für Verantwortung stirbt ab, Ernst und Treue sind dahin, man nutzt „restlos“ die Konjunktur aus, das alte Beamtentum ist kernmorsch, Schwindel und Taumel, wohin der gestaltende Seher nur blickt. Alles hat er vorausgesehen, auch die Revolution: „Die Sozialanarchisten“, heißt es auf einer Notiz für die Fortsetzung, die er nicht mehr schreiben sollte, „schlagen eines Tages los. Widerstand des Volkes der Ordnung, welches, wie aus der Erde hervorwachsend, mit spontaner Kraft überall heranzieht, überall niederschlägt, was sich entgegenstellt.“

Er sah, was drohte. Er wußte, was hilft: „Es darf keine Privatleute mehr geben“ hatte er als junger Mensch ins Tagebuch geschrieben, damals, als auch er sein Gewehr umhängte und seinen Kopf hinhielt. „Es darf keine Privatleute mehr geben“ sagt er auch als Künstler: im Grünen Heinrich, in der Regel Amrain, im Wahltag, im Verlornen Lachen, im Salander. Daß er kein Privatmann war, kein Erasmus im Gehäus, kein unterm Glassturz dichtelnder Literat, sondern ein Bürger, jawohl ein Bürger, das macht, daß der in Leib und Leben bekanntlich kleine Mann auf den zwei schwachen Beinen dasteht im Geist und in der Wahrheit wie nicht leicht einer in deutschen Landen: Fest und stark und ruhig wie ein Tell auf dem Schiff. Diesem Realisten war der Sinn nicht verschlossen gegenüber einer so starken Realität wie der politischen. Er stellte sich nicht vornehmtuerisch abseits, er schaffte mit. Er schrieb, was er tat; er tat, was er schrieb.

Unsre vormärzlich-gemütliche Existenz à la Seldwyl ist versunken Anno Siebzig. Unsre parvenühaft ungemütliche Existenz à la Weibelich-Wohlwend ist zusammengebrochen Anno Neunzehn. Wie unsre Zukunft ausschauen wird, weiß heute kein

Digitized by Google

Mensch. Wir sehen bloß, daß manche Aufgaben, bloß viel schwerer, viel umfangreicher, die nämlichen sind, wie die, an deren Lösung Gottfried Keller sein Leben lang mitgeholfen hat, als Bürger und als Dichter: Form des neuen Staats, Verhältnis der Kantone zum Bund. Wenn uns ein Dichter dabei helfen kann, so ist es der Mann, der die Regel Amrain geschrieben hat, das Fähnlein der Sieben Aufrechten und den Salander. Und wenn uns einer helfen kann, daß wir als Volk unser verlorenes, besseres Selbst wiederfinden, so ist es der Dichter, über dessen Leben und Wirken das Wort stehen könnte: Echt sein ist alles.

P. S. Die beste zurzeit erhältliche Ausgabe der Werke Gottfried Kellers ist die eben zu seinem hundertsten Geburtstage erschienene Jubiläumsausgabe, 10 Bände, geheftet 35, gebunden 55 Mark. Der Verlag Cotta, der sie trotz aller Schwierigkeiten so herausbrachte, daß man seine Freude an ihr hat, hat schon früher billige Einzelausgaben veranstaltet, die ich Euch schon im fünften Brief mitsandte. Zwei Bücher über ihn möchte ich, entgegen sonstiger Gepflogenheit, ausdrücklich hervorheben: Die guten Vorträge Gustav Steiners (Basel, Helbing & Lichtenhahn 6 M.) und das Werk von Kriesi „Gottfried Keller als Politiker", Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, das gebunden nur 7 Mark 50 kostet. Es enthält fast alle politischen Aufsätze von Keller, besonders auch die herrlichen Bettagsmandate. Unentbehrlich für jeden, der wirklich in Keller eindringen will, ist das große Werk von Ermatinger: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, ebenfalls bei Cotta erschienen: Band I (jeder Band ist einzeln zu haben) Leben 18.50, Band II Briefe und Tagebücher bis 1861, 13.50; Band III, bis zum Tode, 15.50; gebunden je 5 M. mehr. Gerade, wie ich schließe, kommt noch ein Einzeldruck des „Hadlaub" (aus der Züricher Novelle): 90 Pfennig, wiederum Cotta!

Josef Hofmiller.

Nachwort des Herausgebers.

Wir haben unsern Schweizer Mitarbeitern wie stets unbeschränkte Redefreiheit eingeräumt und es lag uns auch fern, ihnen mit redaktionellen Vorbehalten und Anmerkungen ins Wort zu fallen. Wir halten solche Gepflogenheiten für eine Verletzung der Gastlichkeit und zudem für kurzsichtig, nur darauf angelegt, beim Leser den Schein redaktioneller Allwissenheit zu erwecken und in Wirklichkeit ihn vom selbständigen Denken abhaltend. Wir halten aber die Aufgabe einer Zeitschrift nicht für die gleiche wie die eines Stammtischs, an welchem man sich freut, mit Gleichgesinnten zusammenzusitzen und das zu hören, was man gern hört. Wir halten es für nützlicher, auch einmal Ansichten zu hören die einem unbequem sind, vorausgesetzt, daß sie von Leuten stammen, die anständige Menschen sind und die etwas in der Welt bedeuten. Wer aber Beschädigungen seines Nationalgefühls befürchtet durch das Anhören von Ausländern, dem müssen wir sagen, daß wir ein solches Nationalgefühl etwa so einschätzen wie die Religion eines Mannes, die nur dadurch erhalten werden kann, daß er nie mit Andersgläubigen zusammenkommt. Uns über die Dinge zu streiten, die uns zurzeit von unseren Schweizer Mitarbeitern trennen, hat keinen Zweck. Unsere Auffassungen waren niemals auf Werturteile gegründet, die der Entscheidung durch die Erfahrung entzogen sind, sondern auf tatsächliche Voraussagen, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich erweisen wird. Wir glaubten vorauszusehen, daß im Falle der deutschen Niederlage eine Epoche der englisch-amerikanischen Weltherrschaft kommen werde, eine Sklaverei in der modernen Form der Geldsklaverei, ausgeübt durch das englische, amerikanische und jüdische Großkapital. Die Mehrheit der Schweizer hat für den Fall der deutschen Niederlage eine Periode des Völkerbundes und Völkerfriedens erwartet. Ihr eigenes Land würde damit in eine Zeit der Blüte, oder richtiger gesagt der Frucht eintreten: das was in der Schweiz im kleinen vorgebildet war,

Digitized by Google

ein friedliches Nebeneinanderleben verschiedener Nationalitäten und Sprachen ohne stehendes Heer, würde allgemein, die ganze Welt sozusagen eine große Schweiz. War unsere Auffassung richtig, so wird die Schweiz, weit entfernt Keimzelle einer neuen Weltordnung zu werden, ihre Neutralität und Selbständigkeit verlieren, den Bereicherungs- und Annexionsbedürfnissen der Weltbefreier ausgeliefert, ein neues Portugal (womit wir natürlich nicht sagen wollen, die Schweizer seien Portugiesen). Diese Auffassung beruht bei uns nicht auf besonderer Zuneigung zu Machtpolitik und Blutvergießen, sondern auf einem durch Liebe zum deutschen Volk und zur deutschen Kultur in der Zeit größter Not geschärften oder verblendeten Blick in die Wirklichkeit. Natürlich würden wir im Inte resse aller begrüßen, wenn die Schweizer recht behielten und nicht wir. Ist unsere A uffassung richtig, so haben die neutral gesinnten Schweizer die deutsche Kultur in der entscheidenden Stunde im Stich gelassen. Wir sind nicht der Ansicht, daß das friedliche Zusammenleben der Nationalitäten in der Schweiz ermöglicht wurde durch ihre demokratischen Einrichtungen, sondern daß es möglich war, weil die Deutschen in der Mehrzahl waren. Nur Deutsche haben niemals eine Irredenta gekannt, nur Deutsche prägen einem national gemischten Lande, wenn sie in der Mehrheit sind, nicht ihren nationalen Charakter auf. Wären die Franzosen oder die Italiener in der Mehrheit gewesen, so wäre die Schweiz französisch oder italienisch. Es sind das völkerpsychologische Auffassungen, die nichts mit der uns fernliegenden Politik des Tages zu tun haben. Ebenso ist es eine Überzeugung, die nichts mit der Politik des Tages zu tun hat, daß wir die Lehre von Deutschlands absichtlicher Herbeiführung des Kriegs für den raffiniertesten Schwindel der Weltgeschichte halten. In hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren wird es sich zeigen, ob wir recht hatten. Ist es doch, wie der Übersetzer der Reden Buddhas, Karl Eugen Neumann, ohne Übertreibung sagt, die merkwürdigste Eigenschaft dieser Welt der Lüge, daß auf die Dauer nur die Wahrheit Bestand hat. Wir sind nicht veranlagt, als gerechte Kammmacher die andern Völker zu beurteilen. Wir haben einfach, solange unser Vaterland in Gefahr und noch nicht verloren war, keinen anderen Gedanken gehabt, als wie es gerettet werden könne. Wir haben aber jetzt nicht das Gefühl, daß wir wegen unseres Unglückes zu bedauern sind; weil wir Glück nicht für den Zweck des Lebens halten. Ist unsere Auffassung richtig, so durften wir nicht nur für Deutschtum und deutsche Kultur gegen ihre Vernichtung, sondern auch für Freiheit und Menschlichkeit gegen den Mammonismus der ganzen Welt kämpfen. Die Frau, die in dieser Gesinnung ihren Mann, die Eltern, die in dieser Gesinnung ihre Söhne hingegeben haben, sind nicht nur zu beklagen, sie sind durch ihr Opfer und ihren Schmerz über sich selbst erhoben worden. Für den Unterschied zwischen Helden und Schiebern hat man ja in allen Kreisen der Schweiz auf die wir Gewicht legen Verständnis. Ob das, wofür wir gekämpft haben, ein Phantom oder Wahrheit war, wird die Zukunft zeigen. Wir in die Gegenwart Verstrickten können uns gegenseitig keine bessere Wahrheit bieten als Aufrichtigkeit. Ich danke daher allen, die diese Aussprache gefördert haben. C.

Redaktionell abgeschlossen am 26. Juli 1919.

Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

-12-

Das Ende des Reichs

September 1919

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

Süddeutsche Monatshefte

München * Leipzig * Berlin

Jahrg. 16 * Vierteljährlich M 6.—. Einzelheft M 2.25 * Heft 12

Auslieferung für den Berliner Buchhandel: Georg Stilke

K 178/38

30

Digitized by Google

DEUTSCHES ERZEUGNIS

FEIST-CABINET

Feist-Sektkellerei Akt. Ges.
Frankfurt a/M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassungen:

München und Nürnberg

Zweigstellen:

Aichach	Freising	Landshut	Rosenheim
Amberg	Fürth	Lindau i. B.	Schrobenhausen
Ansbach	Garmisch	Neustadt a. Aisch	Schwabach
Aschaffenburg	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwandorf
Augsburg	Ingolstadt	Öttingen	Straubing
Bad Kissingen	Kaufbeuren	Partenkirchen	Sulzbach
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Dingolfing	Landsberg a. L.	Regensburg	Weißenburg i. B.
Erlangen			Würzburg

Aktienkapital: M. 51 000 000 Pfandbrief-Umlauf: M. 510 000 000
Reservefonds: M. 31 000 000 Hypotheken-Bestand: M. 520 000 000

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

Digitized by Google

Der Universalentwickler

„Agfa"-Rodinal

Für Fachleute wie Amateure
Für Platten, Filme, Papiere
Für Negative wie Diapositive
Für Schalen- wie Zeit- und Tankentwicklung
Für richtige, wie Über- und Unterexposition

Bequemste Anwendung
nur nach Anweisung mit 10—30 Teilen Wasser zu verdünnen

Leistungsfähig, zuverlässig
Außerordentlich haltbar
1/20, 1/10, 1/4, 1/2 Liter Originalflaschen

Agfa PHOTO-HANDBUCH

Näheres über sämtliche „Agfa"-Photoartikel im

„Agfa"-Photo-Handbuch
201.—220. Taus. M. 1.20. **Durch Photohändler!**

BADEN-BADEN

Brenner's Stephanie-Hotel

Brenner's Neuer Kurhof

Das vornehme Familienhotel an der Lichtenthaler Allee

Besitzer: C. BRENNER

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

16. Jahrgang Heft 12

	Seite
Der politische Gmoadepp von Europa / Von Dr. A. Dirr, Konservator am Ethnographischen Museum in München	421
Brief eines Kriegsgefangenen	425
Unsere Kriegsgefangenen in Frankreich! / Von Geheimrat Professor Dr. Georg Wolfram, ehemals Direktor der Landesbibliothek in Straßburg	426
Als U-Bootsoffizier in England / Von Walter Wauer, Leutnant z. See	432
Die Internierung der deutschen Flotte / Von Max Schweikl, Matrose	440
Aus und für Schlesien nach dem Zusammenbruch / Von Geheimrat Professor Dr. Max Koch, Rektor der Universität Breslau	447
Der deutsche Zusammenbruch in Warschau / Von Dr. jur. Eberhard Jungfer	456
Der Untergang des Deutschtums in Südkärnten / Von Dr. Cornelia Kabusch (Klagenfurt)	459
Aus dem Völkerbund / Von Dr. Georges Chatterton-Hill	466
Aus der Diplomatie des Deutschen Reichs / Von Dr. Herbert Hauschild, Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen	472
Der Bericht des Legationsrats von Schoen / Von Professor Dr. Georg Karo, erstem Sekretär des Archäologischen Instituts in Athen	480
Politisch unbegabt? / Von Dr. G. G. Dehio, ehemals Professor an der Universität Straßburg	485
In Treue fest? / Von Egbert von Xylander	488
Kaiser und Reich / Von Dr. Paul Busching	490
Nachwort / Von Paul Nikolaus Cossmann	506

Anbei eine Mitteilung an die Freunde der Süddeutschen Monatshefte

Schriftleitung: München, Königinstr. 103. Fernsprecher 30692 (nur bis 3 Uhr).

Verlagsleitung: München, Karlstraße 6. Fernsprecher 53728 (nur bis 3 Uhr).

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Größte europäische Lebensversicher.-Ges. auf Gegenseitigkeit

Bankvermögen 542 Millionen Mark

Versicherung mit einmaliger Einzahlung der Prämie

beste Kapitalanlage

Versicherung der Jugendlichen vom 10. Lebensjahre ab

Versicherung der Frauen ohne Sonderprämie

Kostenlose Auskünfte und Berechnungen

Diesem Hefte liegen bei: **2 Titel und Inhaltsverzeichnisse des 16. Jahrgangs.**

Digitized by Google

Der politische Gmoadepp von Europa.

Von A. Dirr.

Homines antiqui, qui ex sua natura ceteros fingerent ... (Cicero, Pro Roscio Amerino.)

Zuerst bitte ich alle deutschen Landsleute, denen das bayerische Fremdwort Gmoadepp noch nicht bekannt sein sollte, wegen dessen Verwendung um Entschuldigung; es wird indessen genügen, wenn ich versuche es ins Preußische zu übersetzen, etwa mit „Gemeindeidiot", „Dorfkretängl". Was damit also gemeint ist, dürfte jetzt klar sein; wer damit gemeint ist, werden die folgenden Zeilen aufweisen. Sollte der Sinn aber doch noch nicht ganz deutlich sein, so bitte ich, die Worte Ciceros zu übersetzen, was ja schließlich jeder zweite Gebildete in deutschen Landen kann, wenn er auch sonst nichts weiter los hat.

Der Gmoadepp zeichnet sich vor seinen Mitbürgern durch einen mehr oder weniger beträchtlichen Mangel an denjenigen Eigenschaften aus, die aus dem Menschentier einen vollwertigen Menschen machen. Wie die Menschen nun einmal sind, fordert dieser Mangel nur Spott und Hohn und Verachtung heraus; höchstens, daß man den Gmoadepp durch milde Gaben vor dem allzuschnellen Verhungern schützt. Es wär ja auch schade darum; man hätte ja niemand mehr, an dem man seine grausamen Instinkte auslassen könnte.

Es ist zu fürchten, das deutsche Volk habe während dieses ganzen Krieges — und darnach erst recht — diese Rolle des Gmoadeppen gespielt. Des politischen natürlich nur. Militärisch hat es ja das Höchste geleistet, was je einem Volke zugemutet wurde. Es ist heutzutage fast ein gewagtes Unternehmen, ihm wieder einmal ins ach! so schwache Gedächtnis zurückzurufen, was es geleistet hat. Nachdem man es glücklich so weit gebracht hatte, daß es entweder den Krieg erklären, oder seine letzten Freunde in Europa von sich abfallen sehen mußte, besann es sich auf kurze Zeit seiner Riesenkraft und holte zum Hiebe aus. Es trug zunächst den Krieg tief ins Land dessen, der seit 44 Jahren von nichts anderm geträumt, gesprochen und geschrieben hatte, als von der Revanche für 1870. Es zerschlug die russischen Heere. Damit wäre der Krieg praktisch zu Ende gewesen, hätte es nicht England zum Feinde gehabt. England, das Zeit brauchte, um selbst ein Heer aufzustellen, ist der eigentliche Kriegsverlängerer. Um Zeit zu gewinnen, hetzte es Italien und Rumänien in den Krieg, schließlich auch Griechenland. Ich glaube sogar, man geht nicht fehl, wenn man vermutet, England habe nie daran geglaubt, daß Italien und Rumänien den Krieg für es gewinnen könnten. Dazu kannte es seine Helfershelfer und die deutsche Schlagkraft zu gut. Aber es wollte Zeit gewinnen, nicht nur um selbst sich zu bewaffnen, sondern auch um seine andere Waffe wirken zu lassen, die es sich mit Northcliffs Hilfe ausgedacht. Diese andere Waffe war die wirksamere, ja die einzig wirksame. Sie bestand aus dem Gefährlichsten, was es gibt, aus dem gesprochenen und dem gedruckten Wort. England wußte nur zu gut, daß es mit dem politischen Gmoadepp von Europa zu tun hatte, einem Kerl mit riesenhaften physischen Kräften, aber mit einer jedem fremden Einfluß gegenüber nur allzuschwachen Seele.

England fand das Mittel um das deutsche Volk zu zermürben. Das Rezept dazu lag ja offen auf dem Tische da. Man brauchte nur die deutsche Uneinigkeit,

Digitized by Google

Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit in Dienst zu nehmen. Wenn zwei Deutsche in sachlichen Dingen nicht übereinstimmen, werden sie zu Feinden; wenn ein Ausländer dem Deutschen vormacht, der Mond sei ein Käse, ein deutscher Astronom ihm aber sagt, er sei ein Himmelskörper, so glaubt der Deutsche dem Ausländer. Und wenn einer dem Deutschen sagt: „leg du als erster deinen Prügel weg, dann wollen wir gut Freund sein", so legt er seinen Prügel weg, und ist nicht über seine eigene unglaubliche Dummheit entrüstet, wenn der andere diese Dummheit benützt und statt Frieden zu machen zuhaut, sondern über des andern Treulosigkeit.

Das wußten Northcliffe-Lloyd George ganz genau und darauf bauten sie ihren Plan. Dieser gelang glänzend, gerade weil er so ganz einfach war. Er stützte sich auf zwei Prinzipien. Das eine war: man muß Unfrieden säen unter den Deutschen. Das andere: man muß sie mit guten Friedensbedingungen ködern. Beide ergänzen sich, greifen teilweise ineinander über und sind deshalb nicht immer reinlich zu trennen. Beide waren kinderleicht in die Tat umzusetzen — wegen der spezifischen Beschaffenheit des Deutschen. Man gab also zunächst mal vor, man kämpfe gegen den Militarismus — daß es ein Kampf gegen unsere Kraft war, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte angeblich gegen die preußische Suprematie — daß es nur galt unsere Ordnung zu unterminieren, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen seine Führer — daß man ihn nur seiner Führung berauben wollte, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte für die Befreiung des deutschen Volkes — daß man ihm dabei das Rückgrat brach, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte gegen deutsche Kolonialtyrannei — daß man die deutschen Kolonien einsacken wollte, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte für die kleinen Nationen — daß es sich nur darum handelte, Deutschland neue zukünftige Feinde zu schaffen, merkte der Gmoadepp nicht. Man kämpfte für internationales Recht und Billigkeit — der Gmoadepp merkte es auch hier nicht, worum es sich handelte — das deutsche Volk rechtlos zu machen.

Er hat alles geglaubt, er hat sogar willig nach dem Köder der 14 Punkte und des Völkerbundes geschnappt, als man ihn ihm hinwarf. Wie muß man in London, Paris und Rom sich ins Fäustchen gelacht haben, als Wilson das Angebot machte, sich mit seinen Prinzipien unsterblich blamieren zu wollen. War nicht das Projekt eines Völkerbundes eine so wunderbare Ausgeburt eines Wolkenwanderers, daß es fast so aussah, als ob es im Hirn eines deutschen Träumers entstanden wäre? Daß es nur ein Bund zur Niederhaltung Deutschlands werden sollte, merkte der Gmoadepp nicht. Wer hat am meisten über die 14 Punkte sich gefreut? Der Deutsche? Er meint es; es ist aber sicher, daß Lloyd George und Clemenceau sich noch mehr darüber gefreut haben, denn sie hatten es doch sofort gemerkt, was für ein wunderbarer Leim da dem Deutschen gestrichen worden war.

Was die Entente den ganzen Krieg über Deutschland angedroht hat, ist zur Tatsache geworden. Der deutsche Gmoadepp hat über diese Drohungen gelacht . . . er hat es nicht gemerkt, daß es unseren Feinden bitter ernst damit war. Er glaubte an edle Gefühle bei seinen Feinden und scheint nicht einmal besonders darüber enttäuscht zu sein, daß es mit den edlen Gefühlen nichts ist. Er glaubte, die andern würden die Waffen auch niederlegen, wenn er es täte und ein paar Tage nach dem Waffenstillstandsabschluß käme die berühmte Weißwurscht aus Amerika. Er glaubte, wenn er Revolution mache und seinen Kaiser fortschicke und seine Heerführer absetze, würden es die an-

Digitized by Google

dern auch tun. Er glaubte durch Nachgeben zu versöhnen, und hat dem Haß des Gegners nur neue Nahrung gegeben — schlimmer noch, er hat sich auch dessen Verachtung zugezogen. Er hat sein Vaterland ruiniert, aber er tanzt, und läuft ins Kino und tröstet sich: „es wird so schlimm nicht werden".

Wie schlimm soll's denn noch werden, bis der Gmoadepp es merkt? Genügt es ihm nicht, daß er keine Armee, keine Flotte, keine Kolonien, keine Märkte, kein Geld mehr hat, daß ihm riesige Fetzen aus seinem blutenden Leibe gerissen werden? Daß man einen Keil treibt zwischen sein Land und das seines östlichen Nachbarn, mit dem allein er in absehbarer Zeit zu einem erträglichen und für beide Teile fruchtbaren Verhältnis hätte kommen können?

Deutschlands erbittertster Feind, Lloyd George — ich glaube mich erinnern zu können, daß man ihn anfangs bei uns nicht recht ernst genommen hat, weil er etwas „anrüchig" sei — Lloyd George hat am 3. Juli im Unterhaus den Friedensvertrag gerechtfertigt. Was hat er gesagt? Zunächst einmal hat er von der deutschen Armee gesprochen: Sie sei das vollendetste und gewaltigste Angriffsinstrument, der Schrecken der Welt gewesen, Europa habe davor gezittert. Was er nicht gesagt hat, war dies: Die deutsche Armee war groß geworden mit den Revanchegelüsten Frankreichs, hat außer Frankreich niemanden bedroht, war groß geworden, weil Frankreich seine Milliarden nach Rußland geworfen hatte um sich die russischen Machthaber zu kaufen zu einem Krieg gegen Deutschland (das russische „Volk" wollte ja nichts davon wissen). Er hat nichts davon gesagt, daß wir Jahrzehnte lang redlich bemüht waren, mit Frankreich zu einem anständigen modus vivendi zu kommen. Er hat nichts davon gesagt, daß wir mehr als einmal Gelegenheit hatten, Frankreich zu zerschmettern und es nicht getan haben.

Er hat auch von der deutschen Flotte gesprochen, aber er hat nur Spott dafür gehabt.

Er hat weiter gesprochen von der Härte der Bedingungen und die Frage daran geknüpft, ob sie gerecht seien? Er beantwortet sie mit „ja", denn es seien nur Wiederherstellungen. Deutschland habe Frankreich Elsaß-Lothringen entrissen; von dem, daß Frankreich es vor 200 Jahren Deutschland gestohlen hatte, kein Wort.

Er spricht von Schleswig-Holstein, diesem „gemeinsten Betrug der Hohenzollern"; einige wenige von uns haben mal etwas gehört von einer Beschießung von Kopenhagen mitten im tiefsten Frieden, von einer Wegführung der dänischen Flotte, ja sogar von einem Burenkrieg. Er spricht von Danzig, einer freien Stadt, die zwangsweise dem preußischen Königreich einverleibt worden sei. Habt ihr schon einmal etwas von einem fernen Lande gehört, das Ägypten heißt, in dem man Pyramiden baute, Leichname einbalsamierte und auf Papyrus schrieb? Wißt ihr, was Kolumbus finden wollte? Indien!

Er spricht von unseren Kolonien, und meint, er hätte Beweise dafür, daß wir in „einigen" Kolonien die Eingeborenen grausam mißhandelt und in Deutschsüdwestafrika Aufstände und Unruhen gegen die englischen Kolonien angezettelt hätten. Sind die Kongo- und die Pilcomayogreuel in den deutschen Kolonien vorgekommen oder in den Kolonien der Bundesgenossen und Schützlinge Englands? Und glaubt er an die Anzettelung von Aufständen wirklich?

Wißt ihr warum Deutschland so furchtbare Bedingungen auferlegt werden? Lloyd George sagt, weil es bestraft werden muß, aber der eigentliche Grund entschlüpft ihm in einer unbewachten Sekunde doch: „Ist es ungerecht," fragt er, „wenn wir in unseren wirtschaftlichen Bedingungen klar zu machen bestrebt

Digitized by Google

sind, daß Deutschland von der mutwilligen Zerstörung seiner Handelsrivalen in Frankreich und Belgien keinen Vorteil haben soll? Das kann hier nicht durch Geld geschehen. Man kann damit nicht in ein oder zwei Jahren diese Schäden wieder gut machen, und inzwischen würde Deutschland, das niemals verwüstet worden ist[1]), längst wieder an der Spitze marschieren." Also doch, es ist die Angst vor dem an der Spitze marschierenden Deutschland!

Merkt ihr was, ihr Selbstbespucker und Wir-sind-am-Kriege-schuld-Schreier? Und was hat euch das Selbstbespucken uud Schuldbekennen genutzt? Was die Anschuldigungen, die ihr euern Führern ins Gesicht schleudert? „Ich würde mich glücklich schätzen," sagt derselbe Lloyd George, „wenn man sagen könnte, dieser Krieg sei gegen den Willen des deutschen Volkes geführt worden. Dem ist nicht so. Und darum müssen die Friedensbedingungen die Völker lehren, was ihnen bevorsteht, wenn sie unprovozierte Angriffskriege gegen ihre Nachbarn führen wollen, was ihr Schicksal sein mag, wenn sie bei solchem Versuch unterliegen." Nun, da habt ihr's, dieses Schicksal.

Nicht einmal der Völkerbund findet bei Lloyd George volle Anerkennung. Da man die Deutschen einmal damit geködert hat, kann man's ja sagen, daß man nicht recht daran glaubt. „Wir wollen ihn versuchen", sagte Lloyd George. „Ich bitte das Land, ihn ernstlich zu versuchen. Ich will nicht sagen, daß das Gebäude des Völkerbundes jeden Krieg der Zukunft ausschließt. Der Mensch ist ein wildes Tier. [Die Deutschen glauben ja jetzt, sie allein seien wilde Tiere; da müßte dieses verallgemeinernde Urteil über die menschliche Natur sie eigentlich beleidigen.] . . . Wenn es dem Völkerbund gelingt, nur einen einzigen Krieg abzuwenden, so ist er gerechtfertigt. Nur eine Generation, ohne daß das Blut von Millionen vergossen wird . . . . und der Völkerbund ist gerechtfertigt, und niemand soll ihn verhöhnen. Wir wollen ihn versuchen. Ich glaube, es wird ihm gelingen, Böses zu verhindern . . . ." Spricht man so, wenn man von dem Wert einer Sache überzeugt ist?

Die deutschen Kolonien? O, England ist uninteressiert! Deutsch-Südwestafrika bildet „ohne Zweifel einen integralen Bestandteil der südafrikanischen Union." Die, deutscher Leser, liegt auf dem Monde, ist also von England ganz unabhängig. Deutsch-Neuguinea? O, „es liegt so nahe von Australien, daß man es allgemein als Notwendigkeit empfand, es als einen Teil Australiens behandelt zu sehen". Nämlich, weil es unmittelbar an Britisch-Neuguinea grenzt. Merkst du was, Deutscher? Mit Deutsch-Südwestafrika zahlt man die Kapkolonie, mit Deutsch-Neuguinea Australien, mit den Südseeinseln Japan. Und die übrigen Kolonien? Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes. „Da die Dinge in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika anders liegen, hat man dort ein unterschiedliches Mandatarsystem in Anwendung gebracht. Aber wenn die ehrenwerten Herren Abgeordneten die Grundsätze dieser Mandate prüfen, werden sie sehen, daß es dieselben Grundsätze sind, die England heute auf der ganzen Welt für seine Kolonien anwendet: Religions- und Gewissensfreiheit, Verbot des Sklavenhandels, des Waffen- und Alkoholverkaufs; Verbot der Einrichtung von Befestigungen, von Heeres- und Flottenstützpunkten, der militärischen Ausbildung der Eingeborenen zu anderen als Polizeizwecken — offene Tür für den Handel aller Mächte." Deutscher, warst du einmal in Wünsdorf, im Halbmondlager? Da hättest du eine prachtvolle Auswahl von zu „Polizeizwecken" ausgebildeten Eingeborenen aller englischen, französischen und belgischen Kolonien sehen können. Hast du begriffen, was für eine perfide Insinuation in dem Satze von Sklavenhandel, Waffenverkauf usw. liegt?

[1]) Ostpreußen liegt ja in Belgien!

Digitized by Google

In diesem Zusammenhange hört es sich nämlich fast so an, als ob Deutschland das alles getan oder geduldet hätte. Und weißt du, wer das Mandat übernommen hat? Natürlich das unterinteressierte England. O, aus rein geographischen Gründen. Togo liegt im Westen, Kamerun im Osten von Britisch-Nigeria, Deutsch-Ostafrika im Süden von Britisch-Ostafrika. Also mußte England das Mandat übernehmen, gegen seinen Willen, denn „die Verantwortung des britischen Reiches ist dadurch kolossal gewachsen. Ungefähr 800 000 Quadratmeilen sind zu der ungeheueren Aufgabe hinzugekommen, die schon auf den Schultern des britischen Reiches lastet!" Michel, laß dich erweichen, zahl doch noch die Kosten dieses Mandats!

Michel, du bist, und ich fürchte, du bleibst der politische Gmoadepp von Europa. Michel, deine Führer haben dich überschätzt, wenn sie glaubten, mit dir etwas anderes als Kirchturmpolitik treiben zu können. Michel, das ist keine Politik, wenn du über den Preußen oder den Bayern schimpfst. Michel, du steigst nicht in der Achtung deiner Nachbarn, wenn du dich selbst bespuckst. Michel, die andern halten für Dummheit, was du für weitausschauende Klugheit hältst. Michel, du hast dir das Fell über die Ohren ziehen lassen und merkst es noch gar nicht.

Michel, der lateinische Satz oben heißt in freier Übersetzung: ein Depp, der glaubt, die andern seien grad solche Deppn wie er selber.

Brief eines Kriegsgefangenen.

Folgender Brief wurde uns in der Urschrift vorgelegt:

„..... 15. VII. 1919. Liebe Eltern! Ich habe seit 8 Tagen das Schreiben unterlassen, in der sicheren Überzeugung, Ende dieses Monats bei Euch zu sein. Grausam aber sind wir wieder betrogen worden. Bei Unterzeichnung des Friedens waren wir der Hoffnung gewesen, daß sich unser erbärmliches Los wenigstens etwas ändern würde. Oh, heilige Einfalt. Gerade das Gegenteil ist jetzt der Fall. Seit dem Tage des Friedens sind uns sämtliche Zeitungen verboten worden. Bewachung noch viel strenger. Außerdem arbeiten wir von morgens 5,30 Uhr bis abends 6,30 Uhr mit 3 Stunden Pause um den schmählichen Lohn von 8 Sous mit Hacke und Schaufel. Mittags kehren wir nicht nach dem Lager zurück, sondern sind draußen den ganzen Tag Wind und Wetter ausgesetzt, so daß man des Abends wie scheue Hunde müde, traurig und durchnäßt ins Lager zurückschleicht. Hie und da befindet sich einer unter den Kameraden, der nach jahrelanger physischer und moralischer Auflösung nicht mehr imstande ist, seine Anzahl Kubikmeter zu schaufeln, so wird ihm noch der erbärmliche Lohn entzogen, und mit Kriegsgericht bedroht. Dies nennt die Welt „Humanität". Post habe ich von Euch seit 4 Wochen nicht mehr erhalten, geschweige denn die Pakete vom Februar und März, die wahrscheinlich gestohlen worden sind. Erst sagte man uns, nach Unterzeichnung des Friedens kehren wir in die Heimat zurück, dann nach der Ratifizierung der deutschen Regierung, nachdem, nach Ratifizierung der französischen Kammer, und jetzt heißt es, wenn Deutschland Zivilarbeiter stellt. Ich wage kaum noch, auf eine diesjährige Heimkehr zu hoffen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn wir mit Einsatz unseres Lebens (die blauen Bohnen sitzen hier lose im Gewehr) die so lang ersehnte Freiheit suchen."

Digitized by Google

Unsere Kriegsgefangenen in Frankreich!

Daß der Friede von Versailles Schmach und Schande für Deutschland bedeutet, wird jetzt auch den Kreisen klar, die mit Erzberger und Scheidemann in dem Abschluß des Vertrags oder vielmehr in der Annahme der Bedingungen ein Glück für das Vaterland oder eine besondere Ruhmestat der deutschen Unterhändler sahen. Die Bekenntnis unserer Schuld in der Mantelnote, die Auslieferung des Kaisers und der Führer hatte ihnen das weniger zum Bewußtsein gebracht als der materielle Druck und der Eingriff der Entente in unsere innerpolitischen Verhältnisse, wie sie jetzt allmählich fühlbar werden. Mit leichtem Herzen hatten sie es auch hingenommen, daß wir beim Waffenstillstand unsere Soldaten in der Hand der Gegner lassen mußten, während die Gefangenen der Feinde von uns ausgeliefert wurden. Nach dem Friedensvertrag sollten die Unglücklichen endlich „baldmöglichst", sobald die Ratifikation erfolgt sei, ausgeliefert werden. Was aber baldmöglichst bedeutet, das sagt uns Clemenceau jetzt offen, wenn er völlig vertragswidrig verlangt, die Gefangenen sollten zum Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Frankreich festgehalten, d. h. nicht eher entlassen werden, als bis die verwüsteten Landstriche wieder völlig in Ordnung gebracht sind. Dann werden viele von ihnen überhaupt ihr Vaterland nie wiedersehen. Und jetzt stellt sich noch heraus, wie entsetzlich das Los der Unglücklichen in Frankreich ist! Ein Buch ist erschienen: „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich; herausgegeben von der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Berlin und Leipzig", dessen Inhalt so entsetzlich ist, wie er von einer menschlichen Phantasie des 20. Jahrhunderts wohl nicht für möglich gehalten wäre. Was wir von der Behandlung der Sklaven im Altertum wissen, reicht nicht entfernt an die Sklaverei heran, der unsere Brüder und Söhne in Frankreich unterworfen sind. Inquisition und Folterkammer des Mittelalters sind wieder neu aufgelebt, und was Abscheuliches erzählt wird über die Behandlung der Ureinwohner Amerikas, das nimmt sich aus wie eine blasse Zeichnung gegenüber den Pinselstrichen eines Höllenbreughel.

Jetzt flammt die Entrüstung in Deutschland auf. Versammlungen der Frauen werden abgehalten, die Vertreter der katholischen Kirche protestieren, in der Nationalversammlung werden Anfragen gestellt und Herr Reichsminister Müller bemüht sich, darzulegen, wie oft die Reichsregierung die Rückgabe der Gefangenen beantragt hat. Zum Schluß rafft sich die Nationalversammlung zu einem feierlichen Proteste auf. Aber was nützt das alles? Die Tatsache ist unabänderlich: Man hat in Waffenstillstand und Frieden unsere Gefangenen preisgegeben, um die schreiende Volksmasse mit Speck und Weißmehl zufriedenzustellen und den Pazifisten den „Versöhnungsfrieden" bringen zu können, vor allem aber, weil sich Herr Erzberger gar nicht früh genug mit dem Heiligenschein des Friedensengels schmücken konnte.

Wer jetzt dieses furchtbare Buch durchblättert, dem wird es klar, der Friede von Versailles ist nicht nur ein Schmach- und Schandfriede, der Friede ist ein Verbrechen, für das das Volk noch furchtbare Rechenschaft von den Schuldigen fordern wird, wenn erst von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt dies Buch verbreitet ist, wenn die Augen geöffnet und die Gewissen aufgerüttelt sind. Aber Proteste und winselnde Bittschriften nützen dem Tiger Clemenceau und seinen sadistischen Landsleuten gegenüber nichts. Jetzt bleibt nur ein Entschluß, der freilich noch viel schlimmere Folgen zeitigen wird, als wenn Deutschland rechtzeitig den mannhaften Mut gefunden hätte, die Unterzeichnung des Schand-

Digitized by Google

dokuments zu verweigern. Das Volk muß heute erklären, daß es die Friedensbedingungen unter keinen Umständen erfüllen will, daß es keine Kohlen nach Frankreich liefert, die Kühe nicht aus den Ställen nehmen läßt, jeden totschlägt, der die Maschinen aus den Fabriken rauben will, solange unsere unglücklichen Brüder und Söhne nicht zurückgegeben sind.

Ich schreibe diese Zeilen nicht in verblendeter Leidenschaft, sondern in voller Kenntnis der Tragweite meiner Worte und ich habe die feste Überzeugung, daß jeder, der dieses Buch zur Hand nimmt und durchliest, — und es kann in jede Hand gebracht werden, denn der Preis ist trotz des erheblichen Umfanges von 300 Seiten auf nur 1 Mark gesetzt — mir zustimmen wird und muß. Das höchste Heil, das letzte lag für unsere Altvorderen im Schwerte. Wir haben das Schwert aus der Hand gegeben und können jetzt nur durch stummen und passiven Widerstand, der aber bis zum Äußersten gehen muß, erzwingen, daß Frankreich in seiner wahnsinnigen Raserei die Verbrechen einstellt, die es Tag für Tag, Nacht für Nacht an den Unglücklichen begeht, von denen viele zu den Mutigsten und Tapfersten gehören, die für ihr deutsches Vaterland ins Feld gezogen sind. Man kann nicht einwenden, daß die Schandtaten in den französischen Gefangenenlagern, die an den Deutschen begangen werden, lediglich auf das Schuldkonto einzelner verworfener Individien zu setzen sind, denn wenn man das ganze Material überblickt, so sieht man, daß die Gefangenenbehandlung eine durchaus einheitliche ist, daß System in der Qual und der Marter liegt, unter denen die deutschen Opfer einem schnelleren oder langsameren Tod zugeführt werden. Man hat fast den Eindruck, daß hier eine stillschweigende Parole ausgegeben ist, die freilich auch nicht selten ganz offen ausgesprochen wird. So wenn in la Pallice der Kommandant sich äußert: „Ich will, daß die Leute als Kadaver zurückkehren; die Hunde sollen arbeiten, daß sie bei der Rückkehr nicht mehr imstande sind, eine Familie zu ernähren." Oder der Dolmetscher von Sennecy: „Frankreichs Sinnen und Trachten geht dahin, die deutschen Soldaten systematisch zugrunde zu richten."

Bezeichnend war es von vornherein, daß die Gefangenenbehandlung der Abteilung „Contentieux et justice militaire", der sonst die Verbrecher, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden, zugewiesen sind, übergeben wurde. Dementsprechend wurden die Gefangenen vielfach gefesselt von Gendarmen durch die Ortschaften geführt, in Strafgefängnissen und Zuchthäusern untergebracht und einer entsprechenden Hausordnung unterworfen. Das Publikum sah sie nicht anders an als Schwerverbrecher, beschimpfte und mißhandelte sie beim Durchmarsch durch die Ortschaften, ohne daß die Aufsichtsorgane sie zu schützen versuchten.

Untergebracht wurden sie nicht wie bei uns in hygienisch einwandfreien Barackenlagern, wie sie mit ihren Spielplätzen, ihren Gärten, ihren Sälen für Musik und Unterhaltung, ihren luftigen Speiseräumen gar oft den Neid mancher armen Familie erregt haben mögen, sondern in Zuchthäusern, alten verfallenen Schlössern und Burgen, in den feuchten Kasematten längst aufgegebener Festungen, vor allem aber in Gegenden, die berüchtigt waren wegen ihrer gesundheitsgefährlichen Lage. Sie wurden dem Typhus und der Malaria und damit bewußt dem Siechtum und dem Tode ausgeliefert. Für die ärztliche Behandlung aber ist es bezeichnend, daß, während bei uns von den an den Gliedmaßen Schwerverwundeten 25 Prozent amputiert wurden, von den deutschen Gefangenen in Frankreich 85 Prozent zu Krüppeln gemacht worden sind.

Der Unterbringung entspricht die Behandlung. Nicht nur werden die durch furchtbarsten Hunger verschärften Arreststrafen in unmittelbarer Folge für den-

Digitized by Google

selben Mann verhängt, so daß sie sich über Jahr und Tag erstrecken, ohne daß er kaum jemals das Tageslicht erblickt oder in die freie Luft geführt wird, sondern es werden Strafen erdacht, wie sie nur die entmenschteste Phantasie eines Wüstlings zu erfinden vermag. Auspeitschungen der nackt ausgezogenen Mannschaften sind an der Tagesordnung. Im glühendsten Sonnenbrand werden die Unglücklichen an Stangen gebunden und tagelang der Einwirkung der sengenden Strahlen ausgesetzt. Mit 10 cm Abstand werden sie an eine Mauer gestellt, das Gesicht der Mauer zugekehrt und müssen hier bis zu 60 Tagen in dieser Haltung verbringen, bis sie einfach wahnsinnig werden. Ja, aus den mittelalterlichen Folterkammern der Museen hat man die Daumenschrauben herausgeholt und den Unglücklichen angelegt, um Geständnisse von ihnen zu erpressen. Der Hunger wütet entsetzlich in den deutschen Reihen. Den Wachthunden des Lagers entreißen unsere Soldaten das Fressen, um sich selbst satt zu machen. Rübenabfälle werden auf den Straßen gesucht und wer in Arrest geworfen wird, der kommt vielfach als Skelett aus dem Verließ, das er in leiblicher Gesundheit betreten hatte.

Es sind nicht nur die Mannschaften, die derartiger Behandlung unterworfen sind. Die Offiziere sind fast noch schlimmer daran. Auch für sie ist die Unterbringung eine der Mannschaften entsprechende. Auch die Behandlung ist nicht besser. Auch sie werden körperlich gmißhandelt. Hier aber kommen vor allem noch die seelischen Qualen hinzu, durch die man ihren Stolz und ihre aufrechte Haltung zu brechen sucht. Unteroffiziere und Gemeine werden zu ihren Vorgesetzten gemacht, unter Bewachung von Gendarmen nehmen sie ihr Mittagessen ein, sie werden in Durchgangsräumen zusammengepfercht, durch die an einem einzigen Tage nicht weniger als 2500 Passanten gehen müssen. Musik und Kartenspiele sind ihnen verboten, die Lektüre auf das äußerste beschränkt, die Post vorenthalten.

Wehe aber denjenigen, die, weil sie die unmenschliche Behandlung nicht mehr ertragen können, einen Fluchtversuch unternehmen. Es ist vorgekommen, daß der Fluchtversuch, der verraten war, nicht etwa verhindert wurde, sondern daß ein französisches Wachtkommando vor den Ausgang gestellt wurde und die bei Nacht Herauskriechenden durch Schnellfeuer niederstreckte. Andere aber, die wieder eingebracht werden, müssen sich nackt vor dem französischen Befehlshaber niederwerfen, werden in Zellen gesperrt, die unter Wasser gesetzt sind, ohne daß eine Sitz- oder Liegegelegenheit ihnen die Möglichkeit böte, die Füße aus dem Wasser zu ziehen.

Das einzige Mittel, das wir gegen diese unmenschliche Behandlung unserer Gefangenen ergreifen konnten, waren Repressalien, d. h. die Einführung einer ähnlichen Behandlung einer beschränkten Anzahl ihrer Gefangenen gegenüber, selbstverständlich nur soweit sich das mit unserer Auffassung von Menschlichkeit vertrug. Das Mittel half immer, aber seitdem wir durch Waffenstillstand und Frieden nicht mehr in der Lage sind, es anzuwenden, ist die Lage unserer Gefangenen noch viel schlechter geworden, als sie vorher war. Jetzt können die Franzosen ihr Haß- und Rachegefühl mit einer Verruchtheit ausleben lassen, wie sie in dieser abgrundtiefen Gemeinheit wohl noch niemals in den Büchern der Weltgeschichte verzeichnet ist.

Aber ich will nicht nur einen allgemeinen Eindruck des Marterbuches geben, ich greife einige Beispiele unter den hunderten heraus, die davon überzeugen müssen, daß die allgemeinen Angaben nicht übertrieben sind.

„Fort la Pallice. Die Gefangenen wohnen in Zelten, die wenige Meter

Digitized by Google

vom Meer entfernt stehen, leicht, undicht und zerrissen sind und Kälte, Sturm und Regen durchlassen. Sie liegen auf losem, feuchtem, von Ungeziefer wimmelndem Stroh und haben nur eine Decke zum Zudecken. Am 14. November 1915 zerreißt ein Sturm die Zelte völlig, eine Sturzflut dringt ein und schwemmt die Habseligkeiten der Kriegsgefangenen zum größten Teile fort."

In Rouen wird von einem Arbeitskommando erzählt: „Die Kriegsgefangenen liegen während der Arbeitszeit vielfach buchstäblich auf der Straße, da die meisten Firmen (an die sie vermietet sind) einen Aufenthaltsraum nicht haben, andere ihre Schuppen während dieser Zeit verschließen. Meist schlafen die Leute, die sich auf den gepflasterten unsauberen Höfen dann niederlegen müssen, dort vor Erschöpfung ein. Die Witterung hat keinerlei Einfluß auf die Behandlungsweise. Die Gefangenen liegen auf der Straße ob es schneit oder regnet, in der glühendsten Sonnenhitze, wie in der bittersten Kälte, beobachtet von der Bevölkerung, die sich nicht schämt, an ihnen ihren Hohn und Spott auszulassen."

Und aus dem Offizierslager Caussade: „Die Offiziere sind auf einer alten Burg aus dem 12. Jahrhundert mit schadhaftem Dach untergebracht. Ein Teil von ihnen unter dem schrägen Dach, wo man nur gebückt gehen kann."

Ebenso aus Entrevaux: „Untergebracht sind die Offiziere in Zimmern mit Steinfußböden, deren kleine Fenster in dicke Mauern eingelassen und doppelt vergittert sind. Die Türen sind von innen nicht zu öffnen, mit Eisenblech beschlagen und mit einem Guckloch versehen, durch das die Offiziere jederzeit beobachtet werden können. Stühle sind nicht vorhanden, nur Bänke in nicht genügender Zahl. In diesen Raum sind die Gefangenen den ganzen Tag über eingesperrt. Sie haben täglich nur eine Stunde Gelegenheit zur Bewegung in dem 10 auf 12 Meter großen Festungshof, der von hohen Mauern und Gebäuden umgeben und äußerst staubig ist."

Wie sich aber die Lage seit Abschluß des Waffenstillstandes gestaltet hat, davon kündet eine Schilderung aus Clement: „Am 23. November 1918 marschieren die Gefangenen nach Clement. Auch diejenigen, die mangels Schuhzeugs nur mit Lumpen ihre Füße umhüllen können, müssen mitmarschieren. In Clement kommen sie in einen völlig verschlammten, neben einem Friedhof gelegenen Pferch, in dem sich etwa 3000 Mann befinden. Dieser Pferch ist mit Stacheldraht umgeben, es fehlen Baracken und Sitzgelegenheiten. Die Gefangenen haben sich Löcher in den Schlamm gebuddelt, um sitzen und schlafen zu können. Verschiedentlich sind Gefangene des Morgens in ihren Löchern infolge der Erschöpfung tot aufgefunden worden. Sie werden außerhalb des Stacheldrahts verscharrt. Später erhalten sie eine nasse Zeltbahn. Es wird ihnen von dem französischen Leutnant unter Anspiegelung auf den nebenliegenden Friedhof erklärt, daß sie hier bleiben, bis jeder von ihnen das Holzkreuz verliehen bekomme."

Am schlimmsten aber ist der Aufenthalt in Korsika. Sie sind hier in dem berüchtigten Lager von Aleria in einem alten Zuchthaus, das von Verbrechern geräumt worden war, weil die Sterblichkeit unter den Sträflingen infolge der Malaria und Typhus zu groß war. Dazu schreibt eine Pariser Zeitung, Cri de Paris, im Februar 1915. „Gut beraten war die hervorragende Persönlichkeit, die die Regierung veranlaßt hat, 3000 Deutsche nach Korsika zu verbannen, um dort die so ungesunde Ostküste zu sanieren. Bekanntlich ist das Klima dieser Küste unbedingt totbringend. Zu wiederholten Malen hat die Regierung Kredite bewilligt, um Handwerker dorthin zu senden, aber die Malaria hat immer mit allem aufgeräumt."

Digitized by Google

Und die Entsetzlichkeit des Aufenthaltes wird noch dadurch verschlimmert, daß die Bewegung in freier Luft auf das äußerste beschränkt wird. Im Fort Barreaux kommen die Mannschaften während dreiviertel Jahren nur fünfmal je eine Stunde in die frische Luft, und diese Gefangenen sind dazu noch zum großen Teil Verwundete mit ungeheilten, ja mit offenen Wunden. In Entrevaux, dessen grausige Aufenthaltsräume oben geschildert sind, dürfen die Offiziere nur eine Stunde täglich ins Freie und zwar ist dieser Aufenthaltsort ein von hohen Mauern umgebener Hof, auf dem noch die Abortkübel aufgestellt sind. Auf eine deutsche Beschwerde hin wird der Ausgang auf zwei Stunden täglich verlängert. Jetzt aber müssen sämtliche Offiziere nachmittags von 1 bis 3 Uhr, also gerade in der Zeit der größten Hitze, heraus.

Für die Ernährung nur wenige Beispiele. Ein Arrestant in Monteau-les-Mines erhält als einzige Nahrung 45 Tage lang 200 Gramm Brot zu seinem Wasser. In Vouzières essen die Kriegsgefangenen in ihrem Hunger alles, was sie erreichen können, Kartoffelschalen und ungekochten Kohl. Seit dem 29. Februar 1919 erhalten sie statt Brot nur noch drei Stück Zwieback. Es ist daher kein Wunder, daß die Gefangenen „wie wandelnde Leichen" aussehen und die zehnstündige tägliche Arbeit, für die sie nicht einmal die sonst üblichen 20 Centimes erhalten, nicht leisten können. Wer eine Runkelrübe oder ein Stück von den Franzosen weggeworfenes Brot aufnimmt, wird von den Wachmannschaften mit Knüppeln geschlagen. Schwarze und amerikanische Soldaten geben ihnen aus Mitleid Brot. Auch die Arbeit, zu der die Gefangenen herangezogen werden, ist unmenschlich. Sie werden an Unternehmer verkauft, die nun herauszupressen suchen, was an Arbeitsleistung menschenmöglich ist, oder vielmehr weit über das Menschenmögliche hinausgeht; 11-, 12-, ja 18stündige Arbeitszeit am Tage ist keine Seltenheit. Die Arbeit aber ist die schwerste und qualvollste, vielfach auch die gesundheitsgefährlichste, die erdenkbar ist. Intellektuelle werden mit Vorliebe zum Ausladen und Einladen von Kohlen und Kohlenstaub in den Schiffen verwendet, ebenso in Bergwerken, in denen die Temperatur bis zu 40 Grad steigt. Hier müssen die Unglücklichen bis zu 12 Stunden täglich Arbeit leisten. Als sie sich an einem Ruhetag weigern, zur Arbeit zu gehen, zu der sie gezwungen werden sollen, müssen sie von 3 Uhr morgens — das ist der Beginn der Arbeitszeit — bis 5 Uhr nachmittags ohne Nahrung in strömendem Regen auf dem Hofe stehen. In den chemischen Fabriken Maletra, Bordelaise und Kuhlmann müssen die Gefangenen unter den ungünstigen gesundheitsschädigenden Verhältnissen in Räumen arbeiten, die angefüllt sind von giftigen Gasen. Hier zieht sich der in einer Bleikammer tätige Reservist Erich Brandenburg eine Gasvergiftung zu. Es stellen sich Erstickungsanfälle ein. Der Arzt gibt ihm Bitterwasser. Nach wiederholten Krankmeldungen kommt Brandenburg endlich in die Revierstube, wo er am 12. Januar 1918 stirbt. Im Sommer 1916 wird am selben Ort der Kriegsgefangene Gärtner beim Schiffsausladen von einem niedersausenden Papierballen erschlagen. Am 1. Juli 1918 erhält der Kriegsgefangene Pickert beim Ausladen eine schwere Kopfwunde. Er bleibt ohne jede ärztliche Hilfe an der Arbeitsstelle liegen und stirbt am folgenden Tag. Dasselbe Schicksal erleidet anfangs Oktober der Kriegsgefangene Heinzelmann. Dem Valentin Kallek, derartig stark rheumatisch, daß er sich kaum bewegen kann und schwermütig, wird vom Arzt die Aufnahme ins Lazarett stets verweigert mit den Worten: Il faut crever les boches. Auch droht ihm der Kommandant an, daß er nach Friedensschluß nicht nach Hause geschickt wird. In seiner Hoffnungslosigkeit erhängt sich Kallek im Juni 1917. Für die Ent-

Digitized by Google

setzlichkeit der Strafen nur wenige Beispiele. In Ceron ist ein Gefangener vom 4. Januar bis 3. März, also mitten im Winter, ohne Strohsack und Mantel in einem ungeheizten Gefängnis eingesperrt, das vier Quadratmeter groß und zwei Meter hoch ist, ohne je ins Freie zu kommen. Er darf sich während der ganzen Zeit nicht einmal Waschen und nicht die Wäsche wechseln. Ab und zu wird er mit einem Knüppel verprügelt. Der Grund zu dieser entsetzlichen Behandlung ist, daß er sich infolge eines Leistenbruches arbeitsunfähig gemeldet hat.

In St. Angeau ist das Offizier-Arrestlokal, ein tiefes Burgverließ ohne Fenster, nur mit einem Luftloch nach dem darüber liegenden Lokal der französischen Wachmannschaften. Durch dieses Loch wird der Staub gefegt und von den französischen Mannschaften der Urin gelassen. Oberst Beyerlein beschwert sich darüber und wird sofort selbst zur Strafe über die Beschwerde 15 Tage in das Verließ geworfen. Leutnant duc de Vendôme verlangt von dem Lagerältesten, Offizierstellvertreter Völkel, die Nennung zweier Leute zur Bestrafung, ohne den Grund hiervon anzugeben. Völkel lehnt dies wiederholt in höflichem Ton ab, da kein Mann sich habe etwas zuschulden kommen lassen. Darauf läßt Vendôme den Völkel von vier französischen Dragonern ergreifen, vollkommen entkleiden, an einen Balken der Baracke binden und alsdann mit zwei Hunde- oder Reitpeitschen verprügeln, bis das Blut herausspritzt.

In Abbattoir werden innerhalb 84 Tagen 9910 Tage Arrest erteilt, im Offizierslager von Carcassonere erhalten 70 Gefangene innerhalb von 6 Monaten 1400 Tage die gleiche Strafe.

Wie ist es nur möglich, daß alle diese Schändlichkeiten in Deutschland im allgemeinen unbekannt geblieben sind? Selbstverständlich hat die französische Briefzensur Schilderungen über diese Behandlung nicht durchgelassen, ja man hat die Gefangenen gezwungen, an die Spitze ihrer Briefe die Worte zu setzen: „Es geht mir gut“, oder aber bei Strafe des Arrests einen Speisezettel hinzuschreiben über Sachen, die sie niemals zu essen bekommen haben. Die deutsche Regierung aber hat ihrerseits die Veröffentlichung des gesamten Materials, das ihr ja durch die eidlichen Aussagen der über die Schweiz ausgelieferten Gefangenen seit Jahren bekannt gewesen ist, unterschlagen, vielleicht — denn das wird in die Denkart von Bethmann Hollweg passen — um die Deutschen nicht aufzuregen oder aber, um die Feinde nicht noch mehr zu reizen. Dann aber — und das wird in der Einleitung des Buches direkt als Grund angegeben — weil man angeblich Besorgnis gehabt hat, daß sich unsere Lagerkommandanten zu gleichartigen Verhaltungsmaßregeln hätten hinreißen lassen! Auf die Dauer freilich ist es nicht möglich gewesen, die Erkenntnis hintanzuhalten und jetzt bricht nun — auf wessen Veranlassung das Buch erscheint, wird nirgends gesagt, — die ganze Flut des Entsetzlichen auf einmal über uns herein. Daß jetzt die Entrüstung in Deutschland in das Ungemessene steigen wird, vor allem, wenn man hört, daß die Qual noch lange kein Ende haben soll, das darf man wohl auch bei aller Verelendung der deutschen Gesinnung als sicher annehmen.

Die Leser dieser Zeilen werden mir nach diesen kurzen Auszügen, die noch längst nicht das Entsetzlichste melden, recht geben, wenn ich den Abschluß des Friedensvertrages ein Verbrechen genannt habe. Denn die Männer, die die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen geführt haben, hatten Kenntnis von der Gesamtheit des Materials, das ausdrücklich in dem Buche als amtliches Material bezeichnet wird. Von ihnen wird furchtbare Rechenschaft gefordert werden.

Oberkirch (Baden). Georg Wolfram.

Digitized by Google

Als U-Bootsoffizier in England.

Von Leutnant z. See Walter Wauer.

Die Revolutionstage lagen hinter uns. Vorbei waren die dreitägigen Straßenkämpfe Kiels, vorbei das wilde Leben der ersten Zeit, wo ein Menschendasein so wenig galt und jeder von uns nur sich und seiner Ehre verantwortlich gehandelt und gekämpft hatte. Die Welt nahm wieder ein geordneteres Bild an, nur: Unsere stolze Kriegsflagge war fast überall entschwunden und von den Masten unserer Panzerburgen und Kasernen wehten die roten Fahnen. Die Schwere der Waffenstillstandsbedingungen hatte uns zu Boden gedrückt, die wir noch einen Funken Liebe zur Heimat hatten, der ehrliche, ideale Glaube unseres Volkes, der mir noch so oft in den Revolutionskämpfen entgegengetreten war „Unsere Brüder in England und Frankreich reichen uns ja die Hand, sie alle wollen den Frieden", er war zerschellt, und wie wir es längst gewußt, stand der mächtige Gegner unberührt an den Grenzen. Und wir hatten uns selbst entwaffnet! Der Waffenstillstand verlangte die Auslieferung der U-Boote, wir glaubten damals noch, mit der genauen Ausführung der Bedingungen unserem Vaterlande Schwereres ersparen zu können. Die Drohung Englands, Hamburg, Kiel, Helgoland zu besetzen, wenn wir die Boote nicht hinüberbrächten, hatte uns zur Fahrt gezwungen. Hätten wir geahnt, wie es kommen sollte, wie wir bis aufs Blut ausgepreßt werden sollten, es wäre manches U-Boot unterwegs mit einem letzten Hurra in der See verschwunden. Doch noch hofften wir und diese Hoffnung ließ uns die schwerste Fahrt unseres Lebens antreten.

So stand ich an einem nebeldunklen Novembermorgen im Öljäckchen mit meinem kleinen Köfferchen auf der Brücke am U-Bootshafen und wenige Minuten später auf dem Turm von „U . . .". Die Tage, die ich dort verlebte, auf meiner alten lieben Waffe, sie waren noch einmal ein Zusammenfassen des Stolzen und Schönen, das hinter uns lag, und auch wieder das Schwerste, das je uns widerfuhr.

Mit den Leuten stand ich mich glänzend. Unsere U-Bootsleute haben ja im Grunde all das rote Schlamassel gehaßt, sie mußten sich nur der neuen Regierung fügen, aber als sie jetzt wieder einen Offizier, ihren „Leutnant", hatten, waren sie rührend. Auf den langen Wachen in der Nordsee kam man ganz von selbst ins Erzählen und wie rasch hatte man die Herzen, wenn man Anteil nahm an Leben und Beruf des einzelnen, sie nach dem und jenem fragte und ihnen auch die politischen Verhältnisse etwas erklärte. Ich habe meinen Kommandowimpel in Ehren auf der letzten Fahrt geführt, bin nochmal Offizier wie früher gewesen und hatte doch auch das Vertrauen meiner Leute.

Gegen 10 Uhr hob sich der Nebel, der bisher dick und schwer gelegen hatte, wir liefen aus. Auf zwei Dutzend Booten wehten lustig die Kriegsflaggen, als wir durch die Föhrde in die Holtenauer Schleusen einliefen. Abschied von Kiel! Aber wie so ganz anders als sonst! Noch faßte man das Ganze gar nicht, noch konnte man sich nicht vorstellen, daß diese Boote in wenigen Tagen dem Feind gehören sollten, noch kam es uns allen so vor wie immer, wenn es nach der Nordsee zurückging.

Die mächtigen Schleusentore schoben sich langsam beiseite, eins nach dem anderen warfen die Boote los, nun bewegte sich auch das meine, die hohen Granitmauern glitten vorüber, dumpf polterten die Motoren und trieben das leise zitternde Boot vorwärts. Die Würfel waren gefallen, nun die Zähne zusammen!

Digitized by Google

In der Messe hatte ich mich mit dem leitenden Ingenieur wunderhübsch eingerichtet, sie können ja so gemütlich sein, unsere U-Bootsmessen, und was die Verpflegung anbelangt, so bin ich in meinem ganzen Kriegsleben nie besser verpflegt worden als in diesen Tagen. Die Boote waren noch alle gut ausgerüstet, und wir wollten natürlich dem „Tommy" möglichst wenig überlassen. So haben wir, zumal oft die halbe Besatzung seekrank war, geradezu geschwelgt und es war gut, daß die Fahrt nur ein paar Tage dauerte.

Ich ging durch das Boot. Den Typ kannte ich ja, die Engländer würden keine Freude an ihm erleben, es war so richtig Kriegsbau mit allen Ersatzmitteln und ihren Folgen. Das Boot war nagelneu, so neu, daß viele Bauschäden, die sich herausgestellt hatten, noch gar nicht beseitigt waren, die Maschinen unerprobt, es war ein ziemliches Stück, das Boot gut hinüberzubringen, aber mein Personal waren alte Flandernleute und ich wollte, also würde es schon gehen!

Als ich im Nord-Ostsee-Kanal die Wache übernahm, brach eben die Sonne durch die nasse, neblige Luft und vergoldete die Lande. Mitten hinein in die Brücke, die sie mit ihren Strahlen zur Erde schlug, fuhren wir, goldig überglänzt. Ich saß auf dem Turm meines Bootes und vergaß für Augenblicke das Ziel unserer Fahrt und kostete nur das Glück des Seeoffiziers, des Mannes, dem Menschenleben und stählerne Waffen anvertraut sind. Die Welt lag golden um mich im Abendlichte, dunkle Höhenzüge säumten den Horizont, in unendlicher Weite spannte sich der Himmel darüber. Wie schön war das!

Abends lagen wir in Brunnsbüttel fest, es wimmelte nur so von U-Booten. Am anderen Morgen Besprechungen und Sitzungen, es kam doch nichts Entscheidendes dabei heraus, weil auf einen Flieger gewartet werden mußte, der vom Flottenchef und Befehlshaber der U-Boote die Hauptbefehle bringen sollte. Man ging spazieren und wartete. Manch lieber Kamerad tauchte da auf, jetzt ebenfalls stolzer Kommandant, manch todtrauriges Wort fällt, aber auch manch lustige Geschichte von List und Flucht in den Revolutionstagen wird erzählt. Um 2 Uhr nachmittags endlich brummt der Flieger an, im Nu sind die Anweisungen gegeben, Befehle verteilt, und schon schrillen die Battertepfeifen zum Manöver, wir werfen los, und während mein Steuermann das Boot in die Schleusen bringt, lese ich mir auf dem Turm alles in Ruhe durch! Unser Transport von 20 Booten ist in Gruppen eingeteilt, ich gehörte mit 4 anderen zur dritten Gruppe, Marschziel für heute abend Helgoland, morgen dann Abmarsch nach einem bestimmten Punkt an der englischen Küste. Befehle für die Übergabe sind beigefügt, es ist eine ganze Menge, viel Schmerz und auch ein wenig Verantwortung.

Unterdessen sind wir durchgeschleust und brausen in Kiellinie die Elbe herunter. Die Sperren und Wachfahrzeuge, die man durch 4 Jahre so gewohnt geworden war, sind schon verschwunden, es ist ja Waffenstillstand, nur, wie ganz anders hatte man sich ihn vorgestellt! Die Dunkelheit bricht herein, genau hinter dem Heckließ des Vordermannes fahren wir dahin. Da gilt es genau aufzupassen und nicht auszuscheren, denn wir sind mitten in den Minenfeldern und wissen wirklich nicht, wann und wo die Herren vom Soldatenrat zuletzt das Gewässer abgesucht haben. Es ist eine prachtvolle Mondnacht geworden, die See fast ruhig, nur eine lange Dünung steht und läßt das Boot langsam auf und ab wiegen. Ein paar Dampfer begegnen uns, einer ruft zu mir herüber: „Glückliche Reise!" Wenn der wüßte, wie uns zumute ist! Schon stundenlang vor der Einfahrt blitzt uns Helgolands Leuchtfeuer entgegen, dann taucht im Mondlicht auch die wuchtige Felsenmasse auf und kurz nach 8 Uhr nehmen uns die Walle auf. Was ist da geschaffen worden, welch Wunderwerk aus Stein und

Digitized by Google

Stahl, aus dem Meer emporgewachsen, die eigentliche Insel an Umfang fast verdoppelnd. Hier lagen unsere Flottillen, bevor es hinausging gegen Englands Küste, hier sagten unsere U-Bootsleute der Heimat Lebewohl, hier fanden sie den ersten herzlichen Empfang bei der Rückkehr, hier flogen die Funken in die Weite, die immer neue Zehntausende versenkter Tonnen der Heimat meldeten, hier lugte Panzerturm neben Panzerturm auf das Meer, ob die Engländer den Angriff wagen würden, hier war die Hochburg des neuen, seegewaltigen Deutschlands und jetzt? Vergebens das alles, alles zu Ende! Betrunkene Matrosen zogen durch die Straßen, es tat alles so weh, wir legten uns bald schlafen, morgen sollten wir ja auch schon zeitig auslaufen.

Zu sehr früher Stunde standen wir am anderen Morgen bereit, aber es klappte etwas nicht. Unser Begleitdampfer hatte auf der Elbe ankern müssen wegen Nebels und so verzögerte sich auch unser Auslaufen von Stunde zu Stunde. Noch einmal werden die Maschinen überholt, hängt doch in den nächsten Tagen alles von ihnen ab, denn mit zusammengebrochenen Maschinen im Sturm in den Minenfeldern zu treiben, das war sicherer Tod. Noch einmal wird in einer Kommandantensitzung die Fahrt besprochen, noch einmal schütteln wir uns die Hand — wenn wir uns wiedersehen, dann haben wir unsere Boote, unsere Waffe, dem Feinde ausgeliefert.

Gegen Mittag endlich können wir auslaufen. Auf allen Booten verschwanden die roten Wimpel; jetzt, wo es in unsere alte Nordsee hineinging, da waren auch wir a l l e wieder die alten, da brauchten wir keine Rücksicht auf politische Verhältnisse der Heimat mehr zu nehmen. Allein, wie sie es gewohnt war, flatterte unsere stolze Reichskriegsflagge wieder am Heck, zum letzten Male. War das dieselbe Flagge, von der es hieß, daß sie nie übergeben, höchstens kämpfend in die Tiefe genommen würde, die uns am Skagerrak, vor Ösel, Yarmouth und Lowesstoft zum Siege geflattert hat, die auf allen Meeren sah, wie Englands Seeherrschaft ins Wanken kam? Nur nicht nachdenken, nur blind die Befehle ausführen, sonst verliert das arme, zermarterte Hirn die Lebenskraft!

Es dauert lange, bis die ganze Armada sich formiert hat, ein U-Boot ist eben nicht dazu gebaut, im Verbande zu fahren, doch endlich haben wir unsere richtige Stellung. „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“ Helgoland verschwindet hinter uns, das letzte Stück Deutschland, und die Schrauben drehten sich rastlos vorwärts, immer vorwärts nach England — in die Gefangenschaft.

Ich hatte gleich die erste Wache übernommen, was sollte ich auch untätig im Boot sitzen, wo mir auf dem Turm der brausende Seewind Glück und Stolz ins Herz hineinwehte. Noch konnte man sich ja immer daran klammern, daß es so sei wie in früheren, stolzen Zeiten, daß es wieder gegen England ging zu Kampf und Sieg, noch wollte man die Zeit aufhalten, nicht daran denken, was kommen mußte. Und die Stunden auf den langen, langen Nordseewachen werde ich nie vergessen. Die See war am ersten Tag ziemlich ruhig, wir kamen gut vorwärts. Das hatte die alte Nordsee auch noch nicht gesehen. Der große, graue Begleitdampfer und hinter ihm in langer Schleppe die Doppelkiellinie der Boote, von denen die vordersten in ihrem niederen Bau von uns schon nicht mehr zu sehen waren. Mein Boot hielt sich gut, man bekommt wieder Vertrauen auf die Technik unter einem, die uns, winzig klein scheinend auf dem unendlichen Meer, so sicher durch die Wogen führt. Unser Kurs weist uns erst ziemlich hoch nach Norden durch die deutschen Sperren hindurch, dann immer schärfer nach Süden biegend über Doggerbank-Süd-Feuerschiff zur englischen Küste. Der deutsche Soldatenrat hat uns einen 3 Seemeilen breiten Streifen von Minen freigesucht, die Engländer einen solchen

Digitized by Google

von 10 Seemeilen, im Interesse der Mannschaft war ich froh, wie ich erst auf englischem Gebiet stand. Wie wir quer durch die Sperren hindurchgefahren sind, eigentlich gerade dem Teufel durch die Klauen hindurch, das sahen wir erst, als wir beim Feuerschiff eine Versetzung von 10 Seemeilen feststellten. Es war wirklich ein Wunder, daß keinem der Boote durch Minen etwas zustieß, wenn es auch oft nur haarscharf an uns vorbeiging; das Schicksal war mit den Engländern im Bunde und wollte ihnen den ganzen Triumph gönnen.

Die Nacht war hereingebrochen. Um mich die Stahlwände des Turmes, über die ich von meinem Sitze nach allen Seiten ausblicken kann, vor mir die dickvermummte Gestalt des Rudergängers, neben mir der Signalmaat, mit dem ich den Ausguck teile. Gerade vor meinen Füßen dringt warmes Licht zu uns hier oben in die Dunkelheit hinauf, da führt es ins Innere des Bootes, da quillt Leben, Menschenworte, Maschinengerassel heraus, unsere einzige Verbindung von gischtender See und vorwärtsdrängendem Stahl zu Kameraden und Ruhe. Wie ein schwarzer Schatten hebt und senkt sich der scharfe Bug mit dem Gerüst des Netzabweisers in der langen Dünung, und wenn ich zurückblicke, sehe ich im Licht der Hecklaterne das Kielwasser schäumen und spritzen. Das eintönige Knattern des Auspuffs meiner treuen Diesel ist uns allen wie die Musik zu unserer Fahrt, genau hört das Ohr am Klang, ob die Maschinen gut laufen und immer schlägt donnernd im Gleichtakt das Lied der rasenden Kolben zu uns empor. Tiefdunkel ist die See, nur hier und da von einem überstürzenden Wellenkopf unterbrochen, und über den Wellen steht in strahlender Reine der Sternenhimmel mit dem Mond und versilbert Boote und Wasser. So sitze ich auf dem Turm, den Blick auf den Vordermann gerichtet, und doch schweifen die Augen immer wieder ab zu all der Pracht umher und mein Herz ist ganz voll von Glück. Ihr, die Ihr nie auf einsamen Fahrten unter dem Sternenhimmel gestanden habt, der nur im Hochgebirge oder auf weiter See sich in ganzer Größe zeigt, die Ihr nie gewußt habt, das Boot, dieses stählerne Wesen gehört dir, ganz allein dir, deinem Können und deiner Verantwortung, du weißt nicht, ob in der nächsten Minute das Eisen unter dir splittert und die Nordsee ein Opfer mehr hat, du genießt nur um so mehr das schöne Leben, das Glück am Dasein in jedem Augenblick, wo er dir geschenkt wird; Ihr, die Ihr nie gespürt habt diesen Mannesstolz, der mit dem Leben spielt und es doch damit erst gewinnt, Ihr könnt ja nicht ahnen, was solche Nachtfahrt, wo die Gedanken Ruhe finden, an Kostbarem in sich birgt. Mit den glitzernden Mondstrahlen ziehen Bilder, Gestalten an mir vorüber, ich träume von dem Glück, das in mir ist, das hinter mir liegt, nur in die Zukunft schweife ich nicht. Das Glück ist so stark, so naturgewaltig, daß ich es auch auf dieser letzten bittersten Fahrt spüre, daß es durch alle Herzensnot hindurchfindet und Glück ist nur um seiner selbst willen, das Glück des Wagens und Könnens, das Glück des Sicheinsetzens und Opferns, das Glück des Wagens und Siegens. Abgerissene Worte dringen vom Seewind halbzerzaust an mein Ohr, der schöne Abend hat aus dem stickigen Boot noch mehr hervorgelockt, und plötzlich verdichten sich die Worte zu einer Melodie, die schwermütigen Töne der Ziehharmonika setzen ein und eins der hinreißenden deutschen Volkslieder klingt hinaus in die Nordseenacht. Da träumt es sich noch besser, da fühlt man sich noch mehr gehoben, allem Schönen, Edlen entgegen, das einem in solcher Sternennacht aufgeht, da wäre es einem höchste Lust, für dich vorm Feind zu fallen, mein Heimatland. Da gibt es einem den Stich ins Herz, den man jetzt schon so gewohnt ist: „fürs Heimatland", für dieses? Nein, dafür nicht!

„Morsespruch vom Vordermann!" klingt die Stimme des Maaten neben mir,

Digitized by Google

in der schwarzen Wand vor mir blendet im bestimmten Takt plötzlich eine gleißende Sonne auf und verschwindet und sagt uns den neuen Kurs, die neue Fahrtstufe. Fast bin ich der jähen Unterbrechung meiner Gedanken dankbar, so schön sie auch sein mögen, sie kommen doch immer wieder zum selben, bitteren Ende. Die Leute hinter mir erzählen sich von ihren Flandernfahrten, allerlei Lustiges und Ernstes aus dem gewaltigen Kampf gegen Englands Herrschaft; ich höre zu, werfe hier und da ein Wort ein und lerne auf solchen Nachtwachen den U-Bootsmann schätzen, bescheiden und sicher trotz alles Großen, was er getan. Und der Mond sieht zu uns herunter und schickt seine Strahlen auch durch das Turmluk hinein, wo sie bald aufgesogen werden vom Schein ihrer elektrischen Brüder.

Ich möchte Maler sein, um dieses Bild festzuhalten, dieses Ineinanderfließen von Farben, weich und zart und warm und anheimelnd zugleich, und möchte in Töne setzen können, was das Herz bei all dem durchzieht und möchte noch einmal in glühenden Worten ein Hohelied unseres Lebens schreiben können im engen Stahl auf weiter See.

„Mine an Backbord", gellt da der Ruf des Ruderposten und schwer legt sich das Boot unter dem Druck des Ruders über, springt richtig bei Seite, und vom Rudersmann, der ein paar Meter vor mir sitzt, zuerst gesehen, tänzelt dicht am Boot ein schwarzes, rundes Ding vorüber, noch schwärzer als die dunkle See. Wir sind alle still geworden vor diesem Gruß der Nordsee und nur taktmäßig wirft der Scheinwerfer seine Strahlen nach rückwärts zur Warnung der Hinterleute. Leben und Tod dicht beieinander, und aus jubelndstem, glücklichstem Leben zu scheiden, was kann es Schöneres geben? Wie töricht, egoistisch ist die Trauer um einen, der den Soldatentod wollte und ihn fand!

Als ich am Morgen des zweiten Fahrttages früh an Deck komme, haben wir gerade Doggerbank-Süd-Feuerschiff querab, die holländische Flagge weht am Mast des plumpen Fahrzeuges, das nun wieder friedlichen Schiffen den Weg zeigen soll. Die werden schöne Augen machen da drüben, Tag für Tag die deutschen U-Boote vorüberziehen zu sehen, vor denen sie einst alle zitterten.

Der Wind ist steifer geworden, die Nordsee besinnt sich darauf, daß es doch November ist, und daß sie ihrem berüchtigten Rufe Ehre machen muß. Aus Wolkenlöchern brechen ab und zu die Sonnenstrahlen durch, teilweise klärt der Himmel bald gänzlich auf, aber derselbe Sturm, der die Wolken vertrieb, der wühlt auch die See immer tiefer auf. Wie weißgeäderter, schwarzer Marmor kommen die Wellen angesprungen, immer von Süden her und immer von neuem bohrt sich unser Bug in die Wassermassen, die der Wind ihm entgegenwirft. Noch ist es ja kein Sturm, bewahre, eine ganz gewöhnliche auffrischende Brise, aber wer die Nordsee in dieser Jahreszeit kennt, weiß, was er von ihr zu erwarten hat.

Ich benutze den letzten Tag, wo wir noch Herren auf unserem Boot sind, und gehe mit meinem leitenden Ingenieur durch die Abteilungen und lasse noch einmal ordentlich aufklaren, damit wir das Boot möglichst sauber übergeben und, wie die Leute sehr nett sagten, „damit der Engländer dann nicht so merkt, was alles fehlt". Denn das hatten wir uns natürlich zum Grundsatz gemacht, daß nur das unbedingt Notwendige abgeliefert würde. Seeklar mußten die Boote sein, stand im Befehl, und seeklar wollten wir sie auch übergeben, aber dazu gehörte nach unserer Meinung nicht viel und wenn die Engländer die Ausrüstung etwa anzweifeln würden, dann wollten wir nur sagen „„Ihr seht doch, wir haben das Boot so herüber gebracht"! Wo man hinsah, überall packende Menschen, jeder suchte sein Eigentum zusammen, und daß hier und da auch ein Gegenstand, der eigentlich zum Boot gehörte und eine liebe Erinnerung, ein

Digitized by Google

Gedenkzeichen an manch stolze Tat war, mit verschwand, das habe ich nur für Recht gehalten. Zu Hause wartete auf uns der rote Umsturz, drüben der Engländer, hier waren wir Staat für uns auf der weiten See. Mein Ingenieur und ich sahen uns immer an und lachten, von den Maschinen fiel so langsam eine nach der anderen aus, nur unsere großen Diesel mußten noch klar bleiben, weil wir sie ja bis zur Ablieferung brauchten, aber ich werde nie das Gesicht des Oberheizers vergessen, der, als wir Englands Küste schon in Sicht hatten, aus dem Turmluk auftauchte und mit einer Handbewegung auf die Maschine über das ganze ehrliche Gesicht grinsend sagte: „Bis England hält sie noch, aber dann — —!"

Auch meine Erklärung schrieb ich für den das Boot abnehmenden englischen Offizier, wo ich mehrmals versichern mußte, keine Minen, Sprengstoffe oder Höllenmaschinen an Bord zu haben. Die Engländer hielten uns eben auch jetzt noch für höchst gefährlich und zu allem fähig, das sahen wir auch später noch an manchem kleinen Zug.

Gegen Abend hatte sich der Wind tatsächlich zum Sturm gesteigert und in der eisernen Röhre fing es an, ungemütlich zu werden. Oben auf dem Turm kam eine See nach der andern über und unten in der stickigen Luft war der Teufel los. Bis gegen Mitternacht hatten wir noch gepackt, Lebensmittel verteilt und versucht, alles ordentlich aufzubauen; wer aber dachte, nun Ruhe zu finden, der irrte sich gründlich. Das ganze Boot lebte, all die Kisten und Kasten, die unser Hab und Gut bargen, kamen von oben, fielen krachend von einer Seite zur anderen, je nach dem das Boot überholte, mit Händen und Füßen mußte man sich festklammern in seiner Koje, um nicht herausgeschleudert zu werden. Der ganze Bootskörper zitterte und bebte bei jedem neuen Aufschlagen in eine der Seen. Dazu die halbe Besatzung seekrank und von der Brücke die Meldung, daß „U 97" leckgeschlagen triebe, es war recht stimmungsvoll. Der Vordermann verschwand zeitweilig vollständig im Wogengischt und doch mußte auf jeden Fall der Anschluß gewahrt werden, denn wenn jetzt unsere Maschinen versagten, dann war Schluß mit der Seefahrt. Ich hatte wirklich kein Auge zugetan, als ich um 4 Uhr früh die Wache auf dem Turm übernahm. Der Wind hatte etwas abgeflaut, die See stand natürlich noch sehr hoch. Der Himmel war ganz klar geworden, als nun die Sterne allmählich verblaßten und im Osten sich der Horizont rötete. Ein prachtvoller Wintermorgen! Wie stets vor Sonnenaufgang hatte sich der Wind fast ganz gelegt, es war ein Genuß, in die stahlblaue See hineinzustürmen, noch waren wir ja frei, noch knatterte lustig am Heck in der hohen Fahrt unsere Flagge. 8,30 Uhr sollten wir am Treffpunkt sein, wir schienen uns jedoch verspätet zu haben, denn es war schon reichlich 9 Uhr durch, als im Westen Mastspitzen auftauchten, die mit Windeseile emporwuchsen, zu Schiffen wurden und sich vermehrten, bis der ganze Horizont im Westen voll von ihnen schien. Oben am Himmel stand blendend die Sonne, kalt und bleich sah der Mond zu uns herab, als wollten beide Zeugen sein des Weltgeschichtlichen, das da eben geschehen sollte.

Mit zusammengebissenen Zähnen standen wir auf der Brücke, kein Wort fiel, in uns allen arbeitete es schwer. Da kamen sie herangebraust, die englischen Zerstörer und kleinen Kreuzer, die U-Bootsfeinde, und auf allen wehte der Union Jack. Vier Jahre hindurch hatte der Kampf gedauert, vier Jahre bittersten Ringens auf beiden Seiten, und stets hatte es geheißen beim Sichten des Gegners: „Schnelltauchen. I. Rohr fertig!" und dann nach Minuten größter Spannung und angestrengtester Arbeit der erlösende Schrei: „Torpedo los!" Segenswünsche aller hatten den stählernen Fisch begleitet, bis dann im Donnern

Digitized by Google

der Wasserbombe eine andere dumpfe Detonation den Treffer verriet und das Hurra der befreienden Tat auslöste. So war es vier lange Jahre hindurch gewesen und heute — fuhren wir wehrlos dem Feinde entgegen, die Torpedos lagen entschärft hinter den Rohren. So stark war der Einfluß, den Erziehung und Gewohnheit mit sich brachten, daß man unwillkürlich, wenn man sich umgewandt hatte und der Blick wieder auf die herannahenden Engländer fiel, schreien wollte: „Alarm! Schnelltauchen!" und sich erst gewaltsam zusammennehmen mußte, um sich die Lage klarzumachen. Auf den englischen Schiffen konnte man jetzt schon Einzelheiten erkennen, es war höchste Zeit, die deutsche Kriegsflagge niederzuholen, wie der Befehl es verlangte. Ich hatte es hinausgeschoben, solange ich konnte. Die anderen Boote waren mir größtenteils schon vorausgegangen, aber jetzt mußte es sein und mit den drei letzten Hurras auf unsere alte, stolze Flagge holten wir sie nieder, daß es zum Engländer hinüberschallte, der letzte Kampfschrei einer stolzen Kaste. Denn wahrlich, wir haben den Krieg nicht verloren, wir haben unsere Pflicht getan immer und stets und überall und haben die Welt erzittern gemacht, daß man schon eine neue Zeit gekommen wähnte. Unser Arm, unsere Ehre ist frei von der Schuld, die dich zu Boden drückt, armes Vaterland, wir gehen als Männer mit ungebeugtem Nacken den letzten schwersten Gang für dich und haben mit einem Hurra auf den Lippen für die Flagge, die uns so oft zum Siege geführt, und mit einem Fluch im Herzen auf die Verräter in der Heimat das Sinnbild unseres Deutschtums, unserer Freiheit niedergeholt.

Die englischen Flotillen hatten sich formiert, jede Gruppe unserer Boote war geführt und auf beiden Seiten eingeschlossen von englischen Zerstörern, in einiger Entfernung stand eine Gruppe englischer kleiner Kreuzer, sämtliche Geschütze waren da drüben besetzt, es wirkte fast lächerlich, diese Vorbereitungen gegenüber uns gänzlich Wehrlosen zu sehen. Die Engländer hatten ihre neuesten und besten leichten Streitkräfte uns entgegengeschickt, aber dafür war es auch eine wahre Lust, diese Schiffe, diese Manöver zu sehen. Dank ihrer Ölfeuerung gänzlich ohne Rauch fahrend, wundervoll ruhig in der See liegend, führten sie alle Bewegungen exakt und elegant aus, daß man sofort das alte Seevolk spürte, dem das Meer kein fremdes Element ist. Wie ein Hauch des gewaltigen Großbritannien ging es von den grauen Eisenleibern da drüben aus, eines Volkes, das aus dem Vollen schaffen konnte und das wußte, wofür es kämpfte, das vor allem den Willen hatte, Herr zu sein. Unsere Boote arbeiteten schwer in dem frisch einsetzenden Sturm, eine See nach der andern kam über, durchnaß von oben bis unten standen wir im kalten Novembersturm, aber wir achteten es nicht, wir starrten nur hinüber zum Gegner, der uns zeigte, was wir in unseren Ruhmestagen auch gewesen, auch gekonnt hatten. Da, diese Zerstörerklasse, die war am Skagerrak in den verzweifelten Nachhutkämpfen der Nacht in immer neuen Angriffen geopfert worden und hatte wie brennende Fackeln unseren Heimweg beleuchtet, die hatte zu Hunderten von Malen im Geleitzug die Wassersäule der detonierenden Torpedos am hochbordigen Frachtdampfer emporsteigen sehen, ohne es hindern zu können, all diese Technik und Seeerfahrenheit dieses alten Herrenvolkes, die sich uns da vorführte, daß die Herzen von uns Offizieren auch beim Gegner voll und ganz die Tüchtigkeit anerkannten, all dieses Große, das hatten wir einst besiegt, geschlagen, übertroffen, all dessen waren wir Meister geworden und — — hatten uns selbst gestürzt, durch unsere eigene Schuld, durch die Verräter in der Heimat. Wir konnten den Blick nicht losreißen von denen da drüben, die da als jubelnde Sieger den gefährlichsten Gegner einbrachten, ich habe noch nächtelang von dem messerscharfen Bug des

Digitized by Google

Zerstörers geträumt, der dicht aufgeschlossen hinter meinem Boot daherbrauste, überflattert von einem riesengroßen Union Jack.

Die Engländer haben uns, wie sie uns selber sagten, im Herzen bewundert, daß wir mit solchen Booten alle Meere befahren haben, denn unsere Boote standen eigentlich mehr unter als über Wasser und verschwanden so im Wogengischt, daß Kurshalten oft ganz ausgeschlossen war und die englischen Zerstörer Mühe hatten, die zerstreute Formation mit Hilfe von unendlichen Signalen wieder zusammenzubekommen.

Kurz nach Mittag trat aus dem Dunst vor uns ein Leuchturm heraus, bald darauf Molenanlagen, Häuser, Bäume: England.

Unter der Küste ging es noch stundenlang nach Süden, bis endlich das freundliche Städtchen Harwich auftauchte und wir, um eine Landzunge biegend, die Hafeneinfahrt vor uns sahen. Ganz wie bei uns, waren unsere ersten Gedanken, die Sperrdampfer, die Balken der Trossensperre, man konnte an die Einfahrt in Kiel denken. In der Luft wimmelte es von Fliegern, die uns ständig umkreisten und eine Aufnahme nach der andern machten. Ich konnte es den Leuten gar nicht übel nehmen, es war tatsächlich ein historischer Augenblick. Langsam mit den elektrischen Maschinen arbeitend, lagen wir in der Einfahrt, als uns der kleine englische Kreuzer „Centaur" passierte, dann wurden wir durch die englische Übergabekommission in Anspruch genommen. Bis auf die Maschinenwache standen unsere Leute an Deck angetreten. Die Engländer hatten dies ausdrücklich befohlen, um einem Gewaltstreich im letzten Augenblick noch vorzubeugen. Es war um 5 Uhr nachmittags, am Freitag, den 22. November, als das englische Motorboot längsseit kam, das uns die englische Besatzung brachte und damit auch äußerlich die Freiheit nahm. Die englischen Offiziere zeigten uns ein ernstes, zurückhaltendes Wesen, sie sagten uns es selbst, daß sie in uns ebenso den tapferen, geschlagenen Gegner achteten, als sie die meuternden Matrosen unserer Hochseeflotte verachteten aus tiefstem Herzen. Ich werde den Blick nicht vergessen, mit dem der englische Kapitänleutnant das Boot übernahm, meinen Gruß erwiderte, ich rechne es vor allem den englischen Mannschaften, lauter blendend ausgerüsteten, sehr jungen U-Bootsleuten, sehr hoch an, wie taktvoll sie sich uns gegenüber benahmen, wie ihnen auch der feindliche Offizier unbedingt der Offizier war. Die Übergabeformalitäten gingen glatt vonstatten, von meiner Seite wurde nur deutsch, von den Engländern nur englisch gesprochen, wir verstanden uns trotzdem. Als ich wieder den Turm betrat, wehte am Heck die englische Flagge. Ich wußte ja, so mußte es kommen, aber doch durchschüttelte es einen, diese englische Flagge auf dem deutschen U-Boot.

Langsam glitt unser Boot in den Hafen hinein: die Hafenanlagen, die Kreuzer, Zerstörer, dann das herzzerreißende Bild unserer schon abgegebenen Boote, all das steht noch vor mir, als wenn es gestern wäre. Wie weh tat das, dieser große Flottenbetrieb, der glänzende Trimm zwischen Offizieren und Mannschaften und dabei an den eigenen Zustand zu Hause zu denken, geschlagen durch den Dolchstoß der Verräter.

Unser Boot lag an englischer Boje fest, ein englischer Zerstörer brachte uns mit den Mannschaften wieder aus dem tiefeingeschnittenem Hafen von Harwich hinaus zu unserem Begleitdampfer. Ich sehe das Bild noch so deutlich vor mir: Klare Mondnacht, die großzügigen englischen Hafenanlagen, Schiffe und immer wieder Schiffe voll alter Rasse und neuester Technik, ein tadellos funktionierender Dienstbetrieb, wo man hinsah, wie auf dem dahinjagenden englischen Zerstörer. Maschinengewehre und Geschütze waren besetzt, überall Posten, überall

Digitized by Google

die Furcht auch jetzt noch vor den damned Germans (verdammten Deutschen) aber stets taktvoll und ruhig das Verhalten der Engländer. Wir Offiziere standen an der Reeling und sahen über die mondglitzernden Wellen zu den Trägern der gewaltigsten Seemacht der Welt hinüber und unsere Gedanken machten den Schlußpunkt hinter 40 Jahre deutscher Politik, deutscher Weltpolitik, unsere Hoffnung auf ein Reich, an dem wir die Erde genesen lassen wollten, auf manch hochfliegenden Plan voll Glanz und Herrlichkeit. Der Traum war aus, wir waren sehr, sehr tief gestürzt, wir hatten viel gewagt, wir hätten fast gewonnen, aber ein wenig fehlte und so — verloren wir. Keiner von uns sprach ein Wort, wir waren todernst, die wir vor Wochen noch zum Verzweiflungskampf zur See rüsteten, wir dachten an unser armes Vaterland und an das gewaltige England, wo das ganze Volk wußte, was es wollte und darum gesiegt hatte. So schieden wir von unserer Waffe und von England, der Mund blieb stumm, wir sahen aneinander vorbei und jeder achtete den Schmerz des andern.

Am Abend lichtete unser Begleitdampfer die Anker, es ging wieder nach Deutschland, aber eine Freude war es nicht. Wie anders hatten wir uns die Heimkehr vorgestellt und sie auch verdient und nun kamen wir nach 4 Jahren des Kampfes nach Haus und fanden ein Deutschland vor, zerrissen von innerem Zwist, wehrlos, bedingungslos wehrlos. Und hatten doch so oft dem Feind die eiserne Faust zwischen die Augen gesetzt, hatten gefroren und gewacht, waren todmüde von heißer Fahrt in die Heimathäfen zurückgekehrt und in die Kohlenprähme gesprungen, um die schwarzen, lebenspendenden Diamanten in die Bunker zu schaffen, und waren wieder hinausgejagt nach der Doggerbank, oder hinunter in den Kanal oder hinauf zum Skagerrak und weiter in alle Meere und hatten alles gern getragen, weil wir es für dich taten, Deutschland. Bis uns, der kämpfenden Front, wo Mann und Offizier eins waren, die Heimat in den Rücken fiel und uns wehrlos machte. Nicht ehrlos, denn in unserem Herzen weht die Flagge weiter, brennt der Stolz auf uns und unsere Tat, auf jene Zeit, wo die Welt vor uns zitterte und wir die Könige auf dem Meere waren, brennt auch die Hoffnung auf das Große in unserm Volk, das wir mitgesehen und mit durchgekämpft hatten und das auch wieder durchbrechen wird durch allen Wust und alle Verzweiflung. Hört Ihr das, Ihr Sieger von heute? Ein Volk mordet Ihr nicht und auch über Euch steht das Völkerschicksal.

Die Internierung der deutschen Flotte.

Nachdem von Seeoffizieren und einem Marinepfarrer, die dabei waren, über die Vorgänge bei Auslieferung und Versenkung der deutschen Flotte berichtet wurde, wird es unsere Leser gewiß interessieren, einen Bericht aus den Kreisen der Mannschaften zu erhalten, die mit in Scapa Flow waren. Der Matrose, der ihn geschrieben hat, ist ein niederbayerischer Bauernsohn.

Wie es kam.

Die Annahme, daß die deutsche Flotte zu einem Verzweiflungsangriff gegen die englische Flotte vorstoßen sollte, war nach Erklärungen von amtlichen Berliner Stellen irrig. Bekanntlich unterblieb auch das geplante Auslaufen, das nur den Zweck haben sollte, die britischen Transporte im Kanal zu beunruhigen. Die verschiedenen Verbände nahmen ihren alten Liegeplatz bezw. Vorpostenplatz wieder ein. Das dritte Geschwader ging von Wilhelmshaven nach Kiel. Auf den meisten Schiffen ging alles glatt ab, die Kommandanten versicherten, kein Schiff und Menschenleben unnütz aufs Spiel zu setzen. Damit

Digitized by Google

fiel der Grund, die Besorgnis, daß die deutsche Flotte zu einem Verzweiflungsangriff vorstoßen sollte, weg. Nicht beseitigt war der scharfe Gegensatz zwischen Offizieren und Mannschaften[1]). Durch die lange Kriegszeit war dieser Gegensatz besonders kraß geworden, und zwar nicht nur auf zahlreichen Schiffen, sondern auch bei den Marinetruppen an Land. In diese Stimmung brauchte nur ein Funke einzuschlagen, um das Ganze mit einem Male zu entzünden. Das geschah durch die Verhaftung der Heizer der „Markgrafen"-Besatzung. Auch jetzt noch hätte sich durch geeignete Verhandlung die Katastrophe vermeiden lassen. Insbesondere würde die Erregung der Mannschaften zur See und zu Lande beigelegt worden sein, wenn eine Reihe von Offizieren, die durch ihr Verhalten starken Unwillen bei der Mannschaft erregt haben, an die Flandernfront abkommandiert worden wären. Da den Mannschaften keine Möglichkeit gegeben war, ohne Befürchtungen für später ihre Beschwerden und Forderungen vorzubringen, so kam es zu einem spontanen Ausbruch leidenschaftlichster Empörung, wobei die Folgen nicht bedacht wurden. Die Folge war die völlige Vernichtung der deutschen Flotte. Daß der Matrosenerhebung von Anfang November jeder politische Gedanke fern lag und daß es zunächst eine Bewegung rein militärischer Art war, bewiesen die vom Soldatenrat am 5. November aufgestellten 14 Punkte, unter denen sich die Forderungen der persönlichen Freiheit außer Dienst und der sachgemäßen Behandlung durch die Vorgesetzten befanden, während politische Forderungen gänzlich fehlten. Die Matrosenbewegung blieb aber hierbei nicht stehen, sie geriet bald in Verbindung mit radikal-politischen Tendenzen; sie wurde politisch von der Sozialdemokratie ausgenutzt, die so schleunig als möglich die Durchführung der Republik und des Unfriedens sichern wollte. Hals über Kopf, ehe das deutsche Volk recht wußte, was eigentlich geschah, wurde unter Beiseiteschiebung des Reichstags, der alleinigen Verkörperung des deutschen Volkswillens, das ganze innere und äußere System über den Haufen geworfen und wurden jene furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen unterzeichnet, die Deutschland ohnmächtig seinen Feinden preisgaben. Die von der Sozialdemokratie verbreitete Auffassung, es würde gar nicht zur Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen kommen, da Wilson und die Sozialisten in Frankreich und England eine solche Behandlung des deutschen Volkes niemals zulassen würden, stellte sich später als Gimpelfang heraus. Deutschland ist weder schneller zum Frieden, noch zu leichteren Waffenstillstandsbedingungen, noch zur Völkerverbrüderung gekommen und die Hissung der roten Flagge, sowie die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten hat überdies seither keine Anerkennung der Verbandsmächte gefunden. Im Gegenteil, das wird von ihnen zum Anlaß genommen, Deutschland mit dem Einmarsch zu bedrohen. England hat, infolge der Kieler Vorgänge, in Verbindung mit dem Umsturz der Reichsleitung in Berlin, den Krieg gewonnen. Es stand selbst dicht vor dem Ende, als diese Wendung bei uns eintrat. Aus Gesprächen, die Offiziere der in Scapa Flow internierten deutschen Flotte mit englischen Offizieren hatten, ging hervor, daß England absolut gewillt war mit Rücksicht auf Kohlen- und Lebensmittelknappheit und Unzufriedenheit im Lande vor 1919 Frieden zu schließen, gleichgültig wie sich Frankreich dazu stelle. Die britische Lebensmittelnot ergab sich aus der Verwunderung englischer Matrosen über die Größe der deutschen Rationen, ferner aus der sofortigen entschiedenen Ablehnung einer deutschen Anfrage wegen Ergänzung von Proviant aus englischen Beständen mit dem Hinweis, sie hätten selbst nicht genug. Wenn auch gleich in den nächsten Tagen britische Kriegsschiffe im Kieler Hafen weilten und der Wandel der

[1]) Entstanden durch den übermäßigen Drill und den langweiligen Vorpostendienst, sowie Übergriffe einzelner Offiziere.

Digitized by Google

Dinge damit allen deutlich war und auch gegenwärtig, so mag sich der Brite bewußt bleiben, daß nicht die englische Flotte der deutschen den Untergang bereitet habe. Durch einen Akt der Selbstzerstörung ist das eingetreten, was geschehen ist. Jahraus, jahrein ist in den „Kieler Neuesten Nachrichten" gemahnt worden, die Einigkeit im Volke aufrecht zu erhalten. Es hat alles nichts gefruchtet. Aus der Zwietracht kam Deutschlands Unglück.

Die Zusammenkunft am Firth of Forth.

Am 15. November erschien der deutsche Kreuzer „Königsberg" auf der Höhe von Rosith mit den deutschen Bevollmächtigten an Bord zur Besprechung über die Marinebedingung des Waffenstillstands. Der deutsche Kreuzer stand unter dem Befehl des Admirals Meurer und hatte einen Ausschuß von 3 Seeoffizieren und 4 Mitgliedern des Matrosen- und Soldatenrats an Bord. Der britische Flottenbefehlshaber wurde von britischen und amerikanischen Flottenoffizeren unterstützt. Es sollte bestimmt werden, daß die deutschen Schiffe in südlicher Richtung nach einem bestimmten Sammelpunkt fahren und dort übernommen werden. Die 74 deutschen Kriegsschiffe sollten nach ihrer Übergabe von der britischen großen Flotte begleitet werden. Die deutschen Schiffe sollten an dem Sammelpunkt mit Mannschaften versehen werden, um nach den Internierungshäfen gebracht zu werden. Die deutschen U-Boote, welche seit Waffenstillstand in Schweden interniert waren, mußten ebenfalls ausgeliefert werden. Außerdem wurden Maßnahmen getroffen, nun auch die deutschen Kriegsschiffe im Schwarzen Meer zu übernehmen, zudem hoffte man noch, daß eine Anzahl deutscher U-Boote die Themse hinaufgebracht werden, damit die Londoner sie besichtigen können, auch das Schiff „Vindictive" sollte gehoben werden, um nach London gebracht zu werden, wo es als Andenken aufbewahrt werden sollte. In Bath (Provinz Zeeland) wurden 11 deutsche Torpedoboote, welche aus Antwerpen kamen, interniert. An Kriegsschiffen sollten ausgeliefert werden: „Friedrich der Große", „Kaiser", „Kaiserin", „König Albert", „Prinzregent Luitpold", „Bayern", „Großer Kurfürst", „Kronprinz Wilhelm", „Markgraf", „König", „Hindenburg", „Derfflinger", „Moltke", „Seydlitz", „von der Tann", „Mackensen", „Cöln", „Dresden", „Brummer", „Bremse", „Nürnberg", „Emden", „Karlsruhe", „Frankfurt" und 50 Torpedoboote. Außer diesen genannten Kriegsschiffen sollten 120 U-Boote abgegeben werden. Weiter wurde auch bestimmt, daß die deutschen U-Boote in Flotillen von rund 20 Booten an Tagen fahren sollen, die vom britischen Flottenbefehlshaber bestimmt werden. Ein Transportschiff, die deutsche Flagge führend, sollte die U-Boote begleiten, um ihre Besatzung nach Deutschland zurückzuführen. Der Kommandant eines jeden U-Bootes wurde ersucht, den britischen Offizier zur persönlichen Führung zu übernehmen und jede Erleichterung bei der Übernahme zu gewähren. Explosivstoffe irgendwelcher Art durften nicht an Bord sein, ebenso keine Höllenmaschinen und hinterhältige Einrichtungen. Nach Beendigung des Verfahrens sollten die deutschen Offiziere und Mannschaften in vorgesehenen Booten Platz nehmen und zu dem Transportschiff gebracht werden, das sie nach der Heimat zurückführt. Außer diesen Bestimmungen wurde noch folgender Funkspruch von Admiral Meurer aufgegeben: Der Treffpunkt, zu welchem die U-Boote zu geleiten sind, ist an dem genannten Tage um 7,30 Uhr vormittags mittlere Greenwicher Zeit in 52 Grad 5 Minuten nördlicher Breite und 2 Grad 5 Minuten östlicher Länge. Eine Gruppe leichter Kreuzer und Zerstörer werden die U-Boote aufnehmen und zu ihren Ankerplätzen geleiten. Der Kommandant jedes deutschen U-Bootes wird bei Ankunft der britischen Offiziere eine unterzeichnete Erklärung aushändigen, daß er den wie folgt niedergelegten Forde-

Digitized by Google

rungen nachgekommen ist und daß sich das U-Boot in folgendem Zustand befindet: 1. Batterien voll geladen. 2. Volle Torpedoausrüstung an Bord ohne scharfen Kopf, achtern und vorn von den Ausstoßrohren frei aufgestapelt. 3. Daß keine Explosivstoffe irgendwelcher Art an Bord sind. 4. Daß das U-Boot bei völligen intakten Maschinen in fahrbereitem Zustand ist. 5. Daß alle Sehrohre vorhanden sind, gebrauchsfähig und in gutem Zustande. 6. Daß sämtliche Seeventile geschlossen sind und die wasserdichten Türen zuverlässig arbeiten und die Funkentelegraphen-Apparate gebrauchsfähig sind.

Auslaufen der deutschen Flotte zur Internierung.

Nach Beendigung der Verhandlungen mit dem britischen Flottenbefehlshaber, kehrte die „Königsberg" wieder nach Wilhelmshaven zurück, worauf auch gleich die Ablieferung der Kriegsschiffe und U-Boote angesetzt wurde. Die erste U-Bootstaffel, bestehend aus 20 Booten, ist am 19. November 1918, vormittags 9 Uhr, im Geleit von 2 Begleitschiffen von Helgoland ausgelaufen zum Treffpunkt mit den englischen Streitkräften in der Nähe des Eingangs zum englischen Kanal. Von den zu internierenden Kriegsschiffen haben sich 9 Linienschiffe, 5 Panzerkreuzer, 7 kleine Kreuzer und 51 Torpedoboote am Montag auf Schillig Reede versammelt, um am Dienstag mittag nach dem vereinbarten Sammelplatz auszulaufen. Das Linienschiff „König" und der Kleine Kreuzer „Dresden", die infolge Reparaturarbeiten noch nicht fahrbereit waren, wurden nach Übereinkunft mit dem englischen Flottenbefehlshaber nach 3 Wochen interniert. Schon am Sonntag den 17. November machten sich die in Kiel liegenden Schiffe klar zur Überfahrt nach der Nordsee, welche glatt und ohne Störung verlief. Am 18. November, 4 Uhr morgens, wurde auf der Elbe geankert, um 10,30 Uhr wieder Anker gelichtet und die Fahrt nach Schillig Reede fortgesetzt, wo wir um 5 Uhr ankamen. Das Bild, welches sich bei unserer Ankunft bot, war traurig, sämtliche Schiffe und Torpedoboote warteten nur mehr auf den festgesetzten Tag, um die letzte Fahrt und zwar die Fahrt zur Internierung antreten zu müssen, welche ja schon auf den nächsten Tag, Dienstag, den 19. November, festgesetzt war, und der Befehl auch pünktlich ausgeführt wurde. Mittags 1,30 Uhr wurde Anker gelichtet und die Schiffe formierten sich in der Reihenfolge: Panzerkreuzer, viertes Geschwader, drittes Geschwader, kleine Kreuzer und Torpedoboote. Die Fahrt verlief den Verhältnissen entsprechend gut, nur durch einen kleinen Zwischenfall mußten wir unsere Fahrt auf kurze Zeit unterbrechen und zwar, indem der Kleine Kreuzer „Cöln" und ein Torpedoboot auf eine Mine liefen. Der Kreuzer konnte außer einiger Beschädigung und etwas Schlagseite nach Steuerbord die Fahrt wieder fortsetzen, das Torpedoboot hingegen mußte den Wellen preisgegeben werden, bis auf einige Gerettete. Am 21. November, 8 Uhr vormittags nach Greenwicher Zeit, traf die zu internierende deutsche Flotte mit der englischen großen Flotte zusammen, bestehend aus 118 Zerstörern, 37 Linienschiffen, und 16 kleinen Kreuzern, darunter auch amerikanische und französische Linienschiffe. Als erste erschienen beim Zusammentreffen englische Zerstörer, welche sich zu unseren Torpedobooten begaben, worauf dann ein englischer Zerstörer die Führung unserer Boote übernahm, welcher mit einer blauen Flagge im Topp gekennzeichnet war. Nach diesen erschienen die englischen kleinen Kreuzer und Linienschiffe, wovon sich ein Linienschiff an die Spitze unserer Panzerkreuzer setzte und ein kleiner Kreuzer ebenfalls an die Spitze unserer kleinen Kreuzer, um die Führung nach dem Firth of Forth zu übernehmen. Nach einigen ausgetauschten Signalen setzte sich der Trauerzug wieder in Bewegung, um in den Firth of Fort einzulaufen, wo wir bereits um 12 Uhr mittags die Insel May passierten und um 1.30 Uhr in Firth of Forth

Digitized by Google

zu Anker gingen. Bewacht wurden wir von englischen, französischen und amerikanischen Streitkräften. Sofort nach dem Ankern kam eine englische Kommission an Bord der Schiffe zur Untersuchung der Torpedoräume, Munitionskammern und sonstigen Räume. Noch am selben Tage wurde der deutschen Flotte das Setzen der deutschen Kriegsflagge verboten, und zwar für die Dauer der Internierung, wogegen energisch Protest erhoben wurde, welcher aber erfolglos blieb. Auch wurde der Telegrammaustausch mit der Heimat durch den englischen Admiral verboten. Während unserem viertägigen Aufenthalt in Firth of Forth fuhren Tag für Tag englische Dampfer um unsere Schiffe herum, besetzt mit englischen Offizieren, Zivilisten und Frauen. Dienstag, den 22., kam wiederum eine englische Kommission, aber größer als tags zuvor, um eine genaue Untersuchung des ganzen Schiffes vorzunehmen, an Bord, dabei wurde von den Engländern verlangt, daß während der Dauer der Untersuchung die ganze Besatzung an Deck zu sein hat, mit Ausnahme der die Maschinen zu bedienenden Leute. Nach völliger genauer Untersuchung sämtlicher Schiffe durch die englische Kommission wurde die Lage des Abtransportes nach Scapa Flow festgesetzt. Als erste sollten 20 Torpedoboote, unseren traurigen, an allen Ecken und Enden mit Minensperren versehenen und zudem noch vollständig mit Bergen bis zu einer Höhe von 890 Meter umschlossenen und somit jeder Umsicht beraubten Internierungshafen für die deutsche Flotte kennenlernen. Schon während der ganzen Kriegszeit diente dieser Hafen der englischen Flotte als Versteck bezw. als Stützpunkt vor jeglichen Angriffen, denn der Engländer wußte wohl zu gut, daß ihn aus diesem Versteck auch die stärkste Flotte nicht rauszubringen vermag, denn sämtliche Einfahrten vom Atlantik wie von der Nordsee sind mit doppelten und dreifachen Minensperren verlegt, außerdem läßt sich nicht über die Berge hinwegsehen, um seinen Liegeplatz feststellen zu können, um aber ganz sicher zu sein, hat er sich auch noch eine Seefliegerstation eingerichtet. Die Inseln selbst sind sehr wenig bewohnt, man findet nur ganz kleine, einzeln stehende Häuser in ganz großen Abständen. Am 24. November wurden die deutschen Panzerkreuzer und 10 Torpedoboote nach Scapa Flow transportiert. Auch wurde noch am selben Tag das Wachkommando bestehend auf Linienschiffen aus 175 Mann, auf Panzerkreuzern aus 200 Mann, auf kleinen Kreuzern aus 80 Mann und auf Torpedobooten aus je 20 Mann durch den Engländer festgesetzt. Am 25. November war das vierte Geschwader und drei kleine Kreuzer an der Reihe zum Abtransport nach Scapa Flow. Als letzte sollten das dritte Geschwader und drei kleine Kreuzer Firth of Forth verlassen, und zwar am 26. November. In der Nacht vom 25. auf 26. November wurde „Markgraf" noch extra durch ein englisches Fahrzeug bewacht, welches die ganze Nacht ununterbrochen und ohne Ablösung das Schiff umfuhr, was der Beweggrund dazu war, ließ sich nicht feststellen. So genau uns der Tag des Auslaufens festgesetzt war, so genau wurde er auch befolgt, denn schon am 26. November, 11,30 Uhr mittags, wurde Anker gelichtet und unter Begleitung von vier englischen Linienschiffen und einer Gruppe kleiner Kreuzer, wurde die Fahrt nach Scapa Flow angetreten, welche 24 Stunden beanspruchte, was teils auf die mäßige Fahrt der Schiffe zurückzuführen ist, teils aber auch auf die großen Stromverhältnisse in der Einfahrtsstraße nach Scapa Flow, denn die Stromgeschwindigkeit beträgt dort 7 Kilometer in der Stunde, daher mit den Schiffen schlecht zu manövrieren ist. Die Fahrt verlief sehr glatt, als Abwechslung sah man hin und wieder einen Seehund oder Schweinsfisch an die Oberfläche tauchen, was ganz besonders in der Einfahrtsstraße nach Scapa Flow rege war, denn dort tauchten ganze Rudel von Schweinsfischen dicht am Schiff für kurze Zeit auf und verschwanden alsdann wieder. Nach Passieren der ersten Minen-

Digitized by Google

sperre wurde für kurze Zeit geankert, um die englische Navigationskommission, die für jedes Schiff bestimmt war, an Bord zu nehmen, um uns zu den festgesetzten Ankerplätzen zu führen. Die Kommission bestand aus einem Kapitänleutnant, einem Fähnrich, einem Obersteuermannsmaat, einem Signalmaat und zwei Obersignalgästen. Die Kommission besaß sämtliche für unsere Überführung auf den Ankerplatz nötigen navigatorischen Instrumente, wie Seekarte für Scapa Flow, Ortsbestimmungsobjekte und dgl. Nach dem Ankern wurde die englische Kommission wieder durch ein englisches Dampfboot abgeholt und die deutsche Flotte war ihrem Schicksal übergeben. Auf verschiedene Anfragen beim Internierungsverband bezw. beim englischen Admiral zwecks Gestellung von Trink- und Speisewasser, da die Bestände schon zur Neige gingen, bekamen wir nur immer eine vollständig ablehnende Antwort. Daraufhin waren die Schiffe gezwungen, ihr Wasser zu destillieren, wozu sehr viel Kohlen benötigt wurden und die kleine Besatzung von 175 Mann alle acht Tage kohlen mußte, was für so wenig Mann keine leichte Arbeit ist. Erst Anfang Februar wurde uns Wasser durch die Engländer zugebilligt und somit hörte auch das unnütze Kohlenverbrennen auf. Schon während der ersten Tage unseres Aufenthalts in Scapa Flow wurden englische Dampfer eingesetzt, um täglich die Post unter den einzelnen Schiffen auszufahren und dgl., dabei wußten die Besatzungen unserer Schiffe nichts Eiligeres zu tun, als mit den englischen Zivilseeleuten Tauschhandel zu treiben durch allerlei Gegenstände, so zum Beispiel wurden Bilder von Schiffen, Bilder von der Seeschlacht vor dem Skagerrak, Mützenbänder und sonstige Gegenstände für Seife und Schokolade vertauscht, weiter hatten die englischen Seeleute auch nichts, bei uns war dies aber schon genug, um Tauschhandel zu treiben, da ja bei uns die Seife ohnedies sehr knapp war, die Engländer hingegen noch sehr viel und gute Seife hatten. Am 3. Dezember begann die Heimbeförderung des Überführungskommandos, außer dem Wachkommando, durch die deutschen Transportdampfer, welche auch glatt verlief. Während all diesen Ereignissen kamen auch schon englische Linienschiffe in Kiel an, sowie in Wilhelmshaven mit englischen Kommissionen an Bord. Als erstes englisches Linienschiff sollte „Herkules" mit 4 Zerstörern in Wilhelmshaven einlaufen, was aber durch Nebel verhindert wurde. Als navigatorische Unterstützung der Engländer wurde der Kleine Kreuzer „Regensburg" entgegengeschickt, um die Führung beim Einlaufen in die deutsche Bucht und in die Flußmündung zu übernehmen. Die Ententekommission besuchte außer Wilhelmshaven noch andere Plätze der Nord- und Ostsee. Die Vertretung der Marineinteressen war für den Gesamtbereich der Marine dem Stellvertr. Chef der Hochseestreitkräfte, Admiral Meurer, und dem von ihm als Vorsitzenden der Kommission kommandierten Admiral Goette übertragen. Am Dienstag, den 3. Dezember, liefen auch die zur Internierung bestimmten Schiffe „König", „Dresden", und V 129 aus. Auch diese Schiffe wurden begleitet von zwei weiteren Transportschiffen zur Heimbeförderung der Mannschaften. Die erste Transportdampferstaffel war um diese Zeit bereits auf dem Rückwege mit den Überführungsmannschaften der Torpedoboote, Kreuzer „Bremse" und „Emden" bis auf das Nachkommando. Inzwischen verlegte die englische Kommission ihren Platz von Wilhelmshaven nach Kiel, um auch dort auf einzelnen Schiffen, Werften u. dgl. Besichtigungen vorzunehmen. Schon am 11. Dezember, vormittags 8 Uhr, traf der gegnerische Verband auf Linienschiff „Herkules" vor Brunnsbüttel ein. Um 10 Uhr hatten „Herkules" und 2 Zerstörer die Kanaleinfahrt von Brunnsbüttel passiert und kamen gegen Abend in Kiel an. Bei der Besichtigung der Schiffe waren zur Führung und näheren Auskunftserteilung zur Stelle: das betreffende Mitglied der deutschen Abordnung, der Komman-

Digitized by Google

dant, sowie die Gruppenoffiziere für Artillerie, Torpedowaffen, Maschine und Funkspruch. Auf den Schiffen wurden alle Räume, Lasten und Munitionskammern zugänglich und genügend beleuchtet gehalten, auch sämtliche Waffen wurden zur Besichtigung klar gehalten, letztgenannte durften keine Bezüge tragen, die Verschlüsse der Torpedorohre mußten offen sein, auch mußten bei Anbordkommen Schiffspläne bereitgehalten werden. Sämtliche Mannschaften und Werftarbeiter mußten sich während der Besichtigung von Bord entfernen. Außerdem mußten alle desarmierte Kriegs- und Hilfsschiffe anläßlich der Besichtigungen alle äußeren Abzeichen, Kriegs- und Handelsflagge, sowie Kommandozeichen, niedergeholt haben, nur die zum Minensuchen und Netzräumen bestimmten Schiffe und Fahrzeuge durften Flagge und Kommandozeichen weiterführen. Während all diesen Vorgängen standen nur wenige gegen früher von der Kieler Bevölkerung auf der Bellevue-Brücke, diese aber sahen mit zugebissenen Zähnen hinüber nach dem breit ihnen vorgelagerten modernen englischen Linienschiff „Herkules", hinter dem noch eben die Masten der beiden englischen Zerstörer „Verdun" und „Vicery" anfragten, ein dritter englischer Zerstörer lag abseits der Kieler Förde, der erst am 12. Dezember gekommen war. Außer den ständigen Begleitschiffen waren dem „Herkules" noch einige englische Zerstörer zugeteilt, welche die Post mit England vermittelten und sich gegenseitig ablösten. Das Auftreten der Engländer war nach wie vor kühl und korrekt. Sie waren nicht gewillt, irgendwelche Erleichterung zu gewähren, sondern suchten im Gegenteil aus dem Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages, wie sie ihn auslegten, alles herauszuholen, was nur überhaupt möglich war. Das Linienschiff selbst machte mit seiner Besatzung einen guten, wohl disziplinierten Eindruck, nur dem Umstand, daß das Boot mit dem Konteradmiral Goette an Bord des „Herkules" kam, war es zuzuschreiben, welches entgegen den internationalen festgelegten Gebräuchen keine Flagge führte, daß der erste Empfang in Kiel nicht so korrekt war, wie in Wilhelmshaven. Einen besonders peinlichen Eindruck machte da, daß das Boot entgegen dem Befehl, auf die deutsche Abordnung zu warten, fortgefahren ist und die deutsche Abordnung die nur notgedrungen erwiesene Gastfreundschaft in der Kajüte des Kommandanten des „Herkules" für die Dauer von etwa 30 Minuten in Anspruch nehmen mußte. Als auch dann trotz eifriger Bemühungen kein anderes Boot herbeigekommen war, mußten die Engländer die deutsche Abordnung mit eigenen Booten an Land fahren. Die Sprache war auf deutscher Seite deutsch, auf englischer Seite englisch. In Hamburg besichtigte eine weitere englische Kommission den Neubau des Panzerkreuzers „Mackensen", worüber sie ihr Erstaunen ausdrückte, daß der Bau noch nicht weiter gefördert sei, denn sie war bisher der Ansicht, daß das Schiff unbedingt schleppbereit sei und erblickte in der Unmöglichkeit eine Nichterfüllung der Waffenstillstandsbedingungen, und hiermit sind meine Berichte zu Ende, da mir weitere Erfahrungen nicht mehr zuteil wurden.

Die Behandlung von seiten der Engländer, die den Wachkommandos sogar das Vergnügen des Fischens von den internierten Schiffen aus verbot, und vor allem die Liebe zu ihren Fahrzeugen, sowie der Stolz der Unbesiegten, brachte jeden Mann der Besatzung zu dem Entschluß, sich der Übergabe der Flotte zu entziehen. Die Versenkung der deutschen Schiffe zeigt so recht deutlich, den unter den Wachkommandos herrschenden Geist des ungebeugten Willens, frei von jedem bolschewistischen Einfluß. Die Unterzeichnung des schmachvollen Friedens und damit die Preisgabe der deutschen Flotte, konnten meine Kameraden, mit denen ich die Internierung geteilt, nicht besser beantworten, als durch das Heldengrab der deutschen Flotte von Scapa Flow.

Obersignalgast Max Schweikl.

Digitized by Google

Aus und für Schlesien nach dem Zusammenbruch.

Als ich vor fast drei Jahrzehnten dem Rufe an die Breslauer Universität folgte, haben meine Freunde in der bayerischen Heimat nicht mit ihrem Erstaunen zurückgehalten und mir abgeraten, in einen Landesteil zu gehen, in dem man doch mit der deutschen Sprache nicht durchkäme. Die gleiche Unkenntnis über den nahen deutschen Osten, über unser fruchtbares, reiches und geistig so reges Schlesien und seine von Erinnerungen deutscher Geschichte erfüllte, kerndeutsche Hauptstadt Breslau hatte ich seitdem noch oft in der alten lieben Heimat im Süden zu bedauern, habe sie stets nach Kräften zu bessern gestrebt. Ist sie doch in ihren Wirkungen schädlich genug. Ungeachtet Fürst Bismarcks großer aufklärender Reden zur Durchführung des so notwendigen Ansiedlungsgesetzes für Posen und Westpreußen, der späteren eindringlichen Warnungen des getreuen Eckhart von Friedrichsruh aus hat man im Süden und Westen des Reiches bis vor kurzem keine rechte Vorstellung gehabt von dem im Osten und Nordosten unaufhörlich fortgesetzten Ringen um Erhaltung des Deutschtums, Erhaltung, denn die Zeiten siegreichen Vordringens liegen ja weit hinter uns. Die blinde Polenschwärmerei, wie sie in der deutschen Lyrik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich so vielfach und in manchem gewiß an sich sehr schönen Gedichte geäußert hat[1]), wie sie mit so vollendetem politischen Unverstande sich im Frankfurter Parlamente verwirrend kundtat, ist schon in der Paulskirche von Wilhelm Jordan an den harten Tatsachen der Wirklichkeit scharf gemessen und gewertet worden. Im Gegensatz zu den der polnischen Grenze fernlebenden Dichtern hat der Schlesier Gustav Freytag, dessen reindeutsche Vaterstadt Kreuzburg jetzt ja auch an Polen fallen soll, in „Soll und Haben" die polnische wie jüdische Gefahr für Posen und Schlesien in lebenswahren Vorgängen eindrucksvoll geschildert. Man hat nur leider über so manchen Vorzügen des viel gelesenen Romans, die in ihm enthaltenen völkischen Warnungen nicht oder doch lange nicht genügend beachtet und beherzigt.

Der erste Vers von Goethes Distichon „An die Knappschaft zu Tarnowitz", das man in Oberschlesien bis heute so sehr übel nimmt, ist bekannter als die lebhafte Teilnahme und Bewunderung, welche der 1790 die Grafschaft Glatz, Ober- wie Mittelschlesien bereisende weimarische Minister den reichen Naturschätzen des Landes und der sie „mit Verstand und Redlichkeit" zutage fördernden preußischen Verwaltung entgegengebracht hat. Hatte Goethe doch auf dieser seiner einzigen Reise nach dem Osten so viel des Beachtenswerten gefunden, daß er ernstlich daran dachte, auf Grund seiner von Tag zu Tag gemachten Aufzeichnungen — dem uns erhaltenen Tagebuche seiner schlesischen Reise — ein eigenes Buch über seine Erfahrungen und Erlebnisse in Schlesien abzufassen. Vielleicht haben Eindrücke auf dieser bis Krakau ausgedehnten schlesischen Reise noch nachgewirkt in Goethes Vorschlag, mittelst Wandertheater, auf welchen eigens zu diesem Zwecke abgefaßte kleinere Stücke zu spielen seien, die Einführung der deutschen Sprache in den an Preußen gekommenen polnisch-deutschen Landesteilen zu fördern. Eben weil Goethe „nur Kultur und Barbarei Dinge von höchster Bedeutung" erschienen, wollte er, der allem Völkerhasse

[1]) Polenlieder deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von St. Leonhard, Krakau-Podgórzo 1911. — Von Robert Arnolds ausgezeichnetem Werke „Geschichte der deutschen Polenliteratur" liegt leider nur der erste, „von den Anfängen bis 1800" — einschließlich Schillers „Demetrius" — reichende Band vor. Halle 1900; dazu ergänzend von Arnold „Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Literatur". Berlin 1898.

Digitized by Google

gewiß ferne stand, der deutschen Sprache im Osten die ihr gebührende Vorherrschaft sichern. Man hat ja in den letzten Jahrzehnten gerade in Schlesien durch Schaffung eines wandernden oberschlesischen Volkstheaters einen Teil des Goetheschen Gedankens zu verwirklichen begonnen. Indessen wie die meisten aller jener auf Stärkung des Deutschtums in Posen, Westpreußen, Oberschlesien abzielenden Maßregeln ist auch hier nur Halbes im unseligen Zickzackkurse geschehen.

Man darf aber auch unserem Geschichtsunterrichte den Vorwurf nicht ersparen, daß in ihm die gewaltige, über Jahrhunderte sich erstreckende koloniale Kulturarbeit des Deutschtums in allen Gauen östlich der Elbe nie und nirgends zu ihrem vollen Rechte gekommen ist.

Als historischen Kronzeugen wird man den Dichter Grabbe freilich nicht aufrufen wollen. Aber in Heinrichs des Löwen erstem Selbstgespräch in seinem Trauerspiel „Kaiser Friedrich Barbarossa" läßt Grabbe den gewalttätigen Braunschweiger doch treffend tiefere Ursachen des Mißlingens, tragische Gegensätze in der hochfliegenden staufischen Politik hervortreten. Der Sachsenherzog sieht seine und des deutschen Volkes große und wichtigste Aufgabe im Norden und Osten, in dem seit König Heinrich I. wogendem Kampfe zwischen der vordringenden deutschen Kultur und den verschiedenen slawischen Völkerschaften, nicht in dem opfervollen Festhalten altkaiserlicher Ansprüche in Italien, die gegenüber dem machtvoll aufstrebenden lombardischen Bürgertum auf die Dauer doch nicht mehr aufrecht zu erhalten seien. Mag unser Gefühl uns noch so sehr auf die Seite der Hohenstaufen drängen, so müssen wir doch gestehen, daß des Welfen kriegerische Kolonisation im Norden die zukunftsreichere Politik war. Sie bewegt sich in derselben Richtung, in der Hermann von Salza eine der folgenreichsten Taten der gesamten mittelalterlichen Geschichte Deutschlands vollzog, als er seinen Ritterorden aus dem fernen Orient in den nahen Osten zur Bekämpfung der heidnischen wilden Preußen statt der Sarazenen führte. Dem Liede der neuen Grund und Boden heischenden deutschen Scharen „Nach Osten wollen wir fahren" kommt ungleich höhere völkische Bedeutung zu, als allen Kreuzfahrergesängen und Kreuzzügen. Und dementsprechend ist es auch eine der schwersten Unterlassungssünden des alten römischen Reiches deutscher Nation gewesen, daß es die nordöstlichen Markmannen ohne Hilfe ließ, als Polen und Littauer sich zum Einfalle in Ostpreußen, zu der bis heute unheilvollst nachwirkenden Schlacht von Tannenberg rüsteten, die Moskowiter zum ersten Male die baltischen Lande, deutsches Kolonialreich, überfluteten und nach ihrer auch 1914 wieder neu bewährten Art verwüsteten.

Man vermag die Kämpfe und betrüblichen Erscheinungen der Gegenwart nur richtig zu erfassen, wenn man den ganzen Geschichtsverlauf sich klar zu machen sucht. Wir stehen tatsächlich wieder mitten in einem, vielleicht dem schlimmsten Rückschlag eines von den ersten Askaniern bis auf Wilhelm II. und weit über seinen Sturz hinaus noch fortdauernden Kampfes um die seit uralten Zeiten zwischen Germanen und Slawen strittigen Gebiete. Aber gerade aus der Geschichte jener wechselvollen Kämpfe dürfen wir die begründete Hoffnung schöpfen, daß dem gegenwärtigen deutschen Absturz auch wieder ein Aufwärtsklimmen folgen wird. Im Gegensatze zur schuldbeladenen Gleichgültigkeit der Luxemburgischen und Habsburgischen Kaiser ist die Entwicklung Brandenburgs jederzeit unauflöslich verschlungen mit der deutschen Ostmarkenpolitik. Ja, sie war und ist eine Lebensbedingung für die Markgrafschaft Brandenburg. Es ist eine der entscheidensten deutschen Taten des Großen Kurfürsten, wenn er dabei auch wie damals und noch auf längere Zeit hin alle Fürsten bloß vom Standpunkte seiner Haus-

Digitized by Google

politik und Hausmacht aus gehandelt haben mag, daß er zielbewußt die bis dahin nur rein dynastische Zusammengehörigkeit von Ostpreußen und Brandenburg zu einer staatlichen Verbindung umgestaltete. Die Voraussetzung dafür war die Zurückdrängung der wie ein Alb auf Preußen lastenden polnischen Macht. Die seit dem unseligen Tag von Tannenberg, dessen Namen erst Hindenburg vom alten Fluche befreite, um Preußen geschlungene Fessel mußte zunächst wenigstens für Ostpreußen gesprengt werden. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. verstand aus der blutigen dreitägigen Schlacht bei Warschau besseren politischen Nutzen zu ziehen als die verhängnisvolle Blindheit von Wilhelms II. reichsverderblichem Kanzler aus unserer Eroberung von ganz Polen und Kurland.

Es war eine folgerichtige Fortsetzung dieser dem Deutschtum dienenden Politik seines Ahnherrn, wenn Friedrich der Große im letzten Teile seiner Regierung durch die unblutige Eroberung Westpreußens, der die Gewinnung Danzigs sich anreihte, endlich die Verbindung Brandenburgs mit den östlichen Landesteilen der Monarchie herstellte, nachdem er durch die in jugendlichem Ungestüm vollzogene, im harten Manneskampfe der sieben Jahre verteidigte Angliederung Schlesiens als Südostpfeiler seines Reiches die Grundlage für Preußens Großmachtstellung geschaffen hatte. Das war nun allerdings ein Großmachtskitzel Preußens, wie Virchow als Führer der Fortschrittspartei ihn Preußen austreiben wollte. Was unter Wilhelm I. und Bismarck dem alten Freisinn nicht gelingen sollte, das haben nunmehr seine demokratischen Nachfahrer mit gerne gewährter internationaler Hilfe ja gründlichst besorgt, zum mindesten für eine geraume Zeit hin. Es ist auch ganz folgerichtig, wenn die Vorkämpfer des entschiedenen Vernichtungswillens der Entente die letzten 150 Jahre preußisch-deutscher Politik verurteilen, ihre Ergebnisse aus der Geschichte streichen wollen. Gerade mit der Thronbesteigung Friedrichs II. hat vor etwas mehr als anderthalb Jahrhunderten jener Aufstieg begonnen, der dem deutschen Wesen wieder den ehemaligen berechtigten Platz an der Sonne sichern sollte. Die Loslösung des alten Vandalenlandes Schlesien aus dem Habsburgischen Völkergemisch war ein Sieg der deutschen Kultur, für welche das umkämpfte Schlesien erst durch den Schutz des schwarzen Adlers für unabsehbare Zeiten — wie wir heute befürchten müssen freilich nicht fraglos für immer — gesichert schien.

Wie Schlesien selbst 1806 und 1807 nicht völlig von Napoleon niedergeworfen werden konnte, so war 1813 die Erhebung nicht vom Mittelpunkte, sondern nur von den östlichen Grenzländern, Ostpreußen und Schlesien, aus möglich. Die schlesische Armee war von der Katzbach bis Paris die Trägerin des unbeugsamen Siegeswillens und daher auch der eigentliche Sieger. Und wie 1813 ohne Schlesien die Aufnahme des Befreiungskrieges kaum möglich gewesen wäre, so hätten wir im Weltkriege nicht aushalten können, ohne Oberschlesiens Erdschätze, nachdem Kohle und Eisen wichtigste Kriegsmittel geworden waren. Erst 1813 und 1914 — 18 zeigte sich die volle Wichtigkeit der Erwerbung des großen Friedrichs.

Und wie die Hohenzollern durch Geschlechter hin planmäßig aufgebaut haben, so soll unter der glorreichen Republik sich nun auch planmäßig der Abbau der preußischen Schutzburg des verhaßten Deutschtums in Ost und West vollziehen. Ostpreußen wird geographisch durch einen sich bald sehr wirksam erweisenden polnischen Landgürtel wieder von Brandenburg getrennt. Schon klagen die Vertreter der Universität Königsberg, daß durch diese polnischen Schranken die berühmte Hochschule, an der Kant gewirkt, Herder gelernt hat, ihre alte bedeutende Stellung im deutschen Geistesleben nicht werde wahren

Digitized by Google

können, wie die ganze Provinz Ostpreußen ihrerseits verkümmern und das Mutterland die reichen Lebensmittel, die unentbehrlichen Pferde werde entbehren müssen. In der Widersetzlichkeit der Danziger Arbeiter gegen die Überführung von Docks in deutschbleibende Städte haben wir einen ersten Vorgeschmack davon, wie Danzig, das mit seinen Werften und Fabriken eine der Machtquellen des Deutschen Reiches war, als Freistaat unter polnischer Oberhoheit bald die preußenfeindliche Gesinnung aus der Zeit vor seiner Rückgewinnung durch den alten Fritz wird wieder aufleben lassen. Westpreußen mit der Marienburg, der hohen Warte und dem Wahrzeichen deutscher Gesittung, fällt mit allen seinen deutschen Städten, die wie Thorn und Bromberg unter preußischer Fürsorge aus Schutt und Elend wieder so stattlich emporgewachsen sind, aufs neue der polnischen Unkultur anheim. Es empfiehlt sich in Gustav Freytags „Ahnen" im „Freikorporal" einmal die empörende Geschichte von dem Blutbad von Thorn nachzulesen, der grausamen Hinrichtung schuldlos evangelischer Deutscher durch Polen und Jesuiten. Hätten wir im Gebiete der deutschen Republik deutsche Bühnen anstatt der von Galiziern und ihrer Gefolgschaft geleiteten undeutschesten Theaterbörse, so müßte die Dramatisierung jenes Thorner Blutbades, Halbes Kampf um Danzig („Das wahre Gesicht"), von der Pfordtens Drama vom sieggekrönten Kampfe der Danziger und Hansen gegen englische Vergewaltigung („Die Osterlinge") jetzt auf allen Bühnen gespielt werden. Gerade im Hinblick auf das Bluten der Ostmarken sollte wieder August Wilhelm Schlegels Mahnung von 1806 in Erinnerung gebracht werden: Not täte uns eine Reihe gemeinverständlicher und darstellbarer patriotischer Schauspiele, die „Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmut überwunden wurden, dargestellt" würden. Unsere Zeit krankt „an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag".

So zeitgemäß aber dieser Aufruf aus dem Jahre der Schlacht von Jena heute auch erscheinen mag, so ist doch gerade im Hinblick auf die Verhältnisse im Osten zu warnen vor dem ja sehr beliebten Beruhigungsmittel, es würde auch diesmal wieder rasch auf 1806 ein 1813 folgen. Abgesehen davon, daß damals, als Fichte predigte, Schillers Dramen noch zur jüngsten Tagesdichtung zählten und die in der Literatur herrschende Romantik der ganzen geistigen Bewegung einen ebenso warmen vaterländischen Grundzug verlieh, wie unsere moderne Literatur die grundsätzliche Vaterlandslosigkeit auszubreiten sucht, kommt noch sehr erschwerend ein anderes in Betracht. Auch nach Jena erwuchs von den Polen her dem sinkendem preußischen Staate besondere Gefahr. Allein das damalige Polen entbehrte noch eines wirklichen Bürgerstandes. Der deutsche Bürger hatte daher noch ein ganz anderes Gewicht des Widerstandes in die Wagschale zu werfen. Der oft übergroßen Gewissenhaftigkeit der preußischen Verwaltung ist es dagegen gelungen in dem Jahrhundert seit 1815 ein rückensteifes polnisches Bürgertum mittels der deutschen Schulbildung heranzuziehen. Täuschen wir uns doch nicht darüber, daß die preußischen Gebietsteile jetzt dem Polentum eine ganz andere Stärke zuführen, als den russischen Polen noch bei dem letzten großen Aufstande in den sechziger Jahren, in dem nur Adel und Bauern die Last und Wunden des Kampfes trugen, zur Verfügung stand. Dadurch haben schon in den letzten Zeiten vor dem Kriege die alten deutschen Städte ihr Deutschtum nicht mehr so wie früher,

Digitized by Google

als es ein polnisches Bürgertum erst in schwachen Anfängen gab, zu wahren vermocht. Die früher völlig ausgeschlossene Gefahr eines Aufgehens des deutschen Bürgertums in das Polentum ist dadurch jetzt eine höchst bedrohliche geworden. Und ebenso wie eine gebildete polnische Mittelschicht ist eine freie Arbeiterschaft in den ehemals zu dem Königreich Polen gehörenden Gebieten, wie vor allem in Oberschlesien, das niemals dazu gehört hat, erst durch deutsche Führung und Geldkräfte herangezogen worden. Die sozialen Verhältnisse sind also heute vollständig andere, für uns ganz unvergleichlich ungünstigere als zu allen früheren Zeiten. Von dem Wahnsinn, in welchem wir aus deutschen und preußischen Staatsmitteln so übereilig in Warschau eine Universität und technische Hochschule gegründet haben, in Kongreßpolen die allgemeine Schulpflicht einzuführen suchten, deren Anfänge die heutige polnische Regierung sofort wieder beseitigte, gar nicht zu reden. Wir haben jedenfalls seit langem gewissenhaft nichts unterlassen, was geeignet war, das Polentum zum Kampfe um den Besitz der Ostmarken zu stärken.

Da es bei uns üblich geworden ist, von einer Selbsttäuschung in die andere zu taumeln, Theaterdekorationen in vollem Bewußtsein der Lüge als Wirklichkeit hinzustellen, so gibt man sich jetzt auch den Anschein, an die Möglichkeit einer uns günstigen Abstimmung in Oberschlesien zu glauben. Das wird sich als gerade so wahr erweisen, wie Wilsons gute Absichten beim Abschlusse des prächtigen Waffenstillstandes, dessen freilich nicht ganz wegzuleugnende Härten ja durch den uns zweifellos zugestandenen Gerechtigkeitsfrieden — so versprachen es unsere Regierenden — ausgeglichen werden würden.

In Wirklichkeit glaubt heute niemand mehr, der die Verhältnisse in Oberschlesien kennt, an ein erfreuliches Ergebnis der Abstimmung. Und ein „autonomes Oberschlesien", wie das aus Zentrumskreisen ausgegebene Schlagwort neuerdings lautet, würde keinen Gewinn für das Deutschtum bedeuten, denn diese Selbständigkeit würde auf allen Gebieten zur Vorherrschaft des Polentums führen, nur daß die Mißstände polnischer Wirtschaft, welche Sehnsucht nach Wiederkehr preußischer Ordnung und Gerechtigkeit wecken könnten, bei solcher Selbständigkeit nicht so fühlbar würden. Seit Kardinal Kopps feste Hand dem oberschlesischen Klerus nicht mehr strenge Zügel auferlegt, ist dessen Mehrzahl offen in das polnische Lager eingeschwenkt. Und anderseits, wer hat heute noch den Mut von altpreußischer Zucht und Unparteilichkeit zu reden? Der Reihe nach sind in letzter Zeit alle Stände in Oberschlesien verärgert worden. Es wird jetzt eine umfassendere Werbetätigkeit von unserer Seite entfaltet. Aber gegenüber der Bestimmung des Friedensvertrages, die für den Zeitpunkt der Abstimmung einen Spielraum von achtzehn Monaten vorgesehen hat, kann einer Werbung, die doch nicht nachhaltig, sondern nur für den Augenblick wirksam zu sein vermag, wenig Erfolg versprochen werden. Die Polen und ihre Gönner haben es dabei immer in der Hand, gerade den für uns ungünstigsten Augenblick für die Entscheidung zu wählen. Ist doch das ganze scheinbare Zugeständnis einer Abstimmung für Oberschlesien nichts weiter als eine blutige Ironie der Entente. Warum ist sie denn für Westpreußen, Danzig, Memel verweigert worden? Doch nur weil sie dort unzweifelhaft zugunsten des Deutschtums ausfallen würde, während in Oberschlesien den Polen genügend Mittel zur Verfügung stehen, um die Deutschen an der Stimmurne wie überall zu unterdrücken. Und schon breitet sich die amerikanische Hochfinanz in Oberschlesien derart aus, daß das an Erdschätzen unerschöpflich reiche Land, ob unter polnischer Herrschaft oder Scheinautonomie, in jedem Falle eine amerikanische Industrie-Kolonie werden muß.

Digitized by Google

Für Schlesien aber bedeutet die Abtrennung Oberschlesiens eine unheilbare Wunde. Und da alle völkischen Schutzdämme von den heute herrschenden Mehrheitsparteien bereits niedergerissen worden sind oder die kümmerlichen Reste noch werden, so wird nach dem Verluste Oberschlesiens die polnische Flut sich auch in Mittel- und Niederschlesien allmählich einfressen, soweit dem nicht von tschechischer Seite durch eine für das Deutschtum nicht minder tötliche Gegenströmung Abbruch getan wird.

Lange vor dem Kriege schon war in Prag die Forderung erhoben worden, aller altslawischer Boden müsse für die Mutter Slawia wieder zurückgewonnen werden. Als solcher wurde aber bezeichnet: das ganze Schlesien, Sachsen, Thüringen, Ost- und Westpreußen, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg. Vor dem Kriege hat man in Deutschland darüber gelacht, wie man ja auch alle Warner als unbequem möglichst zur Seite schob. Wer in Voraussicht einer drohenden Feuersbrunst für Verbesserung oder gar Anschaffung von Spritzen eintrat, der wurde wie die Alldeutschen, die ja für alles herhalten müssen, wie der vielverleumdete Ostmarkenverein selber der Brandstiftung bezichtigt. Und doch wie viel besser stünde alles, wenn man den treubesorgten Mahnern rechtzeitig Gehör gegeben hätte! Dem Ostmarkenverein, der gegenüber den fortgesetzten Angriffen der Polen als Schutzverein — ohne jede parteipolitische oder konfessionelle Färbung — sich die größten Verdienste erworben hat, wird künftig vor allem die Aufgabe zufallen, Mittelpunkt der deutschen Irridenta zu werden, die sich nach italienischem Vorbilde notwendigerweise jetzt überall bilden muß, wenn wir als Volk überhaupt noch eine Zukunft haben sollen. Freilich scheint heute ein großer Teil der Deutschsprechenden dies nicht zu wollen.

Wie steht es aber in Bezug auf Schlesien um die Begründung jener so bescheidenen Ansprüche slawischer Rückforderung? Ist Schlesien überhaupt jemals polnisches oder tschechisches Land gewesen, wer hat seine Kultur, seinen Reichtum geschaffen?

Bereits im März dieses Jahres haben die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität und der Direktor des Breslauer Stadtarchives zwei Antworten auf diese Frage ausgearbeitet, um sie als Aufklärungsschriften in Amerika zu verbreiten. Wir hegten ja noch damals immer den guten Glauben — vielleicht hegen unverbesserliche Schwärmer für den Völkerbund ihn auch noch heute — es bedürfe nur der Hinwendung von dem schlecht an den besser zu unterrichtenden edlen Wilson, um uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Da ich selber an Inhalt und Fassung des Aufrufes unserer Hochschule mitgewirkt habe, darf ich wohl einiges daraus unter Angabe der Quelle hier mit aufnehmen. Die Frage nach den ursprünglichen Bewohnern, Besitzern eines Landes, kann eigentlich im Ernste für Gebietsansprüche der Völker in der Gegenwart nicht als entscheidend in Frage kommen, denn welches Volk dürfte unter dieser Voraussetzung noch sein Land behalten! Der große Vater in Washington selber müßte dann den unzweifelhaft rechtmäßigen, gewaltsam vertriebenen Besitzern des Landes an den Seen und im Westen ihre alten Jagdgründe zurückgeben, und die Engländer müßten vor den Walisern, als den Nachkommen der ehemaligen keltischen Bewohner Britaniens, den schottischen Hochländern als Resten der Pikten, vor allem aber den noch zahlreich genug lebenden Kelten in Irland das Vereinigte Königreich räumen.

Da nun aber einmal so viel von dem ursprünglich slawischen Besitze Schlesiens die Rede ist, so muß doch scharf betont werden, daß gerade das Gegenteil der Wahrheit entspricht. Die deutsche Eigenart Schlesiens wird auf jedem Blatte seiner langen Geschichte auf das Neue bestätigt.

Digitized by Google

Die älteste überhaupt vorhandene Kunde zeigt uns das Land an der Oder und in den später nach seinen deutschen Bewohnern „Riesengebirg" benannten Bergen[1]) von zweifellos germanischen Stämmen bewohnt. Von ihrer einem, den Silingern (Silesen) hat es für alle folgenden Jahrhunderte den Namen empfangen. Im ersten Bande von Gustav Freytags „Ahnen" erwähnt der vertriebene vandalische Königssprosse Ingo wiederholt seine Heimat an der Oder. Dieselben Vandalen waren es, die sich dann in der Völkerwanderung besonders hervorgetan haben. Nun ist aber von ihrem Zusammenhange mit Schlesien ein merkwürdiges, gerade für die Besitzfrage bedeutsames Vorkommnis glaubwürdig überliefert. Einer in der Geschichte der germanischen Völkerwanderung wiederholt auftauchenden Sitte und Vorsicht gemäß behielten sich die Ausziehenden von den Nachbarn oder Zurückbleibenden ausdrücklich ihr Besitzrecht vor, falls ihre Hoffnungen auf Landgewinn in der Ferne sich nicht nach Wunsch erfüllten und sie wiederkehren würden. Als man in Schlesien aber von der scheinbar so glänzenden Gründung des vandalischen Königreiches in der römischen Provinz Afrika Kunde erhalten hatte, schickten die zu Hause Verbliebenen eine Abordnung nach Karthago, um ihre dort angesiedelten Stammesbrüder zu rechtsgültigem Verzicht auf ihre alten Sitze in Schlesien zu veranlassen. Allein ihrem augenblicklichen Glücke mißtrauend, lehnten die Vandalen in Afrika diese Zumutung ab, sie wollten sich die Rechtsmöglichkeit einer Rückkehr in die nordische Heimat offen halten. Die weiteren Wellen der Völkerwanderung rollten dann freilich über die Ansprüche der Ausgewanderten wie über das Recht der in den alten Stammsitzen ansässig Gebliebenen hinweg. Nun machten sich wirklich eine geraume Zeit Slawen, von deren näheren Stammesverhältnissen wir nichts wissen, neben den ostgermanischen Ureinwohnern im Lande breit. Aber allmählich setzte eine deutsche Rückeinwanderung, nunmehr waren es selbstverständlich Westgermanen, ein. Die unter den Saliern und Hohenstaufen unbestrittene Vorherrschaft des römischen Kaisertums, die große Kulturmacht Deutschlands wirkte auch nach Schlesien. Wohl waren die in Schlesien herrschenden Teilfürsten, die vielgliedrigen Piasten, polnischer Abstammung. Aber von Kaiser Friedrich I. Barbarossa nahmen sie die Bestätigung ihrer Herrschaft entgegen. Und sie selber schlossen sich deutschem Wesen in allem an, fühlten sich als dessen Vertreter. Immer stärker setzte die deutsche Einwanderung ein, alle Beziehungen des Landes wiesen nach der überlegenen Kultur des „Reiches", nicht nach den weitdarunterstehenden polnischen und böhmischen Nachbarn. Einer der erfolgreichsten der Piasten, Herzog Heinrich I. von Breslau, glänzt in den Reihen der deutschen Minnesänger. Aus Deutschland kam die heilige Hedwig, welche das Land sich zu seiner Schutzpatronin erkor. Von ihrer Grabstätte gingen die Anfänge schlesischer Bildkunst aus. Ihr Sohn, Herzog Heinrich der Fromme von Liegnitz, fand mit so vielen deutschen Rittern, Bürgern und Bergknappen den Heldentod in der berühmten Tartarenschlacht, durch welche Schlesien als europäische Vorwacht durch schwere deutsche Opfer — manche der freilich schwankenden Überlieferungen weiß im Gegensatze zu dem tapferen, bis in den Tod getreuen Verhalten der Deutschen von übler polnischer Zweideutigkeit, wenn nicht offenbarem tückischem Verrat bei diesen Kriegsvorgängen zu berichten — den asiatischen Ansturm zurückschlug. Und auch in unseren Tagen wird nur das ungeteilte, eng mit Deutschland verbundene bleibende Schlesien imstande sein, die neue aus dem mongolisch-slawischen Osten die Gesamtkultur Europas mit Vernichtung bedrohende Woge

[1]) Josef Partsch, Mitteleuropa. Gotha 1904; Schlesien an der Schwelle und am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Breslau 1904.

Digitized by Google

des Bolschewismus zu hemmen. Auch heute wie in vergangenen Jahrhunderten vermag das Ostland nur aus dem deutschen Volkstum genügende Lebenskraft zu schöpfen, wie anderseits für die Stärke Gesamtdeutschlands seine Ostmarken unentbehrliches Vätergut sind. Die Urbarmachung Schlesiens, zum großen Teile durch aus Deutschland zugezogene Mönche, die Anlage und Entwicklung der Städte mit Handel und Handwerk, der Bergbau wie das ganze ritterliche Wesen, alles erfolgte durch Deutsche und nach deutschem Vorbilde. Das berühmte Magdeburger Stadtrecht wurde von den meisten, jedenfalls allen bedeutenderen Städten Schlesiens angenommen.

Waren die Beziehungen zu Polen schon in den vorangehenden Jahrhunderten nur sehr lose gewesen, so löste im 14. Jahrhundert dieses selber und in freiwilligem Entschlusse jede staatsrechtliche Verbindung, so daß auch nach Recht und Vertrag Polen keinen Anspruch auf Schlesien oder Teile Schlesiens herzuleiten vermag. Seit jenem freien Entscheide und Verzichte der polnischen Krone bildete Schlesien ununterbrochen ein Glied des Deutschen Reiches, denn auch die Luxemburgischen und Habsburgischen Herrscher Böhmens, denen es bis 1740 unterstellt war, sind ja selber Reichsfürsten, meist Deutsche Kaiser gewesen. Die Reformation, wie sie von Deutschland ausging, mußte nur dazu beitragen, die geistigen Beziehungen zum Reiche, aus dem die Leiter der schlesischen kirchlichen Bewegung kamen, zu vertiefen. Im 17. Jahrhundert ging die Führung der deutschen Dichtung, die bis dahin im Südwesten des Reiches ihre Hauptpflege gefunden hatte, auf Schlesien über. Ein volles Jahrhundert der deutschen Literatur wird als das der „schlesischen Schulen" bezeichnet. Wenn dann die durch Friedrich den Großen herbeigeführte Vereinigung mit Preußen in erster Reihe auch von den dauernd unter Zurücksetzung und Unterdrückung jeglicher Art leidenden Evangelischen Schlesiens als Befreiung empfunden und freudig begrüßt wurde, so war doch bald ganz Schlesien gut preußisch geworden. „Das Gestirn von Friedrichs Ehre" durchstrahlte auch in dem jüngeren Schlesien wie in den alten preußischen Landesteilen stärkend das Dunkel der Jahre 1806—13, ehe es mit den Befreiungskriegen in vollem Glanze wieder aufleuchtete. 1866 war es gerade die Hauptstadt des ehemals österreichischen Schlesiens, welche bei dem drohenden Kriege gegen Österreich vor allen anderen preußischen Verbänden König Wilhelm I. ihren freudigen Opfermut für Preußens Ehre aussprach.

Die Breslauer Universität hat aber in ihrem Aufrufe mit gutem Grunde besonderen Nachdruck gelegt auf das Zeugnis eines Amerikaners. John Quincy Adams, der später der fünfte Nachfolger Washingtons als Präsident der Vereinigten Staaten geworden ist, hat als deren Gesandter von Berlin aus Schlesien bereist und seine Eindrücke in einem wiederholt aufgelegten Buche „Letters on Silesia" (London 1804) niedergelegt. Durch seine persönlichen Eindrücke ist der Amerikaner zum Lobredner der von ihm als musterhaft geschilderten preußischen Verwaltung geworden und bezeichnet den Zusammenschluß mit Preußen als ein Glück für Schlesien. Vor allem ist es aber Oberschlesien, das den Segen dieser gewiß oft recht unliebenswürdigen, doch stets gerechten und überall das Beste anstrebenden Verwaltung genossen, unter ihr erst sich entwickelt hat. Den deutschen Charakter der zum größten Teil auch von Deutschen gegründeten oberschlesischen Städte kann wohl kein Besucher anzweifeln. Aber neueste, völlig unparteiische Forschung hat nachgewiesen, daß auch auf dem Lande schon im 15. Jahrhundert die Kirchenbücher und kirchlichen Einrichtungen fast überall die deutsche Eigenart einwandfrei bezeugen. Ein gründlicher, den Polen durchaus freundlich gesinnter Kenner Oberschlesiens betont: die polnische Sprache Oberschlesiens stelle eine von der polnischen Schriftsprache stark abwei-

Digitized by Google

chende, von den übrigen Polen gering geachtete, bis vor kurzem noch verhöhnte Mundart dar, welche gar kein Schrifttum, in dem sich doch das geistige Leben eines Landesteiles wie eines ganzen Volkes ausspricht, besitze. „Als national-polnisch hat der slawische Bruchteil der Bevölkerung Oberschlesiens früher niemals gegolten, noch selber sich als solcher gefühlt." Erst durch die ständige Erweiterung des Berg- und Hüttenbaus, für welche die im Lande vorhandenen Arbeitskräfte nicht ausreichten, ist eine starke Einwanderung aus Galizien und Russisch-Polen eingetreten, der sich leidenschaftliche Führer der polnischen Irridenta aus dem Posenschen gesellten. Durch diese nicht bodenständigen Zuzügler ist in den letzten drei Jahrzehnten der früher in Oberschlesien niemals vorhandene Gedanke eines Großpolentums, der den Abfall von Preußen und Deutschland in sich schließt, als etwas Fremdes und Neues eingeführt worden. Aber auch heute noch ist es nur eine Minderzahl der Oberschlesier, die wirklich polnisch gesinnt ist. Die Schar der Mitläufer ist freilich in jüngster Zeit durch die verschiedensten bedauerlichen Zeitverhältnisse gefährlichst vermehrt worden.

Für Polen selbst wurde der Besitz Oberschlesiens erst eine wichtige Frage, als das neue polnische Staatswesen gezwungen wurde, einen Teil der vom zusammengebrochenen zaristischen Rußland von Frankreich entlehnten Milliarden als seine eigene Staatsschuld zu übernehmen. Diese Last soll Oberschlesiens von den Deutschen begründete und auf ungeahnte Höhe gebrachte Industrie tragen. Kongreßpolen und Galizien hätten freilich der Bodenschätze dazu genug innerhalb ihrer Grenzen, wenn die Polen als Herrschende nur auch die Fähigkeit bekunden würden, ihren Reichtum zu gebrauchen, wie die Deutschen es vorbildlich gezeigt haben. Deutschland seinerseits würde dagegen kaum in der Lage sein, Ersatz für Oberschlesiens Kohlen und Erze zu finden, wie es die überaus leistungsfähige Landwirtschaft Schlesiens für seine Ernährung dringend nötig hat, wie es in bildender Kunst, Dichtung, Wissenschaft der Heimat Adolf Menzels, Eichendorffs, Freytags, Schleiermachers, so vieler anderer weitwirkender schlesischer Männer Dank schuldet und die Mitwirkung Gesamtschlesiens am gesamten wirtschaftlichen wie geistigen Leben Deutschlands nicht entbehren kann noch will.

Wie der Verlauf der Geschichte durch Jahrhunderte die deutsche Eigenart Schlesiens trotz des im ganzen Norden und Osten vorhandenen, in unserem Volkstum aufgegangenen mehr oder minder starken slawischen Einschlages unwidersprechlich bestätigt, so kann und darf das deutsche Volk ebenso um seiner selbst willen, wie aus schuldiger Treue für die bedrohten Volksgenossen nie und nimmer auf seine durch Fleiß und Tatkraft, Geist und Pflichterfüllung zu rechtmäßigstem Eigentum erworbenen Ostmarken, die Zeugen höchster Kolonisationsbegabung unserer Rasse, verzichten. Werden Teile unserer Ostmarken durch Gewalt von uns abgerissen, ist unser Volkstum an und in den Marken bedroht, so soll der Aufruf des alten Liedes „Nach Osten wollen wir fahren!" neuen Sinn und Inhalt empfangen: Die tätige Teilnahme Gesamtdeutschlands soll sich mehr als bisher geschehen ist den östlichen Landesteilen zuwenden, um die für unser Leben, unsere Zukunft unentbehrlichen Glieder auch nach und trotz äußerer Loslösung im Innern deutsch zu erhalten. Der zähe Sinn, mit welchem die Polen auch in scheinbar hoffnungslosen Jahrzehnten den festen Glauben, daß Polen noch nicht verloren sei, mit bewundernswerter Treue bewährt haben, sollte uns vorbildlich sein. Wir Deutschen lieben es sonst zu unserem Schaden so sehr, Ausländisches nachzuahmen. Hier wäre einmal Gelegenheit, Tugenden unserer Gegner uns anzueignen, die uns nützen können, ja unentbehrlich sind, wenn wir die bevorstehenden langen und harten Kämpfe mit Ehren bestehen sollen.

Max Koch-Breslau.

Digitized by Google

Der deutsche Zusammenbruch in Warschau.

Von Dr. jur. Eberhard Jungfer in Breslau.

Am Donnerstag, den 7. November, hatte in Berlin im Reichsamte des Innern eine Konferenz der beteiligten Behörden stattgefunden, in der beschlossen worden war, die deutsche Zivilverwaltung Polens am 1. Dezember den Polen zu übergeben — acht Tage danach, am Freitag, den 15. November, nachmittags gegen 6 Uhr, verließ, im Viehwagen abgeschoben, der letzte Transport deutscher Beamter mit dem Verwaltungschef, Exzellenz von Steinmeister, die Stadt Warschau!

Am späten Abend des 9. November wurden uns im Kasino des Verwaltungschefs am Sachsenplatze telephonisch die ersten Nachrichten aus Berlin über den Umsturz mitgeteilt. Am Sonntag, den 10., war es bereits offenbar, daß die Polen etwas im Schilde führten, noch aber wußte man nicht, wie unsere Soldaten sich zu den Berliner Ereignissen stellen würden. Am Nachmittage wurden vom Gouvernement Abordnungen der Kompagnien zur Bildung von Soldatenräten versammelt, der Verwaltungschef unterrichtete in zwei Zusammenkünften die etwa tausend Köpfe starke männliche und weibliche Beamtenschaft über die Lage und bat um Besonnenheit und Ruhe. Gegen 6 Uhr abends wurde bekannt, daß ein deutscher Offizier auf der Straßenbahn von einem Polen durch Revolverschüsse schwer verletzt worden war, als er sich gegen den Versuch, ihm die Achselstücke herunterzureißen, zur Wehr setzte; hierbei war auch ein deutscher Landsturmmann erschossen worden. Abends gegen 10 Uhr teilte der Vertreter des Verwaltungschefs uns im Kasino die gerade erhaltene telephonische Meldung des Warschauer deutschen Polizeipräsidenten mit, daß die Polen soeben versucht hätten, die im Kasino des Polizeipräsidiums versammelten deutschen Herren zu entwaffnen, aber zunächst noch zurückgewiesen worden seien. Auf das im Warschauer Rathause gegenüber der Oper am Theaterplatze untergebrachte deutsche Polizeipräsidium hatten es die Polen, wie bekannt war, besonders abgesehen, dort war auch bereits seit Sonntag morgen, als ich es besuchte, ein Maschinengewehr hinter dem geschlossenen großen Eingangstore in Stellung gebracht worden und die, freilich nur kleine, deutsche Schutzmannschaft mit Gewehr auf Wache gezogen, später durch etwas Infanterie verstärkt.

Unter dem Eindrucke der erhaltenen Nachricht verließen wir alsbald sämtlich das Kasino; ich ging noch mit einem mir bekannten Offizier über den leer und ruhig daliegenden Sachsenplatz an der Kathedrale vorbei zur Deutschen Kommandantur hinüber, wo man auch eben von den Ereignissen im Polizeipräsidium erfahren hatte. An ein Eingreifen war jedoch nicht mehr zu denken, da, wie uns einer der Offiziere dort sagte, der Soldatenrat bereits die wirkliche Leitung, wenn auch noch nicht offen, in der Hand hatte, und schon mit Pilsudski — der bekanntlich eben erst, am 8. November, aus Deutschland zurückgekommen war — in Verhandlungen getreten war. Gedrückter Stimmung gingen wir nach Hause.

In der Nacht hörte ich des öfteren Schießereien, die jedoch keinen allzu großen Umfang hatten.

Am folgenden Montag morgen — ich hatte einer Besorgung wegen, die mich außerhalb der Stadt führte, Zivil angezogen, ohne zu ahnen, welch' großen Belästigungen ich dadurch entgehen sollte — mußte ich auf den Straßen überall alsbald mit ansehen, wie den deutschen Offizieren, Beamten und Soldaten von

Digitized by Google

überall plötzlich bewaffnet auftauchenden polnischen Studenten und Soldaten — Legionären und den auf einmal wieder in Waffen erscheinenden Leuten des ehemaligen Dowbor-Musnickischen russisch-polnischen Korps, die waffenlos als Rückwanderer ins General-Gouvernement zurückgekehrt waren — Degen, Seitengewehr und Schußwaffen abgenommen wurden, was in der Mehrzahl der Fälle, da Widerstand nutzlos, ohne Blutvergießen abging. Die Einwohner Warschaus aber sahen — in gewisser Entfernung natürlich, denn man kann nie wissen! — sich schadenfroh lächelnd das „Befreiungswerk" an und nickten einander verständnisinnig zu. Auf der Straßenbahn war ich Zeuge, wie ein Schaffner(!) zwei deutsche Soldaten aufforderte, die Kokarden von ihren Mützen zu entfernen, was die beiden denn auch prompt, nur etwas verlegen lachend, ohne jedes Sträuben taten.

Im Laufe des Vormittags wurden nacheinander die meisten der Gebäude, in denen deutsche Behörden untergebracht waren, von den Polen besetzt, und überall, wo vorher die deutsche Fahne geweht hatte, hing alsbald das rot-weiße polnische Banner nieder und verkündete den vor jedem dieser Häuser in Scharen versammelten Polen, was dann der Regentschaftsrat alsbald überallhin hinaustelegraphieren ließ: „Die deutsche Okkupation besteht nicht mehr!" —

Ich war am Vormittage noch ohne Schwierigkeiten in mein in der Finanzabteilung des Verwaltungschefs, Erywanska 9, befindliches Amtszimmer hinein- und mittags wieder herausgekommen und wollte zum Mittagessen nach dem Sachsenplatze in das im Gebäude der Hauptverwaltung befindliche Verwaltungschefs-Kasino; hier staute sich aber bereits eine größere polnische Volksmenge vor der Eingangstüre, die von bewaffneten polnischen Studenten besetzt war. Durch die abseits gelegene Gartenpforte kam ich ins Haus und fand im Kasino die meisten der Herren in Zivil — soweit noch in Uniform, mit abgerissenen Achselstücken — vor. Mit erheblicher Verspätung nahm das Essen schließlich unter der erklärlichen Erregung der Tischgesellschaft seinen Anfang. Von draußen tönte ab und zu Rufen der Volksmenge herein, es hatte den Anschein, als ob das Volk das Gebäude stürmen wollte und von den Studenten zurückgehalten würde. Plötzlich, gegen Mitte des Essens, wurde die Türe des Speisezimmers aufgerissen, ein kleiner, schmächtiger polnischer Offizier kam rasch herein — hinter ihm faßten zwei lange Studenten mit Gewehren an der Türe Posto — und rief mit lauter Stimme in gebrochenem Deutsch, daß er das Kommando über dies Gebäude übernehme, daß wir alle Waffen abzugeben hätten und bis 4 Uhr nachmittags hierbleiben müßten, worauf uns weiteres mitgeteilt werden würde! Näheres war nicht zu erfahren. Also Gefangene im eigenen Hause! Gegen 4 Uhr erschien der Pole dann wieder, und wir durften nach Hause gehen, nachdem wir auf 10 Uhr vormittags des anderen Tages bestellt waren. Die wildesten Gerüchte aller Art schwirrten natürlich alsbald unter uns Deutschen umher. Es wurde auch bekannt, daß der General-Gouverneur von Beseler sich, angeblich zu Schiff, noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht habe.

Der Nachmittag und Abend verging mit Packen und Ordnen der Sachen. In der Nacht war ein fürchterliches Geheul und Geschieße in meiner unweit des Theaterplatzes gelegenen Wohnung zu hören: die Polen beschossen das Deutsche Polizeipräsidium. Als ich am nächsten Dienstagmorgen über den Platz ging, sah ich fast sämtliche Fenster des nach vorn im ersten Stock gelegenen Polizeipräsidiumkasinos zerschossen und wieder eine riesige Menschenmenge davor. Beim Verwaltungschef, wo sich der größte Teil der Beamten und Angestellten, insbesondere die natürlich sehr verängstigten weiblichen Hilfskräfte, eingefunden

Digitized by Google

hatten, wurde uns mitgeteilt, daß unsere deutschen Ausweise zur Legitimation den polnischen Studentenwachen gegenüber, damit man überhaupt in die Büros gelangen könne, mit der Unterschrift eines polnischen Beauftragten versehen werden müßten, was denn auch im Laufe des Vormittags nach und nach geschah. Zugleich erfuhr man aber auch, daß bei der Waffenabnahme, die zum Teil schon in den Wohnungen der Deutschen und schon in der Nacht auf Montag erfolgt war, in vielen Fällen nicht nur Jagdflinten, sondern auch — Gläser, Stiefel und andere begehrenswerte Sachen als Waffen angesehen worden waren.

In den Straßen fanden täglich große Umzüge statt, die, soweit ich sie sah, durchaus ruhig verliefen und einen fast feierlichen, prozessionsartigen Charakter hatten: entblößten Hauptes zogen Männer und Frauen hinter roten Fahnen singend durch die Stadt, und wo die Fahnen vorbeigetragen wurden, nahmen auch die Nichtbeteiligten den Hut ab. Die von den Polen erbeuteten deutschen Militärautos sausten in rasender Fahrt, besetzt mit schußbereiten Legionären, unter lautem Hupen durch die Straßen, Kavalleriepatrouillen sogar zeigten sich und überall die weißbemützten Studenten mit der mannigfachsten Bewaffnung, oft nur einem erbeuteten Zivilbeamtendegen, teilweise recht komische Figuren, die sich nun aber als „Besieger" der Deutschen fühlten! Da die Zahl der regulären polnischen Truppen — bei denen Pilsudski übrigens Soldatenräte verboten hatte! — nur klein war und die übrige Macht Pilsudskis sich aus diesen Studenten und Freiwilligen zusammensetzte, so befürchtete man, zumal nachts, Putschversuche der besonders im Judenviertel vermuteten Bolschewisten; in der Tat ist dort, wie mir wenigstens mein Hauswirt, ein polnischer Anwalt, berichtete, ein großes Waffenlager entdeckt worden. Pilsudski als Oberbefehlshaber hatte uns für unsere Sicherheit garantiert und war nun — Ironie des Schicksals! — eben aus deutscher Internierung heimgekehrt, sozusagen der Beschützer der Deutschen.

Die Tage von Dienstag bis Freitag vergingen uns, die wir mit einem Schlage fast von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten waren, — der deutsche Soldatenrat gab ein kurzes Nachrichtenblatt heraus — in Ungewißheit und Warten. Der Soldatenrat nahm die Regelung des Abtransportes der Deutschen in die Hand, der inzwischen beim Verwaltungschef gegründete Beamtenrat unterstellte sich dem Soldatenrat, die allmählich schwierig werdende Verpflegung der Kasinos, die Bergung des großen Gepäcks, an dessen Mitnahme ja nicht zu denken war, und dergleichen wurde, so gut es ging, geregelt und am Donnerstag, den 14. November, konnte endlich der erste Transport von Zivilbeamten, zuerst natürlich der weiblichen, nach Mlawa-Illowo abgehen.

Am Mittwoch war ich nach vielen Schwierigkeiten durch die polnische Bewachung ins Polizeipräsidium vorgedrungen, um über das Befinden der dort tätigen Beamten Erkundigungen zu holen. Das Kasino, das wie gesagt beschossen war, sah wüst aus. Der Polizeipräsident, Herr von Glasenapp, der mit seinem Adjutanten und einer Anzahl der Herren dort hatte über Nacht bleiben müssen, — sämtlich glücklicherweise wohlauf — erklärte mir die überaus heftige Beschießung aus dem in Warschau verbreiteten Gerüchte, er habe 40 Millionen (!) Mark hinter sich. Zudem war die Übernahme gerade dieser Behörde seit langem besonderer Wunsch der Polen. Der neue polnische Polizeipräsident amtierte bereits im Zimmer des Herrn von Glasenapp.

Die Beamten des Polizeipräsidiums, wie wohl die meisten der noch in Warschau verbliebenen deutschen Beamten, sind dann mit uns am Freitag den 15. November mit den letzten Beamten des Verwaltungschefs von Warschau abgefahren.

Digitized by Google

Um 12 Uhr mittags wurde die Abfahrt des Zuges verkündet, um 2 Uhr sollte er abgehen, aber es wurde — bei ziemlich empfindlicher Kälte — gegen 6 Uhr, bis endlich der unheimlich lange, aus lauter Güterwagen bestehende Zug sich mit einem plötzlichen Rucke in Bewegung setzte. Die Rampe des Wiener Güterbahnhofs, von der die Abfahrt erfolgte, war außer mit den in Warschau unvermeidlichen Bonbonverkäufern von Gesindel aller Art umsäumt, das sich nicht scheute, unter den Augen der dem Zuge beigegebenen Legionswache die zum Zuge anlangenden Deutschen zum Teil ihres Gepäcks und der Wertsachen nach Möglichkeit zu berauben und natürlich auch seiner feindseligen Stimmung Ausdruck gab. Manchen der weiblichen Angestellten sind die ganzen Ersparnisse geraubt worden. — Die Fahrt bis zur deutschen Grenze, sonst etwa 4 Stunden lang, dauerte die ganze Nacht. Mit vielen, unendlich langen Aufenthalten, während denen wir immer wieder von polnischen Legionären auf Waffen durchsucht wurden, kamen wir endlich durchfroren und durchgerüttelt am Samstagmorgen nach 9 Uhr in Mlawa an und fuhren bis an die deutsche Grenze heran, von der uns ein Zug offener Kohlenwagen entgegenkam. In diesen stiegen wir über, er brachte uns in kurzer Fahrt nach Illowo.

Von hier aus suchte dann jeder auf eigene Faust seinen Wohnsitz zu erreichen. Ich fuhr über Thorn – Posen nach Breslau, meist in Transportzügen.

In Posen, wo ich auf dem Hauptbahnhofe nachts einige Stunden Aufenthalt hatte, sah es in den Wartesälen wüst aus. Soldaten, nichts als Soldaten, meist auch wie wir aus Polen kommend, durchweg in übelster Aufmachung und mit schlechtestem Benehmen. Am schamlosesten aber wirkten die bereits damals auftauchenden Gestalten in deutscher Uniform mit polnischem Adler an der Mütze, Bilder, die man leider schon in Warschau hatte sehen müssen! Als ich sogar einen deutschen Stabsarzt mit polnischem Adler an der Mütze sah, konnte ich mich nicht halten und stellte ihn, worauf er aber nur ein höhnisches Lächeln und geringschätziges Achselzucken hatte.

Die materielle Einbuße, die das Reich in Warschau und überhaupt im besetzten Polen erlitt, ist jedenfalls ungeheuer und wird nur durch die moralische übertroffen, die unser „Abschub“ uns bei den Polen einbrachte. Ob der Schaden, wie man oft gefragt hat, durch einheitlichen Widerstand nicht hätte vermieden oder wenigstens gemindert werden können, möchte ich nicht entscheiden. Tatsache ist jedenfalls, daß einerseits einzelne Behörden und Truppenteile in der Provinz sich als fechtende Truppe zur deutschen Grenze kämpfend durchgeschlagen haben, und daß andererseits die Polen in Warschau erst dann kühn wurden, als sie sahen, daß die Deutschen die Waffen nicht gebrauchten oder sogar wegwarfen.

Der Untergang des Deutschtums in Südkärnten.

Als in den ersten Novembertagen 1918 die österreichisch-ungarische Front zusammenbrach, ging ein heißer Wunsch der südslawischen Politiker in Erfüllung: Die Zertrümmerung des Staates und die Vereinigung der „Freigewordenen“ mit ihren serbischen Brüdern. Im Volke selbst, d. h. unter den Bauern und Arbeitern, war dieser Emanzipationsgedanke im Gegensatz zu den Tschechen nicht besonders tief eingewurzelt. Während des ganzen Krieges, als die Tschechen bereits Verrat auf Verrat gehäuft hatten, hielten die kroatischen und slowenischen Soldaten treu zur schwarzgelben Fahne und besonders in den

Digitized by Google

furchtbaren Isonzoschlachten zeichneten sich diese Truppen aus. Auch der Zusammenbruch der Armee war in erster Linie den Ungarn zur Last zu stellen, die kroatischen Abteilungen fluteten erst zurück, als eben nichts mehr zu halten war. Der Haß gegen die Italiener ist den Südslawen viel mehr eingefleischt als der Haß gegen die Deutschen, — wenn sie nicht gerade durch klerikale Einflüsse verhetzt waren, wie es besonders in Südsteiermark schon lange Zeit vor dem Kriege der Fall war. Auf den Zerfall Österreichs hatte nur eine Handvoll Laibacher und Agramer Advokaten und Kaufleute hingearbeitet, die freilich eine mächtige Stütze im katholischen Klerus fanden, — ein seltsamer, innerer Widerspruch, wenn man die romfreundliche Haltung der österreichischen Regierung und die griechisch-orthodoxe Konfession Serbiens in Betracht zieht. Doch eben die Geistlichkeit war der erbittertste und gefährlichste Feind Österreichs, dem sie es nicht verzieh, daß es Schulter an Schulter mit Deutschen, mit Protestanten kämpfte. Besonders Bischof Jeglič in Laibach war stets ein gewiegter Politiker, der schon vor dem Krieg in Paris für sein Ziel arbeitete, von der österreichisch-ungarischen Regierung ungehindert als Kirchenfürst. Als kluger Intrigant stand ihm der Geistliche Smodej aus Klagenfurt zur Seite, der schon im ersten Kriegsjahr von der Kanzel eine donnernde Predigt gegen das „gottverfluchte Bündnis mit den Feinden des römischen Glaubens" hielt. Er wurde der Militärbehörde angezeigt, aber die Untersuchung auf einen Wink von oben bald eingestellt, worauf Smodej zur „Erholung" — ein stiller Vorwurf gegen die barbarische Grausamkeit des k. k. Militärgerichts, — nach Laibach ging, um nach einem Jahre seine ersprießliche Werbetätigkeit fortzusetzen. Er hielt sich jedoch selbst stets klug zurück, da er ein fanatisches, willenlos ergebenes Werkzeug in dem eitlen, ehrgeizigen Advokaten Dr. Müller in Klagenfurt hatte. Dieser zählte die ganze Bauernschaft und auch viele deutsche Gewerbetreibende wegen seiner Geschicklichkeit zu Klienten und verstand dies wohl zu nützen. Landespräsident von Kärnten zu werden, war sein höchster Traum und dazu sollte eben Südslawien verhelfen. Das nominelle Haupt der ganzen Laibacher Verschwörung aber war stets der Advokat Dr. Brejč, heute Präsident von Slowenien in Laibach. Ein k. k. Hauptmann, dem seine serbischen Umtriebe bekannt waren, verhaftete Brejč als Hochverräter, aber der in seiner politischen Haltung durchaus blinde Landespräsident von Kärnten Dr. v. Fries-Skene (später Statthalter von Triest) gab ihn eine Woche frei vor der Untersuchung, die Brejč natürlich benützte, um alle kompromittierenden Schriften zu zerstören, wie auch seine Dienstleute bei der gerichtlichen Aussage bekräftigten. Aber das Faktum, daß keinerlei politische Korrespondenz bei der — nachherigen — Hausdurchsuchung zu finden war, genügte vollauf und jener Hauptmann, der klar die Gefährlichkeit des Mannes erkannt hatte, wurde sogar bestraft und an einen gefährlichen Frontteil deportiert! Aber die Aufwiegelung zog noch viel weitere Kreise; bis zu den jüngsten Studenten wurde Propaganda getrieben. Die Söhne armer Eltern aus ganz Kärnten fanden um ganz geringes Geld Aufnahme im Marianum, einer geistlichen Stiftung für arme Studenten. Und hier war der Hauptherd der Volksvergiftung; bei den Zehnjährigen fing die Verhetzung an und die Söhne trugen dann das Gift zu Eltern und Geschwistern. Freilich gingen auch gerade durch den politischen Druck aus dieser Anstalt viele deutschbegeisterte Burschen hervor, aber das Ganze war eben auch eine materielle Frage. Manch ein armer, intelligenter Student hätte als Deutscher bitter darben müssen, während ihn serbisches und russisches Geld in Paris, Berlin, Wien sorgenlos seinen geistigen Drang

Digitized by Google

befriedigen ließ. Die deutschen Vereine, z. B. Südmark, Schulverein usw. waren eben alle viel zu arm an Mitteln um hier wirksam aushelfen zu können. — Und im Reiche, in Deutschland selbst, das die Mittel gehabt hätte, zu wenig Verständnis der furchtbaren Bedrohung des deutschen Südens; eine Gefahr, die sich nicht mit amtlicher Strenge beseitigen ließ, weil sie eben im Dunkeln arbeitete und von Mensch zu Mensch wucherte, wo Behörden machtlos sind. Das Manifest Kaiser Karls fiel also auf gut vorbereiteten Boden. Die Ausführung dieses Manifestes allerdings grub ihm selbst das Grab. Aber über die Deutschen in Südkärnten und -Steiermark hatte das kaiserliche „Wiegenkind" dadurch das furchtbare Los gebracht. In einer geheimen Sonderbestimmung wurde dem Südslawen-Teilstaat das Marburger Gebiet und das Klagenfurter Becken bis St. Veit an der Glan versprochen. Zu Teilstaaten in einem Großösterreich kam es nicht, aber an dieser geheimen Klausel hielten die Politiker von SHS fest, obwohl sie auch sicher ohne diese Zusage Ansprüche auf jene Gebiete erhoben hätten. So kam es zum ersten Einfall der SHS-Truppen in Steiermark und Kärnten. Cilli, Marburg fielen in slawische Hände, der Widerstand war nur schlecht organisiert, die Grazer Regierung horchte ängstlich nach Wien, das aber viel zu sehr mit sozialen Fragen beschäftigt war, um der nationalen Frage Verständnis entgegenzubringen. Für die Bevölkerung jenes unglücklichen Landes kam nun eine schwere Leidenszeit. Viele Beamte, Lehrer, auch wenn sie beide Sprachen — deutsch und slowenisch — sprachen, wurden kurzerhand entlassen. Deutsche Kaufleute wurden binnen 24 Stunden zur Abreise gezwungen; ja sogar die deutschen Bauern, die von „Südmark" und „Freier Schule" dort angesiedelt waren oder sonst aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machten, mußten Haus und Hof verlassen, früher in guten Verhältnissen, ja oft wohlhabend, nun bettelarm; denn kein Möbelstück, kein Vieh durften sie mitnehmen. Und wenn sie mit ihren leichten Bündeln über die Kärntner Grenze zogen, wurden ihnen oft auch diese noch von südslawischen Streifbanden samt den Oberkleidern abgenommen! Dazu die Aushebung der militärfähigen Männer in die Armee, die Verhaftung von Bürgern, die als Geiseln nach Belgrad verschleppt wurden, und nur die abenteuerlichste Flucht in die Kärntner Wälder rettete sie vor diesem grausamen Los.

In Kärnten drangen die Südslawen unter General Majster bis Ferlach an der Drau (2 Stunden südlich von Klagenfurt) vor; hißten die serbische Trikolore und suchten durch Platzmusik, weiße Semmel à 50 h, Geiselaushebung und Ausweisung die Bevölkerung zu gewinnen. Aber Kärnten hielt sich tapfer. Freiwillige Volkswehrabteilungen und Marinetruppen warfen die SHS-Truppen aus Ferlach, Rosenbach, Völkermarkt (Städtchen östlich von Klagenfurt) hinaus, drangen bis zum Karawankentunnel vor und sicherten alle Brückenköpfe an der Drau. Der Jubel der Bevölkerung in den befreiten Gebieten war herzerhebend; denn auch die slowenischen Bauern Kärntens wollen von einem SHS-Staate nichts wissen, sie fühlen sich als „Kärntner", wie überhaupt in den ganzen heldenhaften Kämpfen gegen SHS noch viel mehr das Landes- als das Nationalbewußtsein ausschlaggebend war.

Ende Jänner kam nun eine amerikanische Kommission zur Festlegung des Waffenstillstandes. Am 26. Jänner 1919 besuchten sie Marburg und konnten sich hier gleich von den Segnungen der südslawischen Herrschaft überzeugen. Von der armen Bevölkerung wurden sie mit Jubel empfangen, als Befreier von der Willkür. Am Hauptplatz umdrängte alles die amerikanischen Autos unter Tücherschwenken und Heilrufen. Da krachten plötzlich Schüsse aus allen Seitengassen mitten unter die Wehrlosen, Ahnungslosen. Gegen 100 Opfer lagen in ihrem

Digitized by Google

Blute, meist Frauen und Kinder, Gymnasiasten, Realschüler, alte Leute —. Der südslawische Kommandant entschuldigte sich nicht bei den Amerikanern, er fand den Vorgang nicht einmal einer Ausrede wert. Die Kommission bereiste nun ganz Unterkärnten, bemühte sich ganz objektiv zu bleiben, fragte die Leute auf der Straße, wobei sie manche Wahrheiten über „südslawisches Gesindel" zu hören bekam. Besonders erfreulich war aber die Haltung der Slowenen, die ohne Vorbehalt ihre Zugehörigkeit zu Deutsch-Österreich und besonders Kärnten betonten. Im Anschluß an die Waffenruhe, die von der amerikanischen Kommission festgesetzt wurde, fand eine Volksabstimmung statt, die im ganzen Land kaum einige Hundert für SHS zusammenbrachte. Auf Grund der Erhebungen setzte nun die Kommission die genaue Demarkationslinie fest, so daß der Nordausgang des Karawankentunnels, Ferlach und das Rosental kärntnerisch, aber leider Völkermarkt südslawisch blieb. Diese Grenzlinie wurde nun auf beiden Seiten ausgebaut, Schützengräben, Drahtverhaue errichtet; denn man traute einander nicht. Paris war freilich mit dem Ergebnis der amerikanischen Kommission nicht zufrieden, denn die Franzosen suchten SHS auf jede Weise zu fördern. Nach wenigen Wochen kam eine französische Kommission nach Kärnten, die aber von den Landesbehörden nicht empfangen wurde, da sie sich nicht als interalliiert ausweisen konnte. Diese „unparteiische" Kommission pflegte nun ihre Erhebungen allerdings in anderer Weise. Sie fuhren von Pfarrhof zu Pfarrhof, wo die Aussage des Pfarrers allein genügte, um 200—400 Seelen bedingungslos als slowenisch und daher zu SHS gehörig festzunageln. Oder es wurden Komödien inszeniert: Die Pfarrer versammelten alle Kinder vom 2.—7. Lebensalter (aber ja nicht älteren!), fragte sie, was sie werden wollten, worauf der ganze Chor, der vorher schon stundenlang einstudiert war, ein einiges „Jugoslavia" brüllte. Die Kinder wußten doch nicht, um was es sich handelte! Mit den Ergebnissen im südslawisch-französischen Sinn vollauf befriedigt, reiste dann die französische Pseudokommission nach Paris, wo freilich die Amerikaner gegen diesen Vertrauensbruch protestierten und ihre Bestimmungen durchsetzten.

Dafür wurde SHS reichlich mit Munition versorgt und eines Tages grinsten uns schwarze Franzosen verheißungsvoll als südslawische Posten herüber. In dem von SHS besetzten Landesteil wurde nun Mitte März eine Volksabstimmung abgehalten; das heißt: es zogen serbische Soldaten von Haus zu Haus, standen bei der Unterschrift mit angelegtem Revolver dabei, so daß auch die Deutschen vom Tode bedroht für Jugoslawien stimmen mußten. Auch für kleine Kinder mußten die Stimmzettel ausgefüllt werden; schwangere Frauen mußten zwei Stimmen abgeben. — Dazu die entsetzliche Drangsalierung der Bevölkerung. Die Soldaten raubten in den Häusern nach Belieben, schlachteten das Vieh, zertraten die Felder. Leute bei friedlicher Feldarbeit, Kinder auf dem Schulweg wurden von heimtückischen Kugeln getroffen, keine Frau war sicher. Immer lauter wurde der Notschrei der Bedrückten, aber an den Ohren der Wiener Regierung ging alles vorüber. Ja, Wiener Juden machten glänzende Geschäfte durch Munitionslieferungen nach SHS, — bei den späteren Kämpfen fanden unsere Soldaten die leeren Kisten mit den Firmenschildern. Da erdröhnten plötzlich am 29. April um 1/4 4 Uhr morgens die südslawischen Geschütze: sie hatten den Waffenstillstand, — ihr Ehrenwort gebrochen und die Kärntner Grenztruppen überfallen. In Rosenbach begann der Angriff; die Matrosen wurden im Schlafe überwältigt und mit Handgranaten so grauenhaft zugerichtet, daß nichts Menschliches mehr in dem Blutsee zu erkennen war. Tiroler Volkswehrsoldaten wehrten sich im Hemd stundenlang

Digitized by Google

gegen 20fache Übermacht, bis sie erschöpft, ohne Munition in Gefangenschaft gerieten; die Verwundeten aber wurden massakriert, wenn sie den Südslawen in die Hände fielen. In all den Dörfern und Städten riefen die Sturmglocken zum Kampf, und es war herzerhebend, wie alles in die Kasernen drängte, wo sie ausgerüstet auf Autos gleich an die Front abgingen. Auch die Studenten, manche erst vierzehnjährig, zogen aus und kämpften mit tapferstem Heldenmut. Die Opfer waren groß, aber da alle Kräfte aufgeboten und einige Jahrgänge erfolgreich mobilisiert wurden, gelang es sogar bis an die Karawanken und Unterdrauburg vorzudringen. Die Grazer, Leobener, Wiener Hochschulen sandten freiwillige Studentenbataillone und schon setzten sie in frohem Siegeslauf ihren Fuß auch auf steirischen Boden, um — von der Bevölkerung angefleht, — auch dieses arme Land zu befreien. Die Südslawen räumten schon Cilli, da kam aus Wien ein gebietendes „Halt"; denn man wollte es ja mit den Franzosen nicht verderben. Murrend mußten unsere Leute zurück, die Südslawen aber rächten sich an den Dörfern, die es gewagt hatten, unsere Truppen zu begrüßen, sie wurden der Plünderung übergeben.

Aber Kärnten wenigstens war frei und nun zeigte sich erst das Los, das allen zuteil geworden wäre, hätte man nicht so heldenhaft Widerstand geleistet. Es wurden bei Gefangenen Armeebefehle gefunden, daß Klagenfurt drei Tage der Plünderung freigegeben war, Erschießung derer, die bei Freiwilligentruppen kämpften, Freigabe der Frauen und zuletzt sollte die Stadt angezündet werden. Überdies erhielte jeder Soldat 1000 K. Mit Geld ist SHS ohnehin freigiebig, ein Leutnant erhält z. B. 1100 K im Monat. Deshalb müssen die Deutschen enteignet werden.

Am 9. Mai kam nun die südslawische Waffenstillstandskommission nach Klagenfurt, die verlangte, daß unsere Truppen hinter die alte Demarkationslinie zurückgehen sollten. Als dies ihr — jedenfalls wider Erwarten zugestanden wurde, machte sie neue Bedingungen, aus gutem Grund: in Serbien, Kroatien, Krain war inzwischen allgemeine Mobilisierung angeordnet worden, während gleichzeitig die Franzosen in Wien gegen den hohen Stand der deutsch-österreichischen Volkswehrtruppen Protest erhoben. Da in diesen Tagen der Not 300 K Abfertigung wenig nützen können, wuchs natürlich die unzufriedene Stimmung der Volkswehrsoldaten, an Stelle der bisher guten Disziplin trat Dienstverweigerung. Die Wiener Regierung wand sich in Nöten; sie wollte den Franzosen gern den Wunsch erfüllen und mußte doch die bedrohlich anschwellende Kommunistenbewegung fürchten. In diesem Zwiespalt brachen nach nichtigen Gründen die Waffenstillstandsverhandlungen ab (17. Mai), jetzt mußte es zum letzten Kampf kommen. Der Landesbefehlshaber Oberst Hülgerth, der die Kämpfe glänzend geleitet hatte und stets selbst in erster Linie mitfocht, erließ in ganz Kärnten einen ergreifenden Aufruf zu den Waffen, aber was da in der Eile zusammengerafft werden konnte, war nicht viel, nur gegen 700 Mann. Kärnten hatte ja im Weltkrieg prozentual die schwersten Verluste von allen Ländern gehabt; woher soll ein verblutetes Land die Kräfte nehmen? Kärnten allein gegen Slovenien, Kroatien, Serbien zusammen?

Von Wien war keine Hilfe zu erhoffen; im Gegenteil, man war unzufrieden mit Kärnten, das so unvorschriftsmäßig zur Selbstwehr griff und der Staatssekretär für Heereswesen, Dr. J. Deutsch, fuhr nach Klagenfurt, um Vorstellungen zu machen und — wenn's ginge, Zwietracht durch Parteihader zu ernten. Aber die Behörden verhielten sich ablehnend und in der großen Volksversammlung entrann Herr Deutsch mit knapper Not den Prügeln der erregten Menge,

Digitized by Google

die ihm entgegenrief: „Wien verrät uns um einen Sack Mehl!“ Steiermark, das allen Grund gehabt hätte, Kärnten beizustehen, befolgte ängstlich die Weisungen Wiens und die vielen Freiwilligen, besonders Studenten, wurden störend empfunden. Am wenigsten Hilfe jedoch war vom Deutschen Reich zu erwarten und es schmerzte die, die mit solch zähem Mut gegen die furchtbare Übermacht monatelang aushielten und sich gegen die Anmaßung und Grausamkeit der Feinde mit bewaffneter Hand wehrten, tief, daß davon in all den deutschen Zeitungen kein Wort zu lesen war. Wenn auch nicht bewaffnete oder materielle Hilfe, doch wenigstens Mitgefühl hatte man erwartet. Leider erfuhr gerade durch diese Ereignisse die im Winter so aufrichtige Begeisterung für den politischen Anschluß an Deutschland eine merkliche Abkühlung; die Münchener Rätezeit tat das ihre, um Kärnten dem großen Deutschtum ganz zu entfremden. Man kämpfte gegen die Slawenflut, doch nur für Kärnten, — hinter den Grenzbergen fing die Fremde an. Hilfe und Verständnis erhoffte man jetzt von anderer Seite: von Italien. Die freundliche Behandlung der Bevölkerung im Tarviser Abschnitt, die Teilnahme, die man bei den Offizieren und Soldaten fand, ließen unter den Leuten Sympathie für den ehemaligen Feind erwachsen. Italien selbst hat das größte Interesse daran, daß Südostkärnten nicht slawisch wird; besonders nicht Villach, der große Eisenbahnknotenpunkt; denn sonst wäre die direkte Verbindung nach Wien und Deutschland für Italien abgeschnürt. Es sind lediglich egoistische Rücksichten, die Italien so zum Schutze Kärntens eintreten lassen, doch denen, die eine Eroberung durch SHS mit dem ganzen Gefolge von tierischer Grausamkeit fürchten mußten, war auch dies schon ein Ansporn durchzuhalten. Als auch die Feindseligkeiten am 27. Mai eröffnet wurden, reiste General Diaz sogleich nach Tarvis, wo vier Divisionen Italiener bereitgestellt waren, die sich jedoch abwartend verhielten.

So kam es, wie man gefürchtet hatte: 700 gegen 12000 konnten auch im tapfersten Verzweiflungskampf nicht standhalten; dazu der Verrat durch die Ortsgeistlichen, die alle Feldwachen aufgezeichnet hatten und die Munition, die sie sich zu führen erboten, den Südslawen in die Hände lieferten, so daß unsere Leute sich schließlich mit dem Kolben die Bahn zur Flucht freimachen mußten. Am 28. Mai rollten unaufhörlich die traurigen Flüchtlingszüge durch Klagenfurt nach dem Westen; niemand durfte es wagen in slawische Hände zu fallen und so mußten sie alle Habe im Stich lassen und das nackte Leben retten; traurige, endlose Züge zu Tode verstörter Menschen! Die Nacht vom 28./29. Mai war grauenhaft. Alles stand verzweifelt und stumm in den dunklen Straßen, fliehende Soldaten rasten auf den Autos durch, die Regierung und Banken fuhren ab, jede Stunde mußte das Entsetzen der Vernichtung hereinbrechen. Da kam in letzter Stunde italienische Hilfe. General Segré legte in Belgrad Protest ein und die Drohung mit dem Aufmarsch des italienischen Heeres gebot SHS knapp südlich der Stadt Klagenfurt Halt.

Mit diesen Ereignissen hängt auch die Hinausschiebung der Übergabe der Friedensnote an die österreichischen Delegierten in Paris zusammen. Bischof Jeglič und Dr. Brejc hatten bei Clemenceau ihre Wünsche durchgesetzt und die Franzosen wollten nun den Südslawen Zeit lassen, soviel wie möglich von deutschem Lande zu erobern. Der italienische Protest kam da allerdings unerwartet und unerwünscht und half die Mißstimmung zwischen Italien und Frankreich in der südslawischen Frage zu verstärken, die in den letzten Geschehnissen in Fiume ihren Ausdruck fand.

Inzwischen begnügte sich SHS im eroberten Teile Kärntens seine Rache-

Digitized by Google

lust zu befriedigen. Völkermarkt ein Trümmerhaufen, die Männer verschleppt, Frauen geschändet und das Land geplündert. Klagenfurt wurde vom Elektrizitätswerk abgeschnitten. Die Kärntner Soldaten sammelten sich inzwischen hinter St. Veit a. d. Glan und bauten sich dort zu neuem Widerstand ein; denn die Rücksichtsnahme auf Italien dauerte nicht lange, am 5. Juni besetzten die Südslawen Klagenfurt und General Segré konnte nichts tun, als mit seinen wenigen Begleitern größere Ausschreitungen zu verhindern und die geplante Zerstörung der deutschen Stadt verwehren. Doch sonst legte sich SHS keinen Zwang auf; Plünderungen in den Villen waren regelmäßig, die Felder wurden abgemäht oder angezündet, das Vieh geschlachtet. Dazu all die Martern der Bevölkerung, wenn bald Licht, bald Wasser abgesperrt wurde, angesehene Bürger als Hochverräter verschleppt und die Stadt von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten wurde.

Die Arbeit in der Stadt lag still, es fehlte Kohle und Rohmaterial; denn die wenigen Vorräte wurden nach Serbien verschleppt. Die Fabriken und Betriebe mußten schließen und den Hungernden blieb nichts übrig, als selbst — in die jugoslawische Armee einzutreten, um dem sichern Tode zu entgehen. Dazu die furchtbare Teuerung: 1 kg Brot 6 K, 1 kg Mehl 9—11 K, 1 kg Rindfleisch 40 K usw. Dazu wurden alle Gärten und Felder verwüstet, so daß die Bevölkerung ganz der Gnade des Feindes ausgeliefert war. Einmal schöpften die Armen Hoffnung, als es in den auswärtigen Zeitungen (in Klagenfurt selbst gab es keine mehr) hieß, Klagenfurt solle doch an Deutschösterreich fallen und die Grenze südlich davon gehen; aber diese Freude schlug in bittern Hohn um, als eben diese Grenzen bekannt wurden: das Elektrizitätswerk an der Gurk und die Wasserleitung fiel auf den Boden von HSH, das also die Stadt nach Belieben jederzeit von Licht und Wasser absperren kann, was in jener Gegend, wo es in heißen Sommern oft wochenlang nicht regnet, eine furchtbare Katastrophe bedeutet.

Klagenfurt war von den Laibacher Politikern als halbslawische Stadt dargestellt; General Segré führte nun die serbischen Offiziere auf die Friedhöfe und zeigte, daß nicht ein Grabstein slowenische Überschrift trug; überdies wollen die wenigen Slowenen, — meist Dienstboten, — selbst nichts von Jugoslawien wissen und schon in Friedenszeiten galt „Slowene" oder „Krainer" als böses Schimpfwort; die Kärntner Slowenen würden heftig protestieren, spräche man sie als „Slowenen" an; sie selbst heißen sich nur „Windische". Wissenschaftlich fallen die Namen zusammen, aber das Volk macht einen strengen Unterschied.

Endlich kam durch italienische Offiziere die befreiende Nachricht, daß Klagenfurt bis zum 14. Juli 5 Uhr nachmittags geräumt werden müßte. Aber niemand glaubte mehr daran; denn täglich schleppten die Jugoslawen neue Geschütze und Munition herbei; die Stadt wurde in ein Heerlager verwandelt, die Schützengraben zogen sich durch die einst so blühenden Gärten durch und als einmal morgens der größere Teil der Besatzung abtransportiert wurde, konnte die Freude darüber nicht lange dauern; denn abends kamen doppelt so starke Abteilungen zurück. In Laibach war eigentlich ein Vorstoß bis Villach und St. Veit a. d. Glan geplant; doch Italien zog sofort Truppen aus Oberitalien herbei und an einem Tage marschierten 50000 Italiener durch Villach, um sich bei St. Veit mit den Kärntner Truppen zu verbinden. Sie wurden von den Behörden feierlich als Erretter begrüßt, von deutschösterreichischen Offizieren in voller Parade begleitet, von der Bevölkerung mit Blumen überschüttet. Die ganze Angst vor der Schreckensherrschaft der Jugoslawen sprach

Digitized by Google

sich in diesem Freudentaumel aus. So hoffte man in Klagenfurt auch auf Befreiung.; doch drei Stunden außerhalb der Stadt hörte der Vormarsch der Italiener plötzlich auf, sie zogen sich sogar noch etwas zurück und die alte Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich des geknechteten Volkes. Der Grund für die Zurückhaltung der Italiener liegt bei den römischen Politikern, denen es genügt, die Bahnstrecke Villach—St. Veit sicherzustellen und die sich im übrigen doch auch mit Paris nicht verfeinden wollen. Aber die Disziplin und Freundlichkeit der italienischen Soldaten und Offiziere haben die Sympathie aller erobert.

Wie vorauszusehen war, haben die Jugoslawen am 17. Juli Klagenfurt nicht geräumt, sondern die Willkür noch verschärft. Kommt nicht bald starke Hilfe von deutscher Seite, so ist dieses schöne Land und sein prächtiges Volk verloren. Der 50 Jahre lange Kampf und Widerstand gegen das langsame Vordrängen der slavischen Flut nach dem Norden und Westen, diese Verteidigung des Deutschtums, die in ihrer ernsten Bitterkeit von Außenstehenden nie ganz verstanden wurde; dann fünf Jahre völliges Weißbluten an allen Fronten des Weltkrieges und nun das grausamste Morden im eigenen Heimatland seit ¾ Jahr müssen endlich die Kraft verzehren. Zählt ganz Kärnten doch nur 390000 Seelen! Wenn Deutschland für dieses Heldenringen auch fernerhin nichts anderes übrig hat als eine kleine Zeitungsnotiz, so wird Kärntens deutsche Seele sich hoffnungslos doch dem slawischen Joch beugen oder bei Italien Zuflucht suchen. Über Kärntens toten Leib bringt die Flut nach Norden.

Cornelia Kabusch-Klagenfurt.

Aus dem Völkerbund.

Von Dr. Georges Chatterton-Hill.

Am Ende des Reichs hofften viele Deutsche auf den Völkerbund; der bekannte irische Politiker gibt ein anschauliches Bild der in dieser Institution herrschenden Zustände, die für Deutschland von um so größerem Interesse sind, als es erwarten kann, dem Völkerbund in ähnlicher Weise angegliedert zu werden, wie Irland.

Nichts ist für unsere demokratische Zeit so charakteristisch wie der Weltfriede, der am 28. Juni 1919 von der Deutschen National-Versammlung in Weimar angenommen wurde. Dieser Weltfriede, welcher den Worten des Präsidenten Wilson gemäß „die Welt für die Demokratie reif machen sollte", ist in tiefster Verborgenheit von drei Autokraten fabriziert worden. Obwohl die Parlamente Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten die souveräne Gewalt drei selbstregierender Demokratien angeblich darstellen, ist kein einziges von ihnen überhaupt darnach gefragt worden, ob es die von Lloyd George, Clemenceau und Wilson getroffenen Vereinbarungen gut heißt. Die Parlamente, die „Träger der souveränen Gewalt der selbstregierenden Völker" sind von sämtlichen Beratungen über einen Frieden, der das Schicksal der Welt bestimmen soll, ausgeschaltet worden und dürfen höchstens den ganzen Vertrag a posteriori im Bausch und Bogen genehmigen. Niemals hat die Geheimdiplomatie früherer Zeiten solche Orgien gefeiert wie in unseren Tagen, als drei Autokraten das Los der Menschheit bestimmten. Denn es handelte sich in Versailles nicht allein um das Los der Bewohner Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten, sondern auch um das Schicksal aller andern Völker. Mit einer mit vollkommener Unwissenheit gepaarten Selbstsüffisanz, die das

Digitized by Google

Erstaunen künftiger Geschlechter erregen dürfte, haben die drei Autokraten von Versailles aus über die nationale Zugehörigkeit von entfernten Landesteilen selbstherrlich entschieden, haben Völkerschaften verschachert, haben im Laufe einiger Stunden über Probleme ihr Urteil gefällt, die so verworren sind, daß Spezialisten mit langjähriger Erfahrung daraus nicht klug zu werden vermögen. Im Laufe einiger Stunden, wie täglich aus der Geheimkammer des „Rates der Drei" berichtet wurde, ist man von Schantung nach dem Saarbecken, von dem Weißen Meer bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans, von Fiume nach dem Persischen Golf im Geiste gereist, überall die verwickeltsten ethnologischen Probleme entscheidend, hat man die schwierigsten wirtschaftlichen Fragen gelöst, hat man die Grenzen neuer Staaten geschaffen. Das Resultat dieser Tätigkeit der drei Allmächtigen und Allwissenden ist, daß die Saat zahlloser künftiger Kriege mit vollen Händen gesät wurde, daß ganz Europa in eine Balkanhalbinsel verwandelt worden ist, die dem englischen Kapitalismus ein überaus dankbares Betätigungsfeld für seine traditionelle divide et impera-Politik bieten wird.

Obwohl die drei Autokraten von Versailles sich die Aufgabe stellten, einen Frieden zustande zu bringen, der die endgültige Befreiung sämtlicher Völker auf Grund der Anerkennung des nationalen Bestimmungsrechtes verbürgen sollte, haben sie merkwürdigerweise die Existenz aller derjenigen Völker, die zwangsweise dem britischen Weltreich einverleibt sind, vergessen. Die Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Völker hat die drei Autokraten von Versailles nicht verhindert, ebenfalls das Selbstbestimmungsrecht des größten Teiles des russischen Volkes, sowie dasjenige des ungarischen Volkes glatt zu verneinen. Mit dem Selbstbestimmungsrecht der dem britischen Reich zwangsweise einverleibten Völker oder mit dem des russischen und ungarischen Proletariats ist nämlich für angelsächsischen und französischen Kapitalismus kein Geschäft zu machen. Dagegen haben die imperialistischen Bestrebungen der Polen und der Tschechen jegliche Begünstigung und Förderung gefunden. Aber eine der Fragen, welche die drei Autokraten geflissentlich bei Seite ließen, dürfte doch demnächst eine brennende werden. Die irische Frage ist für das britische Weltreich eine grundlegende und eine höchst gefährliche.

Die Lage in Irland ist augenblicklich folgende: Anläßlich der im Dezember 1918 abgehaltenen Wahlen zum britischen Parlament in London hat das irische Volk von 106 zu wählenden Abgeordneten 73 Republikaner gewählt. Von den übrigen 33 gehören 26 der Partei der „Unionisten", d. h. der Gruppe der englischgesinnten Kolonisten im Nordosten der Insel an. Von der alten Nationalistenpartei, die früher unter der Führung von John Redmond stand, sind nur 7 gewählt worden. Der Triumph der Republikaner war vollständig. Die drei Provinzen Leinster, Munster und Connacht haben mit einer einzigen Ausnahme ausschließlich Republikaner zu ihren Vertretern auserkoren und zwar entweder, ohne daß Gegenkandidaten überhaupt aufgestellt wurden, oder mit überwältigenden Mehrheiten. Von den 7 gewählten Nationalisten verdanken 5 ihren Sieg Wahlbezirken in Ulster und ein anderer ist in einem englischen Wahlbezirk gewählt worden, wo die Mehrheit der Bevölkerung aus irischen Arbeitern besteht.

Nach der Wahl vom Dezember 1918 stand die Lage so, daß die Republikaner die drei südlichen Provinzen Irlands, mit Ausnahme eines einzigen Wahlbezirks vollständig beherrschten, und auch nicht weniger als zehn Siege in Ulster zu verzeichnen hatten. Die „Unionisten" behielten das seit Jahrhunderten von den

Digitized by Google

Nachkommen englischer Kolonisten in Ulster besiedelte Gebiet, die Nationalisten waren vollends weggefegt.

Für die Engländer kam der Triumph der irischen Republikaner um so überraschender, als diese Partei bis dahin niemals eigene Kandidaten bei den allgemeinen Wahlen aufgestellt hatte, und als sie überhaupt erst in den Vordergrund des politischen Lebens auf der Grünen Insel mit der großen Erhebung in Dublin in der Osterwoche 1916 trat. Ihrem Programm gemäß haben die republikanischen Abgeordneten davon Abstand genommen, ihre Sitze im englischen Parlament einzunehmen, da sie die Autorität eines fremden Parlaments und eines fremden Herrschers in Irland grundsätzlich nicht anerkennen. Die republikanischen Abgeordneten sind zu Hause geblieben und haben eine irische Nationalversammlung, oder wie es in der irischen Sprache heißt Dail Eireann in Dublin gebildet, die am 21. Januar 1919 eröffnet wurde und sofort zur Proklamierung der Unabhängigkeit der Irischen Republik, sowie zur Bildung eines eigenen irischen Ministeriums schritt. Die Dail Eireann betrachtet Irland als im Kriegszustand mit England befindlich.

Es ist der Dail Eireann gelungen, zwei Delegierte von Irland nach Paris zu entsenden, um dort die irischen Ansprüche auf Unabhängigkeit der Friedenskonferenz vorzulegen. Im Laufe des Frühlings haben dann auch die irischen Organisationen in den Vereinigten Staaten, wo die Iren 15 Millionen Seelen sind, ihrerseits ebenfalls drei Delegierte nach Paris entsandt. Die irischen Delegierten in Paris haben eine emsige Tätigkeit entfaltet, die irische Frage ist auch des öfteren in der Geheimkammer des „Rates der Drei" erörtert worden, ohne daß es jedoch zu irgendeiner Anerkennung der berechtigten irischen Ansprüche durch die drei Autokraten von Versailles gekommen ist. Mittlerweile ist der von der Dail Eireann ernannte Präsident der Irischen Republik Eamonn de Valera nach den Vereinigten Staaten gereist, um die amerikanische öffentliche Meinung aus erster Hand über die Zustände in Irland zu unterrichten.

Wie sind nun diese Zustände?

Am anschaulichsten werden sie uns von den irisch-amerikanischen Delegierten in Paris geschildert. Diese Delegierten, die, wie oben erwähnt, nach Paris im Auftrage der irischen Organisationen der Vereinigten Staaten gefahren sind, um dort die irische Sache anläßlich der Friedenskonferenz zu unterstützen, hatten durch Vermittelung des Präsidenten Wilson von der britischen Regierung die Erlaubnis erhalten, nach Irland zu reisen. An und für sich ist die Tatsache der Genehmigung der Reise durch Lloyd George und Balfour, dem englischen Außenminister, interessant, denn angesichts der Eigenschaft, in welcher sich die drei irisch amerikanischen Herren in Paris befanden, wohin sie als Vorkämpfer der unabhängigen Irischen Republik entsandt wurden, glich eine Genehmigung ihrer Reise nach Irland durch die britische Regierung einer Art Anerkennung der Irischen Republik durch die letztere. Es muß auch hinzugefügt werden, daß die irisch-amerikanischen Delegierten auf ausdrückliche Einladung der Regierung der Irischen Republik in Dublin ihre Reise nach Irland unternahmen, eine Tatsache, die Lloyd George und Balfour wohl bekannt war, als sie die Genehmigung zur Reise erteilten. Aber ganz abgesehen von den Umständen, unter denen die Reise der irisch-amerikanischen Delegierten erfolgte, hat diese Reise dadurch ein großes Interesse für die Welt, als sie die Gelegenheit schuf, Informationen aus allererster Quelle über die gegenwärtige Lage auf der Grünen Insel zu erhalten.

Nach ihrer Rückkehr nach Paris haben die irisch-amerikanischen Delegierten

Digitized by Google

Walsh, Ryan und Dunne einen Bericht veröffentlicht, der einen genauen Einblick in die irischen Zustände gibt.

Da Irland von der Außenwelt gänzlich abgeschnitten ist, mußten die Delegierten die Reise über England unternehmen. Bereits unterwegs auf der Fahrt von Holyhead nach Dunleary erhielten sie die ersten sichtbaren Beweise für die Militärherrschaft, welche die „Beschützerin der kleinen Völker" in Irland aufrecht erhält. Im Hafen von Dunleary fanden sie Schiffe voll Soldaten, die nach Irland reisten, oder von dort nach England fahren sollten. Von dem Augenblick ihrer Landung bis zu dem ihrer Abreise trafen die Delegierten überall Militär. Sorgfältige Erkundigungen ergaben die Tatsache, daß die Besatzungsarmee, die England in Irland unterhält, Mitte Mai dieses Jahres weit über 100 000 Mann zählte und daß diese Armee mit allen modernen Kriegsmitteln ausgerüstet ist. Außer der Besatzungsarmee gibt es noch 15 000 militärisch geschulte Polizisten, die in der sogenannten Royal Irish Constabulary organisiert sind. Man muß bedenken, daß Besatzungsarmee und Polizei mit ihren Tanks, Bombengeschwadern, Maschinengewehren, schweren Geschützen usw. gegen eine Bevölkerung aufgeboten werden, die fast vollständig waffenlos ist.

Die irisch-amerikanischen Delegierten hatten Gelegenheit, einige Gefängnisse zu besuchen, wo die politischen Gefangenen interniert sind. Aus ihrer Beschreibung der Zustände im Mountjoy-Gefängnis zu Dublin geht hervor, daß dort zahlreiche politische Gefangenen schmachten, deren große Mehrheit aus Männern besteht, die angesehene Stellungen im bürgerlichen Leben bekleiden. Diese politischen Gefangenen waren meistenteils gruppenweise zusammengepfercht und zwar in Stahlkäfigen, die in den Höfen des Gefängnisses außerhalb der eigentlichen Gebäude errichtet sind. Die Käfige, so heißt es in dem Bericht, sind ähnlich denen, die man in den größeren zoologischen Gärten der Vereinigten Staaten sehen kann und die zur Einsperrung der wilden Tiere dienen.

Nach zuverlässigen Zeugenaussagen berichten die Delegierten, daß unglaubliche Grausamkeiten gegen die politischen Gefangenen im Mountjoy-Gefängnis begangen worden sind. Die unterernährten Gefangenen sollen geschlagen und in dunklen schmutzigen unterirdischen Zellen eingesperrt werden, wo ihnen tagelang die Hände hinter dem Rücken gebunden werden. Als die Delegierten von den Gefängniswärtern Auskunft über diese Zeugenaussagen erhalten wollten, wurde ihnen jegliches Gespräch mit den Wärtern verboten. Der Gouverneur des Gefängnisses leugnete zwar das Vorkommen solcher barbarischen Mißhandlungen seitdem er diese Stellung innegehabt hatte, das waren aber höchstens nur 14 Tage. Er verweigerte irgendwelche Aussagen über das, was früher vorgekommen sein mag. Zuerst leugnete der Gouverneur, daß unterirdische Zellen sich im Gefängnis befanden. Als die Delegierten jedoch Zutritt erlangten, entdeckten sie eine große Anzahl solcher Zellen. Diese Zellen beschrieben die Delegierten als zu eng für einen Menschen, ohne Betten oder Decken für die Gefangenen, ohne Ventilation, ganz finster und sehr kalt, obwohl das Wetter zur Zeit ihres Besuches warm war. Es wurde den Delegierten mitgeteilt, daß diese Zellen zeitweise von politischen Gefangenen bewohnt wurden und sie erhielten ferner die authentische Information, daß eine große Zahl Gefangener plötzlich aus den unterirdischen Zellen entfernt worden waren, nachdem die Zulassung der Delegierten am Abend vorher gefordert wurde.

Die Delegierten fanden einen der politischen Gefangenen in Einzelhaft schmachtend. Er sah fürchterlich aus, ungewaschen und ungepflegt, in hohem Grade nervös, sichtbar unterernährt. Der wilde Blick in seinen Augen legte

Digitized by Google

Zeugnis davon ab, wie schwer sein Geisteszustand durch die Behandlung gelitten hatte. Er versuchte die Delegierten zu sprechen, wurde aber gleich durch die Wärter zum Schweigen gebracht.

Viele der auf diese Weise behandelten Gefangenen wissen nicht einmal, wessen sie angeklagt sind. Keinem einzigen ist das Recht zugestanden worden, vor die Geschworenen zu erscheinen.

Außer Dublin besuchten die irisch-amerikanischen Delegierten einige der Hauptstädte Irlands, so Cork, Limerick, Galway, Belfast. Sie wollten ebenfalls Westport besuchen, da, wie ihnen berichtet wurde, furchtbare Zustände in dem dortigen Gefängnis herrschen sollten. Aber, obwohl sie im Besitz von durch Lloyd George und Balfour persönlich ausgestellten Pässen waren, wurde ihnen der Eintritt in die Stadt Westport von der dortigen Militärbehörde untersagt. Aus Aussagen verschiedener Einwohner der Stadt ging hervor, daß die im Gefängnis zu Westport herrschenden Zustände „unbeschreiblich" waren.

Während ihrer Reise durch Irland waren die Delegierten Zeugen zahlreicher Fälle von Mißhandlungen der Bevölkerung durch das Militär und die Polizei. Auf den bloßen Verdacht hin, republikanischer Gesinnung zu sein, wurden Männer und Frauen auf offener Straße und ohne Provokation mit Bajonetten erstochen, oder mit Gewehrkolben geschlagen. Binnen weniger Monate sind mindestens 10 Personen durch Militär oder Polizei getötet worden, unter Umständen, welche nach der englischen Rechtsprechung die Bestrafung der Täter wegen vorsätzlichen Mordes erheischt hätten. Sämtliche Täter sind unbestraft.

Das, was die Delegierten über die Zustände im Mountjoy-Gefängnis zu Dublin berichten, berichten sie ebenfalls von Gefängnissen in den anderen Städten. Überall fanden sie Gefangene in engen Zellen eingekerkert, deren Hände Tag und Nacht hinter dem Rücken gebunden bleiben. Ihre Nahrung wird ihnen von den Wärtern in den Mund gestopft. Keine Gelegenheit, ihre natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, wird ihnen gewährt und sie werden gezwungen, tagelang in ihren durch Kot besudelten Kleidern zu liegen. Die Zellen haben weder Betten noch Decken, auch sind sie mit keinen sanitären Einrichtungen irgend welcher Art versehen. Der Fußboden ist mit menschlichem Kot bedeckt und die Gefangenen müssen dazwischen schlafen. Die Nahrung ist unzureichend und besteht hauptsächlich aus altem schlechten Brot und Wasser.

Häufig, auch im Winter, werden die Gefangenen unter eiskalte Duschen gestellt und müssen die ganze Nacht auf dem nackten Fußboden in ungeheizten Zellen in ihren nassen Kleidern verbringen. Das Resultat ist, daß zahlreiche Gefangene an Lungenentzündung gestorben sind, und daß zahlreiche andere das Gefängnis mit unheilbaren Krankheiten verlassen.

Es wird Polizisten und Soldaten systematisch gestattet, die Zellen der politischen Gefangenen zu betreten und diese Gefangenen zu schlagen. Einzelhaft in ihrer entsetzlichsten Gestalt wird überall angewendet. Eine große Zahl der auf diese Art mißhandelten Gefangenen ist durch die Mißhandlung wahnsinnig geworden und mußte in Irrenanstalten untergebracht werden.

Die Unantastbarkeit der Wohnung ist heute in Irland unbekannt. Im ganzen Land wird durch bewaffnete Soldaten oder Polizisten in die Wohnungen eingebrochen und die Bewohner, auch Frauen und Kinder, werden geschlagen.

Aber die raffinierte Grausamkeit der englischen Militärbehörde geht noch weiter. Die Kinder von Eltern, die der Unterstützung der republikanischen Bewegung beschuldigt werden, werden ihren Familien entrissen und Wochen hindurch festgehalten, ohne daß den Eltern mitgeteilt wird, wo die Kinder sich

Digitized by Google

befinden. Eine große Zahl von Frauen ist ohne Angabe von Gründen verhaftet und nach entfernten Teilen Irlands oder auch nach England verschleppt worden, wo sie in Gefängnissen mit den niedrigsten Prostituierten zusammengepfercht wird, unter Umständen, die jeder Beschreibung spotten. Viele dieser Prostituierten sind geschlechtskrank, und dadurch, daß die verschleppten irischen Frauen auf dieselben sanitären Einrichtungen angewiesen sind, werden die Verschleppten der Gefahr der Ansteckung unaufhörlich ausgesetzt.

Aber nicht nur die Unantastbarkeit der Wohnung und die heiligsten Rechte der Familie werden heute in Irland mit Füßen getreten, sondern auch das Eigentumsrecht hat aufgehört zu bestehen. Die Geschäftslokale bekannter Republikaner werden von Soldaten und Polizisten heimgesucht, die Möbel zerstört oder gestohlen. Kein Schadenersatz wird geleistet und in vielen Fällen sind die Besitzer völlig ruiniert worden.

Die Familien der politischen Gefangenen sind vielfach durch die Internierung ihres Oberhauptes mittellos geworden und sind auf Wohltätigkeit angewiesen. Abgesehen von der wirtschaftlichen Not, der solche Familien anheimfallen, werden sie außerdem unbeschreiblichen moralischen Qualen dadurch ausgesetzt, daß ihnen keine Mitteilung über den Verbleib des Gatten oder des Vaters gemacht wird. Es kommt häufig vor, daß angesehene Männer auf der Straße verhaftet und, ohne die Erlaubnis zu erhalten, ihre Familien überhaupt zu benachrichtigen, verschleppt werden. Die Familien bleiben mitunter viele Monate hindurch ohne irgendwelche Nachricht von den Verschleppten.

Die irisch-amerikanischen Delegierten hatten nicht nur über den in Irland herrschenden Militär-Terror zu berichten, sondern auch über die dort obwaltenden sozialen Zustände. Sie stellen fest, daß die von der Bevölkerung der Grünen Insel geforderten Steuern zum Unterhalt der Polizei höher sind, als diejenigen für den Unterhalt des gesamten Bildungswesens einschließlich der Universitäten. Sie stellen fest, daß die Armut im Lande noch so groß ist, daß wegen Mangel an Kleidung und Unterernährung Tausende von Kindern vom Schulbesuch abgehalten sind. Wegen Unterernährung ist der Gesundheitszustand der Kinder durchschnittlich ein schlechter.

Die Wohnungsverhältnisse in der Hauptstadt Dublin kennzeichnen sich dadurch, daß ungefähr 20000 Familien von je fünf Mitgliedern ein einziges Zimmer bewohnen. Wo solche Lebensbedingungen herrschen, ist es nicht verwunderlich, daß, ganz abgesehen von der sittlichen Verwilderung, die eine Folge dieser Bedingungen sein muß, die Tuberkulose und andere Krankheiten weit verbreitet sind.

Die Delegierten kommen alsdann auf die Agrar-Gesetzgebung der letzten 20 Jahre zu sprechen und stellen fest, daß die durch diese Gesetzgebung den Pächtern gewährten Vorteile vielfach durch die alle Maße übersteigenden Steuern mehr als neutralisiert werden. Als das erste Agrargesetz in Kraft trat, betrugen die direkten Steuern ca. 24 Mark pro Kopf der Bevölkerung jährlich. Heute betragen diese Steuern, die fast ausschließlich im alleinigen Interesse der Unterhaltung der fremden Verwaltung und des fremden Besatzungsheeres auferlegt werden, nicht weniger als 180 Mark pro Kopf und jährlich. Es ist nicht möglich, die Höhe der indirekten Steuern genau festzustellen. Soviel kann aber gesagt werden, daß die indirekten Steuern in Irland proportionell höher sind als in irgend einem anderen Lande der Welt. Andererseits ist der Durchschnitt der Löhne sowohl für gelernte wie für ungelernte Arbeiter niedriger als in irgend einem andern Lande der Welt.

Digitized by Google

Aus der Diplomatie des Deutschen Reichs.

Ein Anonymus hat sich im Märzheft der „Süddeutschen Monatshefte" kritisch über „die deutsche Diplomatie" geäußert und seinen Betrachtungen Ausführungen über die Richtlinien angeschlossen, die für die Neugestaltung des diplomatischen Dienstes maßgebend sein sollen. Der Verfasser stützt sich auf eine mehr als dreijährige Erfahrung im Auslandsdienste und leitet seine praktischen Kenntnisse offenbar großenteils aus einer Beschäftigung mit diesen Fragen während der Kriegszeit her. Dieser Umstand verdient besondere Beachtung, weil während dieser Zeit und mit Rücksicht auf die durch den Krieg hervorgerufenen besonderen Verhältnisse auch der Auslandsdienst mehrfache Veränderungen — nach der guten wie nach der schlechten Seite — erfahren hat. Die Wichtigkeit, die die von dem Verfasser behandelten Fragen beanspruchen, und die Notwendigkeit, klare Vorstellungen von den behandelten Verhältnissen zu schaffen, mögen es rechtfertigen, wenn ich zu den Ausführungen des Verfassers vom Standpunkte des Berufsbeamten aus, der die geschilderten Verhältnisse in der Zentrale sowohl wie als Konsular- und diplomatischer Beamter fast zehn Jahre lang zu beobachten Gelegenheit hatte, meinerseits Stellung nehme.

Vor allem halte ich es für notwendig, die Kritik von Anfang an unter einem Gesichtswinkel einzustellen, unter dem die Abhängigkeit des Diplomaten in dem Räderwerke der großen Politik besser als es geschehen ist, in die Erscheinung tritt. Es führt zu unrichtigen Schlüssen, wenn man die Diplomatie, losgelöst aus dem Rahmen der die äußere und innere Politik bestimmenden Kräfte, behandelt. Alle diplomatische Tätigkeit ist — relativ betrachtet — Politik im Ausschnitt. Große Politik wird nicht von Botschaftern und Gesandten gemacht, sondern von einer Zentrale aus bestimmt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß an diesem Grundsatze im Interesse der Einheitlichkeit unserer Politik mit aller Konsequenz festgehalten werden muß, wenn nicht das Nebeneinanderarbeiten verschiedener, wohl dem gleichen Zwecke dienender und mit dem Ernst der innersten Überzeugung arbeitender, aber verschiedenen Zentralen unterstehender behördlicher Organisationen Verwirrung stiften soll, wie es der Krieg leider vielfach mit sich gebracht hat. Wie auf dem Gebiete der Auslandspolitik im Auslande die politische Direktive nur in einer Hand liegen darf, d. h. in der des betreffenden Auslandsvertreters, so muß sich aber auch dessen Tätigkeit in den Rahmen unserer Gesamtpolitik fügen. Höheren Interessen muß also der betreffende Gesandte seine Politik anpassen, auch wenn seiner Überzeugung nach die Pflege der Beziehungen zu dem Staate, bei dem er akkreditiert ist, unter dieser Politik leiden muß. Diesen an sich klaren Grundsatz galt es an die Spitze dieser Betrachtungen zu stellen, um die Tätigkeit der deutschen Diplomatie objektiv einschätzen zu können. Inwieweit die Hauptrichtlinien unserer Außenpolitik von allerhöchster Stelle aus beeinflußt worden sind und ob gegebenenfalls der unmittelbare Leiter der Außenpolitik nicht in bestimmten Lagen genötigt gewesen wäre, die sich aus einer abweichenden Beurteilung der Verhältnisse ergebenden Konsequenzen für sein Bleiben oder Nichtbleiben im Amte zu ziehen, bildet ein Kapitel für sich und steht hier nicht zur Erörterung. Die diplomatischen Beamten als solche waren aber jedenfalls an die von verantwortlicher Stelle aus Berlin kommenden Weisungen gebunden.

Mit diesem notwendigen Vorbehalt kann ich dem Verfasser zunächst in vielen Punkten recht geben, die sich auf die Mängel unseres Auslandsdienstes beziehen. Freilich mit verschiedenen Einschränkungen. Vor allem wird meines

Digitized by Google

Erachtens in den in Rede stehenden Ausführungen ein wesentliches Kriterium, das für die Auswahl der Anwärter für den Auslandsdienst in Zukunft in allererster Linie ausschlaggebend sein muß, nicht genügend hervorgehoben. Weder juristische, noch Sprach- noch kaufmännische Kenntnisse kommen für den Diplomaten in erster Linie in Betracht, sondern Charakter. Dem Verfasser, der für den englischen Auslandsbeamten so warm eintritt, ist vielleicht nicht bekannt, daß die Berechtigung zum Eintritt in das englische Civil service of India durch das Bestehen einer Prüfung, des sogenannten „classical tripos" erlangt wird, bei der klassische Philologie, griechische und lateinische Verskunst eine Hauptrolle spielen. Die Schulung des Geistes als Vorübung für die Bewältigung nichtvorherzusehender Probleme wird hier also jeder Fachbildung vorgezogen. Das beste Beispiel für die ausschlaggebende Bedeutung des Charakters bietet auch in dieser Beziehung der erste Kanzler, dessen Sprachkenntnisse, abgesehen von Französisch, nicht als umfassend bezeichnet werden können, und der auf kaufmännischem Gebiete jeglicher Vorbildung ermangelte.

Die Forderung, daß grundsätzlich jeder für den Kreis der Anwärter für den politischen Dienst müsse in Betracht kommen können, ist zweifellos richtig, soweit dieser Kreis bisher lediglich durch Ansprüche an Geburt und Vermögen beschränkt worden ist. Es ist notwendig, daß für einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten Staatsdienst die Auswahl auf einer Basis stattfindet, die die Gesamtheit des Volkes umfaßt. Es war zweifellos ein schwerer Fehler, den Kreis so eng zu ziehen, wie dies früher geschehen ist. Es wäre jedoch falsch zu glauben, daß gewisse Kenntnisse oder Fähigkeiten ohne weiteres für den Auslandsdienst qualifizieren, ebenso wie technische Bravour aus einem Geiger noch keinen Künstler macht. Es soll damit gesagt sein, daß es auch für diesen Beruf wie für jeden anderen einer gewissen Veranlagung bedarf, für deren Vorhandensein auch umfassende Bildung allein keine Garantie bietet. Dazu kommt, daß äußerer Schliff, solange der Rätegedanke noch nicht alle bisherigen Kulturstaaten beherrscht, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung beanspruchen kann. Es braucht nicht betont zu werden, daß dieses Erfordernis natürlich niemals allein maßgebend sein darf. Aber die Verteidigung der alten Schule, daß im gesellschaftlichen Leben ein gewandter und sicher auftretender Beamter — bei sonst gleichwertiger Veranlagung und Bildung, müssen wir hinzufügen — unter allen Umständen den Vorzug vor dem eckigen Mann mit den linkischen Verbeugungen verdient, der unter seiner unglücklichen Rolle selbst leidet, läßt sich durch keinen Einwand entkräften. Diese Äußerlichkeit verdient Beachtung. Es wäre falsch, sie zu überschätzen, aber ebenso unrichtig, sie als völlig belanglos hinzustellen. Wesentlich bedenklicher erscheint mir der Vorschlag, die „Clique", wie sich der Verfasser ausdrückt, dadurch zu ersetzen, d. h. die Auswahl der diplomatischen Anwärter dadurch auf eine breitere und gesundere Basis zu stellen, daß man die Posten „einstweilen aus den Kreisen der Politiker und Zeitungsredakteure besseren Stils besetzt, um Zeit zu gewinnen, den ganzen Apparat neu aufzubauen". Wenn man schon dem Verfasser darin folgen will, daß eine Teufelsaustreibung notwendig ist, so soll man sich nicht Beelzebub dafür aussuchen. Der Verfasser nennt dieses Verfahren selbst „eine Art von Provisorium". Glaubt er wirklich, mit einer derartigen Halbheit eine gesunde Reform anbahnen zu können? Wenn ich vorhin hervorhob, daß der Charakter ausschlaggebende Bedeutung für die Befähigung zum Auslandsbeamten zu beanspruchen habe, so muß ich auf der anderen Seite mit allem Nachdruck betonen, daß auch das feinste künstlerische Verständnis, um in dem vorhin gebrauchten Bilde zu bleiben, einen Musiker

Digitized by Google

noch nicht zum Geiger macht. Es ist erstaunlich, daß sich der Verfasser, nachdem er drei Jahre lang im Außendienst tätig gewesen ist, der so oft in Laienkreisen vertretenen Ansicht anschließt: Es sei nur nötig, einen „besseren" Zeitungsredakteur oder Politiker — mit demselben Rechte könnte man sagen: Kaufmann oder Bankmann oder Offizier — je nach den Kreisen, die sich zum Wortführer von Vorwürfen gegen den deutschen diplomatischen Dienst machen — auf den oder jenen Auslandsposten zu stellen, um mindestens ein annehmbares Provisorium zu schaffen. Ich möchte die Probe auf das Exempel machen und folgenden Gegenvorschlag zur Diskussion stellen: Man übertrage einem „besseren" Offizier, Juristen (um nicht zu sagen Diplomaten), Ingenieur oder Redakteur die Leitung einer Aktiengesellschaft; die Besetzung wird für das Unternehmen mindestens ohne Folgen bleiben! Jeder kaufmännisch Gebildete wird einen derartigen Vorschlag mit einem Lächeln abtun, wenn ihm nicht eine Persönlichkeit genannt wird, die sich aus ganz speziellen Gründen, solchen, die mit den allgemeinen Ausbildungsvorzügen der betreffenden Berufskategorie gar nicht zusammenhängen, eine besondere Eignung für die fragliche Stelle mitbringt. So einfach ist die Sache denn doch nicht. Der hier besprochene Artikel tadelt besonders die mangelhafte Ausbildung des Auslandsbeamten. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß früher in vielen Fällen die jüngeren politischen Beamten ohne genügende Vorbildung in den Dienst eintraten und namentlich im Auslande durch gesellschaftliche Verpflichtungen zu sehr von der wirklichen Arbeit abgehalten wurden, weil die älteren Beamten für den an sich notwendigen Verkehr zur Aufrechterhaltung von Beziehungen selbst nicht die erforderliche Zeit aufbringen konnten. Wenn aber an derselben Stelle ein Studium des „Handwerks" dem Anwärter für die politische Laufbahn zur Pflicht gemacht wird, werden „Politiker und Zeitungsredakteure besseren Stils" dann wirklich für die auch nur provisorische Weiterführung der politischen Geschäfte ausreichen? Ich möchte annehmen, daß der Verfasser diese Ansicht nach weiteren drei Jahren Auslandsdienst revidieren würde. Die Erfahrungen, die das radikalste Staatswesen der Neuzeit mit der Ausschaltung der Fachleute gemacht hat, haben bewiesen, daß man auch bei einem vollständigen Bruch mit dem bisherigen System die Arbeit der Männer mit Fachbildung nicht entbehren kann. Selbst in Rußland mußten Offiziere, Bankdirektoren, Fabrikleiter wohl oder übel in ihre alten Stellungen wieder eingesetzt werden. Ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugen können, zu welchen heillosen Zuständen der überhebliche Irrtum führte, daß man auf alle Leute glaubte verzichten zu können, die ein durch Fachkenntnis getrübtes Wissen verrieten. Fachkenntnisse sind nötig! Eine gute Handschrift befähigt ebensowenig zum Klavierspielen, wie guter Stil zum Diplomaten, und ich möchte das Meinige dazu beitragen, die Legende zu zerstören, daß ein guter Journalist oder Kaufmann unter allen Umständen zum Diplomaten geschaffen ist. Er kann sich dazu eignen, aber er muß es nicht. Es wäre im Gegenteil nicht uninteressant zu untersuchen, welche Unterschiede ein Vergleich zwischen einem Tagesschriftsteller und einem Diplomaten zutage fördern würde, vorausgesetzt, daß beide ihre Berufe richtig auffassen und richtig ausfüllen.

Vor allem aber scheint mir, daß wir auf diese Weise im besten Begriff sind, aus dem Diplomatenberufe einen Tummelplatz für Politiker aller Schattierungen zu machen, die im öffentlichen Leben ihre volle Berechtigung haben und für die Entwicklung des politischen Lebens unentbehrlich sind, sich aber schlechterdings nicht zu politischen Beamten eignen, so seltsam das vielleicht auch klingen mag. Wenn man dem alten System auch vorwerfen kann, daß es

Digitized by Google

die Vertreter gewisser Anschauungen im Zusammenhange mit einer unzweifelhaften Vorliebe für bestimmte Gesellschaftsklassen zu sehr bevorzugte, so hatte es doch den Vorzug, daß es Beamte erzog. Ich möchte das Paradox aufstellen, daß gerade der politische Beamte unpolitisch erzogen werden muß. Der Parteigedanke, dessen Kampf im öffentlichen Leben leicht zum Selbstzweck wird, in einer natürlichen Abwehrstellung zum Dogma des Gegners, darf den politischen Beamten weder mit Scheuklappen noch mit Gewichten behängen. Partei- und Berufsinteressen sollen bei der Erledigung von beruflichen Pflichten nicht mitsprechen. Sie dürfen es nicht, wenn nicht die Grenze zwischen privaten, Partei- und öffentlichen Interessen fortgesetzt die bedenklichsten Schwankungen aufweisen soll. Die Zusammenfassung heterogener Talente kann niemals einen sicher arbeitenden Beamtenkörper schaffen, wird die notwendige Kontinuität in der Amtsführung verhindern. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß die Berufung hervorragender Persönlichkeiten, die sich aus besonderen Gründen für den diplomatischen Beruf eignen, in einzelnen Fällen auch für höhere Stellen möglich sein muß und nicht etwa an einem falschverstandenen Kastengeiste scheitern darf. Aber zur Regel darf sie keinesfalls werden, denn mit dem Augenblicke, wo derartige Berufungen nicht mehr die Ausnahme bilden, und Botschafter- und Gesandtenposten zu Pfründen für anerkennungs- oder beschwichtigungsbedürftige Politiker werden, sinkt der politische Berufsbeamte zu jenem „Arbeitskuli" herab, zu dem nach Ansicht unseres Anonymus der arme Fleißige im Auswärtigen Amt bisher herabgedrückt worden ist von den anderen, den Wohlhabenden, die es ihnen „in nichts sonst als in der rascheren Beförderung zuvortun". Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges System jegliche Initiative und Berufsfreudigkeit untergraben würde, weil es gerade den Elementen, denen man diesen Beruf offen halten will, nicht einfallen würde, sich zu Handlangern für einen womöglich je nach der Parteikonstellation wechselnden Chef herzugeben, ohne die Aussicht, die gewonnenen Kenntnisse selbst an verantwortlicher Stelle verwerten zu können.

Der Verfasser hebt mit Recht die fundamentale Bedeutung der Gehaltsfrage hervor. Man kann im Prinzip den Kreis der für den Auslandsdienst in Betracht kommenden Personen noch so weit ziehen: Die Vermögensfrage war bisher für die meisten das unübersteigliche und für die Sache bedenklichste Hindernis. Die Reform muß hier ihren Hebel ansetzen. Und zwar wird es notwendig sein, den Beamten nicht nur einen ausreichenden Gehalt, sondern vor allem auch endlich einen vollwertigen Ersatz der ihm erwachsenden Nebenausgaben, sowie — last not least — genügende Fonds für repräsentative Ausgaben zur Verfügung zu stellen. Es muß endlich mit dem System der kommissarischen Beschäftigungen gebrochen werden und durchweg die etatsmäßige Anstellung auch für die jüngeren Beamten zur Regel werden. Auf diesem Gebiete herrschten bisher vorsintflutliche Zustände. Die Berechnung der erstattungsberechtigten Auslagen erfolgte nach einem Schema, gegen dessen Unzulänglichkeit bisher von Generationen vergeblich Sturm gelaufen wurde. Über die Opfer, die in dieser Beziehung von den Auslandsbeamten verlangt wurden, hat man in weiteren Kreisen gar keine richtige Vorstellung. So hat es Jahrzehntelang möglich sein können, daß kommissarisch beschäftigte Beamte, d. h. vielfach Männer von fast 40 Jahren, bei amtlichen Reisen auf weit entfernte Posten weder den Umzug noch die Reisekosten für ihre Familie ersetzt bekamen! Von den infolge und während des Krieges erlittenen Vermögensschäden ganz zu geschweigen. Man darf nicht vergessen, daß jeder Auslandsbeamte, auch der nicht wohlhabende, im Dienste seines Berufes fast ausnahmslos große finanzielle Opfer

Digitized by Google

gebracht hat, und es geht nicht an, die Bereitwilligkeit zu derartigen Opfern allein mit der Freude an gewissen äußeren Annehmlichkeiten erklären zu wollen und nicht vielmehr mit dem Interesse am Berufe. Stellt man den Auslandsbeamten aber weiterhin finanziell so ungünstig wie bisher und nimmt ihm überdies womöglich die Aussicht auf Beförderung, so gräbt man diesem Berufe, der das Sammelbecken für die besten Kräfte der Nation sein müßte, das Wasser ab.

Mit der eben behandelten Frage ist eine andere eng verknüpft. Der Beruf litt bisher wie viele andere an einer zunehmenden Überalterung des Personals. Besetzt man die höheren Stellen fortgesetzt mit Persönlichkeiten, die aus anderen Berufen herübergenommen werden, so wird es dahin kommen, daß die leitenden Stellen mehr und mehr von jüngeren Außenseitern besetzt werden, während die Beamten auf den unselbständigen Posten immer älter werden und gerade in der Zeit ihrer besten Kraft auf verantwortliche Posten nicht gestellt werden können. Im Zusammenhange mit vorstehenden Betrachtungen muß ich aber, ohne für die deutsche Politik der nachbismarckschen Zeit in ihrer Gesamtheit eine Lanze brechen zu wollen, und in Anknüpfung an den eingangs betonten Umstand, daß die Politik nicht im Auslande, sondern in Berlin gemacht wurde und wird, die generelle Verurteilung der Leistungen unserer Diplomaten im Auslande, die in weiten Kreisen zu einer Manie geworden ist, etwas zerpflücken. Es ist bei uns leider zur Regel geworden, die Ursache oder Schuld an unserem Zusammenbruche — wie man will — bei dem Versagen einzelner Gruppen oder Persönlichkeiten oder Stände oder Berufsklassen (es kommt nur auf den Angreifer an) zu suchen. Und noch ein Zweites kommt hinzu. Die Voreingenommenheit für das Fremde, die dem Deutschen leider im Blute liegt und die unter dem Hammersystem der feindlichen Propaganda zu einer Art von suggerierter Selbstzerfleischung geführt hat, spukt auch bei der Beurteilung der Leistungen unserer Auslandsvertreter in einer Weise mit, die es nötig macht, diesem Gespenst immer wieder zu Leibe zu gehen. Es widerspricht den Tatsachen, wenn behauptet wird, daß der englische Auslandsvertreter dem deutschen bei weitem überlegen sei. Wer längere Zeit in England gelebt hat und mit Beamten des englischen Außendienstes verkehrt hat, wird dies zugeben müssen. Schon vor zwanzig Jahren konnte ich in England in der dem Ausbruche des Burenkrieges vorhergehenden Krisenzeit aus englischem Munde die Anklage hören: „Was wir erreicht haben, haben wir trotz unserer Regierung erreicht." Es werden so oft Beispiele als Kennzeichen für die Minderwertigkeit unserer Diplomatie angeführt, daß ich nicht unterlassen möchte, an dieser Stelle auch einige eigene Erfahrungen als Gegenbeispiele wiederzugeben. Ich entsinne mich, daß einer der bekanntesten Finanziers Deutschlands mir einmal erzählte, er habe einem Mitglied der englischen Botschaft auf dessen Bitte die Bilanz eines Unternehmens zur besseren Orientierung überlassen und von ihm, als er sich nach einigen Tagen erkundigte, ob ihm die Übersicht genügt habe, die Antwort erhalten: „I'm afraid it was Chinese to me!" („Leider war es Chinesisch für mich!") Ein anderes sehr bezeichnendes Beispiel für den Brotneid zwischen den politischen und den Konsularbeamten lieferte ein englischer Berufskonsul, der mir klagte, sein Botschafter habe ihm verboten, sich mit politischen Fragen zu beschäftigen. „Wenn irgend jemand Ihnen etwas Politisches mitteilt," habe der betreffende Botschafter gesagt, „hören Sie nicht auf ihn. Sie haben sich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen und nur mit wirtschaftlichen." Dieser Fall ist besonders amüsant, weil der gemaßregelte Konsul in der größten Provinzstadt eines großen Reiches amtierte, das in politischer Beziehung geradezu ein Dorado für den politischen Nachrichtendienst war. Ich möchte hinzufügen,

Digitized by Google

daß ähnliche Vorbehalte in dem betreffenden Lande seitens der Deutschen Botschaft nicht gemacht wurden. Ich erwähne diese Beispiele nur nebenbei, ohne allzu großen Wert darauf zu legen, lediglich um zu zeigen, daß sich mit Anekdoten nichts beweisen läßt. Wer bei deutschen Auslandsbeamten Umfrage hält, wird leicht ein Dutzend Fälle sammeln können, in denen der englische Reisende die Bereitwilligkeit und Tüchtigkeit des deutschen Auslandsvertreters der Indolenz des englischen gegenüber hervorhebt. Also mit solchen Verallgemeinerungen ist nichts gewonnen. Und derjenige, der Gelegenheit gehabt hat, den Engländer im Auslande zu beobachten, hat nur ein Kopfschütteln dafür, daß gerade der Engländer eine „wunderbare Begabung" verraten soll, „sich in die Sitten- und Interessensphären eines ihm fremden Volkes einzuschleichen". Nein, ganz und gar nicht! Gerade der Deutsche ist dem Engländer in dieser Beziehung weit überlegen. Man kann ruhig sagen, daß es gerade der Mangel dieses Sich-Einfühlens beim Engländer ist, der dem Deutschen im Auslande, z. B. in Japan, seine Überlegenheit auf geschäftlichem und wirtschaftlichem Gebiete gesichert hat. Man wende mir nicht ein: Ja, der Kaufmann! — Die Schmiegsamkeit dem Ausländer gegenüber ist, ich möchte fast sagen, eine Schwäche des Deutschen.

Ich habe oben kurz die Vorbedingungen für die Zulassung zum Civil Service of India gestreift, weil die in diesem Verwaltungszweige zu bewältigenden Aufgaben in vieler Beziehung einen Vergleich mit den an den Auslandsbeamten im engeren Sinne gestellten Anforderungen zulassen. Wie steht es aber mit der Vorbildung für den Dienst des englischen Auswärtigen Amtes selbst? Sir Harry Johnston schreibt in seinem Buche „Common sense in foreign politics"[1]) „daß der 36—38 Gegenstände umfassende Studienplan für die Besetzung der levantinischen und ostasiatischen Dolmetscherposten und der Posten im Auswärtigen Amt nur von einem unparteiischen Pedanten aufgestellt sein kann, dessen Verstand im 19. Jahrhundert stecken geblieben ist". Unter diesen Materien ist englischer Aufsatz mit 500 Punkten angesetzt, Sanskrit mit 800, Altgriechisch und Latein mit je 1100(!), elementare und höhere Mathematik mit je 1200. Dagegen wird Geographie mit nur 600, moderne Weltgeschichte mit sogar nur 500 Punkten bewertet. „Ich habe", klagt Sir Harry Johnston, „im diplomatischen und Konsulatsdienst Beamte angetroffen, welche die Prüfung in Algebra und schwindelerregenden mathematischen Entwickelungen bestanden hatten und doch nicht imstande waren, fremde Maße und Gewichte in englische umzurechnen." Der englische Verfasser geht soweit, zu erklären: „Ein angenehmes, einnehmendes Äußere, ein gutes Auftreten — ungezwungen und offen, weder mürrisch noch hochmütig, weder schüchtern noch vorlaut — verbunden mit körperlicher Tüchtigkeit und Fertigkeit in sportlichen Übungen müßten von vornherein mit soviel Punkten angerechnet werden, daß dadurch ein gewisser Mangel an Kenntnissen ausgeglichen würde."

Bei allen diesen Vergleichen wiegt freilich der Gesamterfolg in der Wagschale der englischen Politik, namentlich ihrer Bündnispolitik, schwerer als in der deutschen. Es soll auch an dieser Stelle nicht die deutsche Politik als ein Muster an Weisheit und Voraussicht hingestellt werden. Bei alledem darf aber nicht vergessen werden, daß die englische Diplomatie bei der Durchführung der ihr von der großen Politik ihres Heimatlandes gestellten Aufgaben über eine wirksamere und nicht zu gering anzuschlagende Rückendeckung — traditionelles Prestige, Stützpunkte, Flotte, Geld — verfügte als die deutsche. Bei Berücksichtigung dieses höheren Gewichts im Konkurrenzkampf stellt sich die Frage nach der Arbeit der deutschen Auslandsvertreter so: Was sollten sie als Organ

[1]) Deutsch bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1917.

Digitized by Google

der politischen Reichsleitung erreichen, was haben sie erreicht und schließlich, was war, als tertium comparationis, das persönliche, allerdings platonisch gebliebene Bestreben der verantwortlichen Reichsvertreter im einzelnen Falle? Die Frage ist daher berechtigt: Ist der Verfasser über „die deutsche Diplomatie" während seiner dreijährigen Amtstätigkeit so tief in die Materie eingedrungen, hat er einen solchen Einblick in die politische Berichterstattung der Auslandsvertretungen gewonnen, daß er dem Typus des Auslandsvertreters den Vorwurf der Unfähigkeit machen kann? Wenn man die politischen Berichte der deutschen Auslandsvertretungen aus den letzten Jahren verfolgen könnte, würde sich eine stattliche Reihe von Fällen ergeben, in denen der betreffende Diplomat gerade die entgegengesetzte Politik von der empfohlen hat, die tatsächlich beobachtet worden ist, möglicherweise werden mußte. Ich erwähne diese Tatsache deswegen, weil es leicht und billig ist, einem Auslandsvertreter aus der Politik, die er befolgen mußte, weil sie ihm vorgeschrieben war, einen Vorwurf zu machen oder daraus, daß die handgreiflichen Konsequenzen einer unrichtigen Gesamtpolitik äußerlich als eine Folge der verfehlten Beurteilung der Lage durch den Gesandten erschienen.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, wie ich zu der angeblich bewußt falschen Berichterstattung unserer Gesandten während des Krieges stehe. Inwieweit in einzelnen Fällen zu schwarz gemalt worden ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Früher oder später müßte sich aber ein derartiges Verfahren unserer Gesandten von selbst richten, sobald nämlich die Ereignisse dem Berichterstatter unrecht geben. Über jeden Auslandsbeamten besteht unter seinen Kollegen eine Art ungeschriebener Konduite, jeder genießt ein gewisses Renommee, das nach meiner Erfahrung selten falsch ist. Eine derartig bewußte Irreführung würde den Betreffenden daher in einer recht unliebsamen und bald fühlbaren Weise deklassieren. Ich glaube aber zu wissen, wie derartige Urteile entstehen. Oben wurde bereits auf das Schädliche des Nebeneinanderarbeitens verschiedener Ressorts in einer und derselben Frage hingewiesen, das namentlich auf dem Gebiete der Außenpolitik die seltsamsten Blüten gezeitigt hat. Dazu kommt aber die politische Betätigung unverantwortlicher Privatpersonen, die zu Privatzwecken das Ausland bereisen und ihre angeblich genauen Informationen über bestimmte Fragen als höchste Weisheit weitergeben und beanspruchen, daß ihre auf achttägigen Reisen gesammelten Eindrücke, die als Beitrag zur Beurteilung einer bestimmten Frage Wert haben mögen, den Prüfstein für die Güte gesandtschaftlicher oder konsularischer Berichte abgeben sollen. Jeder, der jahrelang im Auslande gelebt hat, weiß, wie schwer es ist, sich über die wirklich ausschlaggebende Stimmung eines Landes zu orientieren und wie sich das ursprüngliche Urteil, der anfängliche Eindruck im Laufe der Zeit nach gründlichem Studium der Verhältnisse ändern kann. Es kommt hinzu, daß der einzelne, mag er seine Verwandten, Geschäftsfreunde, Korrespondenten usw. im Auslande aufsuchen, häufig gar nicht die wirkliche Ansicht seiner Bekannten zu hören bekommt, daß sich vielmehr der höfliche Wirt aus gesellschaftlichen Rücksichten je nachdem eine tragische oder heitere Maske vorbindet. Bei dieser Gelegenheit sei nur erwähnt, wie völlig einseitige Vorstellungen man z. B. erhält, wenn man Land und Leute nur nach dem Eindruck beurteilt, den der Besuch gewisser Küstenstädte hinterläßt.

Um diesen kritischen Randbemerkungen auch einige praktische Vorschläge anzuschließen, und, so gut es geht, zu einer Lösung dieses hervorragend wichtigen Problems beizutragen, füge ich einige Richtlinien an, deren Beobachtung meiner Ansicht nach, der Reform des Auslandsdienstes förderlich wäre.

Digitized by Google

1. Heranziehung nur solcher Personen, deren Charakter, Auffassungsvermögen und persönliches Auftreten, zu dem auch gewandte Umgangsformen zu rechnen sind, die betreffenden Anwärter als für den Auslandsdienst geeignet erscheinen lassen.

2. Von der wissenschaftlichen Vorbildung abgesehen, auf die ich im Rahmen dieser Betrachtungen nicht näher eingehen will, hätte der künftige Auslandsbeamte jedenfalls so lange bei deutschen Behörden zu arbeiten, daß er über die behördliche Organisation des Inlandes und ihre Arbeitsformen unterrichtet ist. Nur so wird er in der Lage sein, schnell und sicher an die Erledigung der einzelnen Geschäfte und Verfügungen heranzutreten. Denn seine Tätigkeit soll letzten Endes doch wieder dem Inlande zugute kommen und nur auf diese Weise wird die notwendige Fühlung zwischen Inlands- und Auslandsdienst gewährleistet sein.

3. Häufiger Ersatz der in der Zentrale beschäftigten Beamten, die länger im Ausland beschäftigt waren. Es darf nicht vorkommen, daß Beamte zehn bis zwanzig Jahre oder noch länger im Auswärtigen Amt beschäftigt werden, ohne in der Zwischenzeit im Auslande tätig gewesen zu sein.

4. Sofortige Anstellung des Beamten mit der Ernennung zum Vizekonsul oder Legationssekretär.

5. Wesentlich höhere Gehälter, Repräsentationszulagen.

Ich möchte diese Ausführungen nicht beenden ohne wenigstens mit ein paar Worten auf eine Frage einzugehen, die mir für die Beurteilung des hier behandelten Problems von besonderer Wichtigkeit zu sein scheint, ich meine die politische Erziehung unseres Volkes überhaupt. Wenn Gründlichkeit zu denjenigen Eigenschaften des Deutschen gehört, die man ihm als Tugend anrechnet, so ist es zweifellos folgerichtig und wünschenswert, mit der kritischen Sonde auch den Mängeln im Auswärtigen Dienste nachzugehen, um in diesem Ressort Überlebtes auszumerzen und Neues und Zeitgemäßes schaffen zu können. Nur sollte jede Kritik berücksichtigen, daß Fehler, die im gesamten öffentlichen Leben als Mängel empfunden worden sind, nicht ausschließlich einem bestimmten Berufe oder dessen Repräsentanten zur Last gelegt werden dürfen, daß vielmehr die Fehler ebensosehr wie die Tugenden zum Volkscharakter gehören. Der Mangel an politischem Blick, der, vorläufig wenigstens, zu einer Nationaleigenschaft des Deutschen gehört, und der für ein Volk der „Dichter und Denker" als Vorzug erscheinen mag, erschwert dem zünftigen Diplomaten die Ausübung seines Berufes in einer Weise, die nach meiner Ansicht nicht genügend gewürdigt werden kann. Wir können uns in gewissem Sinne als ein junges Volk bezeichnen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man daher über die Möglichkeit der Entwicklung zu größerer politischer Reife mit einem historisch begründeten Urteil zurückhalten. Im Interesse einer gedeihlichen Auslandsarbeit wäre es aber dringend zu wünschen, daß der politische Realitätssinn zunächst einmal durch eine Reform unserer Erziehung überhaupt geweckt und das Verständnis für praktische Politik gefördert würde. Eine derartige Erziehung würde zur Folge haben, daß der Diplomat in einer zur Vorbereitung für seine Tätigkeit absolut notwendigen Atmosphäre vorgebildet wird, aus der er späterhin immer wieder die notwendige frische Luft schöpft. Man darf die Mentalität der Masse bei Einschätzung der Leistungen des einzelnen oder einer ganzen Klasse von Personen nicht unterschätzen, wenn die Vorstellungen dieser Masse zu den Entscheidungen jener Berufskategorie in so innigen Wechselbeziehungen stehen, wie es bei der Tätigkeit unserer Auslandsvertreter und ihrer Rückwirkung auf die gesamten Volksinteressen der Fall ist.

Kopenhagen. Dr. Hauschild, Legationsrat.

Digitized by Google

Der Bericht des Legationsrats von Schoen.

Unter dieser Überschrift hat endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung vom 10. August 1919 (Nr. 382) eine der wichtigsten Urkunden zum Weltkriege im vollständigen Wortlaut veröffentlicht. Ihre Bedeutung beruht nicht so sehr auf ihrem Inhalt, als auf der allbekannten Tatsache, daß Kurt Eisner im November 1918 diesen Bericht aus den Akten des Bayerischen Ministeriums des Äußeren hervorgeholt und tendenziös verstümmelt unter dem Namen des Bayerischen Gesandten in Berlin, Grafen Lerchenfeld, publiziert hat; er hat diese Namensfälschung vorgenommen, weil er wohl wußte, wie stark die hohe internationale Autorität des Grafen Lerchenfeld die Wirkung des Berichts erhöhen würde. Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben: Kaum ein anderes Dokument hat der deutschen Sache so furchtbar geschadet. Der Bericht der feindlichen Kommission für die Schuldfrage beruft sich darauf als auf das wichtigste Zeugnis deutschen Kriegswillens, das nie offiziell dementiert worden sei. Da die Deutsche Allgemeine Zeitung wenig verbreitet ist, gebe ich den Bericht hier noch einmal wieder; **die von Eisner ausgelassenen Stellen sind fett gedruckt.**

Berlin, den 18. Juli 1914.

Hochgeborener Graf!

Hochgebietender Herr Staatsminister!

Auf Grund von Rücksprachen, die ich mit Unterstaatssekretär Zimmermann, ferner mit dem Balkan- und Dreibundreferenten im Auswärtigen Amt und mit dem österreichisch-ungarischen Botschaftsrat dahier hatte, beehre ich mich, **Euerer Exzellenz über die von der österreichisch-ungarischen Regierung beabsichtigte Auseinandersetzung mit Serbien nachstehendes gehorsamst** zu berichten:

Der Schritt, den das Wiener Kabinett sich entschlossen hat, in Belgrad zu unternehmen und der in der Überreichung einer Note bestehen wird, wird am 25. d. M. erfolgen. Die Hinausschiebung der Aktion bis zu diesem Zeitpunkt hat ihren Grund darin, daß man die Abreise des Herrn Poincaré und Viviani von Petersburg abwarten möchte, um nicht den Zweibundmächten eine Verständigung über eine etwaige Gegenaktion zu erleichtern. Bis dahin gibt man sich in Wien durch die gleichzeitige Beurlaubung der Kriegsminister und des Chefs des Generalstabs den Anschein friedlicher Gesinnung und auch auf die Presse und die Börse ist nicht ohne Erfolg eingewirkt worden. Daß das Wiener Kabinett in dieser Beziehung geschickt vorgeht, wird hier anerkannt, und man bedauert nur, daß Graf Tisza, der anfangs gegen ein schärferes Vorgehen gewesen sein soll, durch seine Erklärung im ungarischen Abgeordnetenhaus den Schleier schon etwas gelüftet hat.

Wie mir Herr Zimmermann sagte, wird die Note, soweit bis jetzt feststeht, folgende Forderungen enthalten:

1. Den Erlaß einer Proklamation durch den König von Serbien, in der ausgesprochen werde, daß die serbische Regierung der großserbischen Bewegung vollkommen fernstehe und sie mißbillige.

2. Die Einleitung einer Untersuchung gegen die Mitschuldigen an der Mordtat von Serajewo und Teilnahme eines österreichischen Beamten an dieser Untersuchung.

3. Einschreiten gegen alle, die an der großserbischen Bewegung beteiligt seien.

Digitized by Google

Für die Annahme dieser Forderungen soll eine Frist von 48 Stunden gestellt werden.

Daß Serbien derartige, mit seiner Würde als unabhängiger Staat unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg.

Hier ist man durchaus damit einverstanden, daß Oesterreich die günstige Stunde nutzt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelungen hin. Ob man aber wirklich in Wien sich dazu aufraffen wird, erscheint Herrn von Jagow wie Herrn Zimmermann noch immer zweifelhaft. Der Unterstaatssekretär äußerte sich dahin, daß Oesterreich-Ungarn, dank seiner Entschlußlosigkeit und Zerfahrenheit, jetzt eigentlich der kranke Mann in Europa geworden sei, wie früher die Türkei, auf dessen Aufteilung Russen, Italiener, Rumänen, Serben und Montenegriner warten. Ein starkes und erfolgreiches Einschreiten gegen Serbien würde dazu führen, daß die Oesterreicher und Ungarn sich wieder als staatliche Macht fühlten, würde das darniederliegende wirtschaftliche Leben wieder aufrichten, und die fremden Aspirationen auf Jahre hinaus niederhalten. Bei der Empörung, die heute in der ganzen Monarchie über die Bluttat herrsche, könne man wohl auch der slawischen Truppen sicher sein. In einigen Jahren sei dies, bei weiterer Fortwirkung der slawischen Propaganda, wie General Conrad von Hötzendorff selbst zugegeben habe, nicht mehr der Fall.

Man ist also hier der Ansicht, daß es für Oesterreich sich um eine Schicksalsstunde handele, und aus diesem Grunde hat man hier, auf eine Anfrage aus Wien, ohne Zögern erklärt, daß wir mit jedem Vorgehen, zu dem man sich dort entschließe, einverstanden seien, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin. Die Blankovollmacht, die man dem Kabinettschef des Grafen Berchtold, dem Grafen Hoyos, gab, der zur Übergabe eines Allerhöchsten Handschreibens und eines ausführlichen Promemorias hierhergekommen war, ging so weit, daß die österreichisch-ungarische Regierung ermächtigt wurde, mit Bulgarien über Aufnahme in den Dreibund zu verhandeln.

In Wien scheint man ein unbedingtes Eintreten Deutschlands für die Donaumonarchie nicht erwartet zu haben, und Herr Zimmermann hat den Eindruck, als ob es den immer ängstlichen und entschlußlosen Stellen in Wien fast unangenehm wäre, daß von deutscher Seite nicht zur Vorsicht und Zurückhaltung gemahnt worden sei. Wie sehr man in Wien in seinen Entschlüssen schwankt, beweise der Umstand, daß Graf Berchtold, drei Tage nachdem er hier wegen eines Bündnisses mit Bulgarien hatte anfragen lassen, telegraphiert habe, daß er doch noch Bedenken trage, mit Bulgarien abzuschließen.

Man hätte es daher hier auch lieber gesehen, wenn mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet und der Serbischen Regierung nicht die Zeit gelassen würde, etwa unter russisch-französischem Druck von sich aus eine Genugtuung anzubieten.

Wie sich die anderen Mächte zu einem kriegerischen Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien stellen werden, wird nach hiesiger Auffassung wesentlich davon abhängen, ob Oesterreich sich mit einer Züchtigung Serbiens begnügen oder auch territoriale Entschädigungen für sich fordern wird. In ersterem Falle dürfte es gelingen, den Krieg zu lokalisieren, im anderen Falle dagegen wären größere Verwicklungen wohl unausbleiblich.

Im Interesse der Lokalisierung des Krieges wird

Digitized by Google

die Reichsleitung sofort nach der Uebergabe der österreichischen Note in Belgrad eine diplomatische Aktion bei den Großmächten einleiten. Sie wird[1]) mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandsreise und der Chef des großen Generalstabs sowie der preußische Kriegsminister in Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein, als wie die anderen Mächte. **(Wie ich mir hier einzuschalten gestatte, ist nicht einmal die italienische Regierung ins Vertrauen gezogen worden.) Sie wird geltend machen, daß es im gemeinsamen Interesse aller monarchischen Staaten liege, wenn „das Belgrader Anarchistennest" einmal ausgehoben werde, und sie wird darauf hinarbeiten, daß die Mächte sich auf den Standpunkt stellen, daß die Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Serbien eine Angelegenheit dieser beiden Staaten sei. Von einer Mobilmachung deutscher Truppen soll abgesehen werden, und man will auch durch unsere militärischen Stellen dahin wirken, daß Oesterreich nicht die gesamte Armee und insbesondere die in Galizien stehenden Truppen mobilisiere, um nicht automatisch eine Gegenmobilisierung Rußlands auszulösen, die dann auch uns und danach Frankreich zu gleichen Maßnahmen zwingen und damit den europäischen Krieg heraufbeschwören würde.**

Entscheidend für die Frage, ob die Lokalisierung des Krieges gelingen wird, wird in erster Linie die Haltung Rußlands sein. Will Rußland nicht auf alle Fälle den Krieg gegen Oesterreich und Deutschland, so kann es in diesem Falle — und das ist das Günstigste der gegenwärtigen Situation — sehr wohl untätig bleiben und sich den Serben gegenüber darauf berufen, daß es eine Kampfweise, die mit Bombenwerfen und Revolverschüssen arbeite, ebensowenig wie die anderen zivilisierten Staaten billige. Dies insbesondere, solange Oesterreich nicht die nationale Selbständigkeit Serbiens in Frage stellt. Herr Zimmermann nimmt an, daß sowohl England und Frankreich, denen ein Krieg zurzeit kaum erwünscht wäre, auf Rußland in friedlichem Sinne einwirken werden; außerdem baut er darauf, daß das „Bluffen" eines der beliebtesten Requisite der russischen Politik bilde, und der Russe zwar gerne mit dem Schwerte droht, es aber im entscheidenden Moment doch nicht gern für andere zieht.

England wird Oesterreich nicht hindern, Serbien zur Rechenschaft zu ziehen; nur eine Zertrümmerung des Landes wird es kaum zulassen, vielmehr — getreu seinen Traditionen — vermutlich auch hier für das Nationalitätenprinzip eintreten. Ein Krieg zwischen Zweibund und Dreibund dürfte England im jetzigen Zeitpunkt schon mit Rücksicht auf die Lage in Irland wenig willkommen sein. Kommt es gleichwohl dazu, so würden wir aber nach hiesiger Auffassung die englischen Vettern auf der Seite unserer Gegner finden, da England befürchtet, daß Frankreich im Falle einer Niederlage auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges herab-

[1]) Von hier aus war in dem Wortlaute der Korrespondenz Hoffmann nur gesagt: „Es wird dann in diesem Berichte des Grafen Lerchenfeld an den Grafen Hertling weiter über die diplomatische Aktion Deutschlands geplaudert. Die Reichsleitung werde (folgt wie oben).

Digitized by Google

sinken und damit die „balance of power“ gestört würde, **deren Erhaltung England im eigenen Interesse für geboten erachtet**[1]).

Sehr wenig Freude würde Italien an einer Züchtigung Serbiens durch Oesterreich empfinden, dem es eine Stärkung seines Einflusses auf dem Balkan keineswegs gönnen würde. Wie mir der Gesandte von Bergen, der Referent für die Dreibundangelegenheit im Auswärtigen Amt, sagte, ist das Verhältnis zwischen Wien und Rom einmal wieder alles weniger als freundschaftlich. In Wien sei man sehr verstimmt gegen den italienischen Gesandten in Albanien, Aliotti, der gegen Oesterreich stark intrigiert zu haben scheint, und der Botschafter von Merey habe deshalb vor einigen Tagen den Auftrag erhalten, von Italien zu verlangen, daß dieses seine ganze Politik ändere, da sonst ein längeres Einvernehmen nicht möglich sei. Der Auftrag habe so scharf gelautet, daß San Giuliano ganz aufgebracht sei, und in dieser Spannung zwischen Oesterreich und Italien liege ein die Situation sehr erschwerendes Moment. Die Aufteilung Serbiens oder auch nur die Annexion des die Bucht von Cattaro beherrschenden Berges Lovzen in Montenegro durch Oesterreich würde Italien nicht, ohne dafür Kompensationen zu erlangen, dulden. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß Italien die Einberufung seiner Reserven, die es mit der innerpolitischen Lage rechtfertigen will, zu dem Zweck vornimmt, um gegebenenfalls zur Besetzung von Valona zu schreiten. Herr Zimmermann ist der Meinung, daß Oesterreich sich dem nicht widersetzen sollte, da Valona eine neue Achillesferse für Italien bilden würde und die Entfernung zwischen Brindisi und Valona zu groß sei, als daß es den Italienern gelingen könnte, die Adria völlig zu sperren.

Vielleicht darf auch aus einer Aeußerung des österreichisch-ungarischen Botschaftsrats, wonach nach seiner persönlichen Meinung Valona den Italienern gegeben werden könne, geschlossen werden, daß man sich in Wien bereits mit einer Festsetzung der Italiener in Südalbanien vertraut macht.

Wie ich ganz vertraulich gehört habe, ist der Botschaftsrat Prinz Stolberg in Wien, der vor einigen Tagen hier war, beauftragt worden, die Frage einer Entschädigung Italiens mit dem Grafen Berchtold zu besprechen und dabei in inoffizieller Form einfließen zu lassen, daß man Italien wohl dauernd gewinnen würde, wenn Oesterreich sich im Falle größerer Gebietserweiterungen zur Abtretung des südlichen Trentino, d. h. desjenigen Teils des Erzbistums Trient, das nie zum alten deutschen Reich gehört hat, an Italien verstehen würde. **Daß das Wiener Kabinett diesem Gedanken näher treten werde, wird hier allerdings kaum erwartet, und man hat absichtlich den Botschaftsrat und nicht den gleichfalls in Wien anwesenden Botschafter beauftragt, das Gespräch auf das Trentino zu bringen, um nicht durch eine derartige offizielle Anregung zu verstimmen**[2]).

[1]) Dieser ganze Absatz war zusammenfassend in indirekter Rede wiedergegeben.

[2]) Für diesen Absatz stand in der Fassung der Korrespondenz Hoffmann: „Nicht uninteressant ist es, daß in diesem Bericht auf die ganz vertrauliche Mitteilung hingewiesen wird, wonach der deutsche Botschafter Fritz Stolberg in Wien schon vor einigen Tagen bei Oesterreich die Frage einer Entschädigung Italiens durch Abtretung des südlichen Trentino erörtert habe.“

Digitized by Google

Was Bulgarien anlangt, so nimmt die hiesige österreichisch-ungarische Botschaft an, daß König Ferdinand den Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich und Serbien benutzen würde, um zur Rückgewinnung des im Bukarester Frieden verlorenen Gebietes gleichfalls gegen Serbien loszuschlagen. Da die Gefahr besteht, daß in diesem Falle Rumänien, wie im zweiten Balkankrieg, sich gegen Bulgarien wenden würde — an einer dahingehenden Beeinflussung seitens Rußlands, das direkt nichts gegen Bulgarien unternehmen wird, dürfte es auch diesmal nicht fehlen —, so hat man von hier aus den König Karol, mit dessen Haltung man in letzter Zeit wenig zufrieden war, in nicht mißzuverstehender Weise wissen lassen, daß Deutschland sich auf seiten Bulgariens stellen würde, falls Rumänien nicht Serbien fallen lasse. Nach der Antwort des Königs nimmt man hier an, daß Rumänien Ruhe halten wird, falls ihm eine Entschädigung in Aussicht gestellt wird. Als solche käme das Gebiet um Vidin in Betracht, dessen Bevölkerung in der Hauptsache aus Rumänen besteht. Damit wäre dann wohl Rumänien für den Dreibund, der sich in diesem Falle als nützlicher und stärker als der Zweibund erwiesen hätte, von selbst zurückgewonnen.

Griechenland, das eine Verkleinerung Serbiens nicht ungern sehen würde, wäre im Epirus zu entschädigen und hätte dafür Kavalla an Bulgarien abzutreten.

Was endlich Montenegro betrifft, so hofft man hier, daß der intelligente König Nikita es vorteilhaft finden wird, die Serben allein gegen Oesterreich kämpfen zu lassen. Für die Abtretung des Lovzen, die Oesterreich gelegentlich einer so weitgehenden Umgestaltung der Balkan-Landkarte wohl für sich beanspruchen würde, könnte Montenegro in Nordalbanien entschädigt werden.

Welches dabei das Schicksal des Fürstentums Albanien sein wird, läßt sich heute noch kaum absehen. Fürs erste wird die trostlose Lage fortdauern, die in Paris mit den Worten charakterisiert worden ist: „les caisses sont vides, le trône est Wied, tout est vide“ und dem Fürsten den Beinamen „le Prince du Vide“ eingetragen hat.

Genehmigen Euere Exzellenz die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung und aufrichtigsten Verehrung, womit ich die Ehre habe, zu sein

Euerer Exzellenz ganz gehorsamster gez. Schoen.

Seiner Exzellenz dem Vorsitzenden im Ministerrate, Staatsminister des K. Hauses und des Aeußern Herrn Dr. Grafen von Hertling usw.

Es liegt auf der Hand, wie stark der Sinn des ganzen Berichts durch Eisners Streichungen entstellt und gefälscht ist. Gleich zu Anfang fehlt der entscheidende Hinweis auf die spezielle Auseinandersetzung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien; dann sind gerade die entscheidenden Stellen ausgelassen, die beweisen, daß Deutschland sich mit aller Kraft dafür einsetzte, den Krieg auf jene beiden Staaten zu beschränken. Oesterreich soll sich „mit einer Züchtigung Serbiens begnügen“, Deutschland zur „Lokalisierung des Krieges sofort eine diplomatische Aktion bei den Großmächten einleiten“; Deutschland

Digitized by Google

mobilisiert nicht und sucht zu erreichen, daß „Oesterreich nicht die gesamte Armee und insbesondere die in Galizien stehenden Truppen mobilisiere", um Rußland nicht zu reizen. Denn „entscheidend für die Frage, ob die Lokalisierung des Krieges gelingen wird, wird in erster Linie die Haltung Rußlands sein"; und daß Rußland „in diesem Falle sehr wohl untätig bleiben könne", wird als „das Günstigste der gegenwärtigen Situation" besonders hervorgehoben.

Man mag die Haltung unserer Regierung in jenen schwülen Juliwochen billigen oder nicht, mag glauben, daß stärkere und geschicktere Hände den Weltbrand gelöscht hätten, ehe er voll entfacht war: aber das Eine ergibt sich klar aus den „unterdrückten" Stellen des Schoenschen Berichts, die Eisner zynisch als Plauderei über die diplomatische Aktion Deutschlands bezeichnet; die leitenden Männer Deutschlands haben die Kriegswolke drohend heraufziehen sehen, sie waren bereit, den Kampf aufzunehmen, wenn er sich in dieser „Schicksalsstunde für Oesterreich" nicht vermeiden ließe; **aber sie haben ihn nicht gewollt!** Und so wird der Schoensche Bericht aus einem belastenden zu einem entlastenden Dokument für Deutschland.

Leider wieder einmal zu spät! Herr von Schoen hat, wie er in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 2. August 1919 (Nr. 367) ausführt, sofort im November 1918 durch „einen mündlichen Hinweis im Auswärtigen Amt" die Angelegenheit aufzuklären gesucht, im übrigen aber während der acht Monate, die über Deutschlands Schicksal entschieden, ebenso völlig geschwiegen wie das Auswärtige Amt selbst. Warum?! Dieses Schweigen hat unserer Sache unermeßlich geschadet. Der damalige bayerische „Gesandte" in Berlin „hatte die politischen Akten an sich genommen", ebenso wie es offenbar nach Eisners Tode seine Witwe und sein Sekretär Fechenbach getan haben. Aber es hätte doch unter allen Umständen offiziell und eindringlich und immer wieder erklärt werden müssen, daß der „Lerchenfeldsche" Bericht entstellt sei und zu dem gar nicht vom Grafen Lerchenfeld stamme. Es soll hier nicht die Schuld des Toten erörtert werden, der zu Deutschlands Unheil so lange gelebt hat. Aber wie war es möglich, daß jene anderen nicht zur Verantwortung gezogen wurden und daß die Wahrheit so lange verborgen blieb, bis Lüge und Fälschung ihr unheilvolles Werk vollendet hatten?

Georg Karo.

Politisch unbegabt?

Bemerkungen eines im Ausland aufgewachsenen Deutschen.

Im Urteil über uns selbst ist heute eine große Mehrheit von uns bei der Überzeugung angelangt, daß die Deutschen erwiesenermaßen und in unheilbarer Weise ein politisch unbegabtes Volk seien; woraus die Folgerung gezogen wird, wir sollten von nun ab und endgültig uns von der Politik zurückziehen. Gemeint ist damit allerdings nur die eine Richtung der Politik, die äußere, während dieselben Ratgeber um so fester an unsere Fähigkeit glauben, den deutschen Staat im Innern in Weisheit und Schönheit zu ordnen; dies sei unsere wahre politische Mission und durch das Vorbild, das wir hierin den Völkern geben würden, werde wirklich noch einmal das wohlklingende Reimwort „am deutschen Wesen — die Welt genesen" Wahrheit werden. Auf den zweiten Teil der Behauptung will ich nicht weiter eingehen; er ist so sehr Glaube

Digitized by Google

an etwas Unsichtbares, daß sich darüber nicht reden läßt. Dagegen wird der erste Teil, der Satz von dem allgemeinen und dauernden Nichtberuf der Deutschen zur Politik (sc. äußeren), bevor er angenommen wird, noch der Prüfung bedürfen.

Das deutsche Volk ist nicht von durchaus gleichartiger Struktur; seine Teile haben in einer beispiellos zersplitterten Geschichte sehr verschiedene Schicksale durchlebt und Einflüsse erfahren; es wird angesichts dessen mißlich stehen mit der Annahme, daß die Nation in ihrer ganzen Ausdehnung an bestimmten Eigenschaften den gleichen Anteil habe. Daß sich Nord und Süd, genauer Nordost und Südwest, zu einander verhalten wie komplementäre Farben, ist uns sehr bewußt. Sollten sie nun im Punkte der politischen Begabung, vielmehr Nichtbegabung, nicht ungleich geartet sein? Es ist nicht nötig, auf lange Jahrhunderte zurückzugehen, das letztvergangene gibt genügend Auskunft. Von wo ist der Wille ausgegangen, Deutschland von der napoleonischen Fremdherrschaft zu befreien? Vom Nordosten. Von wo aus ist es fünfzig Jahre später geeinigt worden? Vom Nordosten. Welchem Teil hat in den kritischen letzten Jahren die Mehrzahl der leitenden Männer angehört? doch wohl dem Südwesten. Von Bethmann Hollweg sagte bei seinem Amtsantritt der geistreiche Generalfeldmarschall Graf Schlieffen: „Wie kann ein Mann aus Frankfurt etwas von Preußen verstehen?" Und dies Witzwort ist fürchterlich wahr geworden. Immer weiter ging das preußische Element zurück, bis es aus der Oktoberregierung so gut wie verschwunden war: Prinz Max — aus Baden; Vizekanzler Payer — aus Tübingen; Reichsminister Haußmann — aus Stuttgart; Reichstagspräsident Fehrenbach — aus Freiburg; Führer des Zentrums an Stelle Spahns — der Schwabe Gröber; Ludendorffs Nachfolger — der württembergische General Gröner, der an der Abdankung des Kaisers und der Auflösung der Armee einen so verhängnisvollen Anteil hat („Fahneneid und Kriegsherr sind bloß eine Idee"); Reichspräsident Ebert, der ehemalige Sattlergeselle — aus Heidelberg. Endlich der, der alle anderen am Seil geführt hat: Erzberger, sicher unter allen Schwaben, die je in der politischen Geschichte Deutschlands eine Rolle gespielt haben, seit den Hohenstaufen der einflußreichste. Unter den unser Schicksal bestimmenden Männern war ein einziger Preuße übrig geblieben und der hieß Hindenburg.

Es ist nun so: die Führung in den deutschen Geschicken, die von Friedrich dem Großen über die Befreiungskriege bis auf Bismarck bei Preußen lag, ist 1918 (eigentlich schon 1917) auf den Südwesten übergegangen. Was das erste eingetragen hat, wissen wir, was das zweite — wissen wir nun wohl auch. Ich will die Männer, die uns in den Abgrund geführt haben, nicht auf ihre individuellen Fähigkeiten untersuchen.

Unter politischer Begabung verstehe ich nicht ein Spezialtalent für diplomatische oder parlamentarische Technik. Politisch begabt in allen seinen Durchschnittsmenschen ist ein Volk, das ein tiefes und sicheres Wissen davon besitzt, daß das Dasein eines jeden Einzelnen in das des Staates unlöslich eingewurzelt ist; woraus dann instinktiv die Lust zum Handeln folgt, wenn es das Wohl des Staates zu heben, ein leidenschaftlicher Wille, wenn es ihn zu verteidigen gilt. Eine Begabung dieser Art ist keinem Volk schon fertig in die Wiege gelegt und keinem für immer versagt: sie entsteht in der Geschichte, entsteht durch Übung, Erinnerung und Vererbung vieler Geschlechter und wenn sie da ist, als Gemeingut, können schon mittelmäßige Geister große Erfolge erzielen. Unter den englischen Staatsmännern, die den ungeheuren Aufstieg der letzten hundert Jahre geleitet haben, war kein einziges Genie; aber aller-

Digitized by Google

dings hätte man in England einen Bethmann Hollweg keine drei Monate am Ruder gelassen. Wir sind in diesem Kriege unterlegen, nicht weil wir das dümmste unter den Völkern waren, sondern weil wir das politisch willensschwächste sind. Sind wir dieses schon zu allen Zeiten gewesen? Keineswegs. Das Volk, aus dem die Kaiserpolitik von den Ottonen bis zu den Staufern hervorging — gleichviel ob das Ziel richtig oder falsch gesetzt war — besaß politischen Willen, stärkeren als damals irgendein anderes Volk in Europa. Es besaß davon einen immer noch beträchtlichen Rest, als es den Osten kolonisierte, als der Ordensstaat in Preußen und Livland gegründet wurde, als die Hansa ihre Handelsmacht durch Kriegsmacht schützte. Innerdeutschland lebte — ein Danaergeschenk seiner Geschichte — noch geraume Zeit in unangefochtenen Grenzen. Das primitivste Argument für die Notwendigkeit des Staates ging verloren. Was noch an politischer Leidenschaft übrig blieb, ging den falschen Weg, es warf sich auf die innere Fehde. Als ein hervorragender Franzose zu Anfang des Krieges eine (natürlich nicht schmeichelhafte) Analyse des deutschen Charakters gab, rief er zum Schluß verachtungsvoll aus: und nicht einmal zu hassen verstehen diese Deutschen! Das ist wahr. Aber nur zur Hälfte. Der Deutsche kann hassen und haßt viel; aber nur den eigenen Landsmann, nicht den der ihm im Wege steht, sondern den der anderer Meinung ist, den religiösen und innerpolitischen Parteigegner. Der Nordostdeutsche kennt auch Volksfeinde, der Südwestdeutsche nicht. Die Vorfahren der Männer des Südwestens, die in der jüngsten Entwicklung den Ton angaben, stammen aus einer Umwelt ohne staatliche Erlebnisse. Sie haben keine Erinnerung an Leiden des Staates. Sie haben im 17. und 18. Jahrhundert wohl oft genug die Franzosen im Land gehabt, aber sie haben in diesen Kriegen nie mitgehandelt, waren immer nur Objekt und ihre Leiden waren reine Privatleiden. Die Reichsstadt Biberach, die Abtei Weingarten, das war Jahrhunderte lang für sie der Staat; das Herzogtum Karl Eugens von Württemberg schon ein Großstaat. Was ist denn die berühmte politische Erbweisheit des Engländers anderes als angesammelte Erfahrung in Ausübung der Macht? Und wie kann im deutschen Südwesten etwas anderes zu Hause sein, als Unwissenheit vom Wesen des Staats? Man las Bücher über ihn und schrieb Bücher über ihn — am eigenen Leibe erfahren hatte man ihn nicht, bis man zum erstenmal im Rheinbund Bekanntschaft mit ihm machte. Das nun folgende „politische" Leben begann mit der Zerstörung des historisch Gewordenen und mit schülerstolzer Kopierung eines fremden, des westlichen Schemas. Das ungeschriebene elementare Grundgesetz der großen westlichen Staatsvölker aber blieb unbekannt: daß es keine Freiheit des Einzelmenschen gibt außer in einem freien, sich selbst gehörenden Staat. Hätte das deutsche freiheitliebende Bürgertumdas gewußt, so hätte die Revolution, die uns dem Feinde ausgeliefert hat, niemals siegen können.

Uns schien, daß wir seit 1870 politisch gelernt hätten. Es ist nicht tief gegangen. Und unterdessen, das größte Unglück, hat sich der preußische Kern zu schnell in Deutschland aufgelöst. Germania war in den Sattel gesetzt, aber sie hat nicht reiten gelernt. Und noch ein anderes Wort Bismarcks hat heute einen schrecklichen Klang bekommen: „Ich möchte zwanzig Jahre nach meinem Tode aufstehen aus meinem Sarge, um nachzusehen, ob Deutschland in der Welt mit Ehren bestanden hat." In Ehren bestanden, in höchsten und für die Ewigkeit unvergeßlichen Ehren hat allein das Heer — die einzige Einrichtung, in der die preußische Tradition ungetrübt fortgelebt hat.

Solange ein Volk noch lebt, steht auch sein Charakter noch im Fluß des

Digitized by Google

Werdens. Es kann eine im Lauf der Geschichte aus Nahrungsmangel verkümmerte Eigenschaft — ich sage nur: sie kann — im weiteren Verlauf bei veränderter Konstellation wieder in die Höhe gebildet werden. Es sind doch erst hundert Jahre vergangen, seit wir den ersten Anlauf nahmen, wieder ein politisch denkendes und wollendes Volk zu werden. Wie es sich gezeigt hat, ist die Zeit zu kurz gewesen, um unsere Erziehung nennenswert vorwärts zu bringen. Dürfen wir nun, nachdem uns die Jahre des Glücks offenbar schlecht bekommen sind, von der Schule des Unglücks Besseres erwarten? Die Schule hat wahrlich reichlich das Ihrige getan. Nun kommt es auf den Schüler an.

Tübingen. G. G. Dehio.

In Treue fest?

Der Wahlspruch der ruhmreichen bayerischen Armee, die in den Augusttagen die Geschichte ihrer mehr als 300jährigen Selbständigkeit abgeschlossen hat, konnte nicht mehr entweiht werden, als daß er von dem letzten bayerischen Militärminister, Schneppenhorst, bei einer kurzen Ansprache den Reichswehrsoldaten zugerufen wurde: „..... haltet ihn hoch in Ehren, den alten bayerischen Soldatenspruch: In Treue fest!" Das glaubte eine Persönlichkeit wie Schneppenhorst in Anwesenheit des Reichspräsidenten den unter den unmittelbaren Befehl unseres „ersten Bürgers" tretenden bayerischen Soldaten als Geleitwort mit auf den Weg geben zu müssen. Wie wenn der Teufel einer Seele zur Fahrt in die Hölle ein „Reise mit Gott!" wünschen würde.

Wir leben in einer Zeit, in der Verbrecher und Narren, Gotteslästerer und Römlinge, Skrupellose und Idealisten sich zusammengefunden haben, um aus den Trümmern des Deutschen Reiches eine neu„deutsche" Republik zu schaffen, in der ein moralisch tiefstehendes Volk mit Gesetzen für Heilige regiert werden soll. Wo das lumpengeflickte Gewand der Stallmagd Neu-Germania fadenscheinig ist, blickt ihre groteske Gestalt hervor, ein Anblick, der ebensowenig zum Lachen herausfordert wie die uns kürzlich offenbarten Heldenleiber unseres neuesten obersten Kriegsherrn und seines Paladins.

Glaubt die neue Germania zu ihrem Aufputz einiger altmodischer Requisiten nicht entbehren zu können, wie z. B. der Vereidigung ihrer umsturzfrohen Vertreter auf die Verfassung, so wollen auch die republikanischen Machthaber nicht auf die Förmlichkeiten und Feierlichkeiten verzichten, mit denen die fluchwürdige Monarchie besondere Gelegenheiten auszuschmücken wußte. Wer die Berichte über die Übernahme der Reichswehr in München liest, wird mit Ausnahme der Namen keinen Unterschied gegen die Schilderungen monarchischer Paraden finden.

Und doch, die gleichen Worte, aber ein anderer Sinn! „In Treue fest!" von Schneppenhorst gesprochen, klingt wie eine Blasphemie auf das, was dem bayerischen Soldaten früher heilig war! Zeigt auch, da er es ungestraft sagen durfte, daß dem bayerischen Soldaten seit den unseligen Novembertagen das Gefühl für seinen alten Wahlspruch verlorengegangen ist. Das Verhalten des Heeres in der Heimat in den ersten Umsturztagen, insbesondere das seiner verantwortlichen Führer, wird noch von einer objektiven Geschichtschreibung geprüft werden müssen. Schneller und kampfloser ist kein Herrscher gestürzt worden als der bayerische König, argloser kein Monarch einer Gefahr gegenübergestanden, über die ihn seine Ratgeber hätten aufklären müssen, unvorbereiteter hat kein Fürst sein Schloß verlassen, ohne Ziel und Zweck, ohne Schutz und Hilfe, ohne

Digitized by Google

Rat und Tat, ein Greis, der am Abende eines pflichttreuen, in schlichter Einfachheit verbrachten Lebens glauben durfte, seine Bayern seien in Treue fest! Wo waren die königstreuen Offiziere und Soldaten, die sich, von wachsamen Führern rechtzeitig gerufen, um ihren König geschart hätten? Waren sie trotz ihrer guten Bewaffnung den ungeordneten Volkshaufen erlegen, statt die Revolution sofort niederzuschlagen? War ihre Zahl im Kampfe so zusammengeschmolzen, daß sie gerade noch die Abreise ihres Königs decken konnten? So fragte man sich auf entfernten Kriegsschauplätzen, als die ersten, unklaren Nachrichten über die Umwälzung in der Heimat hinausdrangen. Es waren ja immer eine Menge kampftüchtiger Offiziere und Mannschaften in der Heimat. Sie rechtzeitig zu sammeln, wäre ein leichtes gewesen; nicht alle Urlauber waren auf die Reklamierten und ähnliche Heimkrieger gut zu sprechen; sie hätten sicher in großer Zahl mitgeholfen, — wenn — ja wenn die Stellen, die für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich waren, ihre Pflicht getan hätten! Es mag keine angenehme Last sein, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte die Verantwortung für das beispiellos leichte Gelingen der Revolution tragen zu müssen. Ohne die Münchener Ereignisse wäre das Unglück über Deutschland sicherlich nicht so zermalmend hereingebrochen.

Es dürfte keine Staatsumwälzung geben, in der so wenig aufopfernde Taten geschehen sind, wie in der Novemberrevolution in Bayern. Dies wirft kein gutes Licht auf die staatserhaltenden Teile des Volkes, ganz besonders aber auf die dem Könige durch persönliche Eide verbundene Wehrmacht, soweit sie in der Lage gewesen wäre, einzugreifen. In der Folge hat das Offizierskorps ein überraschendes realpolitisches Verständnis bewiesen und es verstanden, mit den neuen Machthabern mehr oder weniger gut auszukommen. Die gröbsten Brüskierungen haben viele Offiziere ruhig hingenommen, um zum Wohle des Ganzen weiterzuarbeiten, was rückhaltlos anerkannt werden muß; denn sonst wäre das Chaos wohl allgemein und früher in Bayern eingetreten. Soweit diese Offiziere nach den Novemberereignissen in die Heimat zurückgekehrt waren und vollendete Tatsachen vorgefunden hatten, zudem aus ihrer wahren Gesinnung kein Hehl machten, kann ihnen auch in Beziehung auf ihre Treupflicht kein Vorwurf gemacht werden. Anders aber ist über diejenigen Offiziere zu urteilen die es über Nacht verstanden haben, sich den neuen Gewalthabern unentbehrlich zu machen. Daß es unter ihnen auch solche gegeben hat, denen das große Verzeihen während des Krieges den früher ehrengerichtlich Aberkannten Rang und Stellung wieder eingeräumt hatte, muß zur Entlastung der Gesamtheit angeführt werden. Aber leider entpuppten sich auch manche andere, bisher im Kameradenkreise angesehene Offiziere als begeisterte Anhänger der zur Macht gelangten Partei, damit dokumentierend, daß sie entweder früher große Heuchler oder jetzt Gesinnungslumpen waren. Daß ferner Offiziere, die ihrem Könige ganz besonders für persönliche Dienstleistungen zugeteilt waren, sich durch dieses enge Treuverhältnis nicht abhalten ließen, unter dessen größten Feinden mit derselben Pflichttreue weiterzudienen, beweist, daß die frühere Auffassung von unwandelbarer Treue, die man in Liedern und Heldengesängen zu feiern für zweckmäßig fand, neuzeitlichen Verhältnissen nicht mehr standhält.

Wenn somit das Verhalten der Führer des Heeres, der Offiziere, nicht dem alten Wahlspruche der Bayern mehr entsprach, durfte ein solches von den Unteroffizieren und Mannschaften auch nicht erwartet werden. Die neue Regierung wird sich wohl auch über den Wert der von ihr verfügten Vereidigung der Wehrmacht keinen Illusionen hingeben. Die bayerischen Fahnen sind eingerollt.

Digitized by Google

Fortan leuchten der Reichswehr die Fahnen Schwarz-Rot-Gold voran, unter denen sie ihre Siege gegen eigene Volksgenossen im Zeichen der Freiheit und Demokratie erringen soll.

Auch der alte Wahlspruch muß fallen. Er ist nicht zeitgemäß. Denn wenn er nach Schneppenhorst hoch in Ehren gehalten werden soll, so muß auch er eingerollt und vergraben werden. Wir haben ja auch noch einen andern alten Soldatenspruch, den sich heutzutage jeder zu eigen machen kann, er lautet: Wie's trefft! Egbert von Xylander.

Kaiser und Reich.

Von Paul Busching.

Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919 beginnt mit den Worten: „Das Deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben." Dann heißt es: Artikel 1: Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Artikel 2: Das Reichsgebiet besteht aus den Gebieten der deutschen Länder. Andere Gebiete können durch Reichsgesetz in das Reich aufgenommen werden, wenn es ihre Bevölkerung kraft des Selbstbestimmungsrechts begehrt. Artikel 3: Die Reichsfarben sind schwarzrotgold. Die Handelsflagge ist schwarzweißrot mit den Reichsfarben in der oberen inneren Ecke."

Es muß sich zeigen, ob unter der neuen Verfassung, die von der Nationalversammlung in angestrengter Arbeit fertiggestellt worden ist, das neue Reich blühen und gedeihen wird, ob die Herren Ebert, Bauer, Erzberger, Hermann Müller, Dr. David, Noske, Schmidt, Schlicke, Giesberts, Dr. Mayer, Dr. Bell, deren Namen unter dem Verfassungswerk stehen, das Vertrauen des Volks der deutschen Republik noch lange genießen werden. Hier soll nach dieser Richtung kein Wunsch, keine Hoffnung, keine Vermutung geäußert werden. Es muß sich ferner zeigen, ob und inwiefern die Entente die neue Verfassung genehmigt. Aber wir wollen einmal nicht vorwärts blicken, sondern gedenken. Es mag den Deutschen, die unter der schwarzweißroten Flagge gern gelebt haben und gern gestorben wären, gestattet sein, einen Blick auf das alte, schöne, liebe Reich noch zu tun, ehe es ganz versinkt in der neuen Ordnung, die auf geflissentlich betonter Freiheit und Gerechtigkeit aufgebaut ist. Ja, wir wollen des alten Reichs gern gedenken, obwohl das gegenwärtig nicht angenehm empfunden wird oben, wo man wohl froh ist, ein Kaiserreich der Knechtschaft und Klassenjustiz mit einer durch die Umstände gebotenen Eile begraben zu haben. Auch unseren Vorgesetzten von der Entente ist die Erinnerung an das deutsche Kaiserreich nicht sympathisch. Trotzdem sei's gewagt.

Das Deutsche Reich, wie es am 18. Januar 1871 in der Spiegelgalerie zu Versailles durch die Proklamation des Kaisertums entstanden war, hatte für uns einen Inhalt. Die Verfassung dieses Deutschen Reichs von 1871, die Bismarck unter Schmerzen geschaffen hatte, bedeutete uns etwas. Die Einrichtungen des Reiches: Heer und Flotte, Kolonien und Handelsbeziehungen, Rechtspflege und Arbeitergesetzgebung haben wir für innerlich gesund, gut und entwicklungsfähig gehalten. Wir glaubten daran, daß das Deutsche Reich unter den Hohenzollern und unter der Verfassung von 1871 groß und größer werden würde durch Arbeit und durch Werke der sozialen Wohlfahrt und Kultur.

Digitized by Google

So töricht die Übertreibung bundesstaatlicher Eitelkeit und Empfindlichkeit war: das Gefüge des Reichs war dessalb nicht locker, weil das Reich aus einigen zwanzig Fürstentümern und drei Republiken bestand; hätten wir den Krieg gewonnen, so wäre mit zwecklosen Reservatrechten aufgeräumt worden. Wir hofften auf neue Kolonien in Afrika, auf Arbeitsgebiete, nicht Protektorate in Südamerika und Kleinasien, nicht deshalb, weil wir, wie die Franzosen zugunsten einiger großkapitalistischer Organisationen Neger ausbeuten und Raubbau treiben wollten, sondern weil wir unsere Arbeitgeber und Arbeiter möglichst unabhängig machen wollten beim Bezug der Rohstoffe und weil wir für unsere aufstrebenden, unbestechlichen Beamten, für unsere unübertrefflichen Chemiker und Ingenieure wie für unsere tüchtigen Kaufleute Beschäftigung, reizvolle und lohnende Beschäftigung suchen mußten. Dies offen auszusprechen tut mir wohl. Es ist mir gleichgültig, was die armseligen Leute, die vor Sedanfeiern warnen, vom toten Imperium halten: diese freien Leute, die noch immer im Servilismus eine Tugend sehen und die den Fußtritt eines Engländers für eine Auszeichnung, seinen Haß aber für unerträglich demütigend halten. Ein Imperium ohne Imperialismus ist ein Unsinn. Freilich ist es zurzeit nicht erwünscht, dies auszusprechen, wie es nicht erwünscht ist, daran zu erinnern, was unsere Truppen im Krieg für das Reich geleistet haben. Mit Besorgnis blicken Mehrheitssozialisten und brave Bürger auf die inhaltsreichen Totenlisten von U-Bootsflotillen und von aufgelösten Regimentern. Denn diese Listen beweisen, daß die Offiziere nicht, wie Herr Cohn-Dessau behauptet, sich hinter den Mannschaften feige verkrochen und in der Etappe oder im Hafen geschlemmt und gestohlen haben. Und am Schlusse dieser Listen heißt es, die Offiziere und Mannschaften seien in wundervoller Kameradschaft für das Vaterland gefallen und sie seien nicht zu beklagen, denn sie seien davor bewahrt geblieben, das Ende des Reichs und die Schmach des Friedens zu erleben. Mit Besorgnis blicken Mehrheitssozialisten und brave Bürger auf solche Kundgebungen: denn vielleicht könnte ein Vertreter des „Matin" oder ein italienischer Kontrolloffizier daraus auf militaristische und reaktionäre Bestrebungen schließen. Ja, wenn unsere deutschen Spartakisten, mit russischem und ungarischem Gold bezahlt, die deutsche Regierung bei der Entente denunzieren: die Klagen über die Kohlennot und den Hunger im Erzgebirge seien übertrieben und die Reichswehrformationen seien stärker als der Friedensvertrag erlaube, so gilt das noch für deutsch und ehrlich. Aber wenn wir, stolz auf treu Geleistetes und klug Angebahntes, erschüttert und in tiefster Seele traurig das rettungslos Verlorene beklagen und dem Unwiederbringlichen mit Liebe anhängen, so ist das undeutsch und unpatriotisch.

Gut. Seien wir undeutsch und unpatriotisch!

Die Ententepresse, deren Klugheit durch die Dummheit der deutschen politischen Presse weit übertroffen wird (ich halte mich bei rühmlichen Ausnahmen nicht auf und sehe Beleidigungsprozessen entgegen), hat ihren Völkern die Sache vor dem deutschen Waffenstillstandsangebot immer so dargestellt: Das Deutsche Reich ist eine Schöpfung des krankhaften Gewaltfanatikers Bismarck und des preußischen Militarismus. Es beruht auf dem Kadavergehorsam des Soldaten, auf dem Knechtsinn des Bürgers, auf der Armut und Hilflosigkeit des Arbeiters. Das deutsche Reich dient nur dazu, die Macht der preußischen Junker zu stützen, und diese preußischen Junker dienen nur dazu, die Macht des Kaisers, Königs von Preußen, zu stützen. Die Bundesstaaten müssen sich fügen, weil sie durch Bismarcks Gewaltstreich, die Gründung des Deutschen Reichs, wirtschaftlich und militärisch auf den preußischen Tyrannen angewiesen waren und weil sie bei wohlwollenden, uneigennützigen Freunden, also England und Frankreich, keinen Rückhalt mehr suchen durften. Die Bürger lebten

Digitized by Google

in Reichsverdrossenheit dumpf und arbeitsam dahin, die Arbeiter seufzten, entrechtet, schlecht genährt und schlecht gelohnt, unter der Fuchtel grausamer, brutaler Industrieller, die nur den Ehrgeiz hatten, reich und reicher zu werden und die deshalb meinten, Deutschland sei zu klein für das deutsche Volk. Das Reich wurde regiert und verwaltet von einer Kaste, die, finanziell vom Großkapital abhängig, sich nur halten konnte, wenn sie den Forderungen ihrer brutalen Herren sich fügte und die im übrigen den Willen des Kaisers widerspruchslos zu vollstrecken hatte. Reichstag und Parlamente der Einzelstaaten waren albernes Blendwerk, nur dazu bestimmt, die uneigennützige Welt außerhalb Deutschlands über den wahren Charakter eines beutegierigen, herzlosen deutschen Absolutismus zu täuschen. Alle Macht in Deutschland war in den Händen des Kaisers. Dieser aber war das Gefährlichste, was man sich nur denken konnte. War schon Wilhelm I. ein beschränkter, unduldsamer Tyrann, so war Wilhelm II. der Typus des gewalttätigen Selbstherrschers. Seit seinem Regierungsantritt im Jahre 1888 dachte er an nichts anderes als an die Weltherrschaft Deutschlands, und zwar wollte er sich nicht damit bescheiden, Deutschland zu Wasser und zu Lande groß und geachtet neben England und den Vereinigten Staaten zu sehen: es handelte sich für ihn darum, die ganze Welt den Hohenzollern zu unterjochen, an Stelle von Freiheit und Demokratie das Recht der gepanzerten Faust zu setzen. Deshalb schuf er die Flotte, deshalb war er für Ausbau und Vergrößerung der Kolonien, deren schwarze Bevölkerung gemartert und ausgehungert wurde, deshalb war er um die Schlagkraft der Armee besorgt, deshalb hielt er die Rede in Tanger, deshalb fuhr er alljährlich nach Norwegen und nach Korfu: Alles war Vorbereitung auf die Annexion der Welt durch den preußischen Militarismus des Hohenzollernkaisers. Dabei war es besonders verwerflich, daß dieser entsetzliche Mann seine verbrecherischen Pläne heuchlerisch frech verbarg. Er sann immer nur auf Krieg und sprach immer nur vom Frieden. Er wollte Frankreich gänzlich ruinieren und kondolierte doch der Witwe Meissonier. Er wollte England während des Burenkriegs vernichten und arbeitete an einem Feldzugsplan gegen die Buren. Er wollte Rußland einstecken und umschmeichelte den unschlüssigen Zaren. Er wollte die Türkei einstecken und behauptete, der einzige Freund des Sultans zu sein. Er lobte die Magyaren und wollte doch nur seinem Sohn die Krone Stephans verschaffen. Er gab sich den Anschein sozialer Gesinnung und religiöser Toleranz und wollte doch nur die unter der Klassenjustiz schmachtenden, völlig rechtlosen Arbeiter dem Moloch Kapitalismus ausliefern, die Kirche aber zur Stärkung seines persönlichen Regiments mißbrauchen. Von krankhafter Ehr- und Ruhmsucht erfüllt, duldete er niemand neben sich. Da er aber geistig unbedeutend war, merkte er nicht, daß er seine Gewalt mit den Kostgängern des militärischen und politischen Absolutismus, den ganz gefährlichen Männern seiner nächsten Umgebung teilen mußte, die womöglich noch preußischer waren als der König von Preußen. Natürlich hatten die Völker der Entente längst gesehen, daß der Imperialismus Wilhelms II. die anerkannten Vorzüge der Deutschen: ihre Genügsamkeit, Frömmigkeit, Unterordnung, ihre Begabung für Künste und Wissenschaften, auf die Dauer ersticken würde und in der Tat wurden die guten Eigenschaften der Deutschen unter dem Einfluß der Autokraten allmählich von Habgier, Selbstüberhebung, Brutalität und Unmenschlichkeit überwuchert, sie wurden alle, wie der Kaiser, Hunnen und Barbaren, und alle gutgemeinten Warnungen blieben ohne Erfolg. Während die westlichen Demokratien, vor allem Frankreich, für Völkerbund und Völkerfrieden immer zu haben waren, bedrohte dieser Wilhelm den Völkerfrieden täglich aufs neue, bis er endlich auf dem Gipfel des Cäsarenwahns von der Bestimmung des preußisch-deutschen Reichs den

Digitized by Google

Weltkrieg vom Zaun brach, an den außerhalb Deutschlands kein Mensch jemals gedacht hatte. In diesem Weltkrieg aber zeigte sich die wahre Natur des Blutmenschen auf dem deutschen Kaiserthron in ihrer ganzen, abschreckenden Größe. Zunächst überfiel er unter dreistem Bruch feierlich beschworener Verträge das arme, neutrale Belgien und überflutete mit seinen Hunnen-Horden ganz Nordfrankreich. Während Engländer und Franzosen samt ihren indischen und afrikanischen Hilfsvölkern den ihnen frevelhaft aufgezwungenen Krieg in traditionell ritterlicher Weise führten: der Verwundeten und Gefangenen sich in rührender Weise annahmen und in dem Feinde immer den Menschen, den Bruder sahen, dachte Wilhelm II. mit seinem sadistischen Anhang jahrelang nur darüber nach, wie man die Greuel des Kriegs noch verschlimmern könne. Kein Kriegsmittel, keine Waffe, kein Gas war ihm giftig und verderblich genug. Da die Soldaten Englands und ihrer Kolonien ihre Frauen und Kinder nicht mitgenommen hatten, ließ er Zeppeline bauen, die nur den Zweck hatten, englische Mütter und Säuglinge bei Nacht zu töten. Da Wilhelms Flotte im ehrlichen Kampfe die Blockade nicht brechen konnte, ließ er Hunderte von Unterseebooten bauen, damit die auf englischen Schiffen fahrenden amerikanischen Viehtreiber sicher ertrinken müßten. Ja, er ließ sogar die Unterseeboote los auf englische und neutrale Schiffe, die dem friedliebenden englischen Volke Lebensmittel bringen sollten. Da es ihm nicht möglich war, alle Engländerinnen umbringen zu lassen, gab er den Befehl, wenigstens die edelsten von ihnen hinzurichten. Fall Cavish. Um vor den Franzosen auf ewige Zeiten sicher zu sein, ließ er ohne irgendwelches militärisches Erfordernis das besetzte Gebiet vollständig zerstören. Um die frommen Pariser an der Betätigung ihres religiösen Gefühls zu hindern, befahl er die Konstruktion eines weittragenden Geschützes, das auf hundert Kilometer Kirchen treffen und zerstören konnte. An den Kriegsgefangenen aber ließ er seine vichische Roheit mit wahrer Wollust aus. Er gab Befehl, sie zu quälen und schädigen, wo es nur anging, ließ sie hungern und dabei Sklavenarbeit verrichten, ließ ihnen von vertierten Ärzten todbringende Krankheitskeime injizieren und befahl, ihnen die aus der Heimat gesandten Lebensmittel zu rauben. Die ganze Erde sollte veröden und verarmen, nur damit Wilhelm II. sich zum Herrn der Erde machen und überall an Stelle der üppig blühenden Freiheit, Gerechtigkeit, Zivilisation und Kultur den erstarrenden, lebenstötenden Zwang des preußischen Militarismus verbreiten könne. So schreckliche Ideen wohnten im Kopfe dieses Monarchen, an dem alles: der Hang nach Glanz und Abwechslung, die Frömmigkeit, der Familiensinn Maske und in dem nur nackteste Herrschsucht und gemeine Unterdrückungslust echt war.

In dieser Art stellte die feindliche Presse, als die Deutschen mit den Waffen nicht zu besiegen waren, jahrelang den Deutschen Kaiser und das Deutsche Reich dar, nachdem sie schon vor dem Krieg ähnliche Anschauungen über ihn verbreitet hatte, natürlich ohne daß die deutsche Presse etwas davon bemerkt hätte. Seit dem 9. November 1918 ist das Urteil des Auslands über den Kaiser wieder etwas anders geworden. Bis dahin ein bis an die Zähne bewaffnetes, in Menschenblut watendes Ungeheuer, ist er jetzt ein Feigling, der im Augenblick des militärischen Sieges der Entente aus Angst vor seinem Volke bei Nacht und Nebel Heer und Volk verlassen hat und ins holländische Asyl geflüchtet ist. Man sollte meinen, für das Ausland sei nun das wilde Tier nicht mehr gefährlich. Aber die deutsche sozialdemokratische Presse, die sich vor der Reaktion mehr fürchtet, als der harmlose Prärie-wanderer mit dem neuen Sonntagsgewand vor dem Opossum, hat dem Ausland schon zugewinkt, daß der Mann in Amerongen, nicht nur für die Feinde, sondern auch für Deutschland noch nicht ganz abgetan sei. Es bleibt daher in der ausländischen Presse nicht

Digitized by Google

bei gelegentlichen Sensationsmeldungen, wonach Wilhelm II. verblödet oder schlagrührig oder apathisch geworden sei oder unentwegt Holz fälle; sehr klug wird immer wieder darauf hingewiesen, wie gefährlich der Kaiser sei, solange er noch in Freiheit lebe. England weiß, was damit gemeint ist.

Im deutschen Publikum, dessen neuerdings erstaunlich fortgeschrittene politische Bildung nur durch die interessanten Gespräche beim Anstehen vor Zigarren- und Wurstläden zu erklären ist, neigt man dazu, die Schilderung, die das Ausland vom Kaiser gibt, bis zu einem gewissen Grade für zutreffend zu halten. Die Saat ist aufgegangen. Dies Volk zerfällt jetzt — die tatsächlich Arbeitenden spielen weniger als je eine Rolle — in zwei mächtige Parteien. Die eine: die der Schieber, Wucherer und Tagediebe, die den Kapitalismus bald an seinen Henker abliefern wird, beteiligt sich eifrig an der Lösung der Schuldfrage und kommt, da internationales Geschäft in Zukunft wichtig sein wird, zur Verurteilung des Hauptschuldigen: des Kaisers. Man weiß nur nicht recht, ob der Vorwurf der Feigheit begründet ist; die Frauen der Schieber sind da strenger als ihre Männer. Die andere Partei: das sind die Leute, die ein Interesse daran haben, Deutschland in kurzer Zeit völlig zu ruinieren, also Kommunisten, Anarchisten, die Intellektuellen, die Mehrheit der USP und alles, was seit November 1918 sich auf Grund eigenen Entschlusses von dem rechtmäßigen Vollzug richterlicher Urteile, sei es in Zuchthäusern, sei es in Gefängnissen dispensiert hat. Die Anhänger dieser großen Partei legen Wert darauf, den Deutschen Kaiser genau so anzuklagen wie die Northcliffe-Presse es tut; denn, je wütender das Volk über frühere Knechtung und über die kaiserliche Führung ins Elend wird, um so geeigneter muß es werden für eine Auflösung der Begriffe, die im kaiserlichen Deutschland gegolten haben und die dieses Deutschland so gefährlich groß gemacht haben.

In Nr. 193 des Nürnberger sozialdemokratischen Blattes, der Fränkischen Tagespost, steht folgende Notiz: „Er macht Spazierfahrten. Das ‚Algemeen Handelsblad' meldet, daß sich der vormalige Kaiser Wilhelm wieder außerhalb der Tore des Ameronger Schlosses bewege und mit dem Grafen Benting zusammen Spazierfahrten in der Umgebung mache." Ich glaube, in Deutschland haben nur mehr wenige ein Gefühl für das Entsetzliche solcher Notiz. Aber in England hat man Gefühl dafür, wird man dankbar sein für unbezahlte oder bezahlte deutsche Polizeidienste und für die würdelose schäbige Preisgabe des Kaisers an seine Feinde, die das deutsche Volk täppisch und dumm selbst mit besorgt.

Ob nun die Feinde, die ihre Völker über das deutsche Volk und Kaiser Wilhelm aufgeklärt haben, von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt sind? Man möchte es wünschen. Denn dann gäbe es die Möglichkeit des Erwachens. Dieser eine Satz muß heute genügen. Ist aber über Kaiser und Reich wider besseres Wissen so viel behauptet und beklagt worden, so hat die Wahrheit für die Zukunft Arbeit genug. Freilich wird alles zu spät kommen, um das noch abzuwenden, was anscheinend unabwendbar bevorsteht; aber es muß uns daran liegen, unseren Enkeln zu beweisen, daß wir nicht die Lumpen und Schufte sind, als die uns die Presse des In- und Auslands jetzt hinstellt. Wir müssen da für die kleinen Kinder sorgen, deren Väter in fremder Erde ruhen: unauffindbar, nachdem Franzosen und Rumänen die deutschen Kriegergräber zerstört haben. Wenn sie einmal fragen: wofür der Vater in den Krieg gegangen und gefallen ist, so sollen sie die Antwort nicht aus Daily Mail oder aus den Zeitungen der deutschen Unabhängigen erhalten, damit nicht die junge Seele vergiftet werde. Wir müssen für die Offiziere sorgen, die jetzt arbeitslos und ehrlos und hoffnungslos sind; es soll nicht heißen, daß sie sich wie Schafe haben

Digitized by Google

vortreiben lassen gegen einen in jeder Hinsicht überlegenen Feind, daß sie dumm für Verarmung, Verelendung, Versklavung ins Feld gezogen seien als willenlose Werkzeuge eines kranken, machthungrigen Imperators. Wir müssen, so schwach unsere Kraft ist, sorgen für alle, die Deutschland, dies schöne herrliche Deutschland geliebt haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, geliebt haben mit der schwärmerischen Glut, die sich an Bismarck und Moltke, an Schumann und Pfitzner, an Kleist und Eichendorff, an Fontane und Bröger entzündet. Sie sollen nicht eines Tages dastehen mit dem Bewußtsein: Es war alles Unsinn; unser Deutschland hat es nie gegeben. Wir müssen sorgen für die Hunderttausende deutscher Arbeiter, die draußen und in der Heimat für den Sieg Deutschlands ehrlich gekämpft und geschafft haben und die sich nicht einreden lassen sollen, sie seien belogen und betrogen worden und es habe sich nie gelohnt, für dies Deutschland Weib und Kinder zu verlassen, um die Heimat zu schützen. Wir müssen dafür sorgen, daß nicht Goethe und Heinrich Mann das Ideal des künftigen deutschen Patrioten werde. Hier besteht eine Gefahr. Artikel 4 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 lautet: „Die allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts gelten als bindende Bestandteile des deutschen Reichsrechts." Ein Volk, das vor seiner Aufnahme in den Völkerbund einen solchen Satz in seiner Verfassung duldet, kann es weit bringen, wenn es sich auf den „Geist von Weimar" beruft; dieses Volk, dem der Unterschied zwischen Carlyle und Shaw wohl nie aufgehen wird.

Was der sehende Haß der Feinde über den Deutschen Kaiser und über das Verhältnis des deutschen Volkes zum Kaiser klug ausgestreut hat, ist Unwahrheit.

Ich darf heute vielleicht an das erinnern, was ich im Jahre 1908, bevor das Daily-Telegraph-Interview Kaiser Wilhelms erschienen war, in den Süddeutschen Monatsheften über den Kaiser gesagt habe. Damals war es nicht ganz leicht, die Wahrheit über Wilhelm II. zu sagen. Nicht etwa deshalb, weil Spitzeln und Schergen der wilhelminischen Autokratie jedes offene Wort über den Kaiser dem Staatsanwalt hinterbracht hätten; darüber konnte ich völlig beruhigt sein. Wohl aber lag es nahe zu glauben, daß jede rückhaltlose Beurteilung des Kaisers wirkungslos gemacht werden würde durch die freiwilligen Helfer, die aus Streberei oder aus Geschäft oder aus faulem Byzantinismus vor dem „herrlichen jungen Kaiser" auf dem Bauche rutschten obwohl sie genau wußten, daß er weder jung noch herrlich war. So viel Wilhelm II. auch gefehlt hat, so schlimm die Folgen seiner unbedachten Reden und seiner dilettantischen Psychologie gewesen sind: an dem Unglück, an der schmachvollen Erniedrigung, an der widerlichen Prostituierung Deutschlands ist er gewiß nicht schuld gewesen. Er war weder ein Hohlkopf, noch ein Verbrecher. Er war weder blutdürstig, noch im eigentlichen Sinne des Wortes feige. Er lebte weder wie Nero, noch wie Ludwig XIV. Er war kein Tyrann wie Iwan der Schreckliche und kein Verräter wie Victor Emanuel III. Er knebelte nicht die Meinungsfreiheit wie Cromwell und unterdrückte nicht das arme arbeitende Volk, wie etwa die Regierung Bratianu. Er wollte nicht sein Glück, sondern das Glück Deutschlands. Er wollte nicht den Weltkrieg, sondern den Weltfrieden. Allerdings stellte er sich den Weg zum Weltfrieden sonderbar vor: denn er war in dem Wahn befangen in der Welt die Rolle spielen zu können, die Präsident Wilson wirklich gespielt hat, ehe er von Clemenceau besiegt wurde. Wilhelm II. war sich der Gefahr, die mit der angelsächsischen Weltherrschaft für das ganze kontinentale Europa und für Asien verbunden sein müßte, durchaus bewußt. War es nun ein Verbrechen, daß er der angelsächsischen Herrschaft über die

Digitized by Google

Welt eine friedliche Weltherrschaft unter deutscher Führung entgegenstellen wollte? Ein solches ideales Ziel war doch etwas wert. Es wäre sogar für die neutralen Staaten etwas wert gewesen, die uns im Krieg wie Feinde behandelt haben und mit denen wir noch einmal abrechnen werden: für die Aufnahme unserer hungernden Kinder sehr, für Überlassung teurer und nicht immer guter Lebensmittel mäßig dankbar.

Gewiß konnte das Weltbild Wilhelms II. nur entstehen auf der Grundlage einer verderblichen Unterschätzung der Macht Englands und einer geradezu puerilen Überschätzung der zentrifugalen Kräfte im britischen Imperium; aber daß der Deutsche Kaiser dem deutschen Volke die mühelose Gewinnung des Landwegs von Ägypten nach Indien und die Durchquerung Afrikas mittelst der Kap-Kairo-Bahn durch England ersparen wollte, spricht doch für Einsicht in weltwirtschaftliche Zusammenhänge. Wenn ferner der Kaiser den erstaunlichen Fleiß der deutschen Kaufleute und Industriellen durch Schaffung neuer Absatzgebiete für Fertigfabrikate und neuer Produktionsgebiete für Rohstoffe stützen wollte, so kann man auch das nicht für wahnsinnig oder verbrecherisch erklären. Es ist richtig, daß die deutschen Kinder und Erwachsenen eigentlich gar nichts wußten von der ungeheuren Entwicklung der Überseewirtschaft Deutschlands. Darum war sie aber doch da, und weil sie da war, mußte auch wohl eine starke Flotte da sein. Wer noch immer nicht weiß, daß die Ursachen des Weltkriegs einzig und allein in der unheimlichen Erstarkung und Entfaltung des Reiches und in der wirtschaftlichen Bedrohung der Welthandelspositionen Englands, Frankreichs und sogar der Vereinigten Staaten lagen, dem ist nicht zu helfen. Für die Zukunft, die keine deutsche Weltwirtschaft mehr kennen wird, muß es aber festgestellt werden, warum wir denn eigentlich so verhaßt und unbeliebt gewesen sind. Der deutsche Geschäftsreisende in Ostasien war gewiß aufdringlich und drückte gewiß die Preise der englischen Konkurrenz, die mit dem Glauben an das englische Weltmonopol alt und träge geworden war, und der deutsche Vergnügungsreisende benahm sich in Perugia und Kairo gewiß unfein, taktlos und abgeschmackt. Aber wenn nicht der deutsche Handel die Engländer in Hongkong, die Amerikaner in Buenos Aires bedroht und wenn nicht die Deutsche Bank den großen italienischen Kreditinstituten auf den Pelz gerückt wäre, ließe man sich auch heute noch die schlechten Manieren und den schnarrenden Tonfall deutscher Reisender im Ausland gern gefallen. Daß die Deutschen sich in Antwerpen, Bilbao, Genua, in der ganzen Levante, in ganz Rußland, dann in Siam, Hongkong, Shantung, in West- und Ostafrika (besonders in den portugiesischen Besitzungen), in Mexiko, Mittel- und Südamerika, in ganz Australien und Polynesien ohne erhebliche koloniale Stützpunkte festgesetzt hatten, das war die strafbare Leistung. An ihr sind die deutschen Nationalökonomen ebenso unschuldig wie der Deutsche Kaiser, und es ist daher eine freche Lüge, wenn im Ausland behauptet wird, Wilhelm II. habe den Krieg erklärt, um den englischen Handel und was nebenbei noch unter englischem Schutz Handel trieb, zu vernichten. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Der Krieg hätte vertagt werden können, wenn Deutschland auf alle Chancen im Weltverkehr verzichtet hätte. Der Kaiser hat einen solchen Verzicht nicht ausgesprochen, obwohl er die Folgen voraussehen mußte. In Wirklichkeit konnte aber auch England an einem solchen Verzicht nicht viel liegen, denn in Deutschland wären die Möglichkeiten späterer Wiederaufnahme der abgebrochenen Beziehungen vorhanden gewesen, und ein besiegtes Deutschland neben einem zerrütteten Rußland und einem ausgebluteten Frankreich mußte für England, das sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben hat, sicherer sein, als ein Deutschland, das etwa durch Schiedsverträge gefesselt wäre. Die Weltkon-

Digitized by Google

stellation konnte ein Zusammengehen aller europäischen Mächte gegen das britische Imperium später einmal gebieten, und da war es doch klüger, sich mit Hilfe der künftigen Gegner des mächtigsten und gefährlichsten zu entledigen, ehe er den anderen nützlich sein würde. Die großen auswärtigen Politiker, die seit 1917 in Deutschland aus dem Boden geschossen sind wie die Schwammerln nach einem August-Gewitterregen, werden eine derartige politische Anschauung ablehnen, weil sie zu einfach sei und im Widerspruch stehe zu feierlichen Erklärungen englischer und amerikanischer Staatsmänner. Es lockt mich aber nicht, den auswärtigen Politikern, die auf das Studium der auswärtigen Politik nicht so viel Zeit verwendet haben wie ein Schusterlehrling auf das Schuhmachen, auseinanderzusetzen, daß die Größe der englischen Weltpolitik immer in ihrer vor aller Welt daliegenden verblüffenden Einfachheit bestanden hat, daß dagegen die erwähnten feierlichen Erklärungen englischer Staatsmänner häufig auf den geistigen Horizont deutscher Schafsköpfe berechnet waren, die nicht wissen, daß die Tat das Wort besiegelt, daß aber auch das Wort die Tat klug verbergen kann. Ein Volk, das seine wertvollsten Kolonien bedingungslos hergeben muß und dann, zwanzig Jahre später, Napoleon I. niederringt, treibt andere Politik als ein Volk, das in Algeciras um Marokko und später irgendwo anders um Albanien feilscht, als ob das Dinge wären, die auf Konferenzen erstritten werden könnten. Wilhelm II. hat die englische Politik genau gekannt und hat vorausgesehen, was die Erfüllung der englischen Weltreichswünsche für Deutschland bedeuten würde: das Ende. Alle Ratgeber des Kaisers konnten ihm nur sagen, daß die Machtprobe zwischen Großbritannien und Deutschland nicht zu vermeiden sei.

In dieser Machtprobe sind wir unterlegen. England beherrscht die Welt. Unsere Narren sehen jetzt vor sich das Ende der neuen Weltherrschaft, sehen die Einnahme Neuyorks durch die mit den Japanern verbündeten Mexikaner; sie sehen die Vernichtung Japans durch das großgewordene Rußland und das brave China; sie sehen den Zerfall des britischen Weltreichs als Folge des Abfalls Indiens und der Trennung Kanadas, Afrikas und Australiens vom Mutterlande. Unsere Zeitungen, die noch immer Telegramme über Meutereien in der englischen Flotte veröffentlichen, stellen weise Betrachtungen über die Zukunftsbilder unserer Narren an. Ach, sie tun es so gern, weil sie ihre Leser mit solchen Märchen über die deutsche Wirklichkeit hinwegtäuschen können. Aber darum muß es doch gesagt werden, daß die letzte Möglichkeit groß zu werden, uns auszubreiten in der Welt, mit England und Amerika gleichberechtigt die Welt zu beherrschen, dahin ist, daß wir keine Großmacht mehr sind, nie wieder eine werden können und daß wir infolge des Weltkriegs, der kommen mußte, weil er nach dem Weltgesetz unentrinnbar war, die Sklaven der Mächte geworden sind, die Angst davor hatten, sich unserer Mitherrschaft einordnen zu müssen.

Es hat sicher lange Zeit gedauert, bis der Kaiser eingesehen hat, daß die verflucht klare Realpolitik Englands etwas sei, was mit den Mitteln, wie sie dem Deutschen Kaiser persönlich zur Verfügung standen, nicht erfolgreich bekämpft oder von ihrem Wege abgebracht werden könne. Wilhelm II. ist zweifellos naiv genug gewesen, zu meinen, es gebe dynastische Interessen der Monarchen, die stärker seien, als die Interessen der beherrschten Völker. Er glaubte an persönliche Beziehungen zwischen den Herrschern, die durch Umarmungen, Küsse, Telegramme und Besuche bezeugt und von den Völkern als politische Argumente angesehen würden. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätten sich im Juli 1914 wohl irgendwo in Norwegen der Zar, der Kaiser, der König von England getroffen und hätten darüber beraten, wie die Fürsten den

Digitized by Google

Völkern den Frieden erhalten könnten. Noch im Jahre 1881 konnte Bismarck an König Ludwig II. von Bayern schreiben: „Die Kriegsgefahren, welche in der orientalischen Frage liegen konnten, sind bis auf weiteres beseitigt, und auch der wundeste Punkt, welchen die Deutschland näher angehenden Verhältnisse an sich tragen, der Antagonismus zwischen Österreich und Rußland, der schon vor vier Jahren auszubrechen drohte, ist durch eine in Berlin vermittelte geheime Verständigung der drei Kaiser unschädlich gemacht. Nach dem Inhalt derselben, und da von jedem der drei Herren die Heilighaltung der gegebenen Zusage sicher zu erwarten ist, darf der Frieden unter ihnen für mindestens die nächsten drei Jahre als zweifellos angesehen werden, und hat weder Frankreich, noch Italien irgendwelche Aussicht auf ein russisches Bündnis." Obwohl sich ja später gezeigt hat, daß die Heilighaltung von Fürsten-Eiden immer nur auf Zeit geschieht, war Wilhelm II. noch in der Vorstellung befangen, irgendeine Monarchen-Besprechung oder ein Monarchen-Versprechen könne die natürliche Entwicklung der Dinge, wie sie von und für England vorgezeichnet war, aufhalten. Nicht einmal die erfolgreiche Tätigkeit Eduards VII., der doch oft genug bewiesen hatte, daß ihm an der Zufriedenheit des englischen Volkes mehr gelegen sei als an der Zufriedenheit seines kaiserlichen Neffen, vermochte Wilhelm II. von seinen Bemühungen abzubringen, den Lauf der Politik durch persönliche Verwandtschafts-Eingriffe aufzuhalten und auszuprobieren, ob nicht vielleicht doch durch die Gewalt seines Blickes oder seiner Rede das gelingen würde, was den deutschen Staatsmännern nun einmal nicht gelingen konnte.

Die Geschichte wird beweisen, daß die persönliche Politik Wilhelms II. nie kriegerisch gewesen ist und daß er noch im Augenblick des Kriegsausbruchs einer friedlichen Verständigung zugänglich gewesen wäre. Ob die Vorwürfe, die man ihm wegen der angeblichen Verzögerung des Befehls zur Mobilmachung gemacht hat, ernsthaft begründet waren, wird schwer festzustellen sein. Jedenfalls ist der Kaiser nicht in den Krieg gezogen, wie einer, dessen Sehnsucht endlich erfüllt ist und der nun endlich einmal ganz seinen persönlichsten, wilden Neigungen und Liebhabereien leben kann. Als ihm vorgestellt wurde, daß Krieg sein müsse, sagte er schweren Herzens Ja, weil dies Ja durch die Verfassung vorgeschrieben war, nicht weil er ein Autokrat war, der ohne das Volk zu fragen, tat, was ihm paßte. Und es ist sicher, daß der Kaiser dem Volk nie so nahe stand, wie in den Augusttagen des Jahres 1914, als die Nation einmal dasselbe wollte, wie der Kaiser. Damals war der Ring geschmiedet, der Kaiser und Reich verband. Gewiß, es gab auch Kundgebungen pazifistischer Sozialdemokraten für den Völkerfrieden; aber was bedeuteten sie gegen die Kundgebungen vor dem Königlichen Schloß und dem Reichskanzlerpalais damals? Das Volk wollte in der schwersten und größten Stunde, die je ein Volk erlebt hat, an die leitenden Männer glauben, und zweifelte nicht. Wilhelm II. sprach vom Balkon des Schlosses aus zu den Massen, wie das bei ihm so war: Kluges und Unkluges durcheinander. Neben der kurzgefaßten Aufforderung, dem Parteigeist zu entsagen und einmütig für Deutschland zu wirken, stand die Erklärung, der Kaiser wolle seinem Volke alles, was es ihm je Böses angetan habe, verzeihen. Damals beachtete man solche Erklärungen nicht, denn man wollte an den für den Entscheidungskampf berufenen Führern nur das Gute und Große sehen. Der Kaiser wollte seinem Volk verzeihen! So stand es doch nicht. Das Gegenteil war eher der Fall. In dem Augenblick weltgeschichtlicher Entscheidung verzieh das Volk seinem Kaiser allerlei, das mündige und freie Volk, und zwar deshalb, weil der Kaiser die ungeheure Verantwortung mutig auf sich genommen hatte, die ihm nach der Verfassung des Reiches zukam. Damals wagte keiner zu sagen, das Volk sei belogen und betrogen, und

Digitized by Google

keiner wagte es, den Krieg als „Schwindel" zu bezeichnen. Den perfiden Fälschungen Kurt Eisners und seiner gewissenlosen Rotte in München ist es später gelungen, nachträglich das Bild jener wunderbaren ersten Kriegstage und der dunklen Vorbereitungswochen vorübergehend zu übermalen. Seit Jahren hatte aber doch der letzte Taglöhner im Reich den Druck empfunden, der über Deutschland lastete, und für jeden hatte das Wort „Einkreisung" einen tiefen, ernsten Sinn. Es war nicht die Erfindung ehrsüchtiger Militärs, die einen geistesschwachen Kaiser vergewaltigten. Im Juli 1914 war überall alles reif zum Krieg. Und nun sollte sich's entscheiden, ob es aufwärts gehen würde mit dem Reich, aufwärts gewiß nicht im Sinne brutaler Welteroberung, aber doch im Sinne planvoller Machterweiterung, oder ob alles wieder versinken würde, Hoffnungen, Glück und Wohlstand von Millionen mit sich reißend. Alle wußten, worum es ging, alle sahen in dem Kaiser, dem in Arbeit ergrauten Kaiser, ihren Führer und folgten ihm willig.

Wäre das Deutsche Reich von 1871 eine Schöpfung von Tyrannen zur Knechtung einer braven, stumpfen Masse gewesen, es hätte den Krieg nicht auf sich nehmen können, oder es hätte ihn im Mai 1915 abgebrochen. Hierüber wäre nun nichts zu sagen, aber gerade hierüber hat die Presse unserer Feinde die meisten und die schlimmsten Lügen verbreitet. Das Volk wollte den Aufstieg auch durch Opfer des Kriegs. Das deutsche Volk war nicht geknechtet, es stand nicht unter der Knute eines machthungrigen, maßlos ehrgeizigen Potentaten und einer gewissenlosen halbwilden Kamarilla. Es litt nicht unter der Monarchie als einer ihm nicht entsprechenden Staatsform, und es sehnte sich durchaus nicht nach den Syndikaten und Trusts, welche in den westlichen Demokratien das öffentliche Leben bestimmen, sehnte sich auch nicht nach der sonderbaren Sorte Volksherrschaft, die in demokratischen Ländern wie Rumänien und Italien eine kleine Gruppe von Großkapitalisten und Advokaten zu dauernden Herren über das Land gemacht hat. Die monarchische Staatsform war Deutschland von Bismarck nicht aufgezwungen worden, und nach der Republik hat vor dem Krieg kaum noch jemand gerufen. Ich glaube, der monarchische Gedanke in Deutschland hätte den furchtbaren Stoß, den die militärische Niederlage naturgemäß mit sich brachte, aufgefangen, wenn nicht durch die Schuld des Mannes, der als Deutscher Kaiser länger als ein Vierteljahrhundert an der Spitze des Reiches stand, das Vertrauen des Volkes zu seiner Person und schließlich auch zu der Idee, die sie zu repräsentieren hatte, zermürbt und zerstört worden wäre. Es ist nicht an dem, daß Wilhelm II. das unwissende, irregeleitete Volk an den Abgrund geführt hätte. Der Kaiser war während des Krieges kein allmächtiger Mann und wer sehen wollte, konnte sehen. Aber als das Volk mit dem Kaiser am Abgrund stand, fiel es niemand ein, an den Kaiser zu denken, den Kaiser zu retten.

Wilhelm II. war uns im Laufe der Zeit immer fremder geworden. Der Glanz, den er um sich verbreitete, das Licht, das die von ihm verkörperte Idee ausstrahlte, wärmte nicht mehr. Das Volk liebte ihn nicht. Wir teilten wohl seine Meinung über die Bestimmung des deutschen Volks in der Welt, aber das war auch fast das einzige, worin Deutsche noch mit dem Kaiser gehen konnten. Zudem dürfen wir nie übersehen, wie gering die Zahl der Deutschen war, die von der Notwendigkeit einer deutschen Weltstellung innerlich überzeugt waren. Die Masse ging mit den Optimisten, verstand also den Kaiser noch weniger. Es war auch schwer. Denn er hatte nicht die Gabe, seine Gedanken schlicht und anziehend zu entwickeln, und ihm fehlte vor allem die Bescheidenheit. Dazu hatte er wie wenige schließlich eine Vorstellung vom Gottesgnadentum, die unmittelbar auf die Nerven ging und die nicht nur ihm, sondern auch anderen deutschen Fürsten zum Verhängnis geworden ist. Er fühlte sich Gott verant-

Digitized by Google

wortlich für sein Wirken am deutschen Volk, aber Gott ist doch bekanntlich ein gütiger und gnädiger Vater, der gern verzeiht und den so manche in den ersten Kriegswochen wieder beehrten, als Angst und Not an die Herzen griffen. Gott, nicht seinem Volk fühlte sich der Kaiser verantwortlich, obwohl er doch von seinem Volk die großen Vollmachten erhalten hatte, um seine Interessen ehrlich und wirksam zu vertreten. In der ganz unzeitgemäßen Auffassung von den Pflichten eines Volkes gegen einen Herrscher begegnete Wilhelm II. sich sogar mit dem bayerischen König Ludwig II. Ein schärferes Urteil ist nicht möglich, denn Ludwig II. war — das ergibt sich aus den von W. v. Rummel kürzlich herausgegebenen Memoiren Friedrich von Zieglers — als Herrscher ein gänzlich unfähiger, untätiger, gefährlicher und überflüssiger Mensch. Natürlich stand der Kaiser in allem anderen hoch über diesem kranken Phantasten; aber es war klar, daß die vorsintflutlichen Ansichten über sein Verhältnis zum Volk ihn hinderten, zum Volk vorzudringen. Für ihn gab es noch Untertanen, und er hatte es nie gemerkt, daß die Untertanen sich durchaus nicht als Untertanen fühlten, mochten auch altpreußische Landräte das in kluger Berechnung nach Berlin berichten. In solchen Stimmungsberichten ist leider unendlich viel gelogen worden. Der Auffassung des Kaisers von seiner Mission, die ihm von Gott gekommen war und daher wohl die richtige sein mußte, entsprach es, daß er keinen Widerspruch Unberufener vertrug und sich in seinem Verkehr immer mehr beschränkte auf die Wenigen, die er nicht entbehren konnte, weil er nach der Verfassung regieren wollte, und auf die paar Leute, die er gern hatte, weil sie ihn als Genie behandelten, obwohl sie genau wußten, daß er kein Genie sei.

Es war nur ein Glück, daß die Macht des Kaisers trotz des Wortlauts der Verfassung doch nicht groß genug war, um einen ruhigen Fortgang der Reichs- und Staatsgeschäfte zu verhindern. Das wußte allmählich das Volk, und das wußten auch die Staatsmänner und hohen Verwaltungsbeamten, die ihre Pflicht taten und im übrigen schweigend die Köpfe schüttelten, wenn sie erfuhren, wie sich im Kopfe des Kaisers die Welt, die harte preußisch-deutsche Welt, male. Gerade dies wichtige Moment haben unsere Feinde immer vergessen, wenn sie dem deutschen Volke die Gefährlichkeit des Kaisers beweisen wollten. Gewiß, es war oft schlimm und verstimmend, aber es war nicht so schlimm, daß wir Wilsons Bruderhand zur Rettung vor dem Kaiser gebraucht hätten. Wenn wir heute daran erinnern, wie rasch Kaiser Wilhelm II. uns verschwunden ist und wie wenig Mitleid für seine Person vorhanden ist, so geschieht das nicht, um der heuchlerischen englischen Presse recht zu geben, sondern nur um ihr Unrecht zu geben, nur um aufzuzeigen, daß wir wußten, wie es bei uns zu Hause stand, daß wir aber wohl imstande waren, unsere Sachen selbst in Ordnung zu halten. Es ist in diesem Augenblick fast übermenschlich schwer, an alles das zu erinnern, wodurch sich der Kaiser in langen Jahren der Regierung in Gegensatz zur Überzeugung aller redlich und ruhig denkenden guten Deutschen gesetzt hat, aber es muß sein: die Behandlung Bismarcks, die Swinemünder Depesche, die in Bayern soviel Malheur angerichtet hat, die überstiegenen jugendlichen Markgrafen-Reden, die unselige Hunnen-Rede, die uns im Krieg unermeßlich viel geschadet hat, die taktlose Einmischung in den russisch-japanischen Krieg, die Vergötterung Wilhelms I., der Spruch „Regis voluntas suprema lex", die Trauerrede auf Krupp, die widerspruchsvolle, psychologisch so falsche Behandlung der Sozialdemokratie, die politisch unkluge Kanalbegeisterung, die Denkmäler, die er ins Ausland verschenkte wie eine alte unbeliebte Dame ihren bösen Neffen Süßigkeiten schenkt und für die immer der gleiche Dank geerntet wird. Dann die mißglückten Versuche, den Arbeiterkaiser zu spielen, die entsetzlichen Versuche, sich ans feindliche Ausland anzubiedern, Un-

Digitized by Google

lustige mit Freundlichkeiten und Wohltaten zu überschütten, stolze Machthaber zu beschenken, dann heute die Betonung unerschütterlicher Friedensliebe und morgen Drohungen an Feinde und Gegner, dann die Schiffspredigten, furchtbare Urteile über Geschichte, Kunst und Wissenschaft, über Landwirtschaft, Religion, Rassenpsychologie und tausend andere Dinge. Es ist ja wahr, daß der gute Patriot schließlich die Reden des Kaisers nicht mehr las, um nicht in einen Gewissenskonflikt zu kommen und daß die Deutschen, denen Wilhelm II. als Person nicht mehr viel Gutes bedeutete, in der Mehrheit waren. Für das Ausland, dem die deutsche Psyche immer gleichgültig gewesen war, ist das gewiß nicht leicht zu fassen. Aber das Ausland, das wenigstens vor dem Zusammenbruch Deutschlands zwischen dem Kaiser und dem Volk grundsätzlich scharf unterschied, konnte die Tatsachen doch nicht weglügen. Alles, was oben Unerfreuliches und Unfreundliches über den Kaiser gesagt wurde, stimmt und es hat vielen bittere Stunden bereitet; es hat dazu geführt, daß das Bild des Kaisers allmählich bei seinem Volke uninteressant geworden, verblaßt ist. Aber es ist absolut nicht wahr, daß das Kaisertum dieses trotz hoher Begabung so unglücklich veranlagten Menschen eine finstere, schwüle Autokratie gewesen sei. Er war kein Autokrat, und kein Mensch fürchtete von ihm Autokratie. Wir konnten nicht gut vermeiden, zu hören, was der Kaiser sagte, aber wir hatten es schon schmerzlich lange aufgegeben, auf ihn zu hören. Er rührte nicht an der Verfassung, die, wie gesagt, nicht die Verfassung einer Sklavenrepublik war, und er störte den Aufschwung des Wirtschaftslebens nicht. Gewiß, mancher politische und soziale Fortschritt wäre etwas früher erzielt, manches junge Talent wäre früher und kräftiger gefördert worden, wenn der Kaiser ein menschliches Verständnis für seine Aufgaben als erster Bürger des Reichs gehabt hätte und wenn nicht ein plumper Troß seinen Schatten immer ins Riesenhafte vergrößert hätte. Aber, ehrlich gestanden, war es nicht ziemlich gleichgültig, wenn Wilhelm II. gegen die moderne Kunst wetterte und seine tantenhaften Bekenntnisse zu vaterländischer und sittlicher Erhebung durch die Kunst verlautbarte? Wenn er sein Volk aufforderte, in die Kirche zu gehen, so ging es nicht, zähneknirschend, in die Kirche, wie es das Volk Friedrich Wilhelm I. noch getan haben würde; es veranstaltete auch keine Protestversammlung gegen Autokratie, sondern es ging ruhig zu Aschinger. Ob er friedliche oder kriegerische Töne anschlug, ob er die Arbeit der Diplomaten durch Extratouren begleitete oder störte: in Heer und Flotte wurde weiter gearbeitet für den Fall, daß; so wie es in Preußen immer Sitte gewesen, in Deutschland seit 1871 Sitte geworden war. Also nicht nur in Preußen wurde gearbeitet, sondern überall im Reiche, dessen Glieder doch wesentlich anders zum Haupte standen, als die Entente gedacht und gehofft hat, was sich gottlob noch jetzt zeigt.

Wahr ist, daß der Kaiser uns mit der Zeit ganz fremd geworden war, aber das Reich ging weiter und die Arbeit am Reich wurde nicht widerwillig geleistet. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn das Gerede vom allmächtigen „persönlichen Regiment" wirklich Hand und Fuß gehabt hätte. Ob Heer und Flotte während des Kriegs unter dem persönlichen Regiment mit seinen Werkzeugen: Militär- und Marinekabinett gelitten haben, ist heute noch nicht festzustellen. Für den Kreis der inneren Staatspolitik kann eigentlich nicht davon gesprochen werden. Der Kaiser ist über seine verfassungsmäßigen Rechte trotz seines stark entwickelten Selbstgefühls nie hinausgegangen; das ist auch durch die jetzt mit Wut betriebenen „Enthüllungen" nur bestätigt worden. Er hat die bestehenden Rechte der Bundesstaaten weder verkürzt noch verhöhnt. Und er ist auch bei der Wahl der höchsten Beamten des Reichs doch immer so verfahren, daß von persönlichem Regiment nicht gesprochen werden kann. Er hat schließlich Miquel, Bülow, Tirpitz, Posadowsky, Dernburg berufen oder doch gehalten, auch wenn sie ihm widersprachen oder sonst unbequem waren. Und wenn wir sehen, welche Kapazitäten heute auf deutschen Minister-

Digitized by Google

sesseln sitzen; heute, da allen Tüchtigen, namentlich aber den Gesinnungstüchtigen, die Bahn frei gegeben ist, so fragt sich doch noch sehr, ob das verfluchte alte System des persönlichen Regiments, der militärischen Autokratie und der Kabinettsjustiz so viel schlechter gewesen ist als die Regierung der neuen Zeit, in der Koryphäen wie Erzberger, Hermann Müller und Victor Naumann als glorreiche Errungenschaften der Revolution beisammen sitzen.

Nein, wir waren nicht geknebelt und geknechtet, als Wilson uns die Befreiung von dem Joch lügnerischer Autokratie anbot. Es war wohl erstaunlich, wie wenig moderner Geist in der Handhabung der öffentlichen Verwaltung lebte, wie ängstlich alle möglichen Polizeien die tatsächlich verhandene Freiheit bewachten, und wie neben dem modernsten Geist im Rechts- und Wirtschaftsleben die alte Tradition aus den Zeiten der Rechtsungleichheit, Rechtsunsicherheit und Standesüberheblichkeit ihr Wesen trieb. Im bayerischen Südschwaben las ich vor einigen Wochen auf einer Tafel an der Landstraße folgende Inschrift: „Jedes unberechtigte Betreten dieses Verjährungsgehrechtes ist bei fünf Mark Strafe verboten." Ein demokratischer bona fide-travellor aus Texas, der gerade vergessen hat, wie frei drüben die Neger sind, kann beim Anblick solcher Tafel leicht den Einfall haben, in Deutschland seien Deutsche zu befreien. Auch Schweizer denken so. Sie hörten von angeblichen wichtigen Privilegien einzelner über das Volk und sahen nicht, wie wenig das Volk sich aus dem Bestehen dieser Privilegien machte — das arme Volk! Dazu kam, mit welchem Ungeschick an lächerlichen Traditionen des höfischen Betriebs festgehalten wurde, sehr zum Schaden des monarchischen Gedankens. Aber das alles waren ja nur Nebensächlichkeiten, Schönheitsfehler, Kinderkrankheiten eines viele Jahrhunderte von fremdländischer Willkür getretenen, mißhandelten, unsicheren, bescheidenen Volkes und seiner Vertreter. An unserem Jena war das System des kaiserlichen Deutschland nicht schuld. Denn der Zusammenbruch kam nach vier Jahren unerhörter Siege, unerhörter Kraftentfaltung und durch furchtbare Not gefestigten Selbstvertrauens. Das Reich des deutschen Reichstagswahlrechts war eben nicht das Byzanz, von dem die schlauen Feinde gesprochen haben, damit es die Feinde bei uns im Lande nachreden können. Jawohl, es gab Byzantiner, aber die waren nicht in der Hofkapelle oder in der Hofküche dazu erzogen worden. Es ist auch in Demokratien schon vorgekommen, daß sich Streber, Glücksritter, Gesinnungslumpen an die Großen und Mächtigen mit stinkender Schmeichelei herannachen, um Einfluß zu gewinnen, um ihr Geschäft zu machen oder nur um ihrer Eitelkeit zu frönen. Byzantiner und Zopfträger haben auch im Deutschland Kaiser Wilhelms II. nicht gefehlt, aber daran war nicht der Kaiser schuld, sondern das Gesindel selbst, das sich an ihn heranmachte, und die paar klugen Leute, denen es hie und da bequem war, wenn er möglichst wenig erfuhr von dem, was er hätte erfahren sollen, und wenn ihm blauer Dunst vorgemacht wurde. Die Hauptsache aber ist, daß die Byzantiner nicht etwa dem Volke Rechte geraubt haben, um die Gewalt des Kaisers zu mehren. So hat sich das Ausland die Sache vorgestellt, aber so war es nie.

Wenn wir gesiegt hätten, wir hätten uns das Reich schon umgebaut, und der Kaiser hätte die vom besten Teil des Volks bestimmten Baumeister nicht hindern können. Die Pläne waren ausgearbeitet; sie waren einfach und gut, und der Kaiser hätte sie, als Bauherr, unterschrieben, wie das im geordneten Bauwesen so Sitte ist und sein muß. Ein soziales Kaisertum wäre erstanden, wie Friedrich Naumann es ersehnt hatte, und dem frechen faulen Kriegsgewinnler und Schieber wären die Flügel gestutzt worden. Wir wußten, schon ehe uns die Entente in den besetzten Gebieten die Freiheit gezeigt hat, genau, was uns fehlte und was wir brauchten; es war alles vorgemerkt und eingezeichnet. Das neue Deutschland wäre auf monarchischer Grundlage aufgebaut

Digitized by Google

worden, und Wilhelm II. wäre der erste Kaiser dieses neuen Deutschlands geworden. Trotz seiner Fehler, die hier unbarmherzig aufgezeigt worden sind, trotz dieser großen menschlichen Fehler, dann aber wegen seiner guten Eigenschaften, die wir nicht vergessen wollen und werden. Einem Volk, dem Thackeray in dem Buch von den vier Georgs das Spiegelbild von vier Königen gezeigt hat, sagt man nichts Neues, wenn man von guten Herrschereigenschaften Wilhelms II. spricht, und die Franzosen haben Monarchen die Hand geküßt, neben denen Wilhelm wie ein großes Genie dasteht. Das wird von den Feinden jetzt verschwiegen, aber darum müssen wir Deutsche, wenn wir einmal einen Augenblick unsere Lieblingsbeschäftigung: das eigene Nest zu beschmutzen, aufgeben wollen, ehrlich bekennen, daß in dem Kaiser Wilhelm die besten Züge des deutschen Wesens zu erkennen, und daß seine Fehler, vor allem der himmelblaue Idealismus und die böse Menschenunkenntnis, eben deutsche Fehler waren. Die peinliche Sucht, zu belehren und zu bekehren, wo nicht der Wille zu Bekehrung vorhanden ist, der Wunsch, jemand zu bessern und zu veredeln, der sich für vollkommen gut und edel hält: deutsche Fehler. Das falsche Augenmaß fürs Ziel und für die Mittel es zu erreichen: deutscher Fehler. Dieser angeblich eiskalte Barbar ist ja im Grund ein weicher, deutscher Mensch. Echt deutsch ist seine Unentschlossenheit, seine Nachgiebigkeit gegen zähen und schroffen Widerstand, die Angst vor rücksichtsloser Anwendung scharfer und rasch wirkender Mittel, wenn es sich um das Heil des Volkes handelt, sowie die Übertragung moralischer Begriffe auf die Politik und der Glaube an die Uneigennützigkeit der anderen. Echt deutsch ist die übertriebene Hochschätzung Wilhelms II. vor ausländischer Kultur und ausländischen Lebensformen. Dieser Mann, der sich im schimmernden Panzerkleide, mit Bändchen und Orden geziert, so wohl fühlte und den Eindruck eines Unüberwindlichen machen wollte, konnte keinem Kinde etwas zuleide tun. Er war schwach, jedoch kein Bösewicht. Er war ein Deutscher. Deutsch war aber auch seine oft jedes Maß übersteigende Hilfsbereitschaft und deutsch die redliche Arbeit für ein großes Ganzes. Der Kaiser hat nie für sich gearbeitet, wie der Haß der Feinde behauptet, er hat immer nur für Deutschland gearbeitet. Er hat die Last, die ihm auferlegt war, durchaus richtig empfunden und hat gewußt, daß er nicht frei schalten und walten könne, sondern daß er Rechenschaft schuldig sei. Er war zu stolz, zu verschroben erzogen und zu unbedeutend, um diese Rechenschaft seinem deutschen Volke, diesem guten, geduldigen Volke ablegen zu wollen, sondern er glaubte sie nur seinem Gott schuldig zu sein; dieser Gott aber war ein ausgesprochen deutscher Gott. Der deutsche Gott ist kein Anwalt der Autokratie. Wer sich ihm fügt, verzichtet auf eigenen Ruhm und Glanz. Wer ihm dient, dient ihm in der Arbeit. Der Kaiser hat gearbeitet und dieser Arbeit unbeugsam mühevolle Treue hielt Volk und Kaiser schließlich unbewußt doch wieder zusammen, denn auch das Volk wußte, daß es für die Idee des Deutschen Reiches täglich Opfer bringen müsse. Ein echter Arbeitsgeist, der nicht auf Geld und Gut, nicht auf Anerkennung oder Wiederwahl hinauslief, beseelte den Deutschen Kaiser und dazu besaß er das, was Bismarck dem alten Kaiser ins Grab nachgerufen hatte, er besaß ein hochgespanntes nationales Pflichtgefühl. Er war kein Narr und kein Verbrecher, er wollte der fleißige Führer einer großen und reichen und glücklichen Nation sein.

Einen gereiften Mann von deutscher Gesinnung und Pflichtbewußtsein hätte das neue Deutschland an seiner Spitze haben müssen, und deshalb hätte Wilhelm II., in naturgemäß eingeschränkter Zuständigkeit, wohl der rechte Mann sein können. Er hätte uns die Freiheit nicht zu nehmen vermocht. Warum muß denn auch ein monarchischer Staat unfrei, ein republikanischer aber frei sein? Ist Haiti frei, England aber ein Sklavenstaat? Das glaubt kein vernünftiger Mensch, und deshalb glauben es so viele Deutsche. Aber die Engländer wissen, daß

Digitized by Google

die Monarchie zurzeit noch eine zweckmäßige Einrichtung ist; aus sentimentalen Erwägungen haben sie ihre Könige aus dem Hause Hannover nicht beibehalten.

Den Deutschen aber hat die Entente die für die Deutschen besonders zweckmäßige Staatsform der konstitutionellen Monarchie untersagt: folglich haben die Deutschen die Monarchie abgeschafft.

Das ist aber nicht alles. Vom Schlimmsten muß noch gesprochen werden. Wir haben nicht allein den Kaiser abgesetzt auf Befehl der Entente und alle Fürsten auf einen Schlag heimgeschickt oder verbannt; wir sind auch bereit, den Kaiser einem rachsüchtigen, unmenschlichen Feinde auszuliefern, der den besiegten Gegner hinter seinem Siegeswagen herschleifen will. Der Deutsche Kaiser, König von Preußen soll dem Mob von London vorgeführt werden, und es soll zu Gericht über ihn gesessen werden von den vereinigten Anstiftern des Kriegs. Die Anklage aber lautet auf Anstiftung des Kriegs. Wir haben in den letzten Monaten von unseren Feinden innerhalb und außerhalb des Reichs soviel des Entsetzlichen hingenommen, daß wir über manches Grauenhafte ganz rasch, schweigend hinwegzugehen gelernt haben. Aber hier kann doch nicht geschwiegen werden: Das deutsche Volk liefert seinen Kaiser, liefert den Enkel Wilhelms I. den Engländern aus, wie ein Verbrecher ausgeliefert werden muß. Deutsche Zeitungen billigen die Auslieferung und hetzen die niedrigsten Instinkte verrohter Massen auf gegen den von Gott geschlagenen Mann in Amerongen, dem seine Lakaien einst erzählt hatten, sein Weg führe empor zur Sonne, und deutsche Zeitungen liefern dem Hohen Gerichtshof in London täglich neues Lügenmaterial gegen Wilhelm II. Das deutsche Volk wirft den Engländern seinen Kaiser hin, weil es gehofft hatte, mit einem so kostbaren Opfer bessere Friedensbedingungen zu erkaufen. Erzberger war ja auf dem Sprunge, mit Lloyd George alles auszumachen, nicht wahr? Nun, die Friedensbedingungen sind nicht besser geworden, aber der Feind hat von seiner Forderung trotzdem nicht abgelassen. Das Haupt des Johannes! Wenn die Deutschen dies Letzte, Äußerste gewährten, unterschrieben sie auf ewige Zeiten das Bekenntnis ihrer Schuld, ihrer Schmach und Ehrlosigkeit, demütigten sie sich auf ewige Zeiten vor ihren Peinigern.

Sie haben unterschrieben. Sie mußten unterschreiben. Der Hunger stand vor der Tür, und in Deutschland wütete der Bürgerkrieg. Es mußte sein. Aber was da sein mußte, soll doch ewig von neuem in alle Winde hinausgeschrien werden: Das deutsche Volk liefert seinen Kaiser den Bestien aus. Das deutsche Volk liefert den Franzosen den Feldmarschall Hindenburg und alle seine Heerführer aus. Das deutsche Volk liefert Schiffe und Menschen, Millionen Menschen und seinen ganzen Vorrat an unbefleckter nationaler Ehre aus — für amerikanisches Weizenmehl und für amerikanischen Speck.

Wie gesagt: es mußte sein. Und schließlich, was ist Wilhelm, dieser sterbliche Mensch von sechzig Jahren, dieser eine von vielen Deutschen? Ganz richtig. Aber was ist mit dieser Idee da, die gemordet worden ist: mit dieser Idee von Kaiser und Reich, ist das auch nichts?

Von dieser Idee haben die Menschen außerhalb nichts gewußt. Wenn man liest, was Deutschschweizer und Welschschweizer im August 1919 über Deutschland und die Deutschen sagen, können Einem die Tränen kommen. Denn es ist ja zu spät. Wir können ihnen wohl zurufen: Was ihr da sagt und glaubt, ist alles, alles, alles falsch und unwahr; die Deutschen wollten nie die Welt erobern, wollten nie grausame Feinde sein, wollten nie an Stelle der Treue den Vertragsbruch setzen, sie wollten leben ohne sich zu erniedrigen. Aber — zu spät. Diese Schweizer haben keine Ahnung von unseren Ideen und Idealen, die so alt sind wie die deutsche Welt. Diese Schweizer klammern sich an das ewig mißverstandene Dichterwort vom „deutschen Wesen", an die Geschichte des Weltkrieges, an alle Greuelgeschichten, und an die trostlose Selbstaufgabe junger deutscher

Digitized by Google

Lehrer, die nicht wissen, was sie getan haben. Diese Schweizer sagen: den Frieden von Versailles, der schlecht ist, haben die Entente-Diplomaten ohne die Völker gemacht, aber den Krieg hat allein das deutsche Volk, aus Herrschsucht und Barbarei, gemacht. Alles Unverstand, aber wie gefährlich dieser Unverstand! So denken neutrale Freunde über das deutsche Volk. Es scheint, die deutsche Idee, deren Sonne unkluge Liebe zur Menschheit war, ist einsam gewesen. Wir wollen noch einmal sagen, daß diese Idee da war und daß sie etwas Großes war. Aber dies Bekenntnis soll nicht mehr nützen.

Ein Spätsommerabend am Bodensee. Dort die alte Reichsstadt und da der Hoyerberg, wo ein großes Bismarckdenkmal erstehen sollte, um weit hinaus als Abbild zu wirken für die Idee von Kaiser und Reich. Das Denkmal wird nie gebaut werden. Drüben, am Schweizer Ufer, fließt der Rhein in den See. Es gibt keinen deutschen Rhein mehr.

„Deutschland, Deutschland über alles." Wir haben das Lied gern gesungen, ohne dabei je an Beherrschung der Erde zu denken. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Maas, Memel, Etsch: nix daitsch. Auf dem Belt aber, wo kein deutscher Seemann mehr Wacht hält, fahren französische Kreuzer und verlachen die Proteste waffenloser deutscher Kommandanten. Oberschlesien, die Deutschen der Ostmark, Nordschleswig, Elsaß: wir geben sie her. Kaiser und Reich ist dahin „und vor mir seh' ich nichts als Traurigkeit". Unendlich viel des Großen und Schönen, unendlich viel Anreiz zu kühner, selbstloser Tat, aller Zauber nationaler Gesinnung und Erhebung lag in der Parole Kaiser und Reich. Wir gaben alles her.

„Die deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Europas. Zweimal ward ihr ein Zeitalter der Jugend beschieden, zweimal der Kampf um die Grundlage staatlicher Macht und freier Gesittung. Sie schuf sich vor einem Jahrtausend das stolzeste Königtum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von Neuem beginnen, um erst in unseren Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker."

Mit dem Glauben an dies neue Reich, von dem Treitschke da spricht, sind wir aufgewachsen. Es war uns stolz leuchtende Wirklichkeit und schöne Verheißung. Es war nicht schlecht, dies deutsche Kaiserreich, so jung es auch war. Unsere Großväter haben es noch nicht gewußt, unsere Kinder wissen es nicht mehr, was das ist: Kaiser und Reich. Wie jung es starb!

In Weimar ist man über das Werk Bismarcks rasch zur Tagesordnung übergegangen. Seien wir gerecht: auch das mußte sein. Wir mußten schreiben, hundertmal schreiben: Es gibt kein imperium germanicum mehr, es gibt nur mehr einen Völkerbund und wir bitten untertänig ergebenst um gelegentliche Aufnahme ohne Stimmrecht und verpflichten uns, alle Beschlüsse stets bedingungslos anzuerkennen. Das ist anders, als die Verfassung von 1871; aber es ließ sich nicht anders machen und es mußte rasch gemacht werden. Die Zeit drängte. Wir müssen aufbauen. Wir wissen noch nicht, wo und was zuerst aufgebaut wird, wir wissen auch nicht, ob die erforderlichen Bauarbeiter sich zur Verfügung stellen werden, ob es noch Arbeiter gibt wie früher, die für eine große Idee, etwa für Kaiser und Reich, bereit waren, in ein fernes Leben oder in einen nahen Tod zu gehen. Wir wissen auch nicht, ob die Aufseher etwa durch Korruption geschwächt sein werden, die es früher bei uns kaum gab. Wir wissen auch nicht, ob vor dem Beginn des Aufbaus noch der Versuch mit der deutschen Spezialabteilung der Weltrevolution gemacht werden soll. Aber, wie dem auch sei: richtig ist, daß aufgebaut werden muß. Die Broschüren allein genügen dazu nicht.

Bei dem Aufbau kann kein Deutscher entbehrt werden. Es gibt ja so wenig Deutsche mehr. Die alten deutschen Demokraten, deren Ideale das Jahr 1848

Digitized by Google

und die Beratungen in der Paulskirche nicht erfüllt hatten, zogen ihre geliebte schwarz-rot-goldene Fahne ein und arbeiteten als redliche deutsche Patrioten mit, als es das Deutsche Reich auf ganz anderer Grundlage zu schaffen galt. Heute weht über dem niedergebrochenen, gedemütigten Reich wieder die schwarz-rot-goldene Flagge, wieder sind großdeutsche Ideale wach geworden; die Träumer, die bei uns nicht alle werden, beginnen wieder zu hoffen und werfen die allerjüngste Vergangenheit trotz Saint Germain und Clemenceaus Note zu Artikel 61 über Bord.

Die Anderen haben das Hoffen verlernt. Eine dritte Jugend der deutschen Nation? Wer wird das erleben? Nein, nur keinen Schimmer von Hoffnung; das Arbeiten muß auch so gelingen. Wie die alten Demokraten im Bismarckschen Reich müssen wir im Deutschen Reich von 1919 mitarbeiten. Doppelt fleißig, weil wir alle ja völlig verarmt sind, doppelt ehrlich, weil rings um uns Betrug und Bestechung und wildeste Geldgier ekelerregend herrschen. Unsere Farben sind nicht schwarz rot gold. Wir bleiben bei der alten Fahne, unter der das Reich den Glanz goldener Arbeitstage gehabt hat. Wir gedenken heute dieser Arbeitstage, als seien es alles Feiertage gewesen. Uns lockt nicht das Leben; denn wir sehen täglich deutlicher, wie elend es geworden ist. Aber was hat uns denn so hingezogen zu dem alten neuen Reich, was gab den Vätern den Willen, einzutreten in die ersehnte nationale Gemeinschaft der für das Eine Ziel und den Einen Gedanken Schaffenden und Denkenden? Nichts, als eine Liebe. Diese Liebe zu der glorreichen Idee von Kaiser und Reich muß den schmählichen Untergang des Kaiserreichs überdauern, sonst wäre die ganze Arbeit und der herbe Arbeitsgeist nicht deutsch und nichts wert gewesen. Alte, unzerstörbare Liebe zu einem zertrümmerten höchsten nationalen Ideal fest im Herzen, so wollen wir die Hand mitanlegen an jede Arbeit, die deutsche Arbeit ist. Denn noch gibt es ein letztes Ziel: gegen den Geist des Friedensvertrags und gegen den Geist des Völkerbunds Deutschland zu erhalten für Kinder und Kindeskinder.

Nachwort des Herausgebers.

In einer während des Krieges erschienenen Arbeit „Die Vorstellungen vom alten Reich in ihrer Einwirkung auf die neuere deutsche Geschichte“ (Sitzungsberichte der K. B. Akademie der Wissenschaften) hat der Historiker von Florenz, Robert Davidsohn, über seine Nachforschungen in der Presse des Jahres 1806 berichtet. Das Römische Reich Deutscher Nation hatte aufgehört zu bestehen, Kaiser Franz II. legte am 12. August die Krone des Reiches nieder. Die „Allgemeine Zeitung“ bezeichnete diese Erklärung des Kaisers als „wichtig“, beschränkte sich im übrigen darauf, die Betrachtungen eines ungenannten Schweizer Blattes abzudrucken. In den Berliner Blättern findet sich überhaupt keine Meinungsäußerung oder auch nur historische Erinnerung; sie beschränken sich auf eine Mitteilung über den Akt des Kaisers, die in der Spenerschen Zeitung auf der ersten Seite, in der Vossischen hinter einem Lotterieplan und der Liste der angekommenen Fremden erschien.

Ähnlich wie Davidsohn wird es in hundert Jahren dem Geschichtsschreiber ergehen, der in den deutschen Zeitungen unserer Tage zeitgenössische Äußerungen über das Ende des Deutschen Reiches sucht. Nur daß die Mühe des Suchens wesentlich größer sein wird, wegen der unvergleichlich größeren Anzahl der Zeitungen und des unvergleichlich größeren Stoffes, der in täglich sich wiederholenden Ausgaben angehäuft ist. Vielleicht hat man es im November 1918 nicht gleich bemerkt, daß mit der Revolution das Deutsche Reich zu bestehen aufgehört hat, und inzwischen ist diese Tatsache veraltet und für die Tageszeitungen nicht mehr aktuell genug.

Wenn man jetzt noch von einem Deutschen Reich spricht, so ist das ein Wortspiel. Im Friedensvertrag steht, daß wir ein Gericht einzusetzen haben

Digitized by Google

für Streitigkeiten, die durch den Nordostseekanal entstehen, daß deutsche Staatsangehörige wegen ihrer Teilnahme am Krieg durch uns an feindliche Gerichte auszuliefern sind. Noch nie hat man ein Land als selbständigen Staat bezeichnet, das die Gerichtshoheit aufgegeben, auf eigenem Boden nach fremdem Befehl Gerichte eingesetzt, Landesangehörige an fremde Gerichte nach deren willkürlicher Auswahl geliefert hat. In diesem Augenblick werden im ehemaligen Deutschen Reich feindliche Offiziere zur Beaufsichtigung der deutschen Truppen erwartet. Auch gibt der Friedensvertrag den Feinden jeden Tag das Recht, deutsche Werte zu beschlagnahmen, deutsche Gebiete zu besetzen. So etwas hat man noch nie einen selbständigen Staat genannt. Zum Begriff des Staates gehört die Souveränität über Boden und Volk. Wie Brünnhilde ohne Wotans Feuer liegt Deutschland jetzt da

dem feigsten Manne
zur leichten Beute.

Wir glauben ja zwar, daß es mit der Neutralität der ehemals Neutralen vorbei ist, daß auch sie der englisch-amerikanischen Weltherrschaft ausgeliefert sind — man wird sich jetzt des Wortssinns von neutrum wieder erinnern: „keines von beiden"; wo es keine zwei gibt, gibt es auch kein neutrum — aber ihre Selbständigkeit besteht jedenfalls dem Begriffe nach auch weiterhin. Hingegen ist die Verpflichtung zur Lieferung beliebiger Staatsangehöriger vom Fürstentum Monako niemals zugestanden worden. Die Überführung besiegter Völker in Sklaverei hat zwar Parallelen im Altertum, niemals aber sind diese Völker dann noch als Reich bezeichnet worden.

Wir wollen uns nicht wieder täuschen lassen wie vor hundert Jahren und lieber der Wahrheit ins Gesicht sehen. „November 1918 Ende des neuen Reichs" wird einmal in den Geschichtsbüchern stehen. Soll noch einmal etwas aus uns werden, so müssen wir der Wahrheit ins Auge sehen, auch wenn wir unter ihr zusammenbrechen. Mit Selbsttäuschung und Betäubung kann man sich eine Zeitlang fortschleppen — aber ein Unglück, das nicht als solches empfunden wird, bringt keine Erhebung.

Die Frage ist nicht, ob es noch ein Deutsches Reich gibt, sondern, ob es noch ein deutsches Volk gibt. Die Franzosen lieben zu behaupten, das Deutsche Reich sei eine künstliche Schöpfung Bismarcks, es gebe kein deutsches Volk, es gebe nur deutsche Stämme, die sich gegenseitig verabscheuten und denen daher der Zustand der Kleinstaaterei natürlich sei. Diese Behauptung Lügen zu strafen, sind Beschlüsse, daß man die Kleinstaaterei abschaffe und ein Einheitsstaat werde, daß man sich mit den Deutschösterreichern vereinige, die man praktisch fortgesetzt im Stich läßt, von keinerlei Belang. Ein Volk wird zusammengehalten durch Gemeinsamkeiten des Gefühls. Wir sind zu sehr durchdrungen von der Schöpferkraft des Geistes, als daß wir die Zukunft aus der Gegenwart berechnen wollten — aber wer die Gegenwart nicht erkennt, kann keine Zukunft schaffen und als Gegenwart muß erkannt werden, daß Gemeinsamkeiten des Gefühls nicht vorhanden sind. Unsere Leser wissen, daß wir sie nicht von der Schule des Redens erwarten, sondern von der Schule des Leidens.

Vorerst geben sich die deutschen Politiker den Anschein in einem isolierten luftleeren Raum zu atmen und die Politik dieses luftleeren Raumes zu bestimmen. Wie sie während des Krieges sich mit preußischem Wahlrecht und der Anfertigung neuer Verfassungen beschäftigten und in der Fiktion lebten, daß man innere Politik von äußerer trennen könne, so fingieren sie jetzt, daß es noch ein Deutsches Reich gebe, in dem sie die politischen und sozialen Einrichtungen zu bestimmen haben. Die Feinde unterstützen dieses Spiel, so wie die Katze mit der Maus spielt, bevor sie sie frißt. Wohl bis zur Ratifizierung des Friedens sehen sie lachend zu, wie in deutschen Parlamenten Achtstundentage, auch Sechsstundentage, Arbeitslosenunterstützungen, die höher sind als bei ihnen die Arbeitslöhne beschlossen werden. Diese Beschlüsse bilden ein Gegenstück zu den während

Digitized by Google

des Kriegs beschlossenen Verfassungen, auf die wir niemals eingegangen sind, weil wir wußten, daß sie in den Papierkorb kommen, wenn England nicht besiegt wird. Es erinnert einigermaßen an den ontologischen Beweis für die Existenz Gottes, wenn manche Leute aus dem Vorhandensein einer Reichsverfassung auf das Vorhandensein eines Reiches schließen.

In Wirklichkeit ist die gegenwärtige Sozialgesetzgebung Bestechungsmaßnahme, wie es unter der alten Regierung die Verfassungsänderungen und die Löhne für die Munitionsarbeiter waren. Nur daß die alte Regierung mit ihren Maßnahmen hoffte, den Zusammenbruch aufzuhalten, während die neue weiß, daß er schon da ist. Es ist etwa der Unterschied, den die Konkursordnung zwischen einfachem und betrügerischem Bankrott macht.

In Wirklichkeit ist das soziale Ergebnis der Revolution ein Paradies der Schieber. In den dritten Klassen von Krankenhäusern liegen die Tuberkulosen wie Sardinen aufeinander, weil die Bauarbeiter nicht bauen, in Militärkuranstalten können Kriegsverletzte nicht elektrisiert werden, weil die Apparate bei den jetzigen Arbeitsverhältnissen deutscher Fabriken nicht fertig werden. Der Kriegsgewinnler kann für teures Geld natürlich immer elektrisiert werden, er kann, wenn ihm das Geringste an der Lunge fehlt, in ein teures Sanatorium gehen und wird auch nicht in Verlegenheit kommen, wenn er ins Ausland gehen will. Man muß diesen Sommer in einen deutschen Kurort gekommen sein, um zu wissen, wie das soziale Ergebnis der sozialen Revolution — nicht in den Reden von Parlamentariern, sondern in Wirklichkeit — ausschaut. Für Geld ist alles zu haben, eine so reine Geldherrschaft hat es in Deutschland noch nie gegeben.

Das politische Ergebnis ist die grundsätzliche Berechtigung aller Landesangehörigen, bei der Verteilung der irdischen Güter gleichberechtigt mitzureden. Es sind aber keine mehr da. Welche Karikatur Bismarcks auch heute noch in gebildeten Kreisen lebt, kann man aus der eben erschienenen Selbstbiographie eines berühmten Mathematikers ersehen, der davon erzählt, wie er zum 80. Geburtstag nach Friedrichsruh entsandt wurde, „wo der gewaltige Mann nach all seinen Großtaten grollend ausruhte“. Der Weltkrieg hat also noch nicht genügt, um zu erkennen, was Bismarck empfunden haben mag, als der Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuert wurde, weil seinem Nachfolger diese Politik „zu kompliziert“ erschien. Die Verehrung für Bismarck beruht auch jetzt noch bei einem großen Teil des deutschen Volkes nicht auf Verständnis — sonst hätten nicht so viele seiner Verehrer für Bethmann Hollweg geschwärmt — sondern darauf, daß die Preußen die Schlacht von Königgrätz gewonnen haben. Noch ganz anderer Art ist die Karikatur Bismarcks, die in den deutschen Arbeitern lebt, der Bismarck von Blut und Eisen, der Arbeiterfeind. Erst wenn sie als Kulis in amerikanischen Gruben arbeiten, werden sie erkennen, daß nie ein Mensch so viel für das leibliche Wohl der deutschen Arbeiter geleistet hat wie Bismarck und niemand dem leiblichen Wohl der deutschen Arbeiter so geschadet hat wie die, die Bismarcks Schöpfung, das deutsche Heer, zerschlagen haben.

Die Frage ist jetzt nur noch, ob das Ende des Reichs, das Vormacht des Deutschtums hätte sein sollen, das Ende des Deutschtums nach sich ziehen wird. Die Reste der Bismarckschen Schöpfung, die in Gestalt von Unterstützungen und Lebensmitteln an die städtischen Bevölkerungen verteilt werden, sind es nicht, aus denen durch Schiebungen ein Neues entstehen kann. Das Gebiet, von dem aus das Deutschtum nach unserer Überzeugung gerettet werden kann, ist ein ganz anderes, dem wir uns jetzt zuwenden. E.

Redaktionell abgeschlossen am 6. September 1919.
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google